

ZEITSCHRIFT
DES
DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.
JAHRGANG 1901. — BAND XXXII.



Nach einer Naturaufnahme von V. Sella.

Bruckmann repr. Schöffelens Pyr.-Korn-Pap.

Monte Rosa von Osten mit dem Macugnaga-Gletscher.

ZEITSCHRIFT
DES
DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN
ALPENVEREINS.

REDIGIERT
VON
HEINRICH HESS.

JAHRGANG 1901. — BAND XXXII.

(M. 245/100 v. 1/100 1/100)

MÜNCHEN 1901
VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.

HERGESTELLT DURCH DIE VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN.

IN COMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG (SCHÖPPING)
IN MÜNCHEN.



10901

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt; alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeit.



11/1 902. Prof. Löwit!

Inhalts-Verzeichnis:

	Seite
1. Dr. C. Diener: Der Gebirgsbau der Ostalpen	1
2. Eugen Oberhummer: Die Entstehung der Alpenkarten	21
3. Franz Ramsauer: Die Alpenkunde im Altertum	46
4. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst: Die Ostalpen in den Franzosenkriegen, IV. Teil	69
5. Dr. Ludwig von Hörmann: Über tirolischen Volkscharakter	100
6. Dr. Paul Puntschart: Herzogseinsetzung und Huldigung in Kärnten	123

7. Dr. E. Böse und Ezequiel Ordoñez: Der Ixtaccihuatl	138
8. Dr. Julius Mayr: Auf den Gran Sasso d'Italia	159
9. Felix von Cube: Hochtouren auf Corsica	167

10. Dr. Heinrich Pfanni: Montblanc über die Aiguille blanche de Pétéret	192
11. Dr. V. Wessely: Die Ostwand des Monte Rosa	203
12. Dr. Hermann Uhde-Bernays: Das Parzinn in den Lechthaler Alpen	216
13. H. Cranz: Der Leoganger Steinberg	246
14. Dr. K. Blodig: Wanderungen im Rhäikon (Schluss)	268
15. Dr. Guido Eugen Lammer: Die Texelgruppe	298
16. Adolf Gastirner: Die Julischen Alpen (Räibler Berge)	319
17. Hans Wödl: Das Biegengebirge im Hauptzuge der Karnischen Alpen	357
18. H. Steinitzer: Die Karnischen Voralpen, II. Teil	392

Vollbilder.

	Zu Seite
1. Monte Rosa von Osten. Aufnahme von V. Sella. Lichtdruck von F. Bruckmann	Titelbild
2. Corsica: Meeresküste bei Porto. Aufnahme von L. L. Kleintjes. Lichtdruck von F. Bruckmann	168
3. Punta Minuta und Capo Larghia. Aufnahme von L. L. Kleintjes. Autotypie von C. Angerer & Göschl	176
4. Bei der Bergerie de Battone. Aufnahme von L. L. Kleintjes. Autotypie von C. Angerer & Göschl	180
5. Paglia Orba und Punta Minuta. Aufnahme von L. L. Kleintjes. Autotypie von C. Angerer & Göschl	184
6. Pétéretgrat des Montblanc. Aufnahme von Donkin. Autotypie von C. Angerer & Göschl	192
7. Hanauerhütte und Umgebung. Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann	224
8. Schlenkerspitze vom Muttekopf. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	232

	Seite
9. Rundblick von der Kogelseespitze. Gezeichnet von E. H. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	240
10. Dreizinthörner vom Kuchelhorn. Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann	256
11. Sulzfluh und Weissplatte. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	272
12. Partnunthal mit Weissplatte. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	288
13. Madrisa vom Madrishorn. Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann	296
14. Hohe Weisse und Lodner. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	304
15. Texel, Rotheck und Trübwand. Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann	312
16. Raibler Seekopf. Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann	320
17. Römerthalschluss und Kl. Bucherspitze. Aufnahme von R. Ghon. Autotypie von C. Angerer & Göschl	328
18. Manhart von Unter-Breth. Aufnahme von F. Rumpel. Autotypie von C. Angerer & Göschl	336
19. Westliche Kastreinspitze. Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann	344
20. Wischberggruppe vom Raibler Schartl. Aufnahme von A. Beer. Autotypie von C. Angerer & Göschl	352
21. Wolayer Seekopf vom Monte Canale. Aufnahme von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	368
22. Valle Cridola und Monte Cridola. Aufnahme von R. Reschreiter. Autotypie von C. Angerer & Göschl	400
23. Grabdenkmal für Ludwig Purtscheller zu Salzburg. Autotypie von A. Bruckmann (mit einem Begleitblatt)	416

Bilder im Texte:

	Seite
1. Profil durch das Steinerne Meer. Nach E. Böse	6
2. Profil durch die Niederösterreichischen Voralpen. Nach A. Bittner	7
3. Übersichtskarte der tektonischen Grundlinien der Ostalpen. Von Dr. C. Diener	11
4. Profil durch die Obercarbon-Scholle der Ahornach-Alpe. Nach G. Geyer	12
5. Schematisches Generalprofil durch das Südtirolische Hochland. Von Dr. C. Diener	16
6. Schematischer Querschnitt durch die Ostalpen. Von Dr. C. Diener	18
7. Pyrenäen und Cevennen in der Athos-Handschrift des Ptolemäus	22
8. Kaukasus und Ararat nach der Athos-Handschrift des Ptolemäus	23
9. Die Westalpen nach Ptolemäus	24
10. Die Ostalpen nach Ptolemäus	25
11. Alpenländer nach der Peutinger-Tafel	26
12. Europa auf der Beatus-Karte, um 776	27
13. Mitteleuropa auf der Ebstorfer Karte, um 1280	28
14. Katalonische Weltkarte, 1375	29
15. Weltkarte des Fra Mauro, 1457	30
16. Süddeutschland nach Nicolaus Cusanus, 1491	31
17. Älteste Karte der Schweiz von K. Türist, 1495	33
18. Die Mittelschweiz nach Äg. Tschudi, 1538 (1560)	35
19. Umgebung von Berchtesgaden nach Apian, 1566	37
20. Die Hohen Tauern nach G. Mercator, 1585	38
21. Die Ötztalferner nach Merian, 1649	39
22. Grindelwaldgletscher nach Merian, 1642	40
23. Karte von Unterwalden nach Merian, 1642	40
24. Salzburg nach Merian, 1644	41
25. Ötztaleralpen nach Peter Anich, 1774	42

26. Gebirge des Dauphiné nach Cassini um 1780		44
27. Der Truppen-Übergang bei Hollenburg. Nach J. A. Klein		91
28. Blick vom Sacro Monte auf Amecameca und den Ixtaccihuatl. Aufnahme von E. Böse		145
29. Gletscher Ayoloco	" " "	148
30. Der Hauptgipfel des Ixtaccihuatl	" " "	151
31. Der nördliche Gipfel des Ixtaccihuatl	" " "	156
32. Der Hauptgipfel des Ixtaccihuatl	" " "	157
33. Assergi mit dem Monte Cefalone	Gezeichnet von E. T. Compton	160
34. Gran Sasso d'Italia von Nordosten	Naturaufnahme	163
35. Der centrale Teil der Cinto-Gruppe	Nach einer Skizze von Felix v. Cube	169
36. Kette des Monte Cinto von Süden	Gezeichnet von F. v. Cube	172
37. Im Schutze der Felsen	Aufnahme von L. L. Kleintjes	174
38. Die Südostabstürze der Paglia Orba-Kette	" " "	178
39. Bergerie de Battone	" " "	181
40. Paglia Orba und Capo Uccello	Gezeichnet " F. v. Cube	183
41. Ausblick von der Punta Minuta	Aufnahme " L. L. Kleintjes	185
42. Punta Minuta und Capo Larghia vom Monte Faló	Gezeichnet " F. v. Cube	187
43. Corte	Aufnahme " L. L. Kleintjes	189
44. Bergerie von Timozzo	Aufnahme " L. L. Kleintjes	190
45. Westgrat des Monte Rotondo	" " "	190
46. Der Spiehlerthurm	Gezeichnet von E. T. Compton	216
47. Karte des Parzinn	Nach einer Skizze " Dr. H. Uhde	218
48. Muttekopfhütte	Gezeichnet " E. T. Compton	222
49. Dremelspitze von der Parzinnspitze	Aufnahme " L. L. Kleintjes	223
50. Parzinnspitze mit Gufelseejoch	Gezeichnet " E. T. Compton	228
51. Gufelsee gegen Westen	" " "	229
52. Kl. und Gr. Schlenkerspitze	" " "	234
53. Bergwerkskopf von Norden	" " "	235
54. Steinsee mit Bergwerkskopf	" " "	237
55. Bad Leogang	" " "	246
56. Birnhorn von St. Leogang	" " "	247
57. Passauerhütte vom Melkerloch	" " "	249
58. Karte des Leoganger Steinbergs	Nach einer Zeichnung " H. Cranz	251
59. Jauzkopf und Daubenkopf	" Aufnahme " "	253
60. Birnhorn vom Kuchelhorn	Gezeichnet " E. T. Compton	257
61. Dreizinthörner von Osten	Aufnahme " H. Cranz	260
62. Dreizinthörner von Norden	" " "	261
63. Kühgratspitze mit Alpenvereinsweg	" " " H. Hueter	274
64. Naafkopf vom Gorvion	Gezeichnet " E. T. Compton	278
65. Schafberggruppe von der Forcla-Alp	" " "	281
66. Tülsunahütte	" " "	290
67. Drusenfluh, Drei Türme und Sulzfluh	" " "	293
68. Madrishorn von der Madrisa	" " "	294
69. Gargellen mit Madrisa	" " "	295
70. Zielbachfall	" " "	303
71. Zielspitze und Gfallwand	" " "	308
72. Rotheck und Texelspitze	" " "	316
73. Manhartgruppe vom Tarviser Bahnhofe	Nach einer Aufnahme von F. Martinek	324
74. Wischberggruppe vom Tarviser Bahnhofe	" " " " " "	325
75. Fünfspitz von Raibl aus	" " " " R. Ghon	327
76. Kleiner Manhart von Süden	" " " " " "	331
77. Die »Platten« im Manhartanstieg	" " " " " "	332
78. Manhartshütte	" " " " " "	334
79. Manhart von den Fünfspitzen	Gezeichnet " E. T. Compton	335
80. Manhart und Manhartgrat von der Koritnica	" Aufnahme " R. Ghon	339

	Seite
81. Kotova špica von Veliki Kot aus	341
82. Wischberg vom Gipfel des Montasch	347
83. Wischberggruppe aus der Seisera	350
84. Alte Wischberghütte	351
85. Thurm und Kaltwasser Gamsmutter	351
86. Höchste Weissenbachspitze vom Kar aus	353
87. Flitschl gegen den Kaltwassergraben	355
88. Karte des Biegengebirges	359
89. Südwand des Seekopfes	370
90. Ob. Wolayeralpe mit Biegengebirge	372
91. Biegengebirge und Wolayerthal	373
92. Monte Canale etc. vom Seekopfe aus	385
93. Tangelloch mit Ausblick nach Norden	386
94. Biegengebirge von Norden	390
95. Häuser von Monte di Sotto	397
96. Aussicht von der Cima Spé gegen die Cima dei Preti	399
97. Monfalcone di Forni, Cima di Forni etc.	405
98. Karte der Clautanischen Voralpen	408
99. Monfalcone di Forni von der Cima Monfalcone	410
100. Aussicht vom Casera Val dell'Inferno	414

Beilagen:

1. Übersichtskarte der Ostalpen, östliches Blatt. Massstab 1:500,000. Ausführung und Verlag von Ludwig Ravenstein in Frankfurt a. M.
2. Blick vom Pfannhorn auf die Dolomiten. Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl.

Der Gebirgsbau der Ostalpen.

Von

Dr. C. Diener.

Unter den vielen Tausenden, die alljährlich unsere herrlichen Alpen durchwandern, hat wohl schon Mancher sich die Frage nach der Entstehung dieses prächtigen Hochgebirges vorgelegt und vielleicht auch in dem reichen, in den Bänden unserer Vereinszeitschrift gesammelten Schätze der alpinen Literatur Belehrung darüber gesucht. Er würde dann erfahren haben, dass es in dieser Literatur in der That nicht an Publikationen fehlt, die ihm bei einer Einführung in die Geologie der Alpen Dienste zu leisten vermögen. Ein Aufsatz von Platz im sechsten und ein solcher von Haushofer im siebzehnten Bande unserer Alpenvereinszeitschrift würden ihm einige Grundzüge des alpinen Gebirgsbaues klar machen; verschiedene Abhandlungen von Löwl, Penck, Rothpletz, Geyer, Wähner, Hörnes, Frech und anderen würden ihn lehren, den Sinn der Gebirgslandschaften innerhalb bestimmter Gruppen der Ostalpen zu deuten; eine Schrift aus der Feder unseres so früh dahingeshiedenen Kollegen Neumayr (1884) würde ihm einen Einblick in die tiefgreifenden Gegensätze zwischen dem jungen Faltengebirge der Alpen und den alten Massengebirgen ihres nördlichen Vorlandes, eine zweite Schrift von E. von Mojsisovics einen solchen in die Unterschiede der geologischen Entwicklungsgeschichte und Struktur zwischen West- und Ostalpen eröffnen.

Wollte jedoch derselbe Leser, angeregt durch derartige Studien, eine zusammenfassende Darstellung des Gebirgsbaues unserer Ostalpen suchen, die ihn über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf diesem Gebiete zu orientieren vermöchte, so würde er eine solche nicht finden. Sie ihm zu bieten, ist die Aufgabe der nachfolgenden Abhandlung.

Selbstverständlich kann eine eingehende Darstellung eines so schwierigen und umfassenden Gegenstandes, wie es die Struktur der Ostalpen ist, in einem schon durch den verfügbaren Raum in dieser Zeitschrift beschränkten Aufsätze nicht erwartet werden. Auch bleibt bei allem Bestreben nach einer Darstellungsweise, durch die eine Voraussetzung von Fachkenntnissen möglichst vermieden und auch weiteren Kreisen ein Anteil an dieser Seite der Naturbetrachtung ermöglicht würde, doch ein gewisses Mass geologischer Kenntnisse die unerlässliche Vorbedingung für das Verständnis einer Schrift, die einige der schwierigsten Probleme der tektonischen Geologie zu streifen gezwungen ist. Die Feldgeologie ist nun einmal, wie ein auch als Bergsteiger in unseren Kreisen bekannter Geograph mit Recht gesagt hat,¹⁾ durchaus kein Gebiet für Laien, und wer die vorliegende, kleine Abhandlung mit Nutzen lesen will, sollte mindestens durch die Lektüre von Gumbel's »Anleitung zu geologischen Beobachtungen in den Alpen« (herausgegeben vom D. u.

¹⁾ Petermann's Geogr. Mittheilungen, Lit. Ber. 1896, Nr. 74.

Ö. A.-V., München 1878) mit dem Gegenstande vertraut und über die Bedeutung der wichtigsten tektonischen und stratigraphischen Bezeichnungen (z. B. über die Reihenfolge der Formationen, die Ausdrücke: Verwerfung, Falte, Sattel, Mulde, Bruch etc.) unterrichtet sein.

Auch muss ich darauf verzichten, die Belege zu den in dieser Veröffentlichung enthaltenen Angaben hier beizubringen oder die Namen jener Forscher zu nennen, auf deren Beobachtungen unsere Kenntnis der Struktur der einzelnen Teile des Alpengebäudes beruht. Dieses ist, ebenso wie die Darlegung aller Einzelheiten, einem anderen Orte vorbehalten.¹⁾

Es sind vor allem zwei Eigentümlichkeiten, die den geologischen Bau der Alpen jenem ihres reich gegliederten nördlichen Vorlandes, des französischen und deutschen Mittelgebirges, gegenüber auszeichnen. Die eine dieser Eigentümlichkeiten giebt sich darin zu erkennen, dass in den Alpen die geschichteten Gesteine noch während der jüngeren Tertiärzeit von intensiven faltenden Bewegungen erfasst und in lang hinstreichende Sättel und Mulden gestaut wurden, während in dem Vorlande der Alpen die Anzeichen so junger faltender Bewegungen fehlen, für den Bau des letzteren, seit der Carbonzeit nicht mehr von Faltungen betroffenen Gebietes vielmehr Verwerfungen, Senkungsbrüche massgebend sind. Zu dieser ersten, für den Gegensatz zwischen jüngeren Falten- und älteren Massengebirgen auf der ganzen Erde bestimmenden Eigentümlichkeit des Auftretens jungtertiärer faltender Bewegungen von grosser Intensität in dem alpin-karpathischen Kettengebirge tritt als ein zweites Merkmal eine ungleich vollständigere Entwicklung der marinen Schichtbildungen. Die Region, die heute die Alpen einnehmen, ist durch viel längere Zeiträume hindurch dauernd vom Meere überflutet gewesen²⁾ als das angrenzende Vorland, auf das Übergriffe dieses Meeres — Transgressionen, wie der Fachausdruck lautet — nur zeitweilig stattgefunden haben. Das beste und bekannteste Beispiel für die Verschiedenheit der Entwicklung der Schichtfolge im alpinen und ausseralpinen Gebiete bilden die Sedimente der Triasformation, die in den Ostalpen durch eine ununterbrochene Serie von Meeresablagerungen, im germanischen Becken durch Land- und Süsswasserbildungen mit vereinzelt marinen Einschaltungen und nur einer einzigen ausgebreiteteren Ingression des Triasmeeres zur Zeit der Muschelkalkperiode charakterisiert werden.

Die Betrachtung der beiden erwähnten Eigentümlichkeiten des alpinen Gebirgssystems lehrt, dass Fragen von zweifacher Art bei dem Studium des geologischen Baues der Alpen sich ergeben. Die eine Reihe von Fragen bezieht sich auf die Entstehung und Entwicklung der Alpen als ein durch besondere Arten von Störungen (insbesondere jungen Faltungen und Überschiebungen) ausgezeichnetes Gebirge, die andere auf die Geschichte der Sedimente, welche jenes Gebirge zusammensetzen. Die Behandlung dieser beiden Fragen lässt sich jedoch nicht leicht trennen, weil die Wirkungen gebirgsbildender (tektonischer) Bewegungen naturgemäss in der Geschichte der innerhalb der Gebirge zum Absatz gelangten Sedimente sich wieder spiegeln müssen.

Für das Wesen der Alpen als Faltengebirge sind in erster Linie die Faltungen selbst und die aus solchen hervorgegangenen Strukturlinien massgebend. Denn nicht das Auftreten bestimmter Formationsglieder in einer gewissen Reihenfolge oder mit besonderen Merkmalen, noch das äussere, durch die Erosion modellierte Relief, sondern das Auftreten und der Verlauf lang hinstreichender, durch Überschiebungen (Wechsel) und Verwerfungen complicierter Falten ist es, das einem Faltengebirge in erster Linie den Stempel eines solchen aufprägt. Es entspringt

¹⁾ Ein solches Compendium des gegenwärtigen Standes der geologischen Kenntnis der Ostalpen soll im Jahre 1902 bei Freytag & Tempisky unter dem Titel »Bau und Bild der Ostalpen« erscheinen.

hieraus die Aufgabe, bei einer übersichtlichen Zusammenfassung des Baues der Alpen zunächst die durch die Einheitlichkeit des Streichens und durch gemeinsame Züge der Struktur ausgezeichneten und dadurch bis zu einem gewissen Grade individualisierten Abschnitte des Gebirges aufzusuchen, die im Vergleich zu den einzelnen Falten tektonische Einheiten höherer Ordnung darstellen.

Betrachtet man eine geologische Übersichtskarte der Alpen, so springt aus der Verteilung der Schichtgesteine die Gliederung des Gebirges in eine Anzahl streifenförmiger, dem Gebirgsstreichen folgender *Zonen* auf den ersten Blick in die Augen. Wo diese zonale Anordnung auch im Relief, sei es durch den Kontrast der Oberflächenformen infolge der verschiedenen Gesteinsbeschaffenheit (Krystallinische Felsarten, Kalk, Sandstein), sei es durch das Auftreten zusammenhängender Tiefenlinien, entlang der Grenze einzelner Gesteinszonen zum Ausdruck gelangt, ist derselben in der Einteilung der Alpen seit lange Rechnung getragen worden. Die Gliederung der Ostalpen in eine centrale Urgebirgszone, die vorwiegend aus Gneiss und krystallinischen Schiefen zusammengesetzt ist, und in zwei randliche, zumeist aus mesozoischen Bildungen bestehende Kalkzonen, mag als ein allgemein bekanntes Beispiel erwähnt werden.

Die gebirgsbildenden Bewegungen während der jüngeren Tertiärzeit haben den Alpen ein einheitliches Gepräge aufgedrückt. Diesem einheitlichen tektonischen Charakter entspricht jedoch keineswegs eine einheitliche geologische Vergangenheit. An der Hand der geologischen Analyse zerfallen die Alpen vielmehr, wie E. v. Mojsisovics gezeigt hat, in zwei ursprünglich individualisierte Abschnitte von eigenartiger Entwicklungsgeschichte, die man als Ost- und Westalpen unterscheidet. Die Art des Anschlusses der beiden Abschnitte ist noch in mehr als einer Beziehung strittig. Von der nördlichen Kalkzone der Ostschweiz weiss man mit Bestimmtheit, dass sie nicht in der nördlichen Kalkzone, sondern in der Sandstein- oder Flyschzone der Ostalpen ihre Fortsetzung findet. Ebenso fest steht die Thatsache, dass die beiden ostalpinen Kalkzonen zwei den Westalpen fremde tektonische Elemente darstellen, die in den letzteren keine Vertretung besitzen. In welcher Weise die ostalpine Centralzone an die westalpine Zone des Monte Rosa sich anschliesst, ist eine Frage, deren Beantwortung je nach der Auffassung des mächtigen, in seiner Altersstellung noch durchaus unklaren Schichtcomplexes der Bündner Schiefer sehr verschieden ausfallen muss. Auf die Beziehungen der Westalpen zu den Ostalpen soll hier nicht näher eingegangen werden. Die nachfolgenden Ausführungen beschränken sich auf den Versuch einer Übersicht des Gebirgsbaues der letzteren.

Überschreitet man die Ostalpen in der Richtung von Nord nach Süd, so durchquert man eine Reihe von im grossen Ganzen parallelen Gesteinszonen, deren jede aus bestimmten Schichtgruppen in einer bestimmten Entwicklung (Facies) aufgebaut ist und sich in der Regel auch in der Physiognomie der Landschaft von den benachbarten Zonen auffallend unterscheidet. Die Abhängigkeit der Bergformen von dem Gesteinsmaterial und von dem Ausmass der tektonischen Störungen, die dasselbe betroffen haben, wird dem Alpenwanderer auf Schritt und Tritt illustriert. Auf dem Kontrast der beiden Hälften des Aussichtsbildes beruht die Bedeutung einzelner an der Grenze von zwei Zonen gelegener Erhebungen (Hohe Salve, Schmittenhöhe, Dobratsch, Pfannhorn) als Aussichtsberge ersten Ranges. Niemand wird einen Gipfel von der Gestalt und Höhe des Grossglockners in den nördlichen Kalkalpen, einen solchen von der Form des Wendelsteins in der Flyschzone suchen.

Die nördlichste Gesteinszone, die ein Querprofil durch die Ostalpen von der Donau zur venetianischen Tiefebene durchschneidet, ist die nördliche Sandsteinzone oder Flyschzone.

Die Kalkalpen der Nordostschweiz streichen aus den Appenzeller Bergen mit einer leichten gegen Norden gerichteten Ausbiegung (Sigmoide) ihrer Falten über den Rhein nach Vorarlberg. Die Kreideketten des Bregenzer Waldes bilden ihre direkte Fortsetzung. Sie bestehen aus einer mannigfaltig gegliederten Schichtfolge der Kreideformation, die eine der gesamten Kalkzone der Schweiz eigentümliche, als helvetisch bezeichnete Entwicklung zeigt. Der reichen Gliederung der Kreideschichten entspricht der wechselvolle Landschaftscharakter des Bregenzer Waldes, der trotz geringer absoluter Höhe (2000 *m*) eine Fülle verschiedenartiger Typen reizvoller Mittelgebirgsscenerie enthält. Die über der Kreideformation folgenden tertiären Bildungen sind durch Flyschsandsteine mit eingeschalteten Nummulitenkalken vertreten. Der Faltenbau des Bregenzer Waldes ist ein sehr regelmässiger. Es ist eine Reihe von Mulden und Sätteln vorhanden, die eine Tendenz zur Überschiebung nach Norden erkennen lassen, indem der äussere, nördliche Schenkel jedes einzelnen Sattels steil gestellt oder gar überkippt ist.

Durch die an Breite stark zunehmende Kalkzone nach Norden gedrängt, erscheint die aus den Gesteinen helvetischer Entwicklung bestehende Randzone zwischen Lech und Salzach erheblich reduziert und durch die Erosion in eine Anzahl von einzelnen, niedrigen Vorbergen der Kalkzone aufgelöst. Eine orographisch selbständige Gebirgszone am Nordrande der Kalkalpen tritt uns erst wieder auf der Strecke von Salzburg bis Wien entgegen. Aber der landschaftliche Charakter ist hier ein völlig anderer geworden als im Bregenzer Wald. Nicht nur die tertiären Bildungen (Eocän und Oligocän), sondern auch die gesamte Kreideformation sind östlich von der Salzach durch eine einförmige Sandstein- und Mergel-(Flysch-)Entwicklung vertreten, deren eigentümliche Art der Verwitterung sanft gerundete Bergformen, das vollständige Fehlen von Schuttansammlungen, die Bildung einer wasserundurchlässigen, zumeist mit reicher Waldvegetation bedeckten Lehmdecke und den Mangel an Quellen bedingt. Die dichte Vegetation und die Bedeckung des Grundgebirges mit Verwitterungslehm erschweren den Einblick in die Struktur der Zone, die wohl eine Region intensiver Faltung darstellt. Eine sehr auffallende Störungslinie bezeichnet die Grenze zwischen der Flyschzone und der nördlichen Kalkzone. Diese Linie ist fast der ganzen Ausdehnung beider Zonen entlang eine Überschiebung, indem die Gesteine der Kalkzone über jene der helvetischen Entwicklung geschoben sind, so dass man bei dem Eintritt aus dem Bregenzer Wald in den Rhätikon oder aus dem Wiener Wald in das Kalkgebirge des Höllenstein-Zuges aus den jüngeren in ältere Schichten gelangt, obwohl die ersteren von den letzteren überlagert werden, und man daher nach den Lagerungsverhältnissen gerade die umgekehrte Altersfolge annehmen sollte.

So bedeutsam diese Grenzlinie zwischen Flysch- und Kalkzone ist, so wenig prägt sie sich im Relief des Gebirges aus. Nirgends folgt ihr ein grösseres Längenthal. Auch sonst sind innerhalb der Flyschzone Beziehungen der Thalbildung zur Tektonik kaum nachweisbar.

In ganz Oberbayern ist das der Flyschzone nordwärts vorliegende oligocäne und miocäne Vorland noch von denselben gebirgsbildenden Bewegungen betroffen worden, die die Flyschzone der Ostalpen aufgerichtet haben. Diese Thatsache wird durch die Aufschlüsse in den Kohlenbergbauen von Peissenberg und Miesbach bewiesen, doch bildet die gefaltete Molasse hier nicht mehr eine auch orographisch markierte Bergzone wie in der Schweiz, wo ihr noch Erhebungen von 1800—2000 *m*, wie Speer und Rigi, zufallen. Im österreichischen Donaugebiet liegt die miocäne Molasse am Nordfusse der Alpen flach und ungestört.

An die Flyschzone schliesst sich im Süden die nördliche Kalkzone der Ostalpen. Obwohl die Grenze zwischen beiden Zonen nirgends durch tiefe Längen-

thäler im Relief des Gebirges gekennzeichnet wird, trennen sich dieselben doch in ihrer Zusammensetzung, Tektonik und Sculptur auf das schärfste. Den Hauptanteil an dem Aufbau der Nordkalkalpen nehmen Meeresablagerungen der Triasformation in der Ausbildung als mächtige Kalke und Dolomite. Zwei solche Kalk- und Dolomitmiveaux — ein tieferes des Wettersteinkalkes, Ramsaudolomits und Reiflingerkalkes, und ein höheres des Dachsteinkalkes und Hauptdolomits — sind es insbesondere, die als die eigentlich formengebenden Elemente in der Landschaft auftreten. Die Bildungen der jüngeren mesozoischen Epochen, Lias, Jura und Kreide, stehen an Verbreitung und Mächtigkeit hinter den Ablagerungen der Trias sehr erheblich zurück. Das Vorkommen alttertiärer Meeresbildungen ist auf drei Stellen (Innbucht zwischen Brixlegg und Reit im Winkel, Reichenhall und Radstadt im Ennstal) beschränkt. Das merkwürdigste unter diesen Vorkommen ist das letztere, da es beweist, dass das alttertiäre Meer nicht nur den Rand der zur Eocänzeit bereits als Gebirge bestehenden Kalkalpen bespülte, sondern in einer tief eingreifenden Bucht sich bis an den Nordrand der krystallinischen Centralzone erstreckte.

Die Gesteinsfolge und die Entwicklung der einzelnen Schichtgruppen ist in der nördlichen Kalkzone und in der Flyschzone, beziehungsweise den Kalkalpen der Nordostschweiz durchaus verschieden. Marine Trias fehlt in den letzteren vollständig. Aber auch Jura und Kreide sind in beiden Zonen nicht in gleicher Weise ausgebildet. Besonders auffallend ist der Kontrast der helvetischen und austroalpinen Entwicklung zur Zeit der oberen Kreide. Der einförmigen Flyschentwicklung im Osten der Salzach oder den Seewenschichten des Bregenzer Waldes steht in den nördlichen Kalkalpen eine mannigfaltige, durch ihre reiche Fauna charakterisierte Ausbildung der oberen Turon- und Senonstufe als »Gosauschichten« gegenüber.

Von der Basis der Triasformation bis zur rhätischen Stufe aufwärts folgen die einzelnen Schichtglieder innerhalb der Kalkzone regelmässig aufeinander, so dass man hieraus auf die Abwesenheit grösserer gebirgsbildender Bewegungen während der Triasepoche schliessen darf. In den Bildungen der jüngeren Epochen dagegen machen sich Unregelmässigkeiten in der Verbreitung und in der Lagerung gegenüber dem triadischen Grundgebirge geltend. Diese Unregelmässigkeiten erreichen ihr höchstes Ausmass in den als »Gosauschichten« bezeichneten Ablagerungen der oberen Kreide. Noch niemals hat man die Gosauschichten im normalen Schichtverband mit ihrem Liegenden angetroffen. Immer findet man eine Discordanz zwischen denselben und allen älteren Formationsgliedern. Sie sind kanalförmigen, fjordähnlichen Einschnitten der letzteren eingelagert und liegen nicht selten unmittelbar auf der tiefsten Abteilung der Trias, den Werfener Schiefer. Es ergibt sich hieraus die Notwendigkeit einer Annahme intensiver gebirgsbildender Bewegungen vor der Ablagerung der Gosauschichten. Die Kalkalpen müssen bereits zu einem Gebirge aufgefaltet und durch die atmosphärische Erosion soweit modelliert worden sein, dass stellenweise die ganze Decke der triadischen Kalke bis zu ihrer Unterlage, den Werfener Schichten herab, entfernt war, ehe das Kreidemeer in die Thäler jenes Gebirges eingriff und in diesen seine Sedimente, die Gosauschichten, niederlegte. Es fällt also die Haupterhebung der nördlichen Kalkalpen wahrscheinlich in die Zeit vor der Ablagerung der Gosauschichten, während gebirgsbildende Bewegungen minder intensiver Art die Schichten wohl schon seit der Zeit der rhätischen Stufe (oberste Trias) betroffen haben mögen. Dass die Gosauschichten ebenso wie die noch jüngeren alttertiären Ablagerungen selbst wieder bedeutende Störungen erlitten haben, beweist, dass die Kalkzone zusammen mit der Flyschzone am Ende der Oligocän- und zu Beginn der Miocänzeit nochmals eine Phase intensiver Faltung durchgemacht hat. Aus dieser Periode der jüngsten Faltung, in die

man früher die Aufrichtung der Alpen überhaupt in irrthümlich generalisierender Weise verlegt hat, stammen auch die grossen Überschiebungen der Kalkzone über die Flyschzone, durch die heute die Gebiete der helvetischen und der austroalpinen Entwicklung so scharf gegeneinander abgegrenzt erscheinen.

Den Westalpen steht die nördliche Kalkzone der Ostalpen als ein fremdes Element gegenüber. Sie erscheint unvermittelt am Nord- und Ostrande der ausgedehnten, von alttertiärem Flysch erfüllten Mittelgebirgsregion des Prättigau, im Rhätikon, der auf seiner Innenseite an die krystallinische Masse der Silvretta grenzt, auf den drei übrigen Seiten aber auf den aus jüngeren Gesteinen (Flysch) bestehenden Gebirgssockel hinaufgeschoben ist. Das normale Westost-Streichen der Kalkzone geht im Rhätikon mittelst einer sehr scharfen Umbiegung der dabei einander dachziegelförmig überschiebenden Falten in ein fast meridionales über.

Von den Lechthaler Alpen bis zum Kaisergebirge bildet ein System von parallelen Faltenzügen, deren Streichrichtung nur unbedeutend um jene der ganzen Zone schwankt, das Grundelement im Gebirgsbau der nördlichen Kalkalpen. Neben den Falten und den aus der Zerreissung von solchen hervorgegangenen Überschiebungen, die in der Regel nordwärts gerichtet sind, spielen auch Verwerfungsbrüche, durch die ein Gebirgstheil gegen den anstossenden gesenkt wurde, eine wichtige Rolle. Im Karwendelgebirge scheint eine Anzahl solcher Verwerfungsbrüche älter zu sein als die Faltung, der sie gewissermassen als Ansatzstellen gedient haben. In Nordtirol zeigen die der Centralzone zunächst gelegenen Faltenzüge zumeist ein geringeres Mass von Störungen als die weiter gegen Norden vorgeschobenen. Die am Aussenrande der Zone stehenden Gebirgstheile (Vilser Alpen) weisen die bedeutendsten Complicationen auf. Der ursprüngliche, einfache Faltenbau ist hier kaum noch erkennbar, das Gebirge vielmehr durch ein verwickeltes Sprungnetz in ein Mosaik von einzelnen Schollen aufgelöst, deren Zusammenhang schwer zu entwirren ist. In der Plastik des Gebirges gelangt die auf dem Faltenbau beruhende Kettenbildung in den Lechthaler und Nordtiroler Alpen zu einer ausgeprägten Entwicklung.

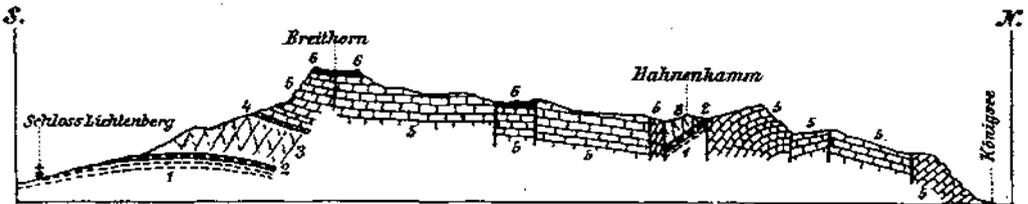


Fig. 1. Profil durch das Steinernes Meer. Nach Böse.

Typus eines durch Verwerfungen in seiner Struktur bestimmten Kalkplateaustockes.

1) Werfener Schichten, 2) Reichenhaller Kalk, 3) Ramsaudolomit, 4) Cardita-Schichten, 5) Dachsteinkalk, 6) Kössener Kalk.

Östlich vom Kaisergebirge macht sich ein anderer tektonischer Typus in der Struktur der Nordkalkalpen geltend. Von Waidring bis Windischgarsten sind schiefe Falten auf den unmittelbar an die Flyschzone grenzenden nördlichen Saum der Kalkzone beschränkt. Der Hauptabschnitt der letzteren dagegen besteht aus Schollen, in denen Anzeichen einer intensiven Faltung fehlen, für deren Bau vielmehr Senkungsbrüche massgebend sind. Dieser Unterschied im Gebirgsbau spricht sich im Relief des Gebirges in dem Kontrast der salzburgischen Hochplateaux (Steinernes Meer, Ewiger Schnee, Tennengebirge, Dachstein) mit den Ketten von Nordtirol aus. Allerdings ist eine scharfe Grenze zwischen Bruch- und Faltungszone nicht vorhanden, da die letztere stellenweise (Umgebung des Hohen Göll) in das Gebiet der ersteren übergreift.

Östlich vom Pass Pyhrn und dem Thale der Steyr zerfällt die Kalkzone in zwei wesentlich verschieden gebaute Stücke, die durch eine Aufbruchszone der tiefsten Triasbildungen entlang der Störungslinie Buchberg—Mariazell—Hieflau—Admont getrennt werden. Diese Aufbruchszone ist die tektonische Axe der nord-östlichen Kalkalpen. Südlich von derselben liegt eine Reihe grosser Plateaustöcke des salzburgischen Typus (Hochschwab, Schneealpe, Veitsch, Raxalpe, Schneeberg), deren Schichten sich zumeist nach Norden neigen. Innerhalb der Voralpenzone auf der Nordseite jener tektonischen Symmetrielinie ist Südfällen der Schichten bei gleichzeitiger oftmaliger Wiederholung der Schichtfolge durch nordwärts übergelegte Falten die Regel. Die Falten sind zumeist zerrissen und der hangende Flügel der Falte ist über den liegenden hinaufgeschoben worden, so dass stets die jüngsten

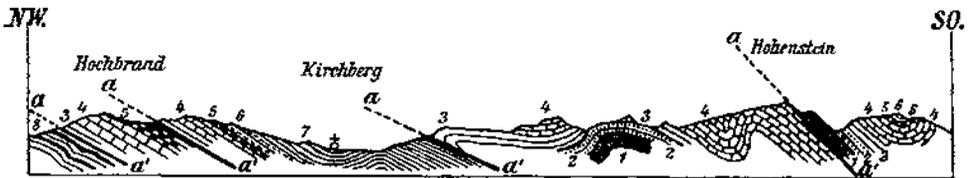


Fig. 2. Profil durch die Niederösterreichische Voralpenzone (Pielachthal). Nach A. Bittner.
Typus einer Faltenzone mit Schuppenstruktur.

1) Reiflinger Kalk, 2) Lunzer Sandstein, 3) Opponitzer Kalk, 4) Hauptdolomit, 5) Kössener Schichten, 6) Lias und Jura, 7) Neocom, 8) Flysch; a—a') Wechselflächen (Überschiebungsrüchse).

Schichten der innersten Gebirgsscholle an die ältesten der nördlich vorliegenden Scholle anstossen. Eine solche Art des Gebirgsbaues bezeichnet man als »Schuppenstruktur«. Die niederösterreichischen Voralpen bieten ein prägnantes Beispiel der letzteren. Die einzelnen Schuppen sind durch Überschiebungen getrennt, die im geologischen Kartenbilde durch auf lange Strecken fortstreichende Aufbrüche älterer Gesteine bezeichnet werden. Die erste Anlage dieser Aufbruchslinien reicht bis in die Kreidezeit zurück, da eine Reihe von Gosauvorkommen an dieselben in der Weise geknüpft ist, dass die Gosauschichten bereits dem tiefsten Triasgliede, den Werfener Schiefen, discordant auflagern. Der Verlauf jener Aufbruchslinien folgt den Contouren des gegen Süden stumpfwinklig vorspringenden Böhmischem Massivs, das sonach die alpinen Faltungen in ihrer Entwicklung beeinflusst hat.

Die Südgrenze der nördlichen Kalkzone wird vom Arlberg bis Gloggnitz durch eine Depression bezeichnet, die östlich von Schwaz einem fortlaufenden streifenförmigen Bande von palaeozoischen Schiefen und Werfener Schichten entspricht. In diese leicht zerstörbaren Schiefergesteine hat die atmosphärische Erosion breite Thalfurchen eingegraben, über denen der südliche Absturz der Kalkzone mit mächtigem Schichtenkopf aufragt. Die höchsten Erhebungen der ganzen Zone (Parseierspitze, Hochkönig, Dachstein) gehören jenem südlichen Schichtenkopf der letzteren an. Die Ausbildung der grossen Längenfurche zwischen Schwaz und Gloggnitz ist allerdings ein Werk der Erosion, aber die erste Anlage derselben ist durch tektonische Störungen bedingt worden. Eine Reihe von Brüchen und südwärts, gegen die Innenseite des Alpenbogens gerichteten Überschiebungen, begleitet den südlichen Absturz der Nordkalkalpen. Ein Teil der Störungen, die zu dem grabenförmigen Einbruch der Schichten entlang der Grenze zwischen den Kalk- und Centralalpen Veranlassung gegeben haben, ist von sehr jugendlichem Alter. Auf der Stoderalpe im östlichen Teile des Dachsteingebirges liegen in 1700 m Höhe Reste braunkohlenführender Tertiärablagerungen, die von den gleichalterigen Ablagerungen in der Sohle des Ennstales durch Verwerfungen von 900 m Sprunghöhe getrennt sind. Um einen solchen Betrag sind noch während der

jüngeren Tertiärzeit in diesem Teile der Ostalpen einzelne Gebirgsschollen gegenüber ihrer Umgebung gesenkt worden.

Die grosse Längsdepression zwischen der Centralzone und der nördlichen Kalkzone reicht in ihrer Entstehung keinesfalls weiter als in die jüngere Tertiärzeit zurück. Sie wird heute von mehreren Längenthälern durchzogen, deren Abflüsse die Kalkzone und die vorliegende Flyschzone in Querthälern durchbrechen. Ein Teil der Querthäler ist unzweifelhaft älter als die Längenthäler und reicht bis in die Kreidezeit zurück (Innthal bei Kufstein, Ennsthal bei Landl). Die Entstehung der Flussschwellen innerhalb der Kalkzone dürfte in eine Zeit fallen, als die Kalkzone von den Centralalpen noch nicht durch eine tiefe Längsdepression geschieden war.

Alle Thäler der Alpen sind in ihren jetzigen Formen Erosionsthäler, Werke des rinnenden Wassers, doch lassen sich gerade in den nördlichen Kalkalpen bei vielen Thälern auch nahe Beziehungen zur Struktur des Gebirges nachweisen. Das auffallendste Beispiel für die Abhängigkeit eines Flusslaufes von tektonischen Linien bietet hier das Thal der Ybbs in Niederösterreich. Es vereinigt eine Combination von longitudinalen und transversalen Elementen, von denen fast jedes einzelne auf eine nachweisbare tektonische Ursache zurückgeführt werden kann.

Von Gloggnitz bis zur Donau bei Nussdorf werden die Kalkalpen und die vorliegende Flyschzone diagonal auf ihr Streichen durch eine nahezu gerade Bruchlinie abgeschnitten, an der die Thermen von Vöslau und Baden hervortreten. Die westlich von der Südbahn gelegenen Abhänge bezeichnen den Verlauf dieser »Thermenlinie«, an der ein Stück des Gebirges versunken ist. Am Rande dieses versunkenen Stückes liegt Wien und das keilförmig zwischen den stehen gebliebenen Flügeln der Kalkzone und den der Centralzone angehörigen Zug des Leithagebirges, der Rosalia und des Wechsels eingreifende inneralpine Becken von Wien entspricht der eingebrochenen Scholle. Die Anlagerung miocäner Süßwasserbildungen an den Bruchrand, denen später ein Eindringen des Miocänmeeres in das Becken folgte, gestattet eine genaue Altersbestimmung jenes Ereignisses.

Geht man über den südlichen Schichtenkopf der nördlichen Kalkalpen hinaus, so betritt man eine neue, in ihren plastischen Verhältnissen durchaus anders gestaltete Gebirgswelt. Es ist die Region der Gneiss- und Schieferberge, die unterhalb der Schneegrenze zwar an Mannigfaltigkeit der Formen und Farben den Kalkalpen nachstehen, aber dort, wo ihre Häupter von Gletschern umflutet in das Reich des ewigen Eises aufragen, den vollen Zauber der erhabenen Schönheit des Hochgebirges entfalten. Die Hauptmasse der Gesteine, die an der Zusammensetzung dieses, die Mitte der Ostalpen einnehmenden und das Rückgrat derselben bildenden Centralzone sich beteiligen, sind krystallinische Felsarten von archaischem Alter, Bildungen, die älter sind als die ältesten Versteinerungen führenden Schichten der Erdoberfläche, und die zu einer Zeit abgesetzt wurden, als noch kein organisches Leben auf unserem Planeten existierte. Obwohl in dem Aufbau der Centralzone oder Urgebirgszone krystallinische Schiefer und Eruptivgesteine weitaus vorherrschen, fehlt es doch keineswegs an jüngeren Schichtbildungen, deren Verbreitung auf die geologische Entwicklungsgeschichte der Centralalpen ein Licht zu werfen geeignet ist. In grösserer Ausdehnung sind palaeozoische Ablagerungen, insbesondere im Gebiete der Grazer Bucht und an dem Nordrande des Ostabschnittes der Centralzone innerhalb des von den älteren Geologen als »Grauwackenzone« zusammengefassten Gebirgsstreifens, nachgewiesen worden, der keineswegs eine einheitliche Zone darstellt, sondern eine grössere Anzahl sehr disparater Elemente umfasst. Marines Obersilur (Dienten, Grebenze, Reiting), marines Devon (Grazer Bucht, Eisenerz), pflanzenführendes Obercarbon (Steinacher Joch, Stangalpe, Wurmalpe, Semmering),

und marines Carbon (Veitschgraben), sind die wichtigsten Glieder der palaeozoischen Serie, die man bisher in fossilführender Entwicklung in der Centralzone kennt.

Auch den mesozoischen Sedimenten, insbesondere den Schiefeln, Kalken und Dolomiten der Triasformation, kommt eine nicht unerhebliche Verbreitung innerhalb der Centralzone zu. Eine dreieckige Scholle von Triasgesteinen setzt den grössten Teil der Münsterthaler Alpen und die Westhälfte der Ortlergruppe zusammen und scheidet in Verbindung mit einem dem Oberlaufe der Etsch im Vinschgau folgenden Zuge jüngerer krystallinischer Schiefergesteine ein nördliches Verbreitungsgebiet altkrystallinischer Bildungen (Silvretta und Ötztthaler Masse) von einem südlichen (Veltliner Hauptzug). Die Worte des Dichters: »Der Ortler, aus Granit gewoben, zur Grenzeshut emporgehoben, ragt glorreich allen Nachbarn vor« — sind, soweit sie sich auf die Zusammensetzung des Ortlers beziehen, nur eine poetische Lizenz, da dieser Berg nicht aus Granit, sondern aus Triasdolomit besteht. Nirgends in den Alpen ragt sonst ein Kalkgebirge als kompakte Mauer zu so bedeutender absoluter Höhe empor, nirgends entrollt es eine so gewaltige, von Firnschneiden und Eisströmen starrende Front, als in der Umrandung des Kessels von Trafoi und in dem südlichen Hemiorama der Stilsferjochstrasse.

Ein zweites Verbreitungsgebiet triadischer Meeresbildungen befindet sich in den östlichen Stubai Alpen, in der Umgebung des Brenners, und entlang dem Nordabhange der Tauernkette. Hier ist es insbesondere ein halbboogenförmiger, nach Norden convexer Streifen zwischen dem obersten Passeier Thale und dem Radstädter Tauern, der durch die Anwesenheit jüngerer, durch ihre Einfaltung und Versenkung in das ältere Grundgebirge vor der Abtragung bewahrt gebliebener Ablagerungen ausgezeichnet ist. Aber auch ausserhalb dieses Zuges, der die Hohen Tauern von den krystallinischen Massen des Ötztthales und des unteren Zillerthales scheidet, sind triadische Reste an so vielen Stellen des krystallinischen Gebirges nachgewiesen worden, dass die Annahme einer Bedeckung der gesamten Tauern durch das triadische Meer immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Eine Gebirgsbildung ist allerdings bereits in vortriadischer Zeit erfolgt, aber das damals entstandene Gebirge (ein Teil des Variscischen Gebirges von Suess) ist später wieder eingeebnet und während der Triaszeit zum grössten Teil vom Meere überflutet worden.

Unter den dem krystallinischen Grundgebirge aufgelagerten Triasschollen ist jene der Radstädter Tauern die grösste. Noch jüngere Formationen als die Trias sind in der nördlichen Umrandung des Beckens von Klagenfurt vertreten, wo Kreide in der Entwicklung der Gosauschichten, marines Eocän im Krappfeld und selbst miocäne Meeresablagerungen im unteren Lavantthal bekannt sind. Die Eocänbildungen sind noch stark gestört, stellenweise sogar senkrecht aufgerichtet, so dass man annehmen muss, auch die Centralzone sei noch gleichzeitig mit den Kalkalpen während der jüngeren Tertiärzeit von gebirgsbildenden Bewegungen betroffen worden. Schollen von Gosaubildungen, die discordant auf den krystallinischen Gesteinen liegen, finden sich ferner in der Kainach bei Graz und an mehreren Stellen der Norischen Alpen.

Die ältesten Bildungen, die in der krystallinischen Schichtreihe der Centralzone in den sogenannten »Centralmassen« hervortreten, sind in der Regel Gneisse. In den Centralmassen der Hohen Tauern hingegen spielen vom Brenner bis zum Lungau Eruptivgesteine die Hauptrolle. Der sogenannte »Centralgneiss« der Tauern, der besser als Granit zu bezeichnen ist, wird gegenwärtig von der Mehrzahl der Forscher als ein eruptives Gestein angesehen, das in die ältere Schieferhülle eindrang, dieselbe zum Teil aufschmolz und im Contact veränderte. Die Masse des Ankogels und der Höchalpenspitze ist die östlichste dieser intrusiven Granitkuppeln.

Mit dem Verschwinden derselben tritt zugleich eine sehr beträchtliche Erniedrigung des Gebirges ein. So sehr sinkt östlich von der Hochalpcnspitze die Gipfelhöhe in den Centralalpen herab, dass sie von jener der in dem gleichen Meridian gelegenen Erhebungen der nördlichen Kalkzone übertroffen, der südlichen Kalkzone zum mindesten erreicht wird.

Wann die Granite der Tauern, die man mit dem Protogin des Montblanc in den Westalpen vergleichen kann, in die Schieferhülle eindringen, ist eine durchaus controverse Frage. Wahrscheinlich ist das Alter der Granitintrusion ein sehr hohes, höher als jenes der vortriadischen (variscischen) Gebirgsfaltung. Es ist aber auch ein Gürtel granitischer Eruptivgesteine innerhalb der Centralzone vorhanden, der unzweifelhaft jünger ist als die Trias. Zu diesen Granitmassen des »Periadriatischen Randbogens« (Salomon) gehören die Eruptivstöcke des Adamello, des Kreuzberges und des Iffinger bei Meran, der Brixener Granitmasse, der Rieserferner, des Zinsnocks, der Granitmasse von Eisenkappel in Kärnten und des Bachergebirges.¹⁾ Die Intrusion derselben in die umgebenden Schichtbildungen fand frühestens während der Kreidezeit, wahrscheinlich aber erst während der Tertiärepoche (Oligocän) statt.

Der Bau der Centralzone der Ostalpen ist ein sehr verwickelter und noch durchaus nicht in allen Einzelheiten aufgeklärt. Der Hauptstamm der Centralzone östlich vom Brenner beschreibt einen gegen Norden convexen Bogen. In der ganzen östlichen Hälfte dieses »Tauernbogens« ist das Schichtstreichen nach Südost gerichtet, so in den Centralmassen des Hochnarrs, Ankogels, der Hochwildstelle, und in der Steirischen Masse. Diesem Tauernbogen ist im Nordosten ein zweiter Zug von Centralmassen, der »Nordsteirische Gneissbogen« vorgelagert, der im Bösenstein-Massiv ebenfalls Nordwest—Südost streicht, im Murthale bei St. Michael sein Streichen in einer Bogenwendung von 90° umbiegt und über die Kleinalpe, die Mürzthaler Masse, das Massiv des Wechsels, das Leithagebirge und die Hainburger Berge den Zusammenhang mit den Karpathen vermittelt. Durch das Auseinandertreten dieser beiden Äste der Centralalpen entsteht die von jüngeren, palaeozoischen Ablagerungen erfüllte Bucht von Graz. In dem Verlaufe des Nordsteirischen Gneissbogens giebt sich die Abhängigkeit von dem gegen Süden in stumpfem Winkel vorspringenden Umriss der Böhmisches Masse zu erkennen.

In der Centralzone nimmt die Intensität der Faltung gegen Osten ab. An die Stelle des complicierten Faltenwurfes, der den südlichen Abhang der Hohen Tauern charakterisiert, ist beispielsweise im ganzen Steirischen Massiv (Koralpenzug) ein einfacher Gewölbebau getreten. Diese Abnahme in der Intensität der Gebirgsstörungen findet auch in den hypsommetrischen Verhältnissen einen Ausdruck. Dennoch tauchen die Centralalpen gegen Osten nicht allmählig unter das Pannonische Tiefland hinab, sondern sind von scharfen, bogenförmig verlaufenden Bruchrändern begrenzt. Zwischen den beiden kesselförmigen Einbrüchen von Ödenburg und Graz ragt der krystallinische Sporn von Güns hervor. Jungtertiäre Eruptivbildungen liegen theils am Rande (Landsee, Pullendorf), theils innerhalb der Kesselbrüche (Gleichenberg, Riegersburg). An den Bruchrand lehnen sich zunächst miocäne Süßwasserbildungen (Braunkohlen von Eibiswald), dann folgen Meeresablagerungen von demselben Alter wie jene innerhalb des Beckens von Wien.

Während der Miocänzeit ragte die Centralzone nicht nur bereits als ein Gebirge über ihre Umgebung auf, sondern auch manche der noch heute bestehenden Thalzüge waren zu jener Zeit schon vorhanden, wie die Verbreitung pflanzen-

¹⁾ Die Granitmassen des Periadriatischen Randbogens sind auf der nebenstehenden Übersichtskarte mit den lateinischen Buchstaben a—h in der obigen Reihenfolge bezeichnet.

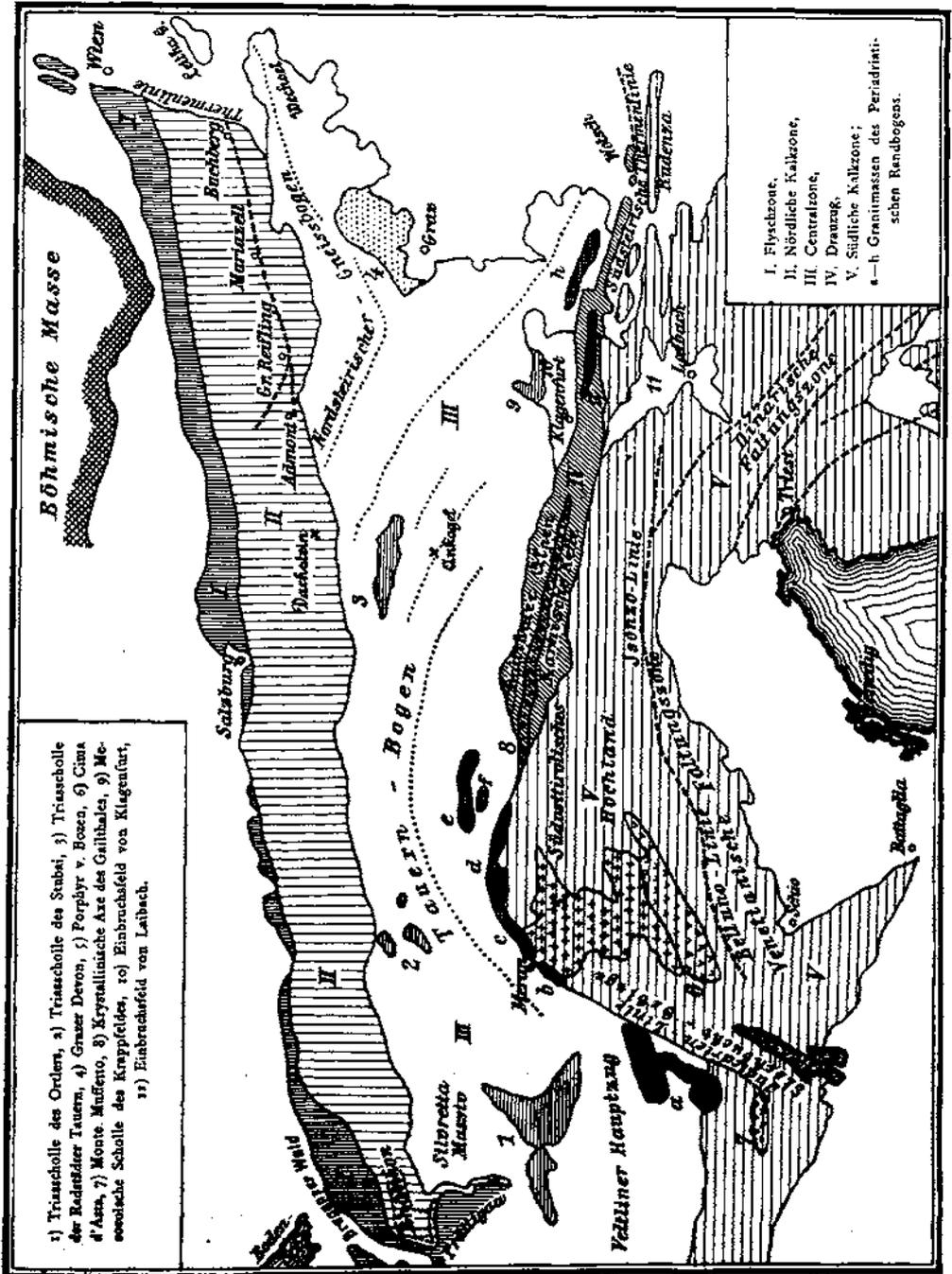


Fig. 3. Übersichtskarte der tektonischen Grundlinien der Ostalpen.

führender Miocänschichten in Steiermark und Kärnten entlang alten Erosionslinien erkennen lässt. So existierte z. B. die die Mur und Mürz verbindende Längsfurche schon zu Beginn der Miocänapoche.

Ein langer, geradliniger Gebirgszug beginnt in der Gegend von Innichen im Pusterthal und streicht, die Karnischen Alpen und deren Fortsetzung, die Karawanken, umfassend, durch Kärnten und Südsteiermark an den Südfuss des Bachergebirges. Dieser als Drauzug bezeichnete Gebirgsstreifen, der beinahe seiner ganzen Erstreckung nach ein mittleres von Westnordwest gegen Ost-südost gerichtetes Streichen unverändert festhält, stellt ein tektonisch selbständiges Element dar, das sich zwischen die Centralzone und die südliche Kalkzone östlich von der Drauquelle einschaltet. Der tektonischen Achse des zwischen jene beiden Zonen gleichsam eingekeilten und sehr gestörten Gebirgsstreifens entsprechen zwei langgezogene Aufbrüche von kristallinischen Gesteinen. In den westlichen axialen Aufbruch ist die Furche des Gailthales eingeschritten, in dem östlichen liegen die intrusiven Granite von Eisenkappel. Im Norden dieser axialen Aufbruchszonen älterer Gesteine erscheint ein schmaler Zug von Trias- und Jurabildungen in der gleichen Entwicklung wie in den Nordalpen. Er setzt die Gruppe der Kalkberge bei Lienz, die Gailthaler

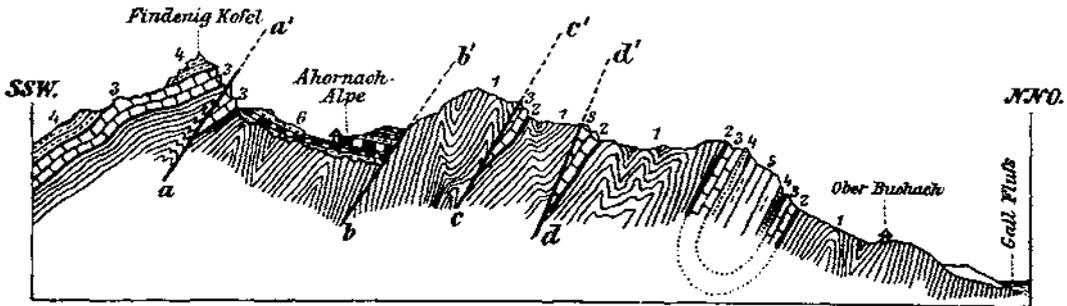


Fig. 4. Profil durch die Obercarbon-Scholle der Ahornach-Alpe (Karnische Alpen). Nach Geyer. Beispiel einer tektonischen Discordanz zwischen dem Obercarbon und dem vor dessen Ablagerung gefalteten und abradierten Grundgebirge.

- 1) Untersilurische Thonschiefer, 2) Graptolithenschiefer des Obersilur, 3) Netzkalke des Obersilur, 4) Thonschiefer des Obersilur, 5) Devonische Bänderkalke, 6) Conglomerate und Fusulinenkalke des Obercarbon; a-a', b-b', c-c', d-d' Überschiebungsbrüche.

Alpen bis zum Dobratsch und die ganze Reihe der von der Hauptkette der Karawanken durch Querjocher losgelösten, gegen das Klagenfurter Becken nordwärts vortretenden Bergstöcke, wie Gerlouz, Obir, Petzen und Ursulaberg zusammen. Der die tektonische Achse des Drauzuges im Süden begleitende Gebirgsstreifen, der die Karnische Hauptkette und den Hauptzug der Karawanken (Kosuta-Zug) umfasst, zeigt eine mannigfaltigere Zusammensetzung. Zu den Triasbildungen, die sich in ihrer Entwicklung jenen der südlichen Kalkzone, nicht wie in den Gailthaler Alpen und Nordkarawanken jenen der Nordkalkalpen anschließen, tritt eine mächtige, reich gegliederte Schichtfolge von palaeozoischen Ablagerungen hinzu. Alle Abschnitte der palaeozoischen Ära mit Ausnahme des Unter-carbons sind hier vertreten. Nur zwischen dem Obercarbon und den älteren Bildungen ist eine auffallende Lücke vorhanden, und stets sieht man die obercarbonischen Fusulinenkalke (Krone bei Pontafel) quer über die Schichtenköpfe eines älteren, steil aufgerichteten und zum Teil abgetragenen Grundgebirges gelagert. Die Überlagerung der abradierten Schichtköpfe des steil gestellten silurischen Thonschiefers und Orthocerenkalkes durch flach liegendes Carbon an der Ahornachalpe gehört zu den klarsten Fällen einer tektonischen Discordanz. Derartige Lagerungsverhältnisse lassen sich nur durch die Annahme einer intensiven Gebirgsfaltung erklären, die der Ablagerung

der obercarbonischen Schichten vorangien. Es fällt diese Phase einer carbonischen Gebirgsbildung zeitlich zusammen mit der als »variscische Faltung« allenthalben in Mitteleuropa nachgewiesenen Periode grosser tektonischer Bewegungen.

Der nördliche mesozoische Aussenwall der Karawanken und die krystallinische Aufbruchszone von Eisenkappel brechen vor dem westlichen Rande des Bachergebirges ab. Die Fortsetzung des Kosuta-Zuges jedoch lässt sich über den Südrand des Bacher hinaus durch das Weitensteiner und Gonobitzer Gebirge und die Wotschgruppe bis zum Dreikönigsberge im kroatischen Tieflande verfolgen. Die carbonischen und mesozoischen Gesteine beschränken sich in dem östlichsten Abschnitte des Drauzuges auf schmale Kämmen zwischen mächtigen Falten von Tertiärbildungen, die hier noch das gesamte Miocän umfassen.

Der ganze Drauzug ist eine Region intensiver Faltung. In dem Relief desselben macht sich dementsprechend der Kettentypus in ausgezeichneter Weise geltend. In dem westlichen Abschnitte herrschen nordwärts, gegen die Centralzone überschobene Falten vor. In dem östlichen Abschnitt, der in das kroatische Tiefland eintritt, sind hingegen südwärts gerichtete Überschiebungen nachweisbar. Sie sind insbesondere an eine grosse, durch klippenförmige Aufbrüche von älteren Gesteinen aus den steil auferichteten Tertiärschichten am Südrande des Zuges markierte Störungslinie geknüpft. Diese Störung beschreibt einen flachen, gegen Süden convexen Bogen, der die Contouren des Südrandes der Bacher-Masse widerspiegelt. Auf derselben sind während der Miocänzeit Ergüsse von andesitischen Laven (Smrekouc) auf die Oberfläche emporgedrungen und treten gegenwärtig von Bad Neuhaus bis Rohitsch zahlreiche Thermen und Sauerlinge zu Tage. Die Beziehungen der heissen Quellen und Kohlensäureexhalationen zu den Lavaergüssen der »Südsteirischen Thermallinie« sind durchaus analog jenen, welche die Thermalzone am Südfusse des Erzgebirges zu den Basaltdurchbrüchen der Einbruchszone des Egerthaales bietet.

Gegen Westen keilt der Drauzug in der Nähe von Innichen zwischen der Centralzone und der südlichen Kalkzone der Ostalpen aus. Im ganzen Etschgebiete treten die beiden letzteren Zonen mit einander unmittelbar in Berührung.

Die südliche Kalkzone der Ostalpen weist in ihrem Bau einige erhebliche Unterschiede gegenüber den nördlichen Kalkalpen auf. An der Basis der permischen (Groedener Sandstein und Verrucano), beziehungsweise der triadischen Schichtreihe bricht das krystallinische Grundgebirge stellenweise in der Form von wahren Centralmassiven hervor, so in der Cima d'Asta, und im Monte Muffeto, abgesehen von zahlreichen kleineren Aufbrüchen, wie den Inseln von Recoaro, Lorenzago, Hochenegg und am Südfusse der Steiner Alpen. Es fehlt ferner der südlichen Kalkzone jene Regelmässigkeit des Streichens, die die nördlichen Kalkalpen auszeichnet. Insbesondere ist der südliche Rand der ersteren keineswegs einheitlich gestaltet. Ein einheitlicher natürlicher Rand des Gebirges gegen die Poebene ist auf dem Südabhang der Ostalpen nur auf der Strecke vom Lago Maggiore bis Battaglia bei Padua vorhanden. Der dem Streichen der Faltenzüge folgende Gebirgsrand entfernt sich dabei östlich vom Gardasee immer mehr von den Centralalpen und geht in eine Ostsüdost-Richtung über. Zwischen Battaglia und Schio schneidet ein scharfer Bruch das Gebirge diagonal auf das Streichen der Falten ab. Die Fortsetzung des Gebirges ist jenseits dieses Bruches, den man mit der Thermenlinie von Wien in den Nordalpen vergleichen könnte, vollständig unter den jüngeren Bildungen der venetianischen Ebene versunken. Der Nordrand der venetianischen Ebene ist kein natürlicher, aus dem Abflauen der Falten gegen das Tiefland hervorgegangener Gebirgsrand, sondern die Grenze eines Senkungsfeldes, das durch den Einbruch eines seiner Struktur nach ursprünglich zu den Alpen gehörigen Gebirgs-

stückes gebildet wurde. Die Grenze des Senkungsfeldes greift unregelmässig in die an der Westseite Nordost streichenden alpinen Faltenzüge ein, die mit den dinarischen Faltenzügen des Karstlandes auf der Ostseite der venetianischen Ebene korrespondieren.

In Bezug auf ihre Struktur zeigt die südliche Kalkzone einen mannigfaltigeren Bau als die Nordkalkalpen. Der westlichste Abschnitt vom Lago Maggiore bis zum Lago d'Iseo bildet eine nur mässig gefaltete Region von Trias-, Jura- und Kreidegesteinen, in denen an einzelnen Stellen, insbesondere nahe dem Rande gegen die Ebene, südwärts überschobene knieförmige Falten auftreten. Am Lago d'Idro nimmt eine der grössten Bruchlinien, die man in den Alpen kennt, die Judicarien-Linie ihren Anfang. An ihr schneidet das krystallinische Gebirge des Veltliner Hauptzuges von Roncone bis Meran im Osten an den mesozoischen Bildungen der Kalkalpen ab. Von Meran lässt sich die Judicarien-Linie in einer hakenförmigen Umbiegung nach Osten in das Pusterthal über Bruneck bis gegen Sillian verfolgen. Die granitischen Eruptivmassen des Kreuzberges im Ultenthale, des Iffingers und von Brixen sind auf der Bruchlinie hervorgetreten, deren Effekt in einem Absinken des östlich und südlich anstossenden Gebirgstheiles bestand. Die Sprunghöhe des Verwurfes, der auf der Strecke Roncone-Meran durch den Kontrast in der Physiognomie der aneinandergrenzenden Berge sich auch landschaftlich in sehr auffallender Weise zu erkennen giebt, darf an manchen Orten auf mindestens 2000 m geschätzt werden.

Durch das tiefe Eindringen der Judicarien-Linie in den Körper der Ostalpen erlangt die bis dahin auf einen schmalen Gürtel am Südabhange des krystallinischen Veltliner Hauptzuges beschränkte Kalkzone im Gebiete der Etschbucht eine sehr bedeutende Breite, die jene der nördlichen Kalkzone erheblich übertrifft. Im Osten der Etsch werden zwei weitere tektonische Elemente für den Bau der Zone massgebend. Das eine derselben ist eine ausgedehnte Platte von Porphyry, eines Eruptivgesteins der permischen Epoche. Die Platte oder Scholle des Quarzporphyrs von Bozen hat sich der Faltung gegenüber in hohem Grade widerstandsfähig erwiesen. Sie bildet eine von zahlreichen Verwerfungsbrüchen durchsetzte flache Mulde, die im Nordosten und Süden auf krystallinischen Gesteinen aufrucht, während sie im Westen und Osten von den Steilmauern des Kalkgebirges überragt wird. Die Porphyryplatte erscheint in der Plastik des Gebirges keineswegs von Tiefenlinien umgrenzt, vielmehr bildet sie selbst ein hydrographisches Centrum, dessen radial angeordnetes Flussnetz gegen die Gegend von Bozen convergiert. Unter dem südlichen Schichtenkopf der Porphyryplatte tritt als das zweite der für die Struktur der Kalkzone massgebenden tektonischen Elemente die krystallinische Masse der Cima d'Asta hervor, eine Ostnordost streichende Aufbruchswelle vom Lago di Caldonazzo bis Agordo bildend, die einen jüngeren, granitischen Intrusivkern enthält.

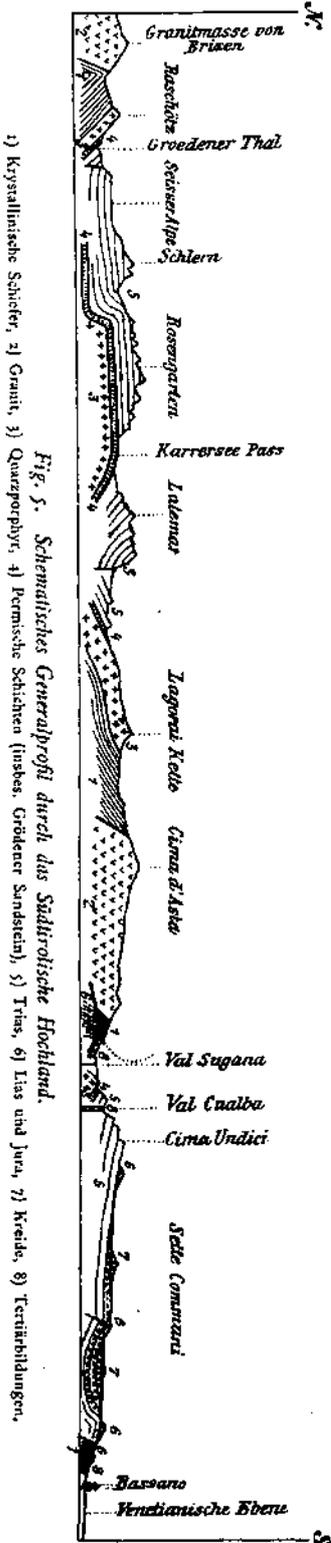
Der Bau des Etschbuchtgebirges, das zwischen den an der Judicarien-Linie gegen Osten abschneidenden Veltliner Hauptzug und den Westrand des Bozener Porphyryplateaus und des Asta-Massivs eingekeilt ist, wird von den drei genannten Elementen beeinflusst, die sich den faltenden Bewegungen gegenüber gewissermassen wie Stauungshindernisse verhalten haben. Es herrscht hier die Regel, dass die Falten stets nach der dem Stauungshindernisse entgegengesetzten Richtung überkippt sind, sozusagen von dem Stauungshindernisse wegblicken. So herrscht dem ganzen Ostrande des Judicarienthales entlang eine aus der Zerreissung von südwärts überschlagenen Falten hervorgegangene Schuppenstruktur. In dem mittleren Teil der Etschbucht zählt man von der Judicarien-Linie bis zum Westrand des Asta-Massivs drei grosse Hauptfalten. Die westlichste bildet das breite Tonnengewölbe der Brenta-Kette. Dann folgt die nach Südost überschlagene Falte des Monte-

Gazza; endlich der Zug des Orto d'Abramo. Alle diese Falten zeigen das Nordost bis Nordnordost gerichtete Streichen der Judicarien-Linie. In der ganzen Etschbucht ist daher das Streichen der mesozoischen Schichten diagonal auf das Hauptstreichen der Ostalpen gerichtet. Nur die Kette des Orto d'Abramo fällt bereits in das Gebiet der Interferenz der im Sinne der Judicarien-Linie streichenden Falten mit jenen die durch den Südrand des Asta-Massivs in ihrem Verlaufe beherrscht werden. Die Hauptfalte des Orto d'Abramo-Zuges besitzt im Monte Baldo und Monte Bondone noch in ausgezeichneter Weise das judicarische Nordnordost-Streichen und ist nach Osten überkippt. Bei Trient aber biegt diese Falte in einer scharfen Drehung nach Osten um und wird zugleich nordwärts¹⁾ überkippt, indem sie in den Stauungsbereich des Asta-Massivs geräth. Dieser Übergang aus der judicarischen in die venetianische Faltungsrichtung wiederholt sich noch bei mehreren Falten, die die untere Etsch überschreiten. Der Charakter des Etschthales wechselt daher von Neumarkt bis Ala ungeachtet der gleich bleibenden Richtung des Flusslaufes. Nur von Neumarkt bis Lavis entspricht dasselbe einem echten Längenthal. Zwischen Trient und Ala dagegen ist das Thal wohl im Sinne der judicarischen Falten eingesenkt, schneidet diese jedoch an den Stellen, wo sie bogenförmig in das Westost gerichtete venetianische Streichen übergehen. Auch in seinem landschaftlichen Charakter weicht dieses Thalstück demzufolge von der nördlich und südlich anschliessenden Thalstrecke auffallend ab.

Das Etschbuchtgebirge ist eine Region ausgeprägter Faltungen. Das Gleiche gilt von der venetianischen Voralpenzone im Süden der Asta-Masse. Im Etschbuchtgebirge sind die Falten in der Regel nach Ost südost und Südost, in den venetianischen Voralpen nach Süden gegen die Ebene zu überstürzt. Die krystallinische Masse der Cima d'Asta selbst ist an ihrem Südrande über Sedimente von viel jüngerem Alter — Jura und Kreide — hinaufgeschoben. An der Zusammensetzung des Etschbuchtgebirges nehmen vorwiegend Trias und Jura, untergeordnet auch Kreide und alttertiäre Bildungen, an jener der venetianischen Voralpenzone vorwiegend Jura, Kreide und Tertiär Anteil. Eine scharfe Discordanz, wie sie in den Nordkalkalpen die Gosaubildungen der oberen Kreide allen älteren Schichten gegenüber charakterisiert, fehlt innerhalb der Faltungsregion des westlichen Abschnittes der südlichen Kalkzone. Eine bedeutende Verbreitung bei reicher Gliederung gewinnen ältere Tertiärablagerungen in dem durch den Gebirgsrand Verona—Battaglia und die Bruchlinie von Battaglia—Schio eingeschlossenen, dreieckigen Raume des vicentinischen Berglandes. Hier haben während der Tertiärzeit grosse vulkanische Eruptionen stattgefunden. Riesige basaltische Lavaströme sind in den vicentinischen Alpen und den Mti. Berici gefördert worden, während in den Euganeen bei Padua ein trachytischer Vulkan (Monte Venda) von den Dimensionen des Aetna aufgeworfen wurde. In den mässig gefalteten Ketten des vicentinischen Berglandes macht sich eine Interferenz der judicarischen und venetianischen Streichrichtung bemerkbar.

Einen wesentlich anderen Charakter besitzt das der grossen Porphyrlatte von Bozen aufgelagerte Triasgebirge, das die unter dem Namen der »Dolomite von Südtirol« bekannte Region des Südosttirolischen Hochlandes umfasst. In diesem Gebiete spielen Faltungen in der Regel nur eine untergeordnete Rolle, während Verwerfungsbrüche das Grundelement des Gebirgsbaues bilden. Steile, mit Überschiebungen kombinierte Aufrichtung der Schichten ist auf einige, räumlich wenig ausgedehnte Abschnitte (Marmolata, Dürrenstein) beschränkt. Flache Lagerung herrscht in den grossen Kalk- und Dolomitstöcken vor, während allerdings die

¹⁾ Eine Ausnahmserscheinung, da sonst die Falten am Südrande des Asta-Massivs in der Regel südwärts überschoben sind.



weichen, plastischen Tuff- und Mergelbildungen an der Basis der letzteren stark zerknittert und zusammengeknetet sind. Auf diesem Wechsel von Tuff- und Mergel-sedimenten mit lokal zu grosser Mächtigkeit anschwellenden und seitlich auskeilenden Dolomitmassen (Schlerndolomit) beruht die landschaftliche Mannigfaltigkeit des südosttirolischen Hochlandes und die Isolierung der einzelnen Dolomitstöcke durch tief eingreifende, mit dem Schmucke einer üppigen Alpenvegetation gezierte Buchten und Hochflächen (Seisser Alpen, Bucht von St. Cassian-Buchenstein, Hochfläche von Zoldo). Während in den mesozoischen Ablagerungen der Nordalpen Eruptivgesteine nur sehr untergeordnet auftreten, war die Zeit der mittleren Trias in Südtirol die Phase gewaltiger Eruptionen von Augitporphyren und Melaphyren. Die Ablagerung eines Teiles der Dolomitstöcke (z. B. der Marmolatakalke und Latemarkalke) ist jenen Eruptionen vorangegangen, durch die bedeutende Massen von Laven und Tuffen gefördert wurden. Seine grösste Ausdehnung jedoch erreichte das Verbreitungsgebiet des Schlerndolomits erst nach dem Abschlusse der Eruptionsepoche. Die kühnen Berggestalten des westlichen Abschnittes der Dolomitregion, Geisslerspitzen, Langkofel, Rosengarten, Palagruppe, bestehen aus Schlerndolomit. Ihre phantastischen Formen sind natürlich ausschliesslich ein Werk der atmosphärischen Erosion. In den Ampezzaner Bergen ist nicht mehr der Schlerndolomit, der hier nur den Sockel des Gebirges bildet, sondern der jüngere, obertriadische Dachsteinkalk das formengebende Element. Aus ihm bestehen die tausendfach gebänderten, durch ihre Schichtung von den prallen Dolomitmauern des Langkofelstockes so auffallend abweichenden Wände des Pelmo, des Monte Cristallo, der Drei Zinnen und der Berge des Sextenthales. Neben den Kalken, Tuffen und Mergeln der Triasformation spielen jüngere mesozoische Ablagerungen nur eine ganz untergeordnete Rolle. Seit der Zeit der oberen Kreide ist das südosttirolische Hochland wohl dauernd vom Meer frei geblieben, das die Region der venetianischen Voralpen und des Etschbuchtgebirges noch während der ganzen älteren Tertiärzeit überflutete.

Der durch das Vorherrschen von Brüchen und durch ein wohl mit der Entwicklung so ungewöhnlich mächtiger Massen von Triasdolomiten und Dachsteinkalken zusammenhängendes Zurücktreten der Faltungen charakterisierte Hauptstamm der südlichen Kalkzone setzt sich mit Westost-Streichen über die Friulaner Hochalpen, die Julischen Alpen (Triglavgruppe) und Steiner Alpen fort und klingt in einer Reihe von parallelen Faltenzügen aus, von denen einzelne sich

weit in die kroatische Ebene erstrecken. Zwischen den Julischen und Steiner Alpen ist der Zusammenhang durch das Senkungsfeld von Laibach, den wiederholten Schauplatz heftiger Erderschütterungen, unterbrochen. Die den östlichsten Abschnitt des Hauptstammes der Südalpen darstellenden Ketten des Savesystems bestehen im Gegensatz zu den westlich anschliessenden Gebirgstheilen aus enge gedrängten, steil gestellten Falten obercarbonischer und triadischer Sedimente, die durch Tertiärbuchten von einander getrennt werden und in intensiv gefalteten Bildungen jungtertiären Alters nach Osten ausstreichen. Drei Phasen gebirgsbildender Bewegungen sind hier deutlich erkennbar. Grosse Brüche und Schollensenkungen, die die Grundlage für die Struktur des Gebirges abgaben, eröffneten während der älteren Tertiärzeit den Raum für ein Eingreifen des oligocänen Meeres. Mit der Bildung neuer Bruchspalten erfolgte am Beginne der Miocänzeit die Eruption bedeutender Massen von andesitischen Laven. Faltende Bewegungen ergriffen endlich die gesamte Schichtreihe mit Einschluss der sarmatischen Stufe während der jüngsten Epoche der Tertiärzeit.

So bildet das Bachergebirge eine sehr auffallende Grenzscheide in der Entwicklung der Ostalpen. Nördlich vom Bacher sind die Ostalpen an ihrem Rande gegen die pannonische Niederung durch scharfe Einbrüche begrenzt, und miocäne Meeresbildungen lehnen sich an diesen Rand in flacher Lagerung an. Südlich vom Bacher laufen die alpinen Falten unbehindert in die Ebene aus, und die miocänen Schichten, die nördlich vom Bacher flach liegen, haben noch an den gebirgsbildenden Bewegungen teilgenommen und sind durch dieselben steil aufgerichtet worden.

Als die Reste alter Centralkerne des Hauptstammes der südlichen Kalkzone sind wahrscheinlich auch die kroatisch-slavonischen Inselgebirge aufzufassen, die ostwärts an der Fruska Gora in Syrmien ihr Ende erreichen.

Von dem Westost streichenden Hauptstamme der südlichen Kalkzone wird die zumeist aus Jura-, Kreide- und Tertiärgesteinen bestehende venetianische Faltungszone durch eine Störung getrennt, deren Westhälfte man als Belluno-Linie, deren Osthälfte man als Isonzo-Linie bezeichnet, und die als ein wahrer periadriatischer Bruch sich vom Südrande des Asta-Massivs bis gegen den Rand des Senkungsfeldes von Laibach verfolgen lässt. Entlang dieser Linie ist auf weite Strecken der nördliche Gebirgstheil über den im Süden vorliegenden geschoben, so z. B. die ganze Triasscholle der Julischen Alpen über die Südost streichenden Faltenzüge der Umgebung von Tolmein und Idria, die bereits dem dinarischen System des Karstlandes angehören. Das Gebiet der österreichischen Küstenländer besteht aus solchen Südost streichenden Faltenzügen, die sämtlich gegen das Adriatische Meer, also gegen Südwest, überkippt sind. Es gehen jedoch die dinarischen Falten der Karstländer vollständig über in jene der venetianischen Faltungszone, so dass eine Grenze zwischen beiden mit Rücksicht auf ihre Struktur nicht ermittelt werden kann. Beide sind miteinander ebenso innig verbunden, als die ostalpine Flyschzone mit den Kalkalpen der Nordostschweiz. Die dinarischen Ketten, die das Ostufer der Adria begleiten, sind ebensogut nur ein von dem Hauptstamme sich ablösender Zweig des Alpensystems, wie der Apennin oder die Karpathen. Das Adriatische Meer selbst ist eine jugendliche Bildung. Das ganze von demselben eingenommene Gebiet war noch während der jüngeren Tertiärzeit festes Land und wurde erst während der Pleistocänzeit durch Einbrüche unter den Meerespiegel versenkt.

Aus der gedrängten Skizze, in der ich hier eine Übersicht der wichtigsten Grundlinien des Baues der Ostalpen zu geben versucht habe, mussten naturgemäss alle jene zahlreichen Details ausgeschieden werden, die das an sich keineswegs

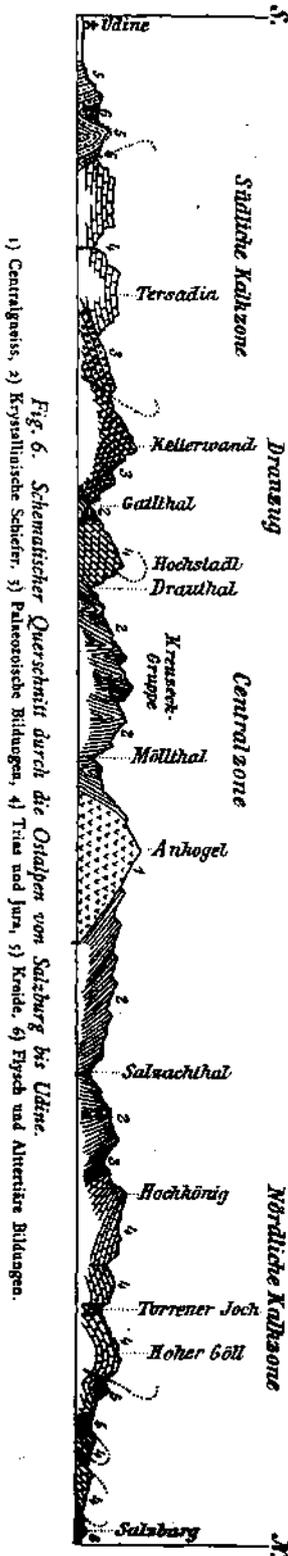


Fig. 6. Schematischer Querschnitt durch die Ostalpen von Salzburg bis Udine.
 1) Centralgneiss, 2) Krystallinische Schiefer, 3) Paläozoische Bildungen, 4) Trias und Jura, 5) Kreide, 6) Eozän und Altäolische Bildungen.

einfache Bild des Bauplanes noch complicierter erscheinen lassen würden. Je tiefer man in das Studium der Struktur der Alpen eindringt, desto schwieriger will es gelingen, die Mannigfaltigkeit der Einzelercheinungen auf einige wenige, einfache Grundformeln zurückzuführen. Als eines der wichtigsten Ergebnisse neuerer Untersuchungen tritt immer schärfer die Thatsache hervor, dass die Ostalpen wiederholt aufgebaut, zusammengebrochen, eingeebnet und wieder aufgebaut worden sind. Im Obercarbon lernten wir eine erste Phase intensiver Gebirgsbildung kennen, aber das zu jener Zeit entstandene Gebirge ist schon während der Triasperiode so vollständig zerstört worden, dass das Triasmeer den grössten Teil der Centralalpen wieder überflutete. Eine zweite Aufrichtung erfuhren die Ostalpen zur Zeit der mittleren Kreide, der dritten, die sich an der Wende der Oligocän- und Miocänzeit und auch noch während der letzteren selbst vollzog, verdanken sie ihre gegenwärtige Struktur.

Es zeigt sich ferner, dass die Ostalpen nicht in dem Sinne symmetrisch gebaut sind, dass gleichartige Sedimentgürtel zu beiden Seiten einer axialen Centralzone einander entsprechen. Der Drauzug findet auf der Nordseite der Centralalpen kein Analogon und der Südrand der Ostalpen bildet keine stetige, durch die Grenze der Faltungsregion gegen das ungefaltete Vorland bedingte Linie, wie der nördliche Randsaum der Alpen vom Salève bei Genf bis zum Kahlengebirge. Die Umrisse dieses Südrandes sind vielmehr durch jüngere Einbrüche bestimmt und die Südalpen selbst unregelmässiger und mannigfaltiger zusammengesetzt als die Nordalpen. Der stärkeren Zerrümmerung des gefalteten Gebirges durch spätere Einstürze in den Südalpen entspricht in verschiedenen Epochen der Erdgeschichte eine erhöhte vulkanische Thätigkeit, von der die Nordalpen nur vereinzelte Spuren aufweisen.

Ein Meister alpiner Geologie hat den Ausspruch gethan, alle unsere Versuche, die Entstehung der Alpen und der grossen Kettengebirge, überhaupt zu erklären, seien nichts als Produkte des Wanderns von Irrtum zu Irrtum. Gewiss ist, dass die Meinungen über diesen Gegenstand im Laufe der letzten Jahrzehnte sich erheblich geändert haben, und dass wir insbesondere von einer klaren Einsicht in das Wesen der dem Mechanismus der Gebirgsbildung zu Grunde liegenden Kraft noch ziemlich weit entfernt sind.

Die ältere Ansicht, dass die Gebirge durch eine vertikal von unten nach oben gerichtete Kraft gehoben worden seien, hat in demselben Masse ihre Anhänger verloren, als gezeigt werden konnte, dass jene feurig-flüssigen Gesteinsmassen, deren Empordringen an die Oberfläche man als Ursache der Hebung und Auseinanderpressung der Schichten betrachtete, sich den gebirgsbildenden Bewe-

gungen gegenüber selbst passiv verhielten und von den letzteren in gleicher Weise wie die sedimentären Gesteine betroffen wurden. Die Mehrzahl der Forscher neigt gegenwärtig der Ansicht zu, dass die Ursache der Aufrichtung der Kettengebirge in einer tangential wirkenden Kraft zu suchen sei, durch die die oberen Schichten der Lithosphäre zu Falten aufgestaut werden, wobei allerdings auch eine wirkliche Hebung der Schichten über das Niveau ihrer ursprünglichen Ablagerung als Consequenz der Faltung stattfindet. Die Faltenbildung selbst ist die Folge einer Verminderung des Volumens der Erde durch Abkühlung (Contractionshypothese). Durch die Erkaltung der Erde verkürzt sich im Laufe langer Zeiträume der Radius des Erdkörpers. Dadurch entstehen an zahlreichen Stellen Einbrüche, unter denen die tiefsten von den Oceanen erfüllt sind, an anderen Stellen legen sich die durch die Schrumpfung zu gross gewordenen Teile der Rinde in Falten, um sich dem verkleinerten Erdkern anpassen zu können. Solchen gefalteten Teilen der Lithosphäre entsprechen die Alpen. Aber auch in dem gefalteten Gebirge selbst finden Einstürze statt und die zusammenbrechenden Stücke werden in späteren Zeiträumen neuerdings gefaltet. In den Ostalpen sind mindestens drei Phasen eines solchen Aufbaues, Zusammenbruches und Wiederaufbaues nachweisbar. Dort, wo die Falten während der Phasen unterbrochener Gebirgsfaltung von Verwerfungen zersplittert und eingesunken sind, sind an den Störungen vulkanische Massen emporgedrungen.

Neben der Contractionshypothese, die in den meisten modernen Theorien der Gebirgsbildung in der verschiedensten Form und Anwendung wiederkehrt, hat in neuester Zeit, insbesondere unter den amerikanischen Forschern ein anderes, gewöhnlich unter dem Namen der isostatischen Theorie zusammengefasstes System von Lehrmeinungen Geltung erlangt. Diese Theorie geht von der Anwesenheit mächtiger Sedimentablagerungen in den Kettengebirgen aus. Durch die dem Festlande entnommenen und an dessen Küstensaume abgelagerten Sedimente wird das Gleichgewicht der Erdkruste gestört und es sollen zur Herstellung desselben Bewegungen eingeleitet werden, die gegen das Festland gerichtet sind und zur Bildung von Falten parallel dem Rande des Festlandes Anlass geben. Auf diese Weise gliedern sich einer einmal bestehenden Centralkette fortwährend neue, jüngere Ketten in parallelen Zonen an.

Eine Anwendung der isostatischen Theorie auf die Ostalpen würde kaum zu überwindenden Schwierigkeiten begegnen. Einmal bedeuten in den Ostalpen die einzelnen Faltungsphasen keineswegs nur die Angliederung je einer neuen Kette am Nord- und Südrande des Gebirges, sondern es wurden dabei stets auch die gesamten schon früher gefalteten Teile der Ostalpen nochmals von gebirgsbildenden Bewegungen ergriffen. Die tektonischen Bewegungen der jüngeren Tertiärzeit finden nicht nur in der Flyschzone, dem Etschbuchtgebirge und der venetianischen Voralpenzone, sondern auch in den beiden Kalkzonen, dem Drauzuge und der Centralzone ihren Ausdruck, also in jener Centralkette selbst, die durch ihre Entlastung von Sedimenten nach der Meinung der Vertreter der isostatischen Lehre den Anlass zu dem Andrängen der Uferbildungen in »Gleitfalten« gab. Es hat aber vor der cretacischen Faltung eine solche Centralkette wahrscheinlich überhaupt nicht bestanden, da während der Trias- und Jurazeit — vielleicht sogar noch während der Epoche der unteren Kreide- der grösste Teil der Centralalpen vom Meere überflutet war, ein grösseres Festland, das die Faltung der Uferbildungen hätte anregen können, daher kaum existiert haben dürfte.

Ebensowenig als die isostatische Theorie haben vereinzelt Versuche, die Gebirgsbildung in anderer Weise zu erklären (z. B. die Expansionstheorie von Mellard Reade oder Reyer's Gleitfaltung) die Contractionstheorie zu verdrängen vermocht.

Unter den modernen Forschern hat insbesondere Eduard Suess die Contractionstheorie durch neue Gesichtspunkte bereichert, weiter entwickelt und ausgebaut. Suess hat auf die Bedeutung der starren, den Alpen vorliegenden Teile der Erdkruste für die Entwicklung der alpin-karpathischen Falten hingewiesen und die Meinung ausgesprochen, die Alpen und die grossen Faltengebirge überhaupt seien durch einen einseitigen tangentialen Schub aufgerichtet worden. Indem er glaubte, dass die Richtung, nach der die Falten überschoben seien, auch die Richtung der Massenbewegung selbst anzeige, schloss er aus jenen zahlreichen Stauungserscheinungen auf der Nordseite der Ostalpen, die eine Anpressung der alpinen Falten an das starre Böhmisches Massiv verraten, auf eine Entstehung der gesamten Ostalpen durch die Aneinanderschweissung einzelner, nach Osten fächerförmig auseinandertretender Gebirgszonen infolge eines einseitigen, nach Norden gerichteten Schubes. Obwohl die Lehrmeinung von der Entstehung der Faltengebirge durch einseitigen Schub der blendenden Darstellungsweise ihres Autors eine sehr grosse Zahl von Anhängern verdankt, ist sie doch der Fülle neuerer widersprechender Beobachtungen in den Ostalpen gegenüber kaum aufrecht zu erhalten. Die Richtung der Falten auf der Südseite der Alpen spricht ebenso entschieden für eine südwärts gerichtete Massenbewegung, als jene der Falten auf der Nordabdachung des Gebirges für eine nach Norden gerichtete Bewegung in den äusseren Teilen der Erdkruste. Seitdem der Nachweis erbracht ist, dass die dinarischen Falten der österreichischen Küstenländer integrierende Bestandteile des Alpensystems sind, fallen die von Suess supponierten Unterschiede einer convexen, durch Faltungen charakterisierten Aussenseite und einer concaven, durch das Vorherrschen von Einbrüchen gekennzeichneten Innenseite der Ostalpen zusammen. Denn die Innenseite der Ostalpen ist gleichzeitig die Aussenseite der dinarischen Faltungen.

In Anbetracht der Argumente, welche der Bau der Ostalpen gegen die Theorie der Gebirgsbildung durch einen einseitigen Schub liefert, dürfte es den Thatsachen besser entsprechen, sich die Entstehung der Alpen durch Zusammenpressung zwischen zwei relativ starren Schollen der Erdkruste vorzustellen, die sich den faltenden Bewegungen gegenüber widerstandsfähiger verhielten als jene Region, die heute die Ostalpen einnehmen. Dabei wird man wohl mit Heim anzunehmen haben, dass die Richtung der Überfaltung in erster Linie von lokalen und Widerstands-Ungleichheiten und insbesondere von dem Verlaufe der älteren Falten abhängt, denen sich die jüngeren in der Regel anschmiegen.

Die Entstehung der Alpenkarten.

Von

Eugen Oberhummer.

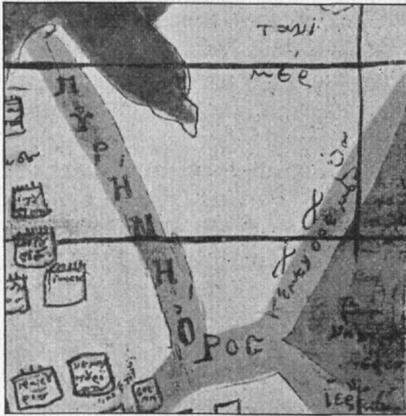
Kein Zweig der kartographischen Thätigkeit stellt an das Geschick und das technische Können des Zeichners höhere Anforderungen als die Wiedergabe des Geländes. Der Hauptgrund für die Schwierigkeit und demgemäss langsame Entwicklung dieser Seite der kartographischen Kunst liegt darin, dass die übrigen Elemente einer Karte, von der Erdkrümmung abgesehen, auf der Papierfläche nur horizontale Verhältnisse wiedergeben und dadurch ohne weiteres leicht verständlich werden, während es sich beim Gelände um die Einführung der dritten Dimension in eine Darstellung handelt, welche sich thatsächlich nur in der Ebene bewegt. Es müssen daher ebenso wie bei der zeichnerischen Wiedergabe körperlicher Gegenstände besondere Hilfsmittel angewendet werden, um bei dem Beschauer den Eindruck körperlicher Formen hervorzurufen, wenn man sich nicht auf rein konventionelle Bezeichnungen beschränken will, wie es ja auch die meisten anderen Signaturen einer Karte sind. Der Spielraum für die Auswahl der letzteren ist im allgemeinen ziemlich beschränkt. Dass Küsten, Flüsse, Verkehrswege und Grenzen durch Linien, Ortschaften bei kleinem Massstabe durch Punkte oder Ringe, in Karten grösseren Massstabes jetzt durch geometrische (früher durch perspektivische) Pläne ausgedrückt werden, ist so naheliegend, dass in dieser Hinsicht die Karten sich im wesentlichen seit Jahrhunderten gleichgeblieben und heute mehr durch den Grad der Genauigkeit und die Vollkommenheit der Ausführung als durch das Prinzip der Darstellung von älteren Karten verschieden sind. Anders bei der Geländezeichnung, wo heute mehr als je die verschiedenartigsten Methoden nebeneinander zur Anwendung kommen und je nach Wahl derselben sich das Kartenbild äusserst ungleichartig gestaltet. Man denke z. B. nur an die Darstellung der Schweizer Alpen in der kleinen Dufourkarte (1 : 250000) und vergleiche damit die in gleichem Massstabe entworfenen beiden Blätter von Ravenstein! Beide Karten stellen, jede ein Meisterwerk in ihrer Art, denselben Gegenstand in so verschiedener Weise dar, dass dem ungeübten Auge das gemeinsame Ziel kaum zum Bewusstsein kommt. Fast ebensogross ist der Unterschied zwischen der grossen Dufourkarte und dem Siegfriedatlas, den Positions- und Atlasblättern der bayerischen Alpen, den älteren und neueren Karten unserer Zeitschrift (Venediger-, Glockner-, Ortlerkarte u. s. w. gegen Ötztal-, Rosengarten-, Ferwallkarte).

Ich habe an anderer Stelle versucht, die wichtigsten neueren Leistungen in der Darstellung der Alpen und anderer Hochgebirge übersichtlich zusammenzufassen,¹⁾

¹⁾ Über Hochgebirgskarten. Vortrag auf dem VII. Internationalen Geographen-Kongress in Berlin 1899 (Verhandl., II, S. 85—98).

und möchte hier als kleinen Beitrag zur Geschichte der Geländezeichnung, über welche wir eine eingehendere Untersuchung von Karl Peucker¹⁾ erwarten dürfen, die älteren Versuche zur Kartographie der Alpen bis zum Beginn der modernen topographischen Karten kennzeichnen. Eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes, auch in der räumlichen Beschränkung auf die Alpen, liegt mir vollständig ferne, da hier nicht der Ort für wissenschaftliche Monographien, sondern für gemeinverständliche Darstellung der wichtigsten Forschungsergebnisse ist. Auch die ersten Anfänge zur graphischen Wiedergabe von Erhebungen der Erdoberfläche, die wir bei aussereuropäischen (besonders den ostasiatischen) Kulturvölkern und teilweise schon bei Naturvölkern beobachten können, sollen an anderer Stelle zur Sprache kommen.²⁾ Dagegen lege ich besonderen Wert darauf, dem Leser hier einige zum Teil schwer zugängliche Proben aus Alpenkarten vom Altertum bis zum 18. Jahrhundert vorzuführen, welche zunächst für sich selbst sprechen und durch die folgenden Ausführungen nur erläutert werden sollen.

Die erste bestimmte Andeutung der Alpen haben wir auf griechischen Karten der beiden letzten Jahrhunderte n. Chr. anzunehmen, nachdem durch die Eroberungen der Römer in Gallien und den Zug Hannibals dieses Gebirge zuerst in den Gesichtskreis der gebildeten Welt gerückt worden war.³⁾ Da wir jedoch keine Karten aus dieser Zeit mehr besitzen, so fehlt uns auch jeder Anhalt zur Beantwortung der Frage, wie etwa auf diesen und noch älteren Karten⁴⁾ die Gebirge zum Ausdruck gebracht waren. Erst aus den letzten Jahrhunderten des Altertums sind uns Werke erhalten, welche uns einen Blick in die Technik antiker Kartographie zu machen gestatten. Das Hauptwerk dieser Art ist die Geographie des



Nr. 1. Pyrenäen und Cevennen in der Athos-Handschrift des Ptolemäus.

Claudius Ptolemäus aus Alexandria (um 150 n. Chr.), deren Text in der Hauptsache die Anweisung zum Entwerfen von 26 (mit der Weltkarte 27) die damals bekannte Welt umfassenden Landkarten in Tabellenform enthält. Der Text war aber nur eine Beigabe zu den Karten, welche Ptolemäus selbst oder unter Mitwirkung eines Gehilfen entworfen hatte und welche in ihrer Gesamtheit einen vollständigen Atlas bildeten. Text und Karten wurden im Mittelalter bei den Griechen durch Abschriften erhalten, unter welchen jene aus dem Kloster Vato-pedi auf dem Athos (um 1200 n. Chr.) als eine der ältesten gilt. Diese Handschrift ist samt den Karten von V. Langlois in Facsimile herausgegeben worden⁵⁾ und enthält gegenwärtig die

einzigste Serie von Ptolemäus-Karten, welche uns unmittelbar in der Gestalt ihrer handschriftlichen

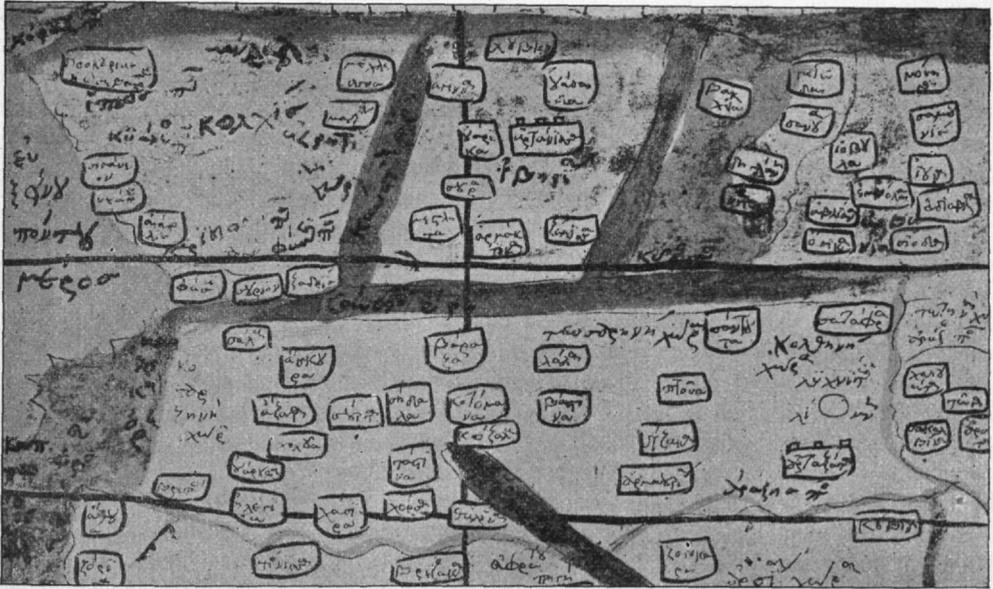
¹⁾ Soll in den Abhandl. der k. k. Geogr. Ges. in Wien erscheinen. Vergl. inzwischen dessen »Schattenplastik und Farbenplastik« (Wien 1898), welche ich in unseren Mittheilungen 1901 Nr. 6 kurz besprochen habe, sowie den Aufsatz »Zur kartogr. Darstellung der 3. Dimension« in Geogr. Zeitschr. 1901, S. 27 ff.

²⁾ In den Sitzungsber. d. philos.-philol. u. d. hist. Kl. d. k. bayer. Akademie d. Wiss. für 1901.

³⁾ Vgl. hiezu den nachfolgenden Aufsatz von F. Ramsauer (S. 46 ff.)

⁴⁾ Die älteste Weltkarte, von der wir Kenntnis haben, ist jene des Anaximander von Milet um 550 v. Chr.

⁵⁾ Géographie de Ptolémée. Paris 1867. Fol.



Nr. 2. Kaukasus und Ararat nach der Athos-Handschrift des Ptolemäus.

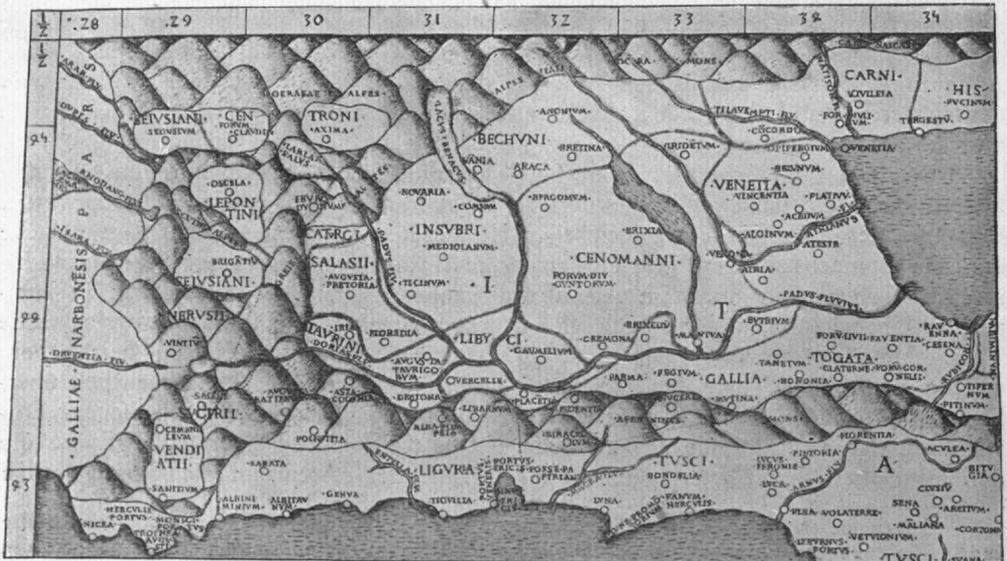
vom 2. bis zum 13. Jahrhundert das Urbild, wie es Ptolemäus entworfen, sicher stark verwischt und besonders die Ausführung im einzelnen flüchtiger und schematischer geworden ist, habe ich dieser Handschrift doch die Darstellung zweier Gebirgsgruppen entnommen, welche sich dort etwas besser abheben als die Alpen. Nr. 1 zeigt uns den Zug der Pyrenäen als einen einfachen Streifen, auf den man von oben (Westen) nach unten liest Πυρήνη ὄρος; an denselben schliesst sich nach rechts ein ähnlicher Streifen, auf dem man mit einiger Mühe Κέμ(μ)εν(ον) ὄρος = Cevennen entziffert. Die Farbe des Streifens ist im Original ein schmutziges Grün. Das Gleiche gilt von der Zeichnung des Kaukasus, den uns Nr. 2 zeigt und zwar mit zwei starken Verzweigungen des Hauptkammes nach Norden, deren westliche dem Seitenkamm entspricht, welcher den Elbrus trägt, während die östliche als eine Andeutung der daghestanischen Alpen gelten kann. In dem Zuge, welcher von dem unteren Rand des Bildes abgeschnitten wird, ist wohl die Gruppe des Alagös und Ararat zu erkennen.

Bis zum 15. Jahrhundert war die Geographie des Ptolemäus nur den Griechen und Arabern, die dazu gehörigen Karten wohl nur den ersteren bekannt gewesen. Erst mit dem Vordringen griechischer Kultur ins Abendland unter dem Drucke der Türkenmacht im 15. Jahrhundert wurden die Werke des grossen alexandrinischen Geographen auch im Abendland eingebürgert, und zwar zuerst in lateinischer Übersetzung, welche auch viel früher im Druck erschien als der griechische Text. Man pflegte diesen lateinischen Ausgaben frühzeitig Karten beizugeben, welche nach dem Texte des Ptolemäus unter Benutzung der handschriftlich überlieferten Karten¹⁾ hergestellt wurden und den Ausgangspunkt für die neuere Entwicklung der Kartographie auf mathematisch-astronomischer Grundlage bilden, die den mittelalterlichen Karten gänzlich fehlt. Eine der ersten und wichtigsten Reihen

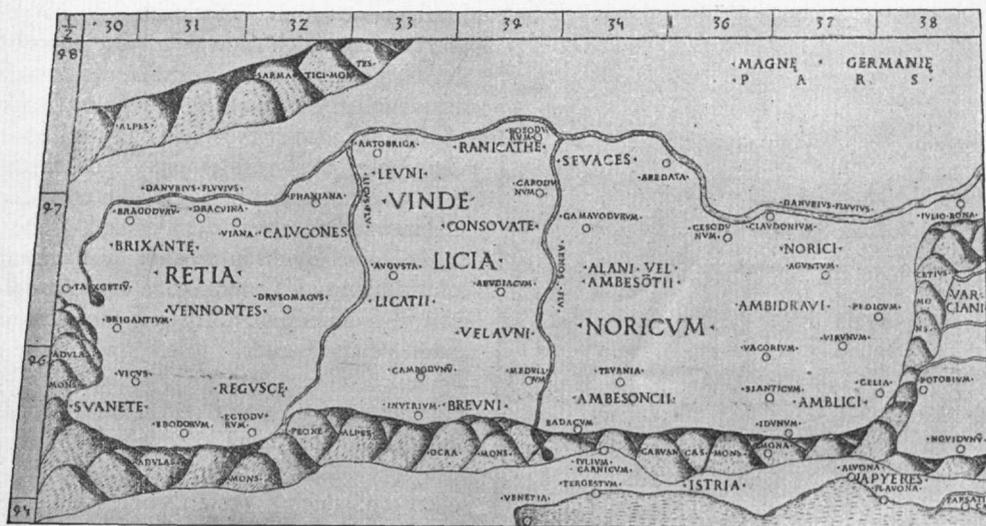
¹⁾ Dass die ersten gedruckten Ptolemäuskarten in Anlehnung an die handschriftlich überlieferten und bereits um 1410 (durch Jacobus Angelus) latinisierten Karten entworfen sind, scheint mir nach den Ausführungen von Nordenskiöld, Facsimile-Atlas Nr. 10, ziemlich sicher; doch bedarf das ganze Verhältnis der gedruckten zu den handschriftlichen Karten noch der Prüfung.

solcher Karten ist jene, welche der 1478 in Rom gedruckten Ausgabe beigegeben und für die römische Ausgabe von 1490 von den gleichen Kupferplatten wieder abgedruckt ist; dieselbe ist neuerdings von A. E. Frhr. v. Nordenskiöld in seinem berühmten Facsimile-Atlas (Stockholm 1889) reproduziert worden, dem die beiden nebenstehenden Clichés entnommen sind. Nr. 3 stellt Oberitalien mit den Westalpen dar. Man erkennt den Zug des Apennin, welcher nach Westen mit den Alpen verschmilzt; der Zeichner hat sich ersichtlich bemüht, die mächtigere Entfaltung des Gebirges in der Gegend des Montblanc anzudeuten. Ein sonderbarer Irrtum des Ptolemäus lässt den Po aus dem Langensee entspringen und giebt diesem den Namen des Comersees (*Laria palus*), während letzterer den Namen des (in unserer Karte namenlosen) Gardasees (*Lacus Benacus*) trägt. Nr. 4 zeigt uns den Zug der Ostalpen nebst einem Teil der mitteleuropäischen Gebirgsschwelle (*Sarmatici montes*). Die nach Osten abnehmende Erhebung der Alpen und ihr Auseinanderstreben (Virgation) am Ostende gegen den Quarnero bei Fiume (*Tarsatica*) einerseits und gegen die Donau bei Wien (*Juliobona* missverständlich für *Vindobona*) andererseits, wo sie mit dem Wienerwald (*Cetius Mons*) enden, kommt bei aller Einfachheit der Zeichnung zum Ausdruck. Bemerkenswert ist, dass wir unter den Teilbezeichnungen des Gebirges bei Ptolemäus bereits dem Namen der Karawanken (*Carvancas mons*) begegnen. Von den Nebenflüssen der Donau erscheinen nur Lech (*Licus*) und Inn (*Aenos*), dessen Ursprung aus einem kleinen Alpensee, freilich östlich des Brenners (*Breumi*), deutlich erkennbar ist.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass das Bild, welches uns diese Karten von der geographischen Lage, der Richtung und dem Verlaufe der Alpen geben, echt ptolemäisch ist. Welche Signatur der alexandrinische Geograph aber zur Bezeichnung der Berge anwandte, ist nicht mit Sicherheit daraus zu entnehmen, da die Handschriften, wie schon Nr. 1 und 2 zeigt, und demgemäss auch die ältesten gedruckten Karten hierin keineswegs übereinstimmen. Doch ist wahrscheinlich die perspektivische Zeichnung von Hügeln oder Bergen, wie sie in Nr. 3 und 4 und den meisten alten Ausgaben vorliegt, ursprünglich ptolemäisch und nur der Kürze und Einfachheit halber in manchen Handschriften und Ausgaben durch breite



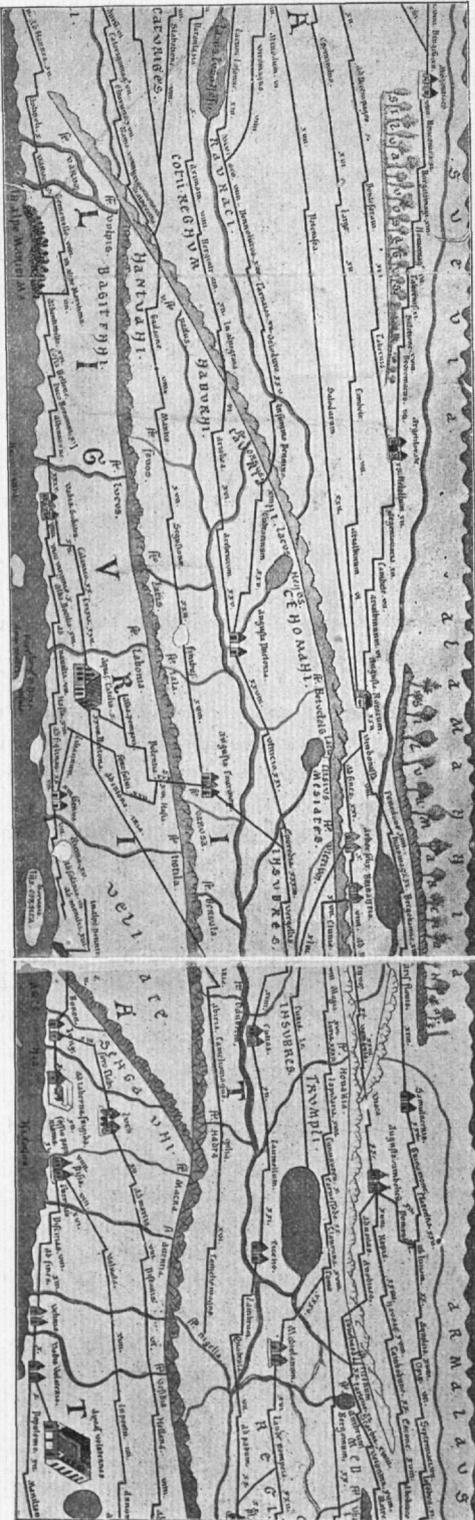
Nr. 3. Die Westalpen nach Ptolemäus (Rom 1478).



Nr. 4. Die Ostalpen nach Ptolemäus (Rom 1478).

Streifen und Striche ersetzt worden, so auch in der ersten in Deutschland gedruckten Ausgabe mit (geschnittenen) Karten (Ulm 1482). Bewahrheitet sich die Annahme, dass die bis Ende des 18. Jahrhunderts übliche perspektivische Bergzeichnung schon von Ptolemäus angewandt wurde, was nur durch Vergleich aller handschriftlichen Karten festgestellt werden kann, dann wäre dies nur ein weiterer Beleg für die von Nordenskiöld a. a. O. mit Recht nachdrücklich betonte Thatsache, dass die ganze Zeichensprache unserer Karten im letzten Grunde auf Ptolemäus beruht.

Wie Karten aussehen, welche ganz unabhängig von dem Einfluss des Ptolemäus entstanden sind, zeigt, von aussereuropäischen (chinesischen u. a.) Karten abgesehen, die Entwicklung der Kartographie des Mittelalters, welche ihrerseits im römischen Altertum wurzelt. Allerdings ist uns von der berühmten, unter Kaiser Augustus durch dessen Minister M. Vipsanius Agrippa hergestellten Karte des römischen Reiches, welche in einer Halle auf dem Marsfelde zu Rom öffentlich zur Schau gestellt war, unmittelbar nichts erhalten; aber wir haben ein damit verwandtes Denkmal aus späterer Zeit (3. Jahrhundert) in der sogenannten Peutingerischen Tafel (*Tabula Peutingeriana*), die 1508 in den Besitz des Augsburger Humanisten und Ratsherrn Konrad Peutinger († 1547) gelangte und gegenwärtig einen der kostbarsten Schätze der Wiener Hofbibliothek bildet. Obwohl die uns vorliegende Kopie, wie der Schriftcharakter zeigt, erst im Mittelalter (wahrscheinlich im 13. Jahrhundert) gefertigt wurde, so giebt dieselbe ohne Zweifel die römische Vorlage im wesentlichen getreu wieder. Hiernach war in derselben der ganze damals bekannte Erdkreis in Form eines Streifens von $\frac{1}{3} m$ Höhe und etwa 7 m Länge dargestellt, was notwendig dazu führen musste, dass die Länder in der Richtung von West nach Ost auseinandergezerrt wurden. Dieses gewaltsame Einzwängen in die Form eines langen und schmalen Streifens war durch die rein praktische Rücksicht auf den Gebrauch der Karte als Rolle veranlasst und die dadurch bedingte Verzerrung der Umrisse dem Zeichner wohl bewusst. Wie bei manchen unserer Eisenbahnkarten die Bahnen als schematische Linien gezeichnet und die Entfernungen willkürlich verkürzt sind, um nur die Richtung nach einem Orte zu bezeichnen, so kam es hier in erster Linie auf eine übersichtliche Aufzeichnung der Strassen an, neben denen Gebirge, Flüsse und Meere als Verkehrs-



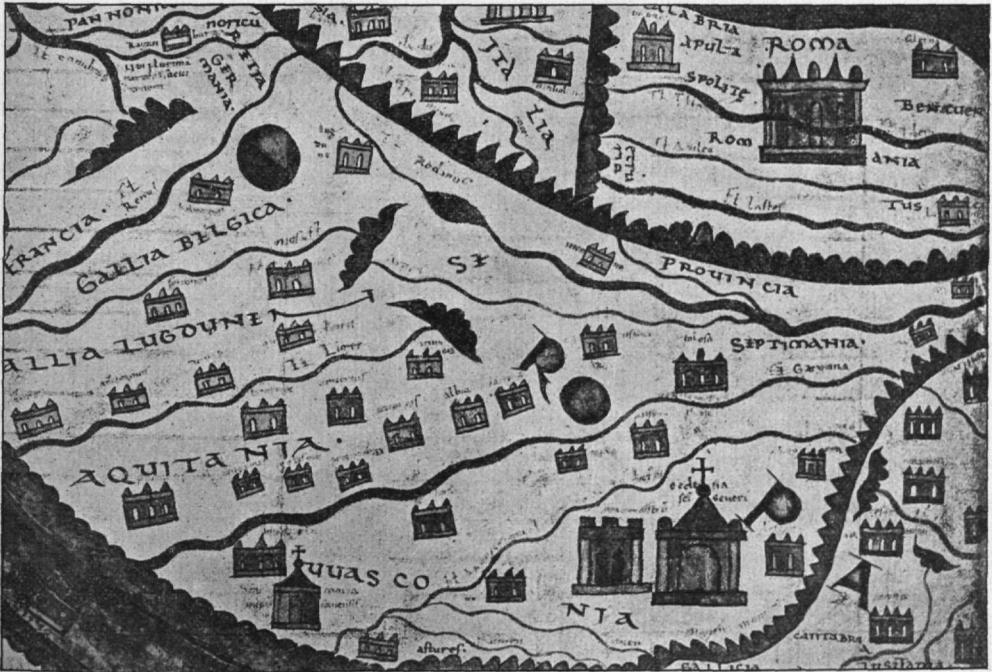
Nr. 5. Alpenländer nach der Peutinger-Tafel (3. Jahrh.).

hindernisse mehr markiert als naturgetreu eingezeichnet waren. Gleichwohl gewährt uns der nebenstehende, nach der Ausgabe von Desjardins (Paris 1868—74) auf etwa ein Drittel der Originalgrösse verkleinerte Ausschnitt (Nr. 5) ein bezeichnendes Bild von der Gebirgsdarstellung der Karte. Wir sehen vom rechten Rande aus einen kammförmigen Gebirgszug, den Apenin, hereinziehen, der nach Südwesten einen Seitenkamm (die apuanischen Alpen) an die Küste gegenüber Corsica entsendet. Der Hauptkamm zieht, nordöstlich von Genua und südlich von Turin (*Augusta Taurinorum*) von Strassen überschritten, nach Westen, begleitet von der Küstenstrasse an der Riviera, welche an der *in alpe maritima* genannten Stelle deutlich über den auffallend gezeichneten Steilabfall der Alpenkette gegen die Küste bei Monaco geführt ist. Jenseits des Flusses *Varus* setzt nun der Hauptzug der Alpen in einem flach geschwungenen Bogen an, der einen kleinen Ast nördlich gegen den Bodensee hin entsendet. Letzterer ist durch die Städte Arbon (*Arbor felix*) und Brengenz (*Brigantio*), sowie durch den nach Westen ausströmenden Rhein gekennzeichnet, dessen Ursprung auf eine Spitze des Alpenkammes führt. Das Gleiche gilt vom Ursprung der Rhone, welche den *lacus losannensis* (am linken Rande) durchfließt. Über das Gebirge führen die Strassen *in alpe cotta* (Mont Genève), *in alpe graia* (Kleiner St. Bernhard), *in summo Pennino* (Grosser St. Bernhard), weiter östlich von *Curia* (Chur) nach *Arbor felix* (s. o.) und von *Clavenna* (Chiavenna) nach *Brigantio* (s. o.), endlich die schon damals viel begangene Strasse über den Brenner, an der wir von Augsburg (*Augusta vindelicum*) südwärts (d. h. nach rechts) u. a. die Stationen *Tarteno* (verschrieben für *Parteno*-Partenkirchen), *Scarbia* (Scharnitz), *Matreio* (Matrei) bemerken.

Ausser den Alpen und dem Apenin finden wir auf unserem Stück der Peutinger-Tafel noch zwei andere Gebirge

in höchst origineller Weise dargestellt, den Schwarzwald und die Vogesen. Ersterer, welcher unter dem Namen *Silva Marciana* erscheint, wurde durch die darauf gestellten Bäume, unter denen wir deutlich Laub- und Nadelbäume unterscheiden, dem baumlosen Alpenkamm als typisches Waldgebirge gegenübergestellt, ebenso die Vogesen, welche bereits den unserem heutigen Wasgau zu Grunde liegenden Namen *Silva Vosagus* tragen.¹⁾

Es ist durch neuere Untersuchungen, besonders von Konrad Miller, dem wir auch die letzte und wohlfeilste Ausgabe der Peutinger-Tafel (Ravensburg 1888) verdanken, festgestellt, dass die römische Reichskarte des Agrippa nicht nur für die späteren römischen Karten, sondern auch für die Mönchskarten des Mittelalters mittelbar oder unmittelbar das Vorbild gewesen ist. Freilich ist diese Weiter-



Nr. 6. Europa auf der Beatus-Karte um 776.

entwicklung der römischen Erdkarte im wissenschaftlichen Sinne eine durchaus rückschrittliche gewesen, indem der Kern thatsächlichen Wissens, welche aus der römischen Vorlage überkommen war, immer mehr entstellt und überwuchert wurde von biblischen und mystischen Zugaben und einer ganz schablonenhaften Darstellung, auf welche gleichwohl oft ein grosser Aufwand an Zeichnung und Farbenpracht verwendet wurde. Regel bei diesen Mönchskarten ist neben der meist kreisrunden, seltener ovalen Form, dass Jerusalem die Mitte, das Paradies den Ost-

¹⁾ Dass die Form *Vogesen* nur auf falscher Lesung schlechter lateinischer Handschriften bei Caes. b. g. IV 10 (wo das Gebirge zum ersten Male genannt wird) u. a. beruht, ist längst anerkannt, s. F(orbiger) in Pauly's Realencycl. d. klass. Altertumswiss. VI 2147 und Kiepert, Lehrb. d. alten Geogr., S. 500 f., A. 4. Die Ableitung des im Französischen richtig zu *Vosges* weitergebildeten *Vosegus* ist unsicher. Auffallend ist, dass die Bergweiden des Gebirges, auf welchen Alpenwirtschaft in einem Umfang getrieben wird, wie mir dies von keinem anderen Mittelgebirge bekannt ist, örtlich immer als *Wasen* bezeichnet werden, so dass es nahe läge, den Namen *Wasgau* hievon herzuleiten, wenn dem nicht entgegenstände, dass zu Cäsars Zeit das Gebirge noch meist im keltischen Sprachgebiete lag.

punkt an der obersten Stelle bezeichnet und sonach die obere Hälfte des Länderkreises von Asien, die untere links von Europa, rechts von Afrika eingenommen wird. In diesem Sinne sehen wir auf vorstehender Nr. 6 Europa (bis zur Adria) als den linken untern Quadranten eines Ovals dargestellt, in welches um 776 n. Chr. der Mönch Beatus in einem Kloster Asturiens (Spanien) seine Erdkarte eingezeichnet hat.¹⁾ Sofort fallen uns hier die sägeförmigen Gebirgszüge ins Auge, deren Darstellung unverkennbar an jene der Peutinger-Tafel erinnert, nur dass der bildliche Ausdruck hier noch mehr zur blossen Signatur herabgesunken ist. Der vom oberen zum rechten Rande bogenförmig ziehende Kamm bedeutet natürlich die Alpen, von welchen sich der Apennin geradelinig nach oben erstreckt. In mehrfach gekrümmter Linie ziehen sodann die Pyrenäen vom rechten zum unteren Rande, während das Hochland von Mittelfrankreich, die Vogesen und der Schwarzwald, entsprechend dem Quellgebiet der Loire (*Liger*), der Saône (*Araris*) und Maas (*Mosa*), sowie der Donau (*Danubius*), durch besondere Berghaufen gekennzeichnet sind. Der Ursprung der Rhone (*Rodanus*), welche den Genfersee durchfließt, des Rheins (*Renus*), des Lechs und Inns (dazwischen Regensburg *Raganburgo*), werden richtig in die Alpen verlegt.

Den Zustand völliger Verwilderung der Darstellung bei Überladung mit Einzelheiten und reichster Farbenpracht zeigt die am Schlusse dieser Entwicklungsreihe stehende grosse Weltkarte aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, welche 1833 in dem ehemaligen Kloster Ebstorf in der Lüneburger Haide aufgefunden wurde.²⁾ Die



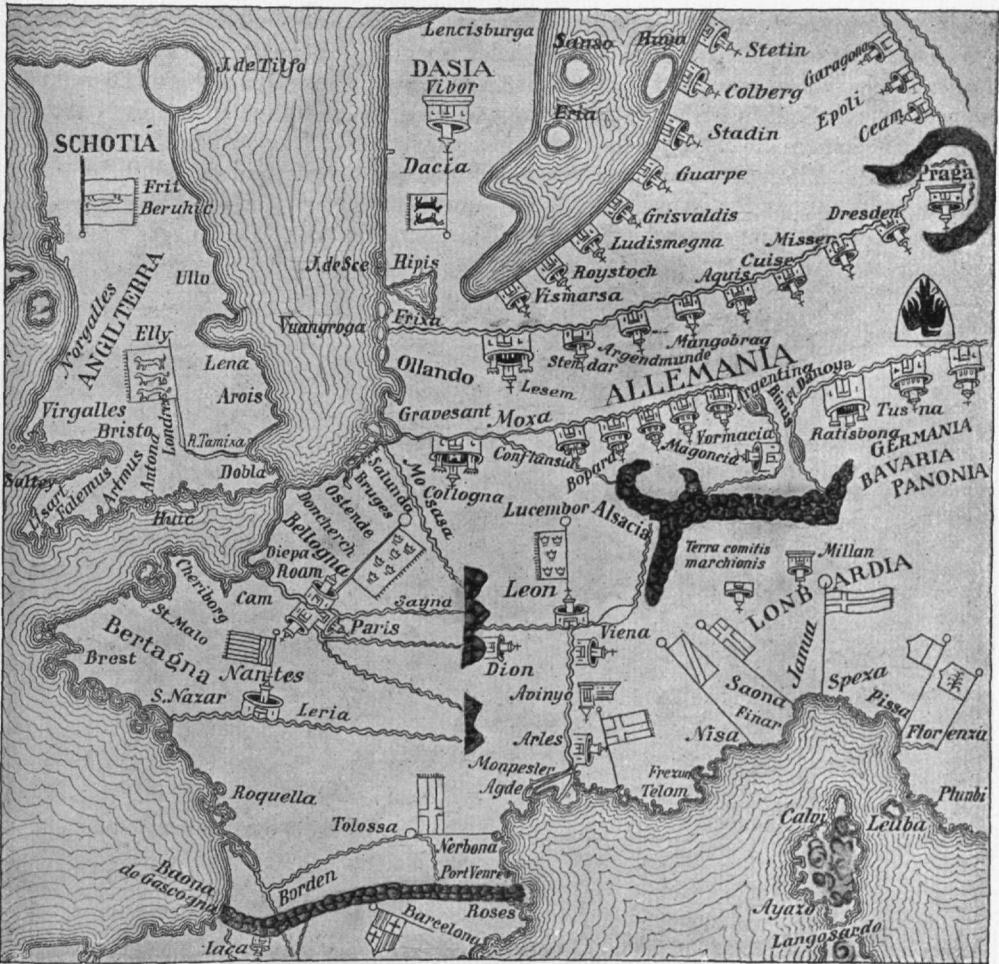
Nr. 7. Mittleuropa auf der Ebstorfer Karte
(um 1280).

Karte hat bei einem Kreisdurchmesser von über $3\frac{1}{2}$ m eine Fläche von nicht weniger als $12\frac{1}{2}$ qm und besteht aus 30 Pergamentblättern, welche mit Pergamentstreifen zusammengeheftet waren, wie unsere Probe Nr. 7 am oberen und rechten Rande erkennen lässt. Der wenig erfreuliche Ausschnitt, welcher hier in starker Verkleinerung beigegeben ist, zeigt die Gebirge ebenfalls noch in zackigen Kämmen, die stellenweise an der Grundlinie verdoppelt sind und dann wie ein zopfartiges Geflecht erscheinen. Die Alpen (und der Apennin) ziehen vom rechten Rande nach oben, wo sie (in der Ecke) in die Gebirge der griechischen Halbinsel übergehen. Die Flüsse sind durch breite, helle Streifen ausgedrückt, unter denen besonders die links vom Alpenkamm entspringenden parallelen Zuflüsse der Donau auffallen. Letztere selbst entspringt aus fünf Quellbächen zwischen Schwarzwald und den mitteldeutschen Gebirgen. Jenseits des Schwarzwaldes sehen wir die Rhone aus dem Genfersee den Alpen zufließen.

Um dieselbe Zeit, als in den Klöstern noch diese künstlerisch oft äusserst sorgfältig ausgeführten, vom Standpunkt des geographischen Wissens aber ungeheuer-

¹⁾ Zuletzt (in Farben) herausgegeben von K. Miller in *Mappae Mundi*. Heft 1. Stuttgart 1895.

²⁾ Herausgegeben in Originalgrösse (schwarz) von E. Sommerbrodt. Hannover 1891. Fol., verkleinert in den Farben des Originals von K. Miller, *Mappae Mundi* H. V. Stuttgart 1896. Vgl. auch des letzteren Schrift »Die Ebstorkarte«. 3. Aufl. Stuttg. 1900.



Nr. 8. Katalonische Weltkarte 1375.

lichen Bilder der Erde entworfen wurden, bereitet sich im Mittelmeergebiet die zweite, von der vorigen völlig verschiedene Klasse mittelalterlicher Karten vor, welche wir wegen ihrer später regelmässigen Verbindung mit den Richtungslinien der Kompassrose als Kompasskarten zu bezeichnen pflegen. Obwohl ohne jede astronomische Grundlage und ohne eigentliche Projection, geben dieselben die Umrisse der Länder, besonders im Mittelmeer, mit oft erstaunlicher Treue und Genauigkeit im einzelnen wieder, beschränken sich aber dabei, weil für den Gebrauch der Seefahrer bestimmt, meist auf die Darstellung der Küsten und kommen deshalb für die Gebirgszeichnung im allgemeinen nicht in Betracht. Mitunter wurde jedoch das durch die Seefahrer gewonnene Material zu einer allgemeinen Karte erweitert, wie dies in der berühmten sogenannten Katalanischen Weltkarte geschehen ist, aus der wir unter Nr. 8 einen auf etwa $\frac{3}{5}$ verkleinerten Ausschnitt mitteilen. Diese mit verschwenderischer Pracht in Zeichnung und Farbe, wovon die hier erkennbaren Ortszeichen, Wappen, Fahnen u. s. w. nur eine Andeutung geben, ausgestattete Karte wurde von einem katalanischen Zeichner aus Mallorca (Balearn) 1375 an König Johann V. von Aragonien verkauft und von diesem 1381 als Geschenk an König Karl V. von Frankreich gesandt; so kam die Karte, auf Holz-

tafeln geklebt und zu einem Atlas vereinigt, in die Nationalbibliothek zu Paris, wo ich im Vorjahre Gelegenheit hatte, das sorgfältig gehütete Original selbst in Augenschein zu nehmen. Die Karte ist am besten von Delisle in Photolithographie (leider nicht in Farben) vervielfältigt worden,¹⁾ neuerdings auch von Norden-skiöld in seinem zweiten kartographischen Hauptwerk *Periplus* (Stockholm 1897) auf Tafel XI—XIV. Der hier mit Vereinfachung der Schrift und der bildlichen Ausschmückung mitgeteilte Ausschnitt (nach umgezeichneter Vorlage) zeigt uns das mittlere Europa mit ziemlich richtigen Umrissen für das Mittelmeer, Frankreich und England, wogegen Schottland und die dänisch-deutsche Küste mehr schematisch behandelt sind. Von Gebirgen erscheinen in neuer, knollenartige Hügel oder Stein-



Nr. 9. Weltkarte des Fra Mauro 1457.

klütze andeutenden Zeichnung die Pyrenäen (diese am richtigsten) und die Alpen, letztere mit scharf markierter Umbiegung der Westalpen nach Süden und der Ostalpen gegen die Donau, sowie des mit den Alpen verwachsenen Jura, im ganzen jedoch etwas zu klein und zu weit nach Norden verschoben. Ausserdem sehen wir noch die Gebirge von Corsica, Mittelfrankreich und die böhmische Gebirgsumwallung angedeutet. Der hier vorliegende Kartentypus ist übrigens schon älteren Ursprungs und findet sich bereits auf einer italienischen Karte von A. Dalorto (Dulcert) 1339, welche Nordenskiöld auf Tafel VIII f. mitteilt.

Als Abschluss des mittelalterlichen Wissens von der Erde kann die Weltkarte des Kamaldulensers Fra Mauro vom Jahre 1457 gelten, welche seit 1810 eine

¹⁾ Choix de documents géographiques cons. à la Biblioth. Nation. de Paris. 1883. Fol.

Zierde des Wappensaales (*Stanza dello Scudo*) im Dogenpalast zu Venedig bildet. Leider war es mir nicht möglich, von dieser überaus inhaltreichen Karte eine genaue Nachbildung zu geben, da das einzige brauchbare Facsimile von Santarem¹⁾ äusserst selten und auch mir unzugänglich ist. Der unter Nr. 9 mitgeteilte Ausschnitt ist nach der ungenügenden Photographie in der von Th. Fischer herausgegebenen *Raccolta di mappamondi XV* (Venedig 1877) unter Benützung einer durch H. Kiepert hergestellten Autographie umgezeichnet, wobei die südliche Orientierung des



Nr. 10. Süddeutschland nach Nicolaus Cusanus 1491.

Originals in nördliche verwandelt wurde, so dass die perspektivisch gezeichneten Berge auf dem Kopf zu stehen scheinen. Immerhin genügt diese Skizze, um den bedeutenden Fortschritt zu erkennen, der sich seit dem 14. Jahrhundert in der Auffassung von der Lage und Richtung der wichtigsten Gebirgsketten vollzogen hat. Der Zug der Alpen einschliesslich seiner nach Osten zunehmenden Breite ist so richtig angegeben, als es bei dem Massstabe und sonstigen Genauigkeitsgrad der Karte überhaupt möglich ist, ebenso der Anschluss des Apennin und Balkan, der Nordwest-Südost gerichtete Zug der Pyrenäen und die allerdings stark generalisierte Kette der Sudeten und Karpathen.

Ein wesentliches Merkmal des Überganges von der mittelalterlichen zur neueren Kartographie liegt in dem durch Ptolemäus vermittelten Fortschritt von den Weltkarten und den zum mindesten das ganze Mittelmeer umfassenden Seekarten zu den auf ein engeres Gebiet beschränkten Landkarten. Als älteste Landkarte von Deutschland bzw. Mitteleuropa in diesem Sinne gilt jene, welche der

¹⁾ Atlas composé de mappemondes etc. Paris 1842—53. In Deutschland scheinen von diesem Atlas nur zwei vollständige Exemplare (in Heidelberg und Göttingen) zu existieren.

als Gelehrter berühmte Kardinal Nikolaus von Kues an der Mosel, nach seinem Heimatsorte gewöhnlich Cusa oder Cusanus genannt (1401—1461), entworfen hat, und zwar zum erstenmal seit Ptolemäus in einer mathematischen (Kegel-) Projection. Der Stich der Karte wurde jedoch erst 1491 in Eichstätt vollendet und ist erst vor kurzem durch Nordenskiöld¹⁾ und S. Ruge²⁾ wieder bekannt geworden. Wir geben hier nach dem im Britischen Museum zu London erhaltenen Abdruck unter Nr. 10 einen das südliche Deutschland umfassenden Ausschnitt. Wir sehen hier in ähnlicher Weise wie bei Fra Mauro die Gebirge durch dreieckige Bergformen bezeichnet, welche in den Vogesen besonders breit und massig entwickelt sind. Von den Alpen ist hier nur der nördliche Teil sichtbar, weil ein die Karte hier ursprünglich begrenzender Rand im Original störend über die Südhälfte zieht. Sonst sind noch der Gebirgswall Böhmens mit dem bayerischen Walde und die mitteldeutschen Gebirge hervorzuheben.

Hatte Ptolemäus im 15. Jahrhundert die erste Anregung zur Herstellung von Landkarten und zur Sammlung derselben in einem Atlas gegeben, so fing man im 16. Jahrhundert an, noch enger begrenzte Landesteile auf besonderen Karten darzustellen.

Als ältestes datierbares Beispiel, welches mir von solchen Karten kleinerer Landesteile, abgesehen von den Palästinakarten des Mittelalters, bekannt ist, nenne ich die von dem Züricher Stadtarzt Konrad Türost (Tyrst) zwischen 1495 und 1497 entworfene Landtafel der Schweiz, welche eine Beilage zu dessen Schrift *de situ Confœderatorum descriptio* bildete und in zwei Handschriften erhalten ist. Dieselbe wurde neuerdings mit dem lateinischen Text der Schrift nach einer von der Originalzeichnung nur unerheblich abweichenden Abschrift herausgegeben,³⁾ wovon unter Nr. 11 der mittlere Teil hier wiedergegeben ist. Indessen hatte die Karte schon frühzeitig mit wenig Veränderungen in die berühmte Strassburger Ausgabe des Ptolemäus von 1513 Aufnahme gefunden, welche neben den alten Ptolemäuskarten den ersten Atlas moderner Karten enthält und als besondere Zugabe noch vier Specialblätter, nämlich Schweiz, Oberrhein (mit Vogesen und Schwarzwald), Kreta und Lothringen. Die Karte der Schweiz, welche in dieser und mehreren späteren Ptolemäusausgaben den Titel *Chorographia Eremiti Helvetiorum, Tabula Nova Eremiti Helvetiorum* oder ähnlich führt, ist, wie Nordenskiöld⁴⁾ zuerst erkannt hat, eine Kopie der Landtafel von Türost, deren Original erst neuerdings bekannt wurde. Sie ist wie dieses nach Süden orientiert und zeigt die Berge in Seitenansicht mit teils dreieckigen, teils gerundeten Umrissen, wobei die ersteren für die höheren Erhebungen bevorzugt zu sein scheinen. Die Wälder sind durch Bäume mit Unterscheidung von Laub- und Nadelholz angedeutet und in der Abschrift des Originals wie die Berge grün bemalt; dagegen sind in einem der Universitätsbibliothek in München gehörigen, schön kolorierten Exemplare (A. gr. 448 fol.) des Ptolemäus von 1513 die Berge teils braun, teils grün bemalt, und scheint erstere Farbe für die schrofferen Erhebungen angewandt worden zu sein. Seen und Flüsse sind im Original blau, die Ortschaften in zierlicher Seitenansicht gezeichnet. Man erkennt in der Mitte unseres Ausschnittes den Vierwaldstädtersee mit den Orten Luzern, Schwyz u. s. w., rechts davon den Thuner- und Brienersee, links den Zürichersee mit der Brücke bei Rapperschwyl, am linken Rande Konstanz mit dem Untersee.

¹⁾ Periplus, S. 85, T. XXXV.

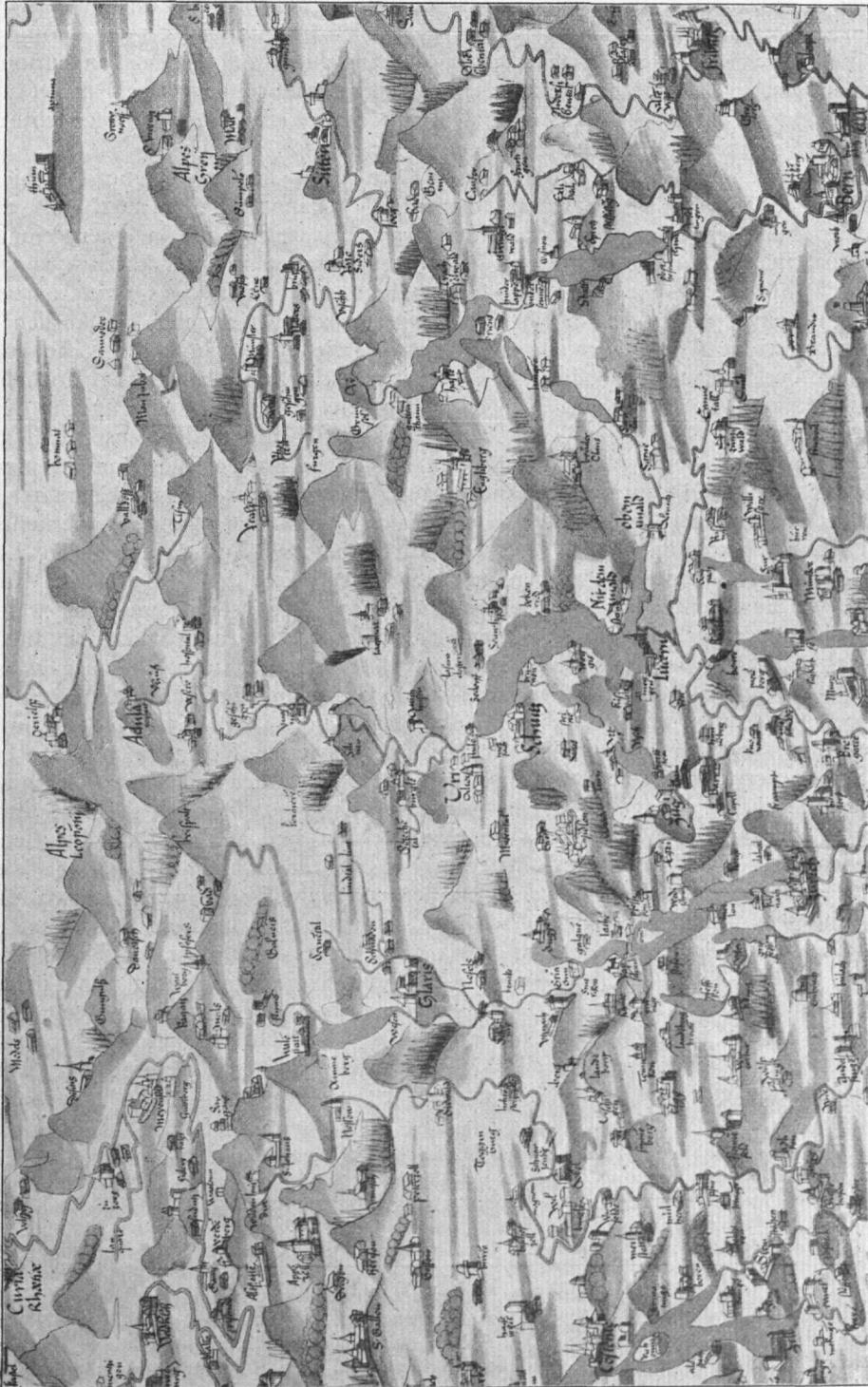
²⁾ Globus 60 (1891), Nr. 1. Vgl. dazu jetzt auch dessen Vortrag »Die Anfänge der Kartographie in Deutschland«, Verhandl. d. VII. Intern. Geographenkongr. in Berlin (1899), II S. 884 ff.

³⁾ Quellen zur Schweizer Geschichte VI (1884), 1—72, 311—32 (von G. v. W. u. H. W.). Über die Karte ist besonders S. 64 f., 69 ff., zu vergleichen:

⁴⁾ Facsimile-Atlas, S. 70 u. 116 f.

West

Süd



Ost

Nr. 11. Älteste Karte der Schweiz von K. Türst 1495.

Die Teilbezeichnungen der Alpen sind meist noch die antiken, wie *Alpes Greij*, *Adula*, *Alpes Leopontii*; doch finden sich auch einige neuere Bergnamen wie *Krispalt* (beim St. Gotthard). In späteren Ausgaben des Ptolemäus (Strassburg 1520, Lyon 1541) ist die Karte wesentlich vereinfacht, die Ortsansichten sind durch konventionelle Zeichen ersetzt, die Berge schematisch durch grosse runde Hügel ausgedrückt, welche gleichwohl z. B. den Zusammenhang der Walliser Alpen übersichtlicher hervortreten lassen, als die ursprüngliche Vorlage.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts folgte dann der bayerische Geschichtsschreiber Johannes Turmair aus Abensberg, genannt Aventinus, mit einer 1523 erschienenen Karte des Herzogtums Bayern, welche nur in einem einzigen Exemplar in der Armeebibliothek in München erhalten ist und kürzlich von der Geographischen Gesellschaft in München in den Farben des Originals herausgegeben wurde.¹⁾ Da die im einzelnen, wie es scheint, ziemlich willkürlich gewählten Farben hauptsächlich dazu dienen, die Alpen und die Erhebungen nördlich der Donau gegen die weiss gelassene schwäbisch-bayerische Hochebene hervortreten zu lassen, eignet sich diese übrigens jetzt leicht zugängliche Karte weniger zur Wiedergabe an dieser Stelle. Doch sei bemerkt, dass ausserdem auch die Formen der Berge hier im Vergleich zu älteren Karten in bedeutend naturalistischer gehaltenen Umrissen behandelt sind, in denen der schroffe Charakter der Kalkalpen gegenüber den sanften Formen des Bayerischen Waldes unverkennbar zum Ausdruck kommt. Auch der Bewaldung ist, mit Ausscheidung von Laub- und Nadelwald, besonderes Augenmerk gewidmet. Eine zweite Ausgabe dieser Karte, welche Aventin kurz vor seinem Tode 1523 fertig stellte, und von welcher ebenfalls nur mehr ein einziges Exemplar in der k. Hof- und Staatsbibliothek in München bekannt ist,²⁾ habe ich kürzlich in verkleinertem Lichtdruck herausgegeben.³⁾

Wie Aventin, der Vater der bayerischen Geschichtsschreibung, als erster eine Karte seines Landes entwarf, so verdankte auch die Schweiz nach dem unvollkommenen, aber für seine Zeit sehr anerkennenswerten Versuche von K. Türist (o. S.) ihre erste grössere Landkarte dem Begründer der Schweizer Geschichte, Ägidius Tschudi (1505—72). Die Karte soll 1538 zu Basel in Holzschnitt als Beigabe zu dem von Seb. Münster ohne Wissen und Willen Tschudi's herausgegebenen Werke *Rhaetia* und neuerdings 1560 zur zweiten (?) Ausgabe dieses Werkes mit einer prächtigen, wahrscheinlich von Hans Holbein d. J. entworfenen, wappengeschmückten Randleiste erschienen sein. Auch von dieser Karte hat sich nur ein einziges Exemplar des Druckes von 1560 in der Universitätsbibliothek zu Basel erhalten, nach welchem dieselbe 1883 durch die Kunstanstalt von Hofer & Burger in Zürich in Photolithographie herausgegeben und so allgemein zugänglich gemacht worden ist.⁴⁾ Wir geben hier von den 10 Blättern dieser Reproduktion das mittlere, den grösseren Teil des Schweizerlandes umfassende Blatt wieder (Verkleinerung etwa $\frac{1}{2}$), auf welchem uns die Gebirge in kräftiger, dachziegel-

¹⁾ Aventins-Karte von Bayern, herausgegeben und erläutert von J. Hartmann. Mit einem Vorwort von E. Oberhummer. München 1899. Fol.

²⁾ Der Nachdruck bei Ortelius *Theatrum orbis terrarum* (Antwerpen 1570—73) ist besonders in der Geländezeichnung erheblich verändert.

³⁾ Nachträgliches zur Aventinkarte. Jahresbericht d. Geogr. Ges. in München für 1898/99, S. 83—93, T. IV.

⁴⁾ Näheres über diese und andere ältere Karten der Schweiz im »Katalog der hist.-geogr. Ausstell. d. Schweiz« (S. 3 ff.), welcher als Beilage zu den »Verhandl. d. 5. internat. Kongresses d. geogr. Wissenschaft zu Bern« (1891) erschien (von H. F. Graf); ausserdem bei R. Wolf *Gesch. d. Vermess. in der Schweiz* (Zürich 1879), S. 5 ff. und bei V. Hantzsch, *Seb. Münster* (Leipzig 1898), S. 42 f., 76, 164. Ein Druck von 1538 scheint thatsächlich nicht nachweisbar und jener von 1560 somit der einzige zu sein.

West



N. 12. Die Mittelgebirge: nach Ag. Tschudi 1538 (1560).

Ost

artiger Zeichnung aus der Perspektive entgegnetreten (Süden ist oben wie bei Türist). Beachtenswert ist die übrigens schon auf den Ptolemäuskarten Nr. 3 und 4 bemerkbare Schattierung der Berge auf der rechten Seite, so dass also hier bereits seitlicher Lichteinfall aus Südost (links oben) angenommen wurde. Bewaldung ist nur an einzelnen Stellen angedeutet, so beim Rheinwaldhorn und der »Kernwald« bei Sarnen. Die Hauptthäler und die Seen treten gut und annähernd richtig hervor, der Gotthard erscheint als centraler Gebirgsknoten, und ist durch den Beisatz *Summae Alpes* in der bis Ende des 18. Jahrhunderts herrschenden volkstümlichen Anschauung als »höchster Berg« der Alpen gekennzeichnet. Auch sonst treten die Pässe weit mehr als die Gipfel hervor, so *Der Luckmanier, Die Grimsel, Die Gämmi*. Der Gletscher heisst der von *Matten* (Zermatt) nach Piemont führende Theodulpäss. Zu den wenigen mit Namen bezeichneten Gipfelhöhen gehören der Glärnisch (*Glaernistin mons*) sowie der schon bei Türist genannte Krispalt.

Bedeutet schon Tschudi's Karte in der Einzeldarstellung eines kleineren Landes bei dem Massstabe von 1 : 355 000 einen bedeutenden Fortschritt gegen Türist und Aventin (Massstab 1 : ca. 820 000), so ist das in noch höherem Grade der Fall bei der berühmten Karte von Bayern, welche der Ingolstädter Mathematiker Philipp Bienevitze genannt Apianus (1531—89) auf Befehl Herzog Albrecht V. 1554 in Angriff nahm und 1563 vollendete. Die aus dem ursprünglichen Entwurfe in 1 : 50 000 auf den Massstab von 1 : 144 000 verkleinerte Karte erschien 1566 (1568) in Druck und bildete fortan bis zur Neuaufnahme Bayerns durch das Topographische Bureau die Grundlage aller weiteren Karten des Landes. Ich habe an anderer Stelle auf die Bedeutung dieser Karte auch für die Geländezeichnung hingewiesen und einen Ausschnitt derselben, die Berge zwischen Schliersee und dem Inn umfassend, abgedruckt.¹⁾ Das hier (etwas verkleinert) mitgeteilte Stück umfasst die jedem Alpinisten wohlbekannte Gegend von Salzburg bis zum Königssee und lässt die schon a. a. O. hervorgehobene Bemühung des Zeichners, die Berge (Wendelstein u. s. w.) nach ihrer Eigenart als schroffe Felsgipfel oder Wald und Wiesen tragende Kuppen zu kennzeichnen, deutlich hervortreten. Besonders hervorzuheben ist die naturalistische Behandlung der drei von je einem Gamsbock gekrönten Watzmannspitzen und der Felsmassen des Untersberges, sowie die Wiedergabe des Waldes. Auch hier ist die Schattengebung von dem seitlichen Lichteinfall (links oben) beeinflusst.

Auch in den österreichischen Landen hatte damals ein neues Zeitalter der Kartographie begonnen, als dessen Begründer wir den vielseitigen kaiserl. Leibarzt Wolfgang Laz (Lacius, Lazius) aus Wien bezeichnen dürfen. Seine 1556—61 in Holz geschnittenen elf Blätter *Typi chorographici Austriae* sind das bedeutendste österreichische Kartenwerk des 16. Jahrhunderts.²⁾ Um den Stand der Darstellung der österreichischen Alpen gegen Ende dieses Jahrhunderts zu veranschaulichen, lassen wir unter Nr. 14 ein Stück eines die Herzogtümer Salzburg und Kärnten umfassenden Kartenblattes folgen, welches der berühmte Reformator der Kartographie, Gerhard Kremer, genannt Mercator (1512—94), für seinen Atlas bestimmte und welches zuerst in dem Vorläufer dieses (erst nach dem Tode des Autors herausgegebenen) Werkes, den *Galliae (und Germaniae) Tabulae geographicae* (Duisburg 1585), und den *Italiae Tab. geogr.* (ebd. 1590) in Druck erschien. Wir

¹⁾ Über die Entwicklung und die Aufgaben der bayerischen Landeskunde. *Altbayer. Monatschrift* I (1899), S. 3 ff. Weiteres über die älteren Karten von Bayern s. bei H. Lutz, *Zur Geschichte der Kartographie in Bayern*. Jahresber. d. Geogr. Ges. in München für 1886, S. 74 ff.

²⁾ Über die Entwicklung der österreichischen Kartographie im allgemeinen handelt K. v. Haradauer in den »Verhandl. d. 9. deutsch. Geographentages zu Wien« (1891), S. 259 ff. und 339 ff. (Bericht u. Katalog über die Ausstellung.)



Nr. 13. Umgebung von Berchtesgaden nach Apian 1566.

sehen in dieser wohl schon um 1570 fertig gestellten Karte¹⁾ den ganzen Zug der Hohen Tauern vom Zillerthal bis zur Arlscharte und den nördlichen Teil der Dolomiten. Die Bergzeichnung ist die damals allgemein übliche perspektivische und ziemlich schematisch gehalten, das Licht fällt von links ein; der Wald ist durch besondere Signatur hervorgehoben. Die Orientierung des Tauernzuges und der nördlichen Thäler ist im allgemeinen ziemlich richtig, südlich der Hauptkette lässt dieselbe zu wünschen übrig, indem die Westost-Richtung des Pusterthales (Rienz—Drau) nach Südwest-Nordost gedreht ist; auch zieht statt der bekanntlich ganz flachen Wasserscheide ein Gebirgszug quer über das Thal. In den Tauern finden wir noch keinen Gipfel hervorgehoben, auch keine Spur der Gletscherbedeckung. Dagegen sind sorgfältig die Übergänge verzeichnet, so der Korn-Tauern, Gasteiner (Mallnitzer) Tauern, Rauriser Tauern, Kalser Tauern, Velber Tauern, Krimmler Tauern, eine Reihe von Namen, welche deutlich erkennen lässt, wie die Benennung des Gebirges von den Pässen ausgegangen ist. Auch die »Gründe« des Zillerthales führen bereits die bekannten Bezeichnungen *In der stylupf, in der floiten, in der gunckl*. In den Dolomiten fehlt es fast ganz an näheren Bezeichnungen.

Das 17. Jahrhundert brachte wesentliche Fortschritte in der Kartographie der österreichischen Alpenländer, besonders Tirols, von welchem Lande Warmund Ygl 1604 die erste grössere Karte (Massstab 1:250000) herausgab, welche aber



Nr. 14. Die Hohen Tauern nach G. Mercator 1585.

bald (1611 bezw. 1629) durch jene von Matthias Burgklehner (etwa 1:135000) übertroffen wurde. Beide Karten, welche H. Hartl in Anschluss an seine schöne Arbeit über Peter Anich (s. u.) eingehend besprochen hat²⁾, sind jetzt sehr selten, doch hat der Alpinist jederzeit Gelegenheit, diese und andere ehrwürdige Denkmäler der Tiroler Kartographie im Museum zu Innsbruck zu betrachten. Nach

¹⁾ Mercator hatte seinen Atlas im wesentlichen fertig, als des Ortelius *Theatrum orbis* 1570 erschien, was ihn veranlasste, seine Arbeit zurückzustellen, s. Nordenskiöld, Facsimile-Atlas, S. 132.

²⁾ Mittheilungen des k. k. militärgeogr. Inst. 1885, S. 168 ff. Vergl. auch Haradauer a. a. O., S. 267f, 376/79.

Hartl ist auf der Karte Ygl's »der gebirgige Charakter des Landes durch zahlreiche, perspektivisch gezeichnete Schablonen-Berge angezeigt, nur die Ötztalergroupe ist massig dargestellt, und hier sind auch die Gletscher durch die Bezeichnung *der Gross Verner* und an einer anderen Stelle *Glacies continua et perpetua* sowie durch riesige Spalten hervorgehoben«. Es scheint sonach, dass wir in dem Ausschnitt Nr. 15 aus einer Karte Tirols bei Merian *Topographia provinciarum Austriacarum* 1649 eine verkleinerte Nachbildung der Ygl'schen Karte vor uns haben; denn wir sehen hier im Gebiet der Ötztalergroupe eine massige Erhebung gezeichnet, welche die vorangeführten Worte trägt. Ygl's Karte war also, so viel ich sehen kann, die erste, auf welcher Gletscher besonders hervorgehoben waren, und zwar war es naturgemäss die grösste Eisbedeckung der Ostalpen, welche sich als solche zuerst Beachtung auf den Karten erzwang. Der besondere Anlass hiezu aber war der Ausbruch des Vernagtferners im Jahre 1600, der älteste, von dem wir Kenntnis haben, und dessen



Nr. 15. Die Ötztalferner nach Merian 1649.

auch die Karte von Burgklehner 1611 mit den Worten gedenkt: *Der gross ferner und see hat innerhalb zwaier als 1599. und 1600. jar sich daher gesetzt u. s. w.*¹⁾ Auf Tschudi's Karte, wo wir das in Tirol neben dem volkstümlichen *Ferner* (Ötztalergroupe) und *Kees* (Tauern) erst in neuerer Zeit eingebürgerte Wort *Gletscher*, das bekanntlich aus dem romanischen (*glacier*) in den alemannischen Dialekt der deutschen Schweiz übergegangen ist, bereits vorgefunden haben (o. S. 36), bezeichnete dasselbe nur einen vergletscherten Übergang, doch treten dort die Gletscher in der Zeichnung nirgends als eine besondere Erscheinung des Hochgebirges hervor.

Die Werke des berühmten Kupferstechers Matthäus Merian aus Basel (1593 bis 1651) bieten, obwohl ihr Schwerpunkt in den Städteansichten liegt und Karten oder kartenähnliche Darstellungen nur ausnahmsweise in denselben vorkommen, doch auch in letzterer Hinsicht manches Bemerkenswerte. Nr. 16 zeigt uns eine »Abbildung des Gletschers im Grindelwaldt« aus Merian's *Topographia Helvetiae* 1642; die Erläuterung zu dem Bilde lautet: A. *Das Eyss oder Gletschers so vom Boden auff wachset, und alles von sich stöst mit vngestühm vnd vielem Krachen.* B. *Der Fluss Lüttschinen so vnder dem Eyss herfür quillet.* C. *Wohnungen, mit welchen man dem Gletscher hatt weychen müssen.* D. *Hochgebürge mit Ewigem Schnee bedeckt.* Gleichwie in modernen geographischen Bildertafeln erscheint das bis zum 16. Jahrhundert kaum beachtete und unter die allgemeinen Begriffe von Schnee und Eis zusammengefasste Wesen der Gletscher bereits in mehreren seiner bezeichnendsten Erscheinungsformen wie Firnbecken (D), Gletscherzunge (A), Gletscherbach (B), und Bewegung des Eises (C) erfasst und im Bilde vorgeführt.

Dem gleichen Werke Merian's ist auch Nr. 17 entnommen, eine perspektivische Karte des Landes Unterwalden vom Alpnacher- bis zum Sarnersee. Die hier

¹⁾ Ed. Richter, Urkunden über die Ausbrüche des Vernagt- und Gurglergletschers, S. 12 f. Vergl. u. S. 44.



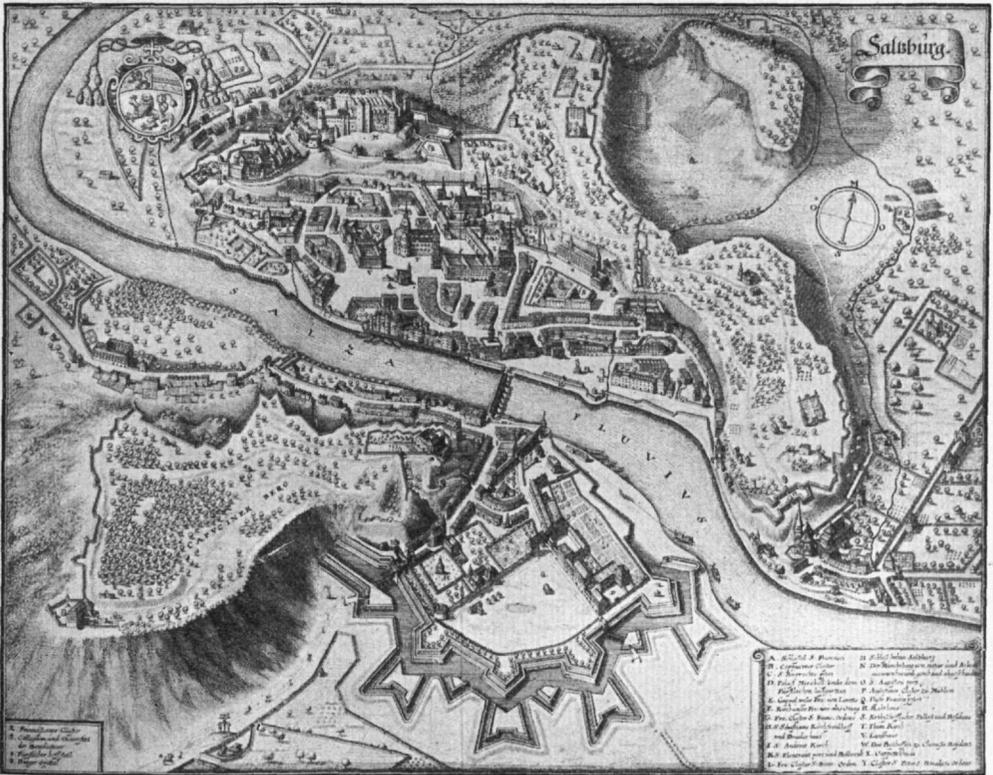
Nr. 16. Grindelwaldgletscher nach Merian 1642.



Nr. 17. Karte von Unterwalden nach Merian 1642.

noch durchaus malerisch gehaltene Zeichnung der Berge erscheint bereits im geometrischen Grundriss in dem Plan von Salzburg Nr. 17 aus Merian's *Topographia Bavariae* 1644. Die für das Stadtbild von Salzburg so bezeichnenden Hochflächen des Mönchsberges und des Kapuzinerberges sind hier bereits unter Annahme von links einfallenden Lichtes mittels jener langgezogenen Bergstriche abgetönt, welche im 18. Jahrhundert zur systematisch durchgeführten Schraffenzeichnung hinleiteten.

Es wäre leicht, aus der Folgezeit, besonders den berühmten und hauptsächlich im 18. Jahrhundert den Markt beherrschenden Kartenserien von J. Bapt. Homann¹⁾



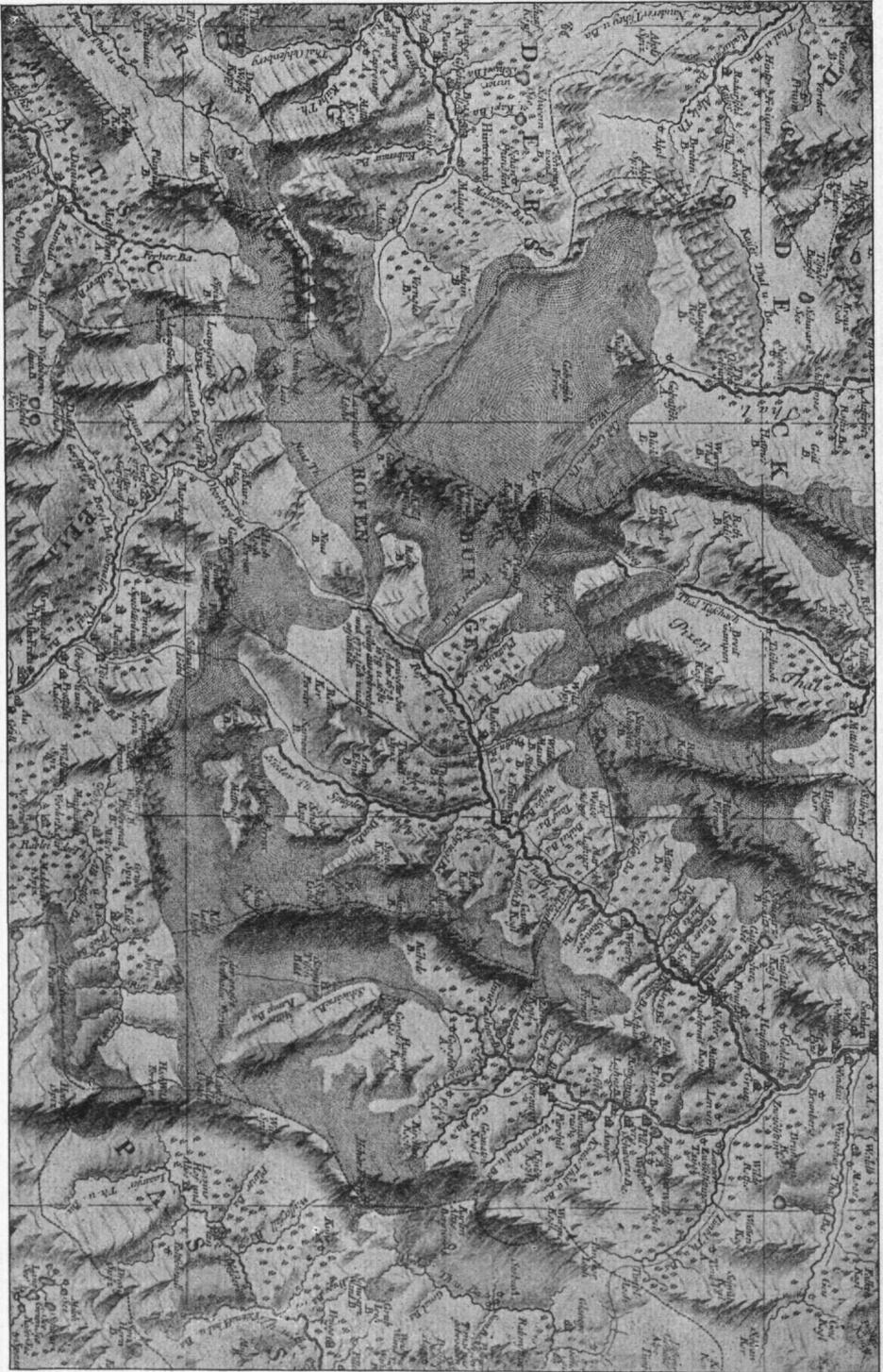
Nr. 18. Salzburg nach Merian 1644.

in Nürnberg und Matthias Seutter²⁾ in Augsburg sowie aus zahlreichen einzeln erschienenen Kartenwerken manche für die Darstellung der Alpen und besonders einzelner Gebiete³⁾ derselben wertvolle Kartenbilder beizubringen, doch beschränke ich mich auf Proben aus den beiden berühmtesten topographischen Karten des

¹⁾ Die Homann'schen Karten, in denen das Gelände meist sehr schematisch behandelt ist, bespricht eingehend Chr. Sandler in Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1886, S. 328—84 (S. 352 f. über Anfänge der Schraffierung) u. Zeitschr. f. wissensch. Geogr., VII, 333—55, 418—48 (1888).

²⁾ Auch die Karten Seutter's sind von Sandler behandelt in Mittheil. d. Ver. f. Erdk. z. Leipzig 1894, S. 1—38. In einer dem geographischen Seminar der Universität München gehörigen Sammlung Seutter'scher Karten finde ich u. a. ein schön gestochenes Blatt der französisch-italienischen Alpen.

³⁾ Über solche, oft sehr schön gezeichnete Spezialkarten, besonders aus der Zeit des Prinzen Eugen von Savoyen, vergl. Haradauer a. a. O., S. 268 f. Ein Beispiel sehr spezieller Behandlung eines Alpenlandes ist die grosse Karte von Krain (mit Küstenland) in zwölf Blättern von J. D. Floriantzschitsch 1744 (Massstab 1:97000, s. Haradauer, S. 345), welche sich ebenfalls in einem Sammelatlas des geographischen Seminars der Universität München befindet. Der Triglav, dessen schroffe Felsen der Zeichner zum Ausdruck zu bringen sucht, ist mit den Worten beschrieben: *Mons*



Nr. 19. Orizthaler Alpen nach Peter Anich 1774.

Jahrhunderts, nämlich der Karte Tirols von Peter Anich und der Karte Frankreichs von Cassini.

Bezüglich der Persönlichkeit des Peter Anich (1723—66) und seines Arbeitsgenossen Blasius Hueber (1735—1814), welche bekanntlich als einfache Tiroler Bauern es zu einer bewundernswerten Fertigkeit in topographischen Aufnahmen und im Kartenzeichnen gebracht haben, kann ich auf einen in dieser Zeitschrift 1881 (S. 164—170) erschienenen Aufsatz von B. Mazegger und besonders auf die gründliche, mit Bildern und Zeichenproben ausgestattete Arbeit von H. Hartl¹⁾ verweisen. Anich hatte 1760 im Auftrage des Wiener Hofes die Aufnahme von Nordtirol begonnen, welche von dem seit 1765 als Gehilfen beigezogenen Hueber bis 1769 auch über Südtirol ausgedehnt wurde. Die in 20 Blättern vollendete Karte wurde in Wien gestochen und als *Atlas Tyrolensis* 1774 herausgegeben. Der Massstab der Karte ist nach der Berechnung Hartl's (S. 139 f.) 1 : 103 800. Über die Geländezzeichnung urteilt v. Haradauer a. a. O.: »Das Terrain in seinen (Anich's) Karten ist in perspektivischer, doch der Natur möglichst angepasster Weise gegeben, die Manier der Darstellung jedoch keine gleichmässige. So ist in seiner grossen Karte Tirols die Nordhälfte noch teilweise in konventionellem Charakter und ohne scharf ausgeprägte Formen gegeben, während sich in der Südhälfte, die übrigens grösstenteils von Hueber,²⁾ gleichfalls einem Bauerssohn, stammt, schon das Bestreben nach Naturtreue geltend macht.«

Ein Vergleich des verkleinerten Ausschnittes Nr. 19, den Hauptteil der Ötztthaler Alpen umfassend, mit Nr. 15, zeigt den ungeheuren Fortschritt der Karte Anich's gegenüber älteren Versuchen. Die Berge sind aus der Seitenansicht mit von links einfallendem Lichte zwar immer noch etwas schematisch behandelt, aber die Thäler mit ihren Verzweigungen und die sie trennenden Rücken treten deutlich und im wesentlichen richtig hervor.³⁾ Auch mehrere der Hauptgipfel, wie Wildspitze, Similaun, Hoch Wilde finden sich bereits verzeichnet. Besonders aber sehen wir hier zum ersten Male die Ausdehnung der Gletscher in annähernd richtiger Weise durch grau punktierten Grund angedeutet und mehrere mit Namen genannt, wie den »Gebatsch Ferner«, den »Schalf Thaler Ferner«, der »grosse Ötztthaler Ferner« (unser Gurglerferner), »Vernagt Thal« u. s. w. Oberhalb des Vernagtferners, dessen Zunge hier deutlich das Rofenthal überschreitet und absperrt, gewahrt man die Umrisse eines Seebeckens und dazu die Worte *gewester See so Ano 1678, 1679 u. 1681, völlig ausgebrochen u. 1771 sich wieder gesammelt*. Ebenso ist der durch den Gurgler- (hier Ötztthaler-) Ferner abgedämmte »Gurgler See« in mächtiger Ausdehnung mit darauf schwimmenden Eisblöcken zu sehen.⁴⁾

Ich schliesse mit dem bedeutendsten Kartenwerk, welches im 18. Jahrhundert entstanden ist und schon zu den modernen topographischen Karten hinüberleitet, der Karte Frankreichs von César François Cassini de Thury (1714—1784), dem

Terglou Carnioliae altissimus, cujus vertex perpendiculari altitudine supra horizontem Labacensem (Laibach) 1399 hexapedis (Toisen) Parysiensibus assurgit. 1399 Toisen sind 2727 m; der Höhenunterschied zwischen Laibach und Terglou ist in Wirklichkeit 2554 m.

¹⁾ Die Aufnahme von Tirol durch P. Anich und B. Hueber. Mitheil. d. k. k. milit.-geogr. Inst. 1885, S. 106—84.

²⁾ Man vgl. hierzu die »Photolithographische Reproduction einer Handzeichnung von B. Hueber« (Gegend von Primör) bei Hartl a. a. O., welche ebenfalls erkennen lässt, dass Hueber in der Kunst der Geländezzeichnung seinen Lehrer Anich übertraf.

³⁾ Die Fehler in den Ortslagen betragen nach Hartl, S. 145, durchschnittlich höchstens 1 km.

⁴⁾ Näheres über diese Seebildungen und die Geschichte der Gletscherausbrüche bei Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen (Stuttgart 1888), S. 143 ff., 161 ff.; Gesch. d. Schwank. d. Alpengletscher. Zeitschr. 1891, S. 7 ff.; Urkunden über die Ausbrüche des Vernagt- und Gurglergletschers, Forsch. z. deutsch. Landes- u. Volkskunde VI 4 (1892); S. Finsterwalder, Der Vernagtferner. Wissensch. Ergänzungsh. z. Ztschr. I 1 (1897), S. 6 ff.

Nr. 20. Gebirge des Dauphiné nach Cassini um 1780.



Sohne des Astronomen und Physikers Jacques Cassini (1677—1756) und Enkel des Begründers der Pariser Sternwarte, Giov. Dom. Cassini (1625—1712). Begonnen im Jahre 1750, wurde die Karte nach Cassini's Tode von seinem Sohne Jacque Dominique Graf von Cassini (1784—1845) in 184 Blättern im Massstabe 1:86400 zu Ende geführt (1793), die letzten Blätter aber erst nach 1815 veröffentlicht. Die Aufnahme der auf die Alpen entfallenden Blätter fällt in die Jahre 1770—80 (die Seealpen erst 1780—89). Die Karte Nr. 20 enthält, auf mehr als die Hälfte verkleinert, das nordöstliche Viertel des Blattes 151 Briançon, welches den touristisch interessantesten Teil der französischen Alpen, die Gruppe des Pelvoux, der Écrins und der Meije enthält. Verglichen mit dem entsprechenden Blatt 189 *Briançon* der Carte de France in 1:80000 erscheint die Darstellung dieser Gebirgsgruppe freilich höchst ungenügend, während die Wiedergabe der Thäler mit ihren Ortschaften schon sehr ausführlich und genau ist. Der Zeichner hat sich darauf beschränkt, die Hauptkämme des Gebirges hervortreten zu lassen, so dass z. B. der den Thalschluss von la Béarde umgebende, nach Westen geöffnete Gebirgsbogen sowie dessen östliche Abzweigung gegen Briançon wohl zu erkennen ist. Doch finden wir keinen der bekannten Hauptgipfel hervorgehoben und die Gletscher im Gegensatz zu Anich's Karte kaum angedeutet. Dagegen zeigt die Geländezeichnung im Vergleich mit letzterer Karte einen wesentlichen Fortschritt in der Weiterentwicklung der perspektivischen zur Schraffenzeichnung. Ähnlich wie schon bei dem Plane von Salzburg Nr. 17 werden die Böschungen durch langgezogene Striche annähernd in der Richtung des Gefälles (schräge Schwungstriche nach K. Peucker) bezeichnet, ausserdem finden wir aber hier auf den höchsten Kämmen zum erstenmal eine besondere Signatur für die Felsen angewendet. Im ganzen wird man jedoch zugestehen müssen, dass die Hochgebirgsblätter der Cassini'schen Karte an innerem Wert den Flachlandblättern bedeutend nachstehen, und das scharfe Urteil, das der Historiker der amtlichen französischen Kartographie, General Berthaut¹⁾, über die Geländezeichnung fällt, erscheint nicht unberechtigt. Nichtsdestoweniger wird man aber auch mit E. v. Sydow²⁾ sagen können: »Die Cassini'sche Karte von Frankreich erfüllt zwar nicht die Anforderungen, welche wir heutigen Tages an eine Specialkarte im Massstab 1:86400 stellen, aber dennoch ist sie für den Fortschritt der Kartographie epochemachend und nicht allein für Frankreich die Basis aller Karten bis auf die jüngste Zeit, sondern auch für alle andern Länder als ein klassisches Vorbild anregend und massgebend gewesen.«

Wir stehen am Beginn einer neuen Epoche der Kartographie, derjenigen der grossen topographischen Landesaufnahmen, welche das 19. Jahrhundert ausfüllt. Die Entwicklung der alpinen Kartographie in diesem Zeitraum auch nur zu skizzieren, würde Gegenstand eines besonderen Aufsatzes sein, wozu sich vielleicht später Gelegenheit bietet. Der Leser wird sich inzwischen über die neueren Erzeugnisse der alpinen Kartographie aus den Berichten von L. Obermair³⁾ und E. Richter⁴⁾ unterrichten können, denen jetzt eine kritische Übersicht von A. Penck⁵⁾ zur Seite steht.

¹⁾ La Carte de France 1750—1898. T. I (1898), S. 57. Ein prächtiges Werk, in dem man u. a. S. 16 ff. eine eingehende Geschichte der Karte Cassini's und einen Ausschnitt der Pelvoux-Gruppe in Originalgrösse findet. Ein sehr schönes und vollständiges Exemplar der Cassini'schen Karte besitzt die k. Staatsbibliothek in München unter Mapp. IV 8.

²⁾ Petermann's Mittheilungen 1857, S. 11. Ähnlich äusserte sich O. Peschel, Gesch. d. Erdkunde (2. A.), S. 678 A. 1.

³⁾ Die wichtigsten Alpenkarten. Zeitschrift 1884 S. 56—86. — Der gegenwärtige Stand der wichtigsten Alpenkarten. Ebd. 1892, S. 393—407. — Zur alpinen Kartographie. Ebd. 1895, S. 327—39.

⁴⁾ Zeitschrift 1894, S. 75—82.

⁵⁾ Neue Alpenkarten. Geogr. Zeitschr. 1899, S. 588—97, 631—43; 1900, S. 325—38, 366—81.

Die Alpenkunde im Altertum.

Von

Franz Ramsauer.

I. Die ältesten Nachrichten über die Alpen und ihr Name.

Von dem mächtigsten Gebirgssystem Europas, den Alpen, hatten die antiken Kulturvölker des Südens, die Griechen und die Römer, anfangs nur dunkle Kunde; der Grieche, der in den frühesten Zeiten das Mittelmeer befuhr und an dessen Nordküste die Handelsstadt Massilia anlegte, kannte wohl die hohen Berge, die ihm allenthalben den Horizont begrenzten und die gefürchteten Stürme hernieder sandten, die heute noch die Pein des Südländers sind, aber er begriff die eisumgürteten Hochgipfel der Alpen alle unter den von den Kelten erkundeten Namen der Arkynien und Rhipäen und das ganze von der Rhonemündung bis zum Balkan durch Mitteleuropa hingelagerte Gebirge war ihm eine unentwirrbare Masse.

Zu welcher Zeit der Name der Alpen zu dem Ohr des gebildeten Griechen gekommen, lässt sich nicht bestimmen. Die Vorläufer der klassischen Geschichtsschreibung, die sogenannten Logographen, welche die Ergebnisse ihrer Forschungsreisen veröffentlichten, wie Hekataüs von Milet, Charon von Lampsakus, Hellanikus von Mytilene und andere, von deren Schriften wir noch Reste besitzen, kennen die Alpen nicht.

Herodot, ein für seine Zeit weitgereister Mann, der Babylon, die Katarakte des Nil, Süditalien und Olbia, die nördlichste Kolonie der Griechen am Schwarzen Meere gesehen hatte, vernahm den Namen der Alpen, freilich mit einer seltsamen Verwechslung als die Bezeichnung eines Flusses, nicht eines Gebirges; er teilt nämlich der Donau unter anderen die beiden Nebenflüsse Alpis und Karpis zu, indem er offenbar infolge eines Missverständnisses die beiden an die Ufer des Stromes sich herandrängenden Bergzüge der Alpen und Karpathen für Wasserläufe hält.¹⁾ Bezüglich der Donau, des Ister der Alten, zeigt sich Herodot von einem Irrtum frei, in den nach ihm manch gelehrter Forscher des Altertums verfiel, dass sie nämlich einen Mündungsarm durch die Ostalpen nach dem Adriatischen Meere entsende.²⁾ Dieser Irrtum findet dadurch seine Erklärung, dass man das Volk der Istrer, das auf der noch heute Istrien genannten Halbinsel wohnte, in einen unrichtigen Zusammenhang mit dem Isterflusse brachte. Doch beging Herodot einen anderen geographischen Fehler: er betrachtet nämlich die Pyrenäen als Stadt und lässt bei dieser Stadt »Pyrene« den Ister entstehen³⁾, ein Versehen, das Aristoteles berichtigt, indem er sagt, Pyrene sei ein Gebirg im Lande der Kelten.⁴⁾ Aristoteles weiss im Norden des Mittelmeeres nur die arkynischen Berge, wo grosse, nach Norden fließende Ströme entspringen.⁴⁾

Lykophon, ein alexandrinischer Gelehrter, lässt in seiner *Alexandra*, einem dunklen, mit Weissagungen aller Art erfüllten Rätselgedicht, die trojanische Königstochter Cassandra den Einbruch etruskischer Scharen in Italien bis zu den »hochragenden salpischen Felsen« propheteien.³⁾ Ohne Zweifel sind unter den »salpischen Felsen« die Alpen gemeint, so dass wir demnach von Lykophon zum ersten Male den Namen unseres Hochgebirges erfahren.

Etwas mehr lichtet sich das Dunkel, das den Bewohnern des Südens das ferne Alpenland verhüllte, erst durch Hannibals Übergang über die Westalpen. Damals gelangte die Kunde von den Schnee- und Felswüsten der Alpen bis in die Gegend des heutigen Tunis, zu den Anwohnern der Syrten und weiter ostwärts bis nach Alexandria, wo der Geograph Eratosthenes aus zahllosen Reise- und Kriegsberichten den Stoff für seine Erdbeschreibung zusammenstellte; er kennt zwar das arkyinische Gebirge, das er Orkynia nennt,⁴⁾ von den Alpen aber hat auch er wohl nur eine sehr mangelhafte Vorstellung gehabt, da seine Weltkarte ihnen einen würdigen Platz nicht einräumt.

Dass die Alpen mit den Rhipäen, jenem in nebelhafter Unbestimmtheit sich erhebenden nordischen Gebirge, identisch seien, lehrte Protarchus aus Tralles;⁷⁾ ihm schliesst sich der Geograph Posidonius an. Nach dessen Bericht hiessen die höchsten Erhebungen Mitteleuropas zuerst Rhipäen, später Olbia, dann Alpen.⁸⁾ Dionysius Periegetes sagt, die Alpen seien östlich vom Tyrrhenischen Meer und würden vom Rhein durchströmt.⁹⁾ Mnaseas aus Patara, ein Schüler des Eratosthenes, nennt die Anwohner der Alpen zuerst Kelten.¹⁰⁾

Die griechischen Geographen und Historiker nennen unser Hochgebirge Ἄλπεις, τὰ Ἄλπεια oder Ἄλπια ὄρη, in Anlehnung an das Latein τὰ Ἄλπεινά oder Ἄλπινα ὄρη¹¹⁾ ἢ Ἄλπις.¹²⁾

Die Kelten hiessen hohe Berge »Alpen«, wie uns Servius, der Erklärer des Vergilius, belehrt.¹³⁾ Die Anwendung des Ausdruckes »Alpe« im Sinne von »Bergweide«, wie sie in den deutschen Gebirgsdialekten üblich ist, wo gewöhnlich »Alm« gesprochen wird, scheint erst eine Folge der Übertragung des bedeutungslos gewordenen Namens in moderne Sprachen zu sein.

Die gleiche Auslegung des Wortes Alpen giebt der Spanier Isidorus aus Sevilla, der zu Beginn des 7. Jahrhunderts n. Chr. ein umfassendes etymologisches Werk schrieb; er sagt: »die Alpen bedeuten in der Sprache der Kelten soviel als hohe Berge«, da sie Italien wie eine Mauer von den nördlichen Gegenden Europas abschliessen.«¹⁴⁾ Die Ableitung der Bezeichnung Alpen von dem lateinischen Wort albus ist unsicher, wenn sich auch im Altertum der Grammatiker Sextus Pompejus Festus dafür entschieden hat; dieser berichtet, um die Schwierigkeit, die in der Verwechslung von b und p liegt, abzuschwächen, albus habe bei den Sabinern alpus geheissen, und hält es also für glaublich, dass die Alpen von der weissen Farbe des Schnees den Namen haben.¹⁵⁾ Strabo erinnert daran, dass an der ligurischen Küste zwischen Genua und Massilia die beiden Städte Albingaunum und Albitimilium (Albenga und Ventimiglia) seien; weiter im Innern erwähnt er die Gebirgsvölker der Albier und Albioiker, er fügt auch hinzu, dass man früher statt Alpen Albia, auch Alponia gesagt habe.¹⁶⁾ Auf eine sprachliche Erklärung lässt sich Strabo vorsichtigerweise nicht ein; es ist aber aus seiner Ausführung klar, dass der Name Alpen entweder ligurisch oder keltisch und in der dortigen Gegend heimisch war.

Die Römer nannten unser Hochgebirge Alpes, Dichter gebrauchen zuweilen die Singularform Alpis¹⁷⁾, auch Alpes als Form der Einzahl ist gebräuchlich.¹⁸⁾ Aber nicht bloss dichterisch üblich ist die Form Alpis; mit einem Beiwort dient sie allgemein zur Bezeichnung einer Örtlichkeit im Gebirge, meist einer Passhöhe. Pässe

nämlich bildeten in der Regel den Kern der antiken Namen für einzelne Teile des Hochgebirges, während die Gegenwart die Haupterhebungen zum Kennzeichen der unterschiedenen Berggruppen wählt und die wichtigsten Pässeinsenkungen als Grenzlinien der Bergzüge zu verwerten strebt. Die Pässe erregten das Interesse der Römer in weit höherem Grade als die gewaltigsten Spitzen, und diesem Umstand verdanken mehrere Alpentheile ihren Namen, so die Kottischen, Grajischen und Penninischen Alpen, die nach der *Alpis Cottia*, *Graia* und *Pennina* benannt wurden; andere Berggruppen wurden nach den anwohnenden Völkern oder nach ihrer Lage getauft, wie die Rhätischen, Norischen, Karnischen und Venetischen Alpen sowie die Meeralpen.

Ausser dem *Mons Vesulus*¹⁹⁾, dem jetzigen Monte Viso, dem *Mons Caenia*²⁰⁾, wo der Varus (*Var*) entsteht, jetzt *la Caillole*, dem *Mons Gaura*²¹⁾, nun *Col de Cabres* und dem *Mons Matriona*²²⁾, dem heutigen Mont Genève, werden einzelne Berge nirgends erwähnt; selbst für die überall aus der lombardischen Ebene sichtbaren höchsten Erhebungen der Alpen, wie für den Monte Rosa und seine eisgepanzerten Nachbarn, sind antike Namen nicht überliefert.

Zuweilen gebrauchten römische Schriftsteller den Alpennamen für ein beliebiges Hochgebirge; so spricht *Silius Italicus* von »*geminae Alpes*«, worunter er die Alpen und die Pyrenäen meint.²³⁾ *Cassiodorius* nennt den Apennin ein Alpenjoch²⁴⁾; die *tabula Peutingeriana* heisst die Karpathen *Alpes Bastarnicae*. Auch der Berg Athos wird mit dem Alpennamen belegt²⁵⁾ und *Orosius* nennt die Pyrenäen *Alpes*.²⁶⁾

2. Die frühesten Überschreitungen der Alpen.

Über das Hochgebirge der Alpen zu steigen, musste in alten Zeiten ein Riesenwerk sein; demnach ist es ganz begreiflich, wenn die griechische Mythologie den Herkules dieses Abenteuer zuerst bestehen und eine Strasse über das Joch der Grajischen Alpen bahnen lässt.²⁷⁾

Die mächtige, aus Asien westwärts flutende Völkerwelle der Kelten wogte wahrscheinlich durch Süddeutschland am Nordfuss der Alpen vorbei nach Gallien, wo sich der Völkerstrom staute; von hier aus drangen dann schon in sehr früher Zeit keltische Scharen über die Kämme der West- und Centralalpen nach Oberitalien vor, um neue Wohnsitze zu suchen. So sandte zur Zeit des römischen Königs *Tarquinius Priscus* der Gallierfürst *Ambigatus*, der über die Bituriger zwischen Garonne und Loire gebot, die Söhne seiner Schwester, *Sigovesus* und *Bellovesus*, mit bedeutender Mannschaft aus, um neue Heimstätten zu gründen. Den *Sigovesus* traf das Los in die hercynischen Wälder, den *Bellovesus* nach Italien. Mit ihm zogen ausser den Biturigern auch Arverner, Senonen, Äquer, Ambarner und Aulerker über die Alpen nach der Poebene, wo er *Mediolanum* gründete.²⁸⁾

Den Scharen des *Bellovesus* folgten bald, gelockt durch den Erfolg, *Cenomannen* unter der Führung des *Clitovius*, die sich in der Gegend des heutigen *Brescia* und *Verona* niederliessen.²⁹⁾ Dann rückten *Boier* und *Lingonen* über die Penninischen Alpenpässe nach Italien; nach Vertreibung der *Umbrier* und *Etrusker* nahmen sie alles Land am nördlichen und mittleren Apennin ein. Infolgedessen wichen die *Etrusker* unter ihrem Führer *Rhaetus* zurück in die nördlichen, sichereren Gebirgsgegenden und besiedelten jenen Teil des Alpenlandes, der späterhin *Rhaetia* geheissen ward.³⁰⁾

Im Jahre 393 zogen abermals gallische Stämme, an ihrer Spitze *Senonen*, aus ihren fernen Wohnsitzen am nördlichen Ocean über die Alpen; damals kamen die Römer zum ersten Male in feindliche Berührung mit den Kelten, mussten aber, nachdem sie der Gallierfürst *Brennus* an der *Allia* geschlagen, den Abzug der Bar-

baren mit Gold erkaufen.³¹⁾ Kurz vor dem Ausbruch des zweiten punischen Krieges drangen die Gäsaten, die den Nordabhang der Penninischen Alpen bewohnten, über die Hochpässe, um ihren Stammesgenossen in Oberitalien gegen die Römer zu Hilfe zu eilen, erlagen aber der überlegenen Kriegskunst der Römer, worauf diese das ganze südliche Alpenvorland vom Golf von Genua bis zum Meerbusen von Triest unterwarfen.³²⁾

Durch das Vordringen der Kelten war das Gebiet der ursprünglichen Alpenbevölkerung auf einen kleineren Umfang beschränkt worden, namentlich der Ligurer in den westlichen Teilen des Hochgebirges, der Euganeer, Veneter und Illyrier in den Ostalpen, die der Rest einer vor den Ariern im Südwesten und in der Mitte Europas sitzenden Rasse waren.³³⁾

Die denkwürdigste Alpenüberschreitung im Altertum war der Zug Hannibals über die Westalpen. Trotzdem die Hochgebirgspässe schon zahlreichen Scharen von Kelten den Durchgang nach den sonnigen Gefilden Italiens ermöglicht hatten, fand man das Wagestück des kühnen Puniers, mit Heeresmacht die Alpen zu übersteigen, für so ausserordentlich, dass Plinius von jenem Unternehmen sagt: »Die Überschreitung der Alpen durch Hannibal hielten die Vorfahren nahezu für ein Wunder.«³⁴⁾

Für den berühmten Zug des grossen Karthagers über die Alpen sind die beiden Hauptquellen Polybius³⁵⁾ und Livius³⁶⁾; die Nachrichten der Späteren sind bis auf einige unbedeutende Zusätze aus diesen beiden Historikern entlehnt. Silius Italicus, der den zweiten punischen Krieg in einem epischen Gedicht »Punica« besingt, folgt dem Livius,³⁷⁾ Ammianus Marcellinus hat die gleiche Quelle, lässt aber die Karthager über die Penninischen Alpen ziehen.³⁸⁾ Einzelne Berichte über den Weg Hannibals finden wir noch bei Cornelius Nepos³⁹⁾, Appian⁴⁰⁾, Valerius Maximus⁴¹⁾, Orosius⁴²⁾ und Zonaras⁴³⁾.

Bei der Entscheidung der Frage, welchen Pfad Hannibal benützt hat, ist allein die Beurteilung der antiken Quellen massgebend. Wer der Darstellung des Polybius den Vorrang einräumt und alles, was Livius über den Zug des kühnen Strategen berichtet, als wertlose, nachträgliche Ausmalung betrachtet, muss sich für einen Pass in der nördlichen Hälfte der Westalpen entscheiden. Im allgemeinen hat man sich nach jahrhundertelangem gelehrten Streite der auf militärische Gründe gestützten Ansicht von Wickham und Cramer angeschlossen, die dem Berichte des Polybius folgend, dem Kleinen St. Bernhard den Ruhm zuerkennt, die karthagischen Krieger auf seinem Rücken getragen zu haben.⁴⁴⁾ Demnach zog Hannibal, nachdem er die Rhone überschritten, am linken Ufer dieses Stromes aufwärts; an der Mündung der Isère, die Polybius für die Rhone selbst nahm, angelangt, verliess er das Rhôneufer und marschierte das Thal der Isère hinauf ins Land der Allobroger, wo der eigentliche Anstieg angetreten wurde. Unter unsäglichen Gefahren und Anstrengungen sowie fortwährenden Kämpfen mit den allobrogischen Bergvölkern wurde in neun Tagen die Passhöhe erklommen; das Hinabsteigen bot ähnliche Schwierigkeiten, wenn auch die Karthager von feindlichen Angriffen weniger zu leiden hatten. Das arg zusammengeschmolzene Heer gelangte durch das Thal der Dora Baltea in die Ebene, um den Kampf mit dem weltbeherrschenden Rom aufzunehmen.

Indes auch Livius, der den Hannibal über das iugum Cremonis (le Cramont) und über den Mons Matriona steigen und durch das Thal der Dora Riparia in die Poebene gelangen lässt, hat seine Anhänger gefunden, namentlich französische Gelehrte, die auf der Passhöhe des Mont Genève die Fundamente eines Tempels jener Gottheit entdeckt zu haben glaubten, nach der der Berg einst Mons Matriona geheissen ward.⁴⁵⁾

Andere Forscher folgern aus den Angaben der beiden Autoren, dass der Punier über den Grossen St. Bernhard,⁴⁶⁾ wieder andere, dass er über den Mont Cenis ge-

zogen sei,⁴⁷⁾ auch sonstige Pässe werden als Übergangsrouten Hannibals bezeichnet.⁴⁸⁾ Den gleichen Weg wie Hannibal schlug zehn Jahre später sein Bruder Hasdrubal ein, als er von Spanien aus diesem zu Hilfe eilte.⁴⁹⁾ Im letzten Jahrhundert der Republik überschritten wiederholt römische Heere die Alpen. Allein die planmässige Erschliessung der Pässe durch Strassenanlagen begann erst nach der seit dem Jahre 15 v. Chr. in Angriff genommenen Unterwerfung der Alpenvölker.

3. Die Eroberung der Alpenländer durch die Römer.

Nach dem Triumph über die punische Rivalin trug Rom seine siegreichen Waffen gegen jene Völker des nördlichen Italiens und der Alpengegenden, die in jenem welthistorischen Kampfe gegen Italiens Hauptstadt eine feindliche Haltung eingenommen hatten. Aber nur schrittweise vollzieht sich das Vordringen der Römer ins Innere der Alpen, nachdem sie deren befestigte Thalpforten gesprengt. Zuerst wurden die Ligurer an der Küste des etrusischen Meeres bezwungen, die erste kriegerische Expedition der Römer ins Innere des Hochgebirges, gegen die Oxybier und Deciaten in den Meereralpen, finden wir um das Jahr 154 v. Chr. verzeichnet.⁵⁰⁾ Nach diesen wandten sich die römischen Waffen im Jahre 143 gegen die Salasser im Thal der Dora Baltea. Diese mussten die in ihrem Lande befindlichen Goldwäschereien abtreten, die fortan zum Besten des römischen Staatsschatzes ausgebeutet wurden. Hier legten die Eroberer zum Schutz der Alpenpfade die feste Stadt Eporodia (Ivrea) an.⁵¹⁾ Zwei Jahrzehnte später sind die Thäler der Durance und der Isère die Wahlstätten in neuen Kämpfen der Römer mit ligurisch-gallischen Bergbewohnern. M. Fulvius Flaccus bekriegte um jene Zeit die keltischen Stämme zwischen den Alpen und der Rhone, unterwarf die Salluvier und die Vokontier.⁵²⁾ Seine Nachfolger G. Sextius Calvinus und Gn. Domitius Ahenobarbus zogen gegen die wilden Allobroger ums Jahr 121 zu Felde, die das Rhonethal, die lange, gewundene Felsengasse der Isère und das heutige Savoyen bis zum Genfersee inne hatten, und machten sie der römischen Oberherrschaft botmässig.⁵³⁾ Ersterem verdankt der später durch die Teutonenschlacht so berühmt gewordene Ort Aquae Sextiae (Aix) seinen Namen. Die Unterwerfung der Völker der Westalpen vollendete Quintus Fabius Aemilianus, indem er an der Mündung der Isère in die Rhone die rebellischen Allobroger samt deren Bundesgenossen niederwarf.⁵⁴⁾

Auf dem Ostflügel der Alpen, wo die im Jahre 181 gegründete Militärkolonie Aquileja ihr Stützpunkt war, verfolgten die Römer die gleiche Eroberungspolitik wie im Westen; sie brachen ums Jahr 118 die befestigten Thalsperren der Valsugana und bezwangen die Stöner im Sarcathale, sahen sich aber bald darauf genötigt, dem gewaltigen Ansturm der Cimbern und Teutonen im Osten und Westen des Hochgebirges zu begeben.

In den Tagen des Pompejus' und Cäsar's erscheinen die westlichen und südlichen Kämme der Alpen als eine zu strategischen und politischen Zwecken vielfach benützte Passage; aber erst im Zeitalter des Augustus wird die Alpenwelt den Römern in grossartigem Massstabe erschlossen. Die Gebirgsvölker von Savoyen bis Istrien werden wiederholt mit der Schärfe des Schwertes bezwungen; die neugegründete Militärkolonie Augusta Praetoria (Aosta) im Lande der Salasser diente fortan als Schutzwehr des römischen Eigentums im nordwestlichen Italien, nachdem der Trotz der kräftigen Gebirgsstämme durch Wegführung der waffenfähigen Mannschaft auf den Sklavenmarkt zu Eporodia gebrochen war.⁵⁵⁾

Im Jahre 15 v. Chr. wurden die Bewohner Rhätiens, Vindeliciens und Norikums unter die römische Botmässigkeit gebracht, als Tiberius, der Stiefsohn des Kaisers Augustus, von Gallien aus seine Legionen in das Herz der Alpen

führte und sein Bruder Drusus, von Süden vorrückend, ihm die Hand reichte.⁵⁵⁾ Damals wurde die Freiheit der vielgespaltenen und durch kein nationales Band zu einem Staatsganzen vereinigten Alpenvölker für immer vernichtet. Ein Siegesdenkmal am südlichen Abhang der Seealpen, das Tropaeum Augusti, woran der Flecken Turbia an der Küstenstrasse in der Nähe von Monaco erinnert, verkündete der Nachwelt, dass unter Augustus' Führung und Auspizien 44 Völkerschaften im Bereich der Alpen durch das Schwert der Römer unterworfen worden seien.⁵⁶⁾

4. Die Gestalt, Höhe und Ausdehnung der Alpen.

In den frühesten Zeiten waren die Vorstellungen, die man sich von den Alpen machte, dunkel und schwankend; auch nach der Eroberung der Gebirgsländer durch die Römer dauerte es noch lange Zeit, bis man über den Zug der Alpen, ihre vertikalen Verhältnisse und ihre Gliederung genauere Kunde erhielt, da der Mangel an gebahnten Strassen und die Wildheit der Bewohner ordentliche Untersuchungen lange verhinderten.

Zuverlässige Messungen der Länge und Breite des Alpengürtels und der Höhe einzelner Gipfel sind wohl kaum angestellt worden, wenigstens sind uns Nachrichten darüber nicht erhalten. Trotz der Unsicherheit der Begrenzung und der starken Schwankung des Betrages bildete die Anstiegslinie das einzige für die Römer verfügbare Mass, sich einen Begriff von der vertikalen Gestalt des Gebirges zu machen. Demnach ist der Irrtum mehrerer antiker Autoren wohl verzeihlich, die den Monte Viso für den höchsten aller Alpengipfel halten; die isolierte Lage des über seine Umgebung mächtig aufragenden Riesen hat sie zu dieser falschen Schätzung geführt.⁵⁷⁾

Die meisten Geographen und Historiker des Altertums begnügen sich damit, die Alpen mit einer hohen Mauer, mit einem Wall oder einem Bollwerk zu vergleichen.⁵⁷⁾ Florus nennt die Alpen »Claustra Italiae«, den Riegel Italiens;⁵⁸⁾ Ampeius heisst sie die Grenzscheide zwischen Gallien und Italien,⁵⁹⁾ ähnlich drückt sich der Panegyriker Plinius aus.⁶⁰⁾ Auch Vellejus Paternulus erkennt in den Alpen die Grenzmarke Italiens.⁶¹⁾ Herodian äussert sich in dieser Beziehung über die Alpen also⁶²⁾: »Die Alpen sind sehr hohe Berge, wie sie sich sonst in unserem Lande nicht finden; sie sind Italien wie eine Mauer vorgelagert und bilden ein natürliches festes Bollwerk, das sich vom Nordmeere bis zum Mittelmeere hinzieht.« An einer anderen Stelle⁶³⁾ sagt der gleiche Autor: »Das Hochgebirge der Alpen hat die Natur wie eine Mauer Italiens hingestellt; auf seinen Höhen thronen die Wolken und langhingestreckt reicht es auf der rechten Seite Italiens bis zum Tyrrhenischen Meer, auf der linken bis zum Busen der Adria.« Claudius Rutilius Namatianus, ein spätrömischer Dichter, nennt die Alpen ein Bollwerk, das Italien wie ein edles Körperglied gegen die Drohungen des Nordens schütze.

Andere erklären die Alpen für ein ungeheuer hohes, wolkenumgürtetes Gebirge.⁶⁴⁾ So nennt der Dichter Ovid die Alpen »aëriae«, hoch in die Lüfte ragend⁶⁵⁾, das gleiche Attribut giebt ihnen Vergil.⁶⁶⁾ Silius Italicus sagt, dass die Alpengipfel mit dem Himmel an Höhe wetteifern⁶⁷⁾, und dass die felsigen Spitzen des Hochgebirges an die Wohnungen der Götter heranreichen.⁶⁸⁾ Arrhian nennt die Alpen gleich hoch wie den Kaukasus.⁶⁹⁾

Das Gesamtbild der Alpen, wie es uns nach den Angaben des Polybius entgegentritt, zeigt uns das Hochgebirge in einer Länge von 2200 Stadien = 55 geographischen Meilen von Massilia bis zur Nordküste der Adria.⁷⁰⁾ Alle ihm bekannten Berge Griechenlands und Thraciens werden von der gewaltigen Felsmauer

der Alpen an Steilheit und Höhe überboten, die sich wie eine Akropolis über dem italischen Land erhebt.⁷⁵⁾ Fünf Tage braucht man, um die höchsten Alpengipfel zu erklimmen, während man die grössten Erhebungen Griechenlands, den Taygetus, Parnassus, Olympus, Ossa, Pelion, den Hämus und das Rhodopegebirge in Thracien an einem Tage ersteigen und umgehen könne.⁷⁶⁾ Livius berichtet, dass der Südabhang der Alpen nach Italien hin kürzer, aber steiler sei, als die nördliche Seite;⁷⁷⁾ einzelne Berge berühren den Himmel.⁷⁸⁾

Strabo sagt, dass die bedeutendsten Höhen der Alpen im Lande der Medaller in den Kottischen Alpen hundert Stadien messen und nach Italien zu steil abfallen.⁷⁹⁾ Der gelehrte Geograph entwirft zwar von der italischen Seite des Alpenzuges ein richtiges Bild, indem er betont, die Alpen bildeten einen Bogen, die hohle Seite gegen Italien, die Wölbung gegen Gallien gewendet⁷⁵⁾; allein weniger genau sind seine Vorstellungen von der Gestalt und den Verzweigungen der Alpen im Norden, wie er sie denn namentlich zu weit nach Gallien hinein ausdehnt.⁷⁶⁾ Er rechnet nämlich noch Jura und Schwarzwald dazu und lässt die Saône, den Doubs und selbst die Seine in den Alpen entspringen.

Nach Strabo beginnen die Alpen bei Vada Sabatia, einem mit dem Meere verbundenen See in der Gegend des heutigen Savona, wo auch der Apennin anhebt.¹⁶⁾ Hiemit meint er den tiefen, wegsamen Sattel des Colle dell' Altare oder di Cadibona, 490 m, der die thatsächliche Grenze zwischen Apennin und Ligurischen Alpen ist.⁷⁷⁾ Die Alpenkette bildet von Ligurien aus ein zusammenhängendes Ganzes und stellt das Bild eines einzigen Berges dar; vom Thale der Etsch an aber wird das Gebirge mehr und mehr durchbrochen und niedriger, um sich hin und wieder in einzelnen Abschnitten und Spitzen zu erheben.⁷⁸⁾

Plinius giebt im Anschluss an Cälius Antipater, einen Historiker des 2. Jahrhunderts v. Chr., den Alpen eine Ausdehnung von 1000 römischen Meilen, vom Varus bis zur Arsia, nach Timagenes, einem Geschichtschreiber zur Zeit Sullas, seien es um 25 Meilen weniger. Die Breite, sagt Plinius, gebe Cornelius Nepos zu 100 Meilen, Livius zu 3000 Stadien (= 75 geogr. Meilen) an; doch sprächen beide von verschiedenen Stellen. Allerdings sei der Alpengürtel nicht überall gleich breit; da wo er Italien von Germanien trenne, betrage die Breite über 100 Meilen, an den schmalsten Teilen aber kaum 70.⁷⁹⁾ Weitaus übertrieben sind die Vorstellungen des grossen Naturforschers von der Höhe der Alpen, deren höchsten Gipfeln er 50000 Schritte beimisst.⁸⁰⁾ An einer Stelle bedient sich Plinius eines schönen Vergleiches, indem er den Alpengürtel »halbmondförmig« nennt.⁸¹⁾

Der Geograph Pomponius Mela zeichnet den Hauptzug der Alpen richtig, dehnt ihn aber viel zu weit nach Osten, über die Balkanhalbinsel bis nach Thracien aus.⁸²⁾

Ptolemäus Claudius weicht in manchen Dingen von dem ab, was andere vor ihm über die Alpen angaben. Er lässt die Seealpen vom Mittelmeer bis zum 44. Grad nördlicher Breite ziehen; an sie stossen die Alpes Graiae, die in einem weiten Bogen bis zum Comersee sich erstrecken und von den Centronen, Caturigern und Segusianern bewohnt sind; ungefähr in der Mitte dieses Bogens springen nach Italien die Kottischen Alpen vor, auf denen die Lepontier wohnen. Östlich von den Grajischen Alpen sind die Penninischen Gebirge und an der Nordostgrenze Italiens sind der Okra, der Mons Claudius, die Karawanken und der Karst.⁸³⁾

Für die antike Alpenkenntnis sind auch die zur Zeit des sinkenden römischen Kaisertums veröffentlichten Itinerarien, jene antiken Kursbücher wichtig, die Strassenverzeichnisse mit Angabe der Stationen und der Entfernungen zwischen denselben enthielten. Das Itinerarium Antonini Caracallae giebt alle das Alpengebirge durchziehenden Heerstrassen mit ihren Haltepunkten an; das Itinerarium Burdi-

galense oder Hierosolymitanum, das den Weg von Bordeaux nach Jerusalem beschreibt, schildert die Route über den Mont Genève.

Die tabula Peutingeriana, die einzige erhaltene gezeichnete Karte, die gleich den von Vitruvius und dem Panegyriker Eumenius erwähnten Länderkarten auf jener grossen Karte des römischen Reiches basiert, die von M. Vipsanius Agrippa auf Geheiss des Kaisers Augustus angefertigt und in der Säulenhalle der Poilla zu Rom in der Form einer Sphära aufgestellt worden war, umfasst die ganze den Römern bekannte Welt.⁸⁴⁾ Obwohl sie weder auf die Gestalt und Grösse der Meere und Länder noch auf die geographische Lage der Orte Rücksicht nimmt, gewinnen wir aus ihr doch einen guten Überblick über die Ausdehnung und Gliederung der Alpen und Alpenländer. Sie enthält in bildlicher Darstellung alle bedeutenden Orte im Bereich des Hochgebirges, von denen bei den alten Geographen die Rede ist, sie nennt die wichtigsten Seen und Flüsse und insbesondere die damals begangenen Alpenpässe. Trotz aller Mängel besitzt die Peutingerianische Tafel gerade für das Alpenland hohen Wert, da diejenigen Schriftsteller, die die Geschichte Roms in den Zeiten des Verfalles behandeln, in Bezug auf geographische und topographische Angaben sehr wortkarg sind.

5. Antike Einteilung der Alpen.

Jenen Teil des Hochgebirges, den wir heute unter der Bezeichnung Ligurische Alpen und Seealpen kennen, fassten die Römer unter dem Namen *Alpes maritimae* zusammen;⁸⁵⁾ die Griechen nannten jenen Abschnitt der Westalpen *Ἀλπεις παράθαλάσσιοι*⁸⁶⁾ oder *παράλιαι*⁸⁷⁾, auch *παραθαλασσιῶν*.⁸⁸⁾ Grätius nennt den südlichsten Teil des Hochgebirges *Alpes Ligurinae*,⁸⁹⁾ Florus gebraucht für den ganzen Zug der Westalpen den Namen *Alpes Gallicae*.⁹⁰⁾ Die Seealpen reichten vom Golf von Genua bis zu den Quellen des Po am Mons Vesulus (Monte Viso), wo nach Appian und Servius auch die Rhone entspringt.⁹¹⁾ Innerhalb der Seealpen lag der Mons Caenia (la Caillole).⁹²⁾

An die Seealpen stiessen die *Alpes Cottiae* oder *Cottianae*,⁹³⁾ von den Griechen *Ἀλπεις Κοττιαί* geheissen.⁹⁴⁾ Dieser Abschnitt der Westalpen erhielt seinen Namen von dem König Kottius, der hier über eine Anzahl ligurischer Bergvölker gebot und zu Augustus in freundschaftlichem Verhältnis stand.⁹⁵⁾ Sie erstreckten sich vom Mons Vesulus bis zum heutigen Mont Cenis. In ihrer Mitte lag der Mons Matriona, später Mons Janus geheissen, ein vielbenützter Übergang, der jetzige Mont Genève; im äussersten Westen war der Mons Gaura,⁹⁶⁾ der heutige Col de Cabres. Die Kottischen Alpen waren das Quellgebiet des Po⁹⁷⁾ und seiner Nebenflüsse Duria minor (Dora Riparia) und des Clusius, auf der westlichen Seite entsprang der Druentius (Durance).

Den Kottischen Alpen reihten sich die *Alpes Graiae* an, vom Mont Cenis bis zum Kleinen St. Bernhard streichend.⁹⁸⁾ Dieser Gebirgszug, auf dem der Isaras (Isère) und einige kleinere Nebenflüsse des Po entstehen, wie der Stura und Orgus, wird von den römischen Autoren auch Mons Graius⁹⁹⁾, sowie Saltus Graius⁹⁸⁾ genannt, auch der Name *Alpes Graecae* findet sich.⁹⁹⁾ Die Griechen nannten unser Gebirge *Ἀλπεις Γραιῶν*.¹⁰⁰⁾ Zu den Grajischen Alpen gehörten das iugum Cremonis, jetzt le Cramont⁹⁹⁾, der Kleine St. Bernhard, die *Alpes Centronicae*¹⁰¹⁾ und die *Alpes Attrectianae*.¹⁰²⁾ Letztere waren nach einem Statthalter Attrectius, erstere nach dem Volke der Centronen benannt. Die *Alpes Attrectianae* erstreckten sich ostwärts bis an den lacus Verbanus und begriffen jenen Teil des Hochgebirges, der sich südlich von den Walliser Alpen ausbreitet. Das Montblanc-Massiv hatte in der alten Geographie keine Stelle, weil es die gangbaren Pfade mieden. Die

Ableitung des Namens Alpes Graiae ist dunkel. Die griechische Sage lässt den Herkules die Alpen übersteigen und über diese Partie des Hochgebirges eine Strasse bahnen, worauf der Name Graius — Graecus ihr gegeben worden sei.⁹⁷⁾ Auch Plinius leitet die Bezeichnung Grajische Alpen von dem Worte Graecus her.⁹⁸⁾ Vielleicht dürfte diese Benennung dem Namen einer verschollenen Völkerschaft entlehnt sein.

Vom Thale der Duria maior (Dora Baltea) an folgen die Alpes Penninae mit der Alpis Pennina, dem Grossen St. Bernhard.⁹⁹⁾ Die Griechen nennen diesen Teil des Alpengebietes Ἄλπεις Ποίνιαι⁹⁸⁾ oder τὸ Ποίνιον ὄρος¹⁰¹⁾. Der Name der Penninischen Alpen ist ebenfalls unaufgeklärt. Der durch viele Inschriften beglaubigten Form Penninus stehen fast ebenso zahlreiche Denkmäler mit Poeninus gegenüber; erstere Form ist durch neuere Gelehrte, die einer keltischen Etymologie (pen = Berg) folgten, die vorwiegende geworden, da die antike Schreibart Poeninus möglicherweise durch den gesuchten Anklang an Poenus beeinflusst war, als ob der Übergang der Punier über das Hochgebirge über den Grossen St. Bernhard erfolgt wäre. Auf dem Grossen St. Bernhard war ein Tempel des Jupiter Penninus, des die Berge beherrschenden Zeus¹⁰⁴⁾; und nicht unwahrscheinlich ist es, dass dieses Heiligtum dem Gebirgszug den Namen gegeben. An den Quellen der Rhone hiess ein Berg Columna Solis, wo der Sonnengott am Abend sein Ziel fand, nachdem er tagsüber die Erde beleuchtet.¹⁰⁵⁾ Die Penninischen Alpen waren das Quellgebiet des Duria maior und des Sesites (Sesia).

Auf die Penninischen Alpen folgen die Alpes Lepontiorum, nach der Völkerschaft der Lepontier benannt,¹⁰⁶⁾ an die das heutige Thal Levantina erinnert; sie umfassten das Alpengebiet zwischen dem Simplon- und Splügenpass und wurden vom Atiso (Toce) und dem Ticinus (Tessin) durchflossen.

Die folgende Alpenpartie heisst Mons Adula, bei den Griechen Ἀδούλας.¹⁰⁷⁾ Dies ist die Gotthardgruppe, wo nach Strabo Rhein und Adda entspringen. Ohne Zweifel begriff man unter dem Namen Adula auch die anstossende Rheinwaldhornkette und die ostwärts streichenden Hochgebirgszüge bis zum St. Bernhardinpass. Die Gegend der Rheinquellen schildert uns gegen Ende des 4. Jahrhunderts der gelehrte Rufius Festus Avienus: »Zwischen Bergtriften und tönenden Felsen treibt der Rhein, da wo der in Nebel gehüllte Adula mit seinem Scheitel die Wolken stützt, mit seinen Wassern dahin und wälzt reissend in blaugrünem Laufe die Fülle der wirbelnden Fluten bergab, bis er in die Wogen des Nordmeeres sich ergiesst und die marmorne Fläche in schnellem Laufe durchbricht.«¹⁰⁸⁾

An den Mons Adula schliesst sich das weite Gebiet der Alpes Rhaeticae an,¹⁰⁹⁾ auch iuga Rhaetica genannt.¹¹⁰⁾ Sie umfassten die Gebirge Graubündens, die Berninagruppe, die Ortler-, Adamello-, Presanella- und Bergamasker-Alpen, den heutigen Rhätikon, die Ötztalher und Stubaiher Berge. Sie waren das Quellgebiet des Aenus (Inn), des Athesis (Etsch), des Isarcus (Eisack), des Addua (Adda) und des Sarius, des Ollius (Oglio) und seiner beiden Zuflüsse Mella und Clesis, des Mincius; nach Norden flossen ausser dem Inn der Ilargus (Iller), der Licus (Lech) mit dem Virdo (Wertach), der Ambra (Amper) und der Isarus (Isar).

Östlich von Eisack- und Etschthal waren die Alpes Tridentinae,¹¹¹⁾ die Alpes Venetae,¹¹²⁾ die Montes Opitergini, wo der Liquentia (Livenza) entsteht,¹¹³⁾ heute die Berge nördlich von Oderzo; die Montes Tarvisani, wo der Silis (Sile) entquillt,¹¹³⁾ heute die Berge nordöstlich von Treviso, oder wahrscheinlicher bei Travesio; die Alpes Carnicae, wo der Savus (Sau) seine Quelle hat;¹¹⁴⁾ die Alpes Juliae,¹¹⁵⁾ die ihren Namen von G. Julius Cäsar haben, der sie zuerst gangbar gemacht.¹¹⁶⁾ Welchen Namen die Gebirge des nordöstlichen Tirols führten, wird uns nicht gesagt, sie werden unter der Bezeichnung Alpes Noricae zusammengefasst.¹¹⁷⁾ Plinius erwähnt einen Mons Claudius,¹¹⁴⁾ der vielleicht mit

den Niederen Tauern identisch ist; diese Berggruppe ist auch dem Ptolemäus und dem Vellejus Paterculus bekannt.⁽¹¹⁸⁾

Den äussersten Nordosten der Alpenkette bildete der Mons Cetius, der Wienerwald;⁽¹¹⁹⁾ auch der Karst und die Karawanken waren den Alten bekannt.⁽¹²⁰⁾ Hier im entlegensten Südosten war der Mons Ocra, der heutige Birnbaumwald.⁽¹²¹⁾ Seitdem Augustus eine Strasse über ihn bauen liess, hiess er Alpis Julia. Strabo nennt uns auch die beiden Namen Mons Tullum und Mons Phlygadia,⁽⁷⁸⁾ vielleicht den heutigen Triglavstock und die Berge bei Flitsch. Die südöstlichsten Fortsetzungen der Alpen werden Alpes Illyricae oder Dalmaticae⁽¹²²⁾ und Alpes Pannonicae⁽¹²³⁾ genannt.

Im Bereiche dieser Gebirgszüge nennt Strabo die zwei Flüsse Duras und Clanis,⁽⁷⁸⁾ die sich indes nicht bestimmen lassen. Nach der Adria eilen der Medoacus (Brenta), der Plavis (Piave), der Tiliaventus (Tagliamento), der Natiso (Natisone), der Sontius (Isonzo) und der Timavus (Timavo). Nach der Donau wandten sich der Isonta oder Ivarus (Salzach), der Anisus (Enns), der Ises (Ybbs), der Dravus (Drau) mit dem Murus (Mur) und dem Licus (Gail).

6. Die Alpenpässe im Altertum.

Die ältesten Handelsvölker, die Phönizier und die Griechen, liessen sich weder an der nördlichen Ausbuchtung der Adria noch an der etruskischen und ligurischen Küste dauernd nieder. Deshalb konnte von einem geregelten Handelsverkehr über die Alpenpässe in den frühesten Zeiten keine Rede sein. Der älteste Handel, der den Bernstein von den Küsten der Nord- und Ostsee in die Mittelmeergegenden und deren Ertragnisse vereinzelt nach dem Norden brachte, knüpfte sich an Massilia und die Kolonien des Pontus, mied also die Alpen, die von den Südländern durchwegs als starkes Verkehrshindernis betrachtet wurden. Wenn wirklich einzelne griechische Produkte oder nordische Erzeugnisse im Handel ausgetauscht wurden, so geschah dies nicht auf eigentlichen alpinen Handelsstrassen, sondern die Waren gingen von Gau zu Gau, von Hand zu Hand. Im Osten war das rauhe Illyrien schwer zugänglich und im Westen bildete der ligurische Apennin bis ins zweite Jahrhundert v. Chr. eine hemmende Schranke.

Gebahnte Strassen finden wir erst in späterer Zeit erwähnt, obgleich die Alpen in früheren Tagen schon von zahlreichen Scharen von Kelten überschritten wurden und zwischen den keltischen Stämmen diesseits und jenseits des Hochgebirges eine stete Verbindung unterhalten wurde. Polybius kennt nur vier Pässe: einen im Land der Ligurer, einen im Gebiet der Tauriner, einen bei den Salassern und einen im Lande der Rhäter;⁽⁷⁹⁾ das sind die Küstenstrasse am Tyrrhenischen Meer, der Mont Cenis, der Kleine St. Bernhard und vielleicht der Brenner. Varro zählt nach Servius, dem Erklärer Vergils, fünf Wege über die Alpen auf⁽⁷⁷⁾: die Küstenstrasse im Land der Ligurer; den Pfad, welchen Hannibal zog; einen dritten, den Pompejus auf seinem Marsche nach Spanien einschlug; jenen, den Hasdrubal ging, und einen fünften in den Grajischen Alpen. Die von Varro genannten Wege sind indes mit Ausnahme des zuerst und zuletzt erwähnten sehr schwer zu deuten. Vielleicht dachte er sich unter jenem Übergang, den Hannibal benützte, den Mont Cenis, unter demjenigen, den Pompejus zog, den Mont Genève. Welchen Weg er unter jenem versteht, den Hasdrubal eingeschlagen, ist ganz ungewiss, da nach den Berichten der antiken Historiker Hasdrubal den gleichen Pfad gegangen sein soll, wie sein berühmterer Bruder.⁽⁴⁹⁾

Die römischen Alpenstrassen waren meist nur für Saumtiere und nur in geringem Masse für den Wagenverkehr hergerichtet; auch waren sie steil und

gefährlich zu passieren.⁶³⁾ Interessant ist hier Strabo's Schilderung¹⁹⁷⁾: »Der Kaiser Augustus verband mit der Unterjochung der räuberischen Alpenvölker auch die Gangbarmachung der Wege, so weit es möglich war; denn die Natur lässt sich nicht überall besiegen wegen der Felsen und ungeheuren Abhänge, die teils die Pfade sperren, teils in der Tiefe drohen, so dass man bei einem Fehltritt unvermeidlich Gefahr läuft, in unergründliche Schluchten hinabzustürzen. Die Alpenpfade sind teilweise so schmal, dass Fussgänger und selbst Lasttiere, die mit der Natur dieser Wege nicht vertraut sind, vom Schwindel ergriffen werden; die Einheimischen tragen die Lasten ohne Gefahr. Dem konnte man freilich nicht abhelfen, so wenig als dem Herabrollen der Eislawinen, die oft ganze Reisegesellschaften mit sich fortreissen und in die Tiefe schleudern. Denn es ruhen viele Schichten übereinander, indem eine Schneelage an die andere als Eis anfriert, weshalb sich dann die Schneemassen an der Oberfläche leicht von den tiefer befindlichen ablösen, ehe sie von der Sonne geschmolzen werden.«

Bei den antiken Alpenstrassen findet man keine grossartigen, monumentalen Bauwerke, sondern nur einfache, den Bodenverhältnissen sich anpassende Konstruktionen. Die wichtigsten waren:

1. Die ligurische Küstenstrasse. Ihre frühzeitige Benützung ist nicht nur aus der Sage vom Zuge des Herkules, sondern auch aus einem Zeugnis für das zweite Jahrhundert v. Chr. erkennbar.¹²⁴⁾ Sie wurde nach Bezwingung der Alpenvölker von Augustus im Jahre 12 v. Chr. sorgfältig als *via Julia Augusta* ausgebaut.¹²⁵⁾ Auf der höchsten Stelle der Strasse, welche auf der *tabula Peutingeriana* »in alpe maritima« heisst, ward im Jahre 6 v. Chr. das *Tropaeum Augusti* errichtet.¹²⁶⁾
2. *Alpis Cottia*, der *Mont Genève*, 1860 *m.* Aus dem Namen des Passes darf man auf seine späte Entdeckung nicht schliessen; denn schon in uralten Zeiten zogen Gallier auf diesem Wege nach Italien.⁷³⁾ Eine Heerstrasse über diesen Pass gebahnt zu haben, rühmt sich Pompejus.¹²⁶⁾ Cäsar ging im Jahre 58 den gleichen Weg und schätzt ihn als den nächsten nach Gallien.²²⁾ Den Strassenbau vollzog unter Augustus der König *Cottius* im Jahre 3 v. Chr.¹²⁷⁾ Die Passhöhe hiess *Mons Matriona*, wohl nach der gallischen *Dea Matriona*; nach *Ammianus Marcellinus* erhielt der Pass diesen Namen von dem Absturz einer edlen Frau.²²⁾ Nach der *tabula Peutingeriana* nimmt diese Alpenstrasse ihren Ausgang von *Augusta Taurinorum* (Turin), führt über *Segusio* (Susa) und *Caesao* (Cesane) zur Passhöhe und steigt dann nach *Brigantio* (Briançon), *Eburodonum* (Embrun) und *Caturigomagus* (Chorges) hinab. Bei *Brigantio* zweigte sich eine Strasse über den *Col du Lautaret* (2075 *m.*) nach *Cularo* (Grenoble) ab,¹²⁸⁾ bei *Vapincum* (Gap) die Hauptstrasse nach *Valentia* (Valence). Der Pass, auf dem sie ins Thal der *Druna* (Drôme) hinüberstieg, hiess *Mons Gaura* (*Col de Cabres*, 1180 *m.*)²¹⁾. Der benachbarte *Mont Cenis* (2098 *m.*) erhielt zwar im Altertum nie eine fahrbare Strasse, blieb aber kaum unentdeckt und unbenützt. Ein Alpensee, den Strabo im Lande der *Meduller* erwähnt, ist auf der *Mont Cenis-Gruppe* zu suchen.⁷⁴⁾
3. *Alpis Graia*, *Kleiner St. Bernhard*, 2192 *m.* Auch dieser Pass wurde wohl schon in den frühesten Zeiten von den Kelten benützt, nachdem die göttliche Kraft des Herkules hier einen Weg gebahnt. Über ihn liess Augustus eine fahrbare Alpenstrasse anlegen.¹²⁹⁾ Die *tabula Peutingeriana* giebt als Ausgangspunkt derselben *Augusta Praetoria* (Aosta) an; von hier führt sie über *Arebrigium* und *Ariolica* auf die Passhöhe, dann hinab über *Bergintrum* (Bellantro) und *Axima* (Aime) nach *Vienna* (Vienne). Die Abzweigung über *Bautae* (*Vieux-Annecy*) nach *Genf* ist inschriftlich bezeugt.¹³⁰⁾

4. Alpis Pennina oder Poenina, der Grosse St. Bernhard, 2472 *m*. Dieser gleichfalls schon in den ältesten Zeiten von den Kelten vielfach benützte Pass war kürzer, aber steiler wie der Kleine St. Bernhard.¹²⁹⁾ Die tabula Peutingeriana leitet die Strasse von Augusta Praetoria über die Passhöhe nach Octodurus (Martigny), Tarnajae (St. Moriz) und dem Genfersee. Strategisch wurde der Pass von Cäsar's Legaten Sulpicius Galba erschlossen,¹³¹⁾ völlig gesichert aber erst durch die Unterwerfung der Salasser durch Augustus.
5. Die Existenz einer Strasse über den Simplon (2010 *m*) wird nahezu allgemein angenommen, ist aber durch die Inschrift von Vogogna ebensowenig erwiesen, wie die Beschreitung einer alten Gotthardstrasse durch einzelne bei Airolo gemachte Funde. In beiden Fällen kann der römische Strassenbau sich auf die Thalsole des italischen Abhanges beschränkt haben.¹³²⁾ Auch für den Lukmanier (1917 *m*) und den St. Bernhardinpass (2063 *m*) ist das Vorhandensein einer einstigen Römerstrasse nicht erwiesen, da hier Meilensteine ganz fehlen und auch die Itinerarien keinerlei Angaben enthalten.
6. Vom Comersee führten zwei Strassen nach Curia (Chur): der Splügen (2117 *m*) und der Julier (2287 *m*). Die Splügenstrasse nahm nach der tabula Peutingeriana ihren Ausgang in Clavenna (Chiavenna) und führte über Lapidaria und Cuneus aureus nach Chur; die über den Julier berührte Tinnetio (Tinzen). Ersterer trat unterhalb des Dorfes Splügen gewiss nicht in die enge Schlucht der Via Mala ein, sondern hielt sich auf den sonnigen Höhen des linken Ufers. Für den Julier ist nicht nur durch Münzfunde und eine alte Säule ein frühzeitiger Verkehr nachgewiesen, für ihn spricht auch das Itinerar des Antoninus Caracalla.¹³³⁾ Für die Benützung des Septimer- und Malojapasses giebt es keinerlei Anhaltspunkte.
7. Die Reschenscheideck, 1493 *m*. Diesen Pass überschritt wahrscheinlich die im Jahre 47 n. Chr. gebaute via Claudia Augusta, die von Altinum in Venetiën durch die Valsugana nach Tridentum und dann an der Etsch aufwärts in den Vinschgau führte.¹³⁴⁾
8. Der Brenner, 1363 *m*, benannt nach den alten Breuni oder Breones, die Drusus bezwang.¹³⁵⁾ Die Benützung dieses niedrigen Überganges in vorrömischer Zeit beweisen zahlreiche etruskische Funde. Dass die Strasse von Verona nach Augusta Vindelicorum gewiss eine der ersten war, die nach Unterjochung der Alpenvölker ausgebaut wurde, dafür spricht trotz des Fehlens eines inschriftlichen Zeugnisses bis zum Jahre 195 n. Chr. das frühe Aufblühen Rhätens und seiner Städte. Die Strasse durchzog das Eisackthal an der Grenze Rhätens und Norikums;¹³⁶⁾ nach der tabula Peutingeriana berührte sie Sublavio (Kloster Seben), die Zollstation, dann Vipitenum (Sterzing), Matreium (Matrei am Brenner), Veldidena (Wilten), Scarbio (Scharnitz), Partanum (Partenkirchen), Avodiacum (Epfach). Dass aber auch eine Verbindung nach Brigantium (Bregenz) am Bodensee bestand, die wahrscheinlich den Fernpass benützte, beweist eine Inschrift.¹³⁶⁾
9. Von grosser Bedeutung waren im Altertum die Saumpfade im Gebiet der Ostalpen. Von Aquileja führten zwei grosse Alpenstrassen nach Norden, eine über Julium Carnicum (Zuglio) ins Thal der Drau nach Aguontum (Innichen); dieser Weg ist identisch mit dem heutigen Plöckenpass, 1360 *m*. Darüber geben uns die tabula Peutingeriana, sowie das Itinerar des Antoninus,¹³⁷⁾ auch Plinius¹³⁸⁾ und Ptolemäus¹³⁹⁾ Aufschluss. Die nördliche Fortsetzung dieser Römerstrasse ging über den Katschberg (1641 *m*) ins Thal der Mur und über den Radstädter Tauern (1738 *m*) nach Juvavum an der Salzach (Salzburg). Die Benützung dieser Route bestätigen etliche erhaltene Meilensteine.¹³⁹⁾ Von

Aguontum aus führte eine Strasse durch das Pusterthal nach dem Eisackthal und stellte den Anschluss an den Brennerweg her.¹⁴⁰⁾ Von Salzburg führte je eine Strasse nach Augsburg und über Tergolape (Lambach), Ovilaba (Wels) und Gabromagus (Windischgarsten) nach Vindobona (Wien).¹⁴¹⁾ — Die zweite Strasse leitete von Aquileja über das Karnische Gebirge nach Sonticum (Krainburg) und von da nach Virunum (Klagenfurt) und Noreja (Neumarkt).¹⁴²⁾ Dies ist der heutige Saifnitzpass (797 m) und der Thaleinschnitt von Pontebba. Nördlich setzte sich die Strasse fort über den Rottenmanner Tauern (1257 m) und über den Pyhrn (945 m) nach der Donau.

10. *Alpis Julia* oder *Ocra*, der heutige Birnbaumerwald, nordöstlich von Tergeste (Triest). Dieser Pass war schon in der republikanischen Zeit wichtig, wie die Gründung von Aquileja zeigt. Die Eroberung Pannoniens belebte den Verkehr zwischen dieser Stadt und Aemona (Laibach), Nauportus (Oberlaibach), Poetovio (Pettau) und Celeia (Cilli) ungem.¹⁴³⁾ Die Zollgrenze Norikums lag nördlich der Save bei St. Oswald.¹⁴⁴⁾

Den Bewohnern des transpadanischen Landes fiel als Aufgabe und Bestimmung die Hut der Gebirgspässe zu; sie wurden gleichsam als Besatzungstruppen des natürlichen Bollwerks Italiens gegen Norden angesehen, da die Römer stets darauf bedacht waren, die Saumwege des Hochgebirges gegen das Vordringen barbarischer Völker zu schützen und alle Niederlassungen transalpinier Einwanderer zu verhindern.

7. Die Ländergebiete der Alpen im Altertum, ihre Bevölkerung und staatliche Organisation.

Im Bereiche der Alpen lagen im Altertum folgende Länder: Ligurien, Gallia Narbonensis, Gallia Transpadana, Germania Superior, Rhätien, Vindelicien, Norikum, Teile von Venetien, Istrien, Illyrien und Pannonien. Über diese Gebiete und deren Bewohner sind wir vor allem durch die Geographie des Ptolemaeus Claudius unterrichtet.

Die Seealpen begriffen das Gebiet der zahlreichen, jedoch politisch niemals verbundenen Stämme der Ligurer oder Ligyer, die gleich den Iberern der Rest einer vor den Ariern im Südwesten Europas heimischen Rasse waren und sich durch die Invasion der Kelten zuletzt auf jenen schmalen Küstenstrich im Süden Galliens und Norden Italiens beschränkt sahen. Zu dieser Völkerfamilie gehörten die Salluvii, Deciates, Oxybii, Commoni, Albici, Intimilii, Ingauni, Bagienni, Beritini, Veamini an oder in der Nähe der Küste; im Gebirge wohnten die Quariates im heutigen Thal von Queiras, die Egituri und Ectini im Thale der Tinea, die Nerusii in der Gegend von Vence, die Brodionti bei Digne, die Gallitae bei Gillelte, die Oratelli bei Utelle, die Vergunni bei Vergons an der Vaire, die Statielli, Ligauni, Nementuri, Esubiani am Ostabhang der Meer Alpen. Die bedeutendsten Orte waren ausser den schon genannten Städten Albingaunum und Albintimilium: Monoïkus portus (Monaco), Nicaea (Nizza), Cemenelum (Cimiez oder Cemella), Antipolis (Antibes), Forum Julium (Fréjus) an der Küste; in den Ausläufern der Seealpen im Westen waren Dinia (Digne), Segustero (Sisteron), Apta Julia (Apt), Aquae Sextiae (Aix), Reji Apollinares (Riez), Sanitium (Senez); Vintium (Vence), Alaunium (la Brillanne oder Lurs), im Osten Augusta Bagiennorum (Bene) und Alba Pompeia (Alba).

Im Gebiete der Kottischen Alpen waren die Caturiges mit der Hauptstadt Caturigomagus die wichtigsten Bewohner; ferner die Medulli, Vocontii, Iconii, Tricorii, Segovellauni, Edenates, Brigiani mitten im Gebirge, in den westlichen Ausläufern die Cavari und Tricastini, in den östlichen die Taurini. Ausser den

bei Besprechung der Alpis Cottia genannten Orten waren wichtig Ocelum (Ouk oder Usseaux), Scingomagus (Exilles), Durotinum (la Grave), Davianum (Veines); weiter westlich Vasio (Vaison), Matavonium (Montfort) und Cularo, seit 379 Gratianopolis geheissen (Grenoble).

Die bedeutendsten Bergvölker in den Alpes Graiae waren die Allobroges, die Centrones, Graioceli, im Osten die Salasser. Ausser den schon erwähnten Niederlassungen sind hier zu nennen Mellosecium (Mizouin), Darantasia (Moutiers), woran die Landschaft Tarentaise erinnert, Lemincum (Lemens) und Genava (Genf).

Die hauptsächlichsten Völkerschaften am Nordfluss der Penninischen Alpen an der Grenze Helvetiens und Rhätiens waren die Veragri, Seduni, Uberi und die Nantuates südlich vom Genfersee; Städte waren Octodurus und Sedunum (Sion), am Fusse des Simplonpasses lag Oscela, das heutige Domo d'Ossola, im Land der Lepontier.

In den südlicheren Teilen von Gallia Transpadana wohnten die Libici, Mesiates, Laevi, Cenomani und Insubres, über die wir bei Florus eine höchst interessante Bemerkung finden⁴⁵⁾: »Die gallischen Insubrer, die am Fuss der Alpen wohnen, haben einen Löwenmut und einen Körperbau, der das gewöhnliche Körpermass weit übertrifft. Aber die Erfahrung hat gelehrt, dass ihr ungestümer Angriff zwar heftiger als der gewöhnlicher Männer, ihre Zähigkeit aber geringer als bei Weibern ist; denn ihre alpinen Körper, die unter einem feuchten Klima aufgewachsen sind, haben eine förmliche Ähnlichkeit mit ihrem Schnee: wenn sie im Kampfe kaum erst in Hitze geraten sind, triefen sie vor Schweiss und werden bei nur leichter Bewegung gleichsam wie durch die Sonne aufgelöst.«

Den Nordwesten der Alpen bewohnten die Helvetier; indes erstreckten sich ihre Siedelungen meist auf die zugänglicheren Flussthäler, ohne tiefer in das Gebirge einzudringen. An Städten sind hier zu nennen Viviscus (Vevey), Lausonna (Lausanne), Eburodonum (Yverdon), Noviodunum (Nyon), Urba (Orbe), Salodurum (Solothurn), Oltinum (Olten), Turicum (Zürich).

Die nun folgenden Alpenländer sind Rhätien, Vindelicien und Norikum. Rhätien umfasste das heutige Graubünden, den westlichen Teil von Tirol bis zur Etsch und dem Eisack und die nördliche Hälfte der lombardischen Hügellandschaften. Ursprünglich war es von Vindelicien getrennt.⁴⁶⁾ Doch schon seit dem Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. verschwindet dieser Unterschied und Vindelicien wurde als Teil Rhätiens betrachtet, auch vom gleichen Statthalter verwaltet. Später aber trennte man Rhaetia prima und secunda und verstand unter ersterem das eigentliche Rhätien, unter letzterem Vindelicien. Die wichtigsten rhätischen Völkerschaften waren die Bergalei, deren Namen sich im Val Bregaglia (Bergell) erhalten hat; die Sabini, an die Val Sabbia erinnert; die Vennonetes im Addathal; die Venostae im Vinschgau; die Ruguscii im Engadin; die Sarunetes an den Rheinquellen; weiter südlich waren die Focunates, von denen Vogogna am Toce den Namen hat; die Orumbovii im jetzigen Thal Brembana östlich vom Comersee; die Camuni in der Val Camonica; die Triumpilini in der Val Trompia; die Stoeni im Sarcathal westlich vom Gardasee, an die Stenico mahnt; die Calucones im Thal Calanca südlich vom Rheinwaldhorn; die Isarci im Eisackthal; die Tridentini um Trient; die Anauni im Val di Non (Nonsberg); im Eisackthal wohnten auch die Brixentes, deren Namen in Brixen erhalten ist, weiter nördlich die Genauni, an die Valgenein erinnert, und die Breuni, Brenni oder Breones in der Brennergegend; an sie mahnt ausser dem Passe Prenn im Passeierthal, Brennühl bei Imst, Brunecken. Von Orten seien hier ausser den bei Verfolgung der Brennerstrasse erwähnten noch Magia (Mayenfeld), Bilitio (Bellinzona), Clunia (Altstadt bei Feldkirch), Bauzanum (Bozen), Salurnis (Salurn) und Teriolis oder Teriola castra ge-

nannt, wo nach der *Notitia dignitatum imperii Romani*, einem offiziellen Hof- und Staatskalender, ein Präfekt der dritten Legion sein Standquartier hatte.

Zu den Völkern Vindeliciens, welches vorzugsweise das Gebiet der nördlichen Kalkalpen umfasste, gehören die Brigantii am Bodensee, die Runicates, Benlauni, Licatii, Estiones, Catenates und Clautinatii in Vorarlberg und den Allgäuer Alpen, die *Consuantae* in der Gegend von Schwangau. Am Bodensee lag ausser Brigantium die Stadt *Arbor Felix* (Arbon), weiter östlich *Damasia* (eine Niederlassung auf dem Auerberg bei Schongau, vielleicht auch Hohenems in Vorarlberg), *Vemanis* (Wangen) und *Campodunum* (Kempten).

Norikum umfasste das heutige Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Kärnten, Steiermark, Krain, Teile von Bayern und das östliche Tirol. Seine Bewohner werden mit dem speziellen Namen Taurisker genannt, später Noriker, wahrscheinlich nach der Stadt Noreja. Ein Zweig der Noriker sind die Halauni im jetzigen Salzkammergut, die *Ambidravi* an der Drau, die *Ambisontii* zu beiden Seiten der oberen Salzach, die *Ambilici* im Thal der Gail, die *Leuni* in den Salzburger Alpen. In den südöstlichen Teilen der Alpenkette wohnten die *Carni*, *Veneti*, *Istri*, in Illyrien die *Japydes* und *Latovici*, in Pannonien die *Scordisci*, deren Gebiet an den *lacus Pelso*, den Plattensee, und an die »bojische Wüste« reichte. Zu den Venetern gehörten die östlich von Trient wohnenden *Euganeer* und *Feltriner*; an erstere erinnert eine Hügelreihe in der venetianischen Ebene, die *Colli Euganei*. An Orten sind hier bemerkenswert *Bellunum* (Belluno), *Feltria* (Feltre), *Ausugum* (Borgo di Valsugana), *Poedicum* (Adelsberg), *Idunum* (Judenburg), weiter östlich *Metullum* (Möttling).

Die Occupation der Alpenländer war lediglich aus militärischen Gründen erfolgt; an der Grenze, die der Donaustrom bildete, und im Binnenlande entstanden Municipien und Kolonien römischen und latinischen Rechtes, denen die umliegenden Gaue »attribuiert« waren.¹⁴⁷⁾ Bei den Salassern war *Augusta Praetoria* als römisches Centrum begründet worden, bei den Lepontiern nennt Ptolemäus als Hauptort *Oscela*; die übrigen Stämme in den nach Süden sich öffnenden Thälern waren ganz oder teilweise als *peregrini*, bez. als *latini* den nächstgelegenen Municipien attribuiert, so die Bergalei an *Comum*, die *Triumpilini*, *Camuni* und *Sabini* an *Brixia*, die *Anauni*, *Sinduni* und *Tuliasse* an *Tridentum*. In den Seealpen war *Cemenelum*, in den Kottischen waren *Segusio* und *Eburodunum* die Hauptorte, im Osten des Hochgebirges war *Julium Carnicum* der Mittelpunkt der Italien und Norikum verbindenden Thäler, *Aemona* das Centrum der nach Pannonien führenden. An *Tergeste* waren die *Karner* und *Kataler* attribuiert. Das römische Vollbürgerrecht erhielten die Bewohner der *Gallia Transpadana* von *Julius Cäsar* im Jahre 49 v. Chr. Bei der durch *Augustus* vorgenommenen Einteilung Italiens in *regiones* bildete *Ligurien* die neunte, *Venetien* und *Istrien* die zehnte, *Gallia transpadana* die elfte *regio*. In den Alpenpässen waren hauptsächlich zum Schutze der Verkehrsstrassen eigene nach beiden Seiten des Gebirges hin sich erstreckende Präfecturen errichtet,¹⁴⁸⁾ so für die Seealpen, die Kottischen, *Grajschen* und *Peninischen* Alpen. Wie uns die Inschrift des *Marmorbogens* auf dem *Mont Genève* oberhalb *Susa* verkündet,¹⁴⁹⁾ verwandelte *König Kottius* seinen *Königstitel* in den eines *Präfecten* und gebot als solcher über 15 *Gebirgsvölker*. Analoge Institutionen, in Anlehnung an die örtlichen Verhältnisse, finden wir bei den *Rhätern*, *Norikern* und *Helvetiern*.¹⁵⁰⁾ Die *Präfecten* waren entweder *Häuptlinge* *enchorischen* Ursprungs oder von der *römischen Regierung* *hierher gesetzte Männer* *ritterlichen Ranges*.¹⁵¹⁾

8. Die Produkte der Alpenländer in der antiken Litteratur.

Die Alpenländer trieben mehr Viehzucht als Ackerbau. Man schätzte die Alpenkühe, obgleich sie klein waren, weil sie viel Milch gaben und tüchtig arbeiten konnten.¹⁵²⁾ Von der Käsebereitung in den Alpen berichten M. Terentius Varro¹⁵³⁾ und Columella.¹⁵⁴⁾ Einen vortrefflichen Käse, den die Centronen in den Westalpen bereiteten und Vatusicus nannten, erwähnen Plinius¹⁶¹⁾ und der Arzt Galenus.¹⁵⁵⁾ In den dalmatischen Gebirgen gab es einen Käse, der gleichfalls auf die Tafel der römischen Reichen kam, den Docleates.¹⁶¹⁾

Den Getreidebau in den Alpen bespricht Plinius, er gedenkt einer Weizenart, die in drei Monaten zur Reife kommt, und einer Speltart im Lande der Tauriner mit schwarzen Körnern.¹⁵⁶⁾

Das Hauptprodukt der südlichen Gebirgsgegenden war der Wein, der dem italischen nach Angabe verschiedener Gewährsmänner nicht nachstand,¹⁵⁷⁾ so dass der in Rhätien gedeihende sogar ein Lieblingsgetränk des Kaisers Augustus war.¹⁵⁸⁾ Plinius überliefert, dass der rhätische Wein milden Geschmack besitze, dass dagegen der im Lande der Allobroger in den Westalpen wachsende einen Pechgeschmack habe.¹⁵⁹⁾ Dass der Wein der Ligurer herbe sei und nach Harz schmecke, bekundet Strabo.¹⁶⁰⁾ Auch Columella weiss, dass die Weine der Allobroger nach Pech riechen, weil dort die Fässer gepicht werden.¹⁶¹⁾ Die Vokontier bereiteten einen süssen Wein,¹⁶²⁾ man klagte aber darüber, dass dort der Rebensaft durch Rauch, Kräuter, Aloë und anderes gefälscht werde.¹⁶³⁾

Über den Holzreichtum der Alpen verbreitet sich Plinius.¹⁶⁴⁾ Die gewaltigen Baumstämme der Bergforste gefielen den Römern nur allzusehr, so dass heutzutage der ganze südliche Abhang der Alpen seines ursprünglichen Baumschmuckes beraubt ist. Doch zogen wenigstens in der Kaiserzeit an die Stelle des zurückweichenden Waldes die köstlichen Gewächse des Südens, Kastanie und Rebe ein, und schon frühe bedeckten sich die Ufer der lombardischen Seen mit Fruchthainen und in der Folge auch mit den Villen der römischen Grossen.¹⁶⁵⁾ Von den Wäldern der Ligurer sagt Strabo ausdrücklich, dass sie viel Schiffbauholz und so grosse Bäume haben, dass man bei einigen einen Durchmesser von acht Fuss gefunden. Manches Holz sei dort wegen seiner schönen Masern zu Tischlerarbeiten so brauchbar wie das Cedernholz. Dieses brachten die Ligurer nach Genua, ebenso Vieh, Häute, Honig, Wachs, Pech, Kienholz und Käse und sie nahmen dagegen Öl und Wein aus Italien.¹⁶⁶⁾ Die ausgedehnten Fichtenwälder am Monte Viso kennen der Dichter Vergil¹⁶⁶⁾ und Plinius.¹⁶⁷⁾ Letzterer ist auch in der Flora der Alpen bewandert,¹⁶⁸⁾ er kennt heilsame Kräuter,¹⁶⁹⁾ sowie die Reinheit der Alpenluft und die gleichmässige Verteilung der Regenmenge im Hochgebirge, während andere Bergzüge nur auf einer Seite Niederschläge hätten.¹⁷⁰⁾ Gesundheitspendende Alpenkräuter erwähnt auch der Arzt Dioscorides.¹⁷¹⁾

Dass den Alten auch der Reichtum der Alpen an Salz bekannt war, darauf deutet der Name Halauni im Salzkammergut;¹⁷²⁾ denn keltisch war halen = Salz. Plinius kennt auch die Krystalle der Berge, die an so unzugänglichen Stellen sich befänden, dass man sich zu ihrer Gewinnung an Seilen hinablassen müsse;¹⁷³⁾ auch über die Gesteine und den Marmor der Alpen ist Plinius unterrichtet.¹⁷⁴⁾ Im norischen Berglande bildete den Haupterwerbszweig der Bevölkerung und der hieher gewanderten Italiker die Förderung und Bearbeitung des in den Bergen enthaltenen Metalls, namentlich des Eisens.¹⁷⁵⁾ Der norische Stahl war weithin berühmt¹⁷⁶⁾ und zu Laureacum (Lorch) war eine kaiserliche Waffenfabrik.¹⁷⁷⁾ Bei den Centronen gab es gutes Messing.¹⁷⁸⁾ Gold gab es im Lande der norischen Taurischer¹⁷⁹⁾ und im Lande der Salasser.¹⁸¹⁾ In den Alpen hausten wilde Pferde und Auerochsen;¹⁸¹⁾

von einem eigenartigen Vierfüssler in den Alpen erzählt Polybius;⁷⁹⁾ er ist dem Hirsch ähnlich an Gestalt, ausgenommen die Behaarung und den Bau des Halses; am Knie hat er einen mit einem Haarbüschel besetzten Knorpel, etwa so dick wie der Schweif eines Füllens. Offenbar hat es also zu Polybius Zeiten noch Elche gegeben. Im Lande der Ligurer sind die Pferde und Maulesel zu Hause.⁶⁶⁾ Plinius erzählt vom weissen Alpenhasen, der im Winter Schnee frisst,¹⁷⁹⁾ von der Behendigkeit des Steinbocks und der Gemse,¹⁸⁰⁾ vom Murmeltier,¹⁸¹⁾ von den Schnee- und Haselhühnern,¹⁸²⁾ vom kahlköpfigen Alpenraben und der schwarzen, rotgeschnäbelten Bergdohle,¹⁸²⁾ vom Auerhahn¹⁸³⁾ sowie den Schnecken der Seealpen.¹⁸⁴⁾

Vitruvius Pollio, der berühmte Architekt des Altertums, spricht von einem allgemeinen Übel der Bergvölker, den Kröpfen und dicken Halsen;¹⁸⁵⁾ das gleiche bestätigt der Satiriker Juvenalis.¹⁸⁶⁾ An derselben Stelle erwähnt Vitruv, dass auf den Alpen im Reiche des Kottius ein Wasser sei, das den Trinkenden plötzlichen Tod bringe. Dies hatten die Ligurer freilich wenig zu befürchten; sie tranken nämlich nach Strabo's Bericht Gerstensaft,¹⁶⁰⁾ wenn sie das in ihren Bergen erlegte Wild verzehrten; denn sie waren gute Jäger.¹⁸⁷⁾

9. Die Alpenseen in der antiken Litteratur.

Die Römer hatten eine besondere Vorliebe für das Meer, dessen Schönheit zu schildern ihre Dichter nie müde wurden. Infolge dieser Geschmacksrichtung bevorzugten sie auch die norditalischen Alpenseen, in denen sie gleichsam ein Stück ihres geliebten Meeres wiederfanden.

Im Bereiche der Ieponthischen Alpen lag der langgestreckte Wasserspiegel des lacus Verbanus, des heutigen Lago Maggiore, der schöne lacus Clisius¹⁸⁸⁾ oder Ceresius,¹⁸⁹⁾ der Luganersee, der gepriesene lacus Larius, der Comersee, und der kleine lacus Eupilis,¹⁹⁰⁾ der jetzige See von Pusiano, östlich von Como, dem der Lambrus entströmte.

Vom lacus Verbanus, der Οἰεραβανὸς λίμνη, sagt Polybius,⁷⁹⁾ dass er nahezu 300 Stadien lang und 30 Stadien breit sei; seinen Fischreichtum erwähnt Plinius.¹⁹¹⁾ Die reizenden Borromäischen Inseln fanden, wie es scheint, keine Beachtung.

Am südwestlichen Ende des Comersees lag die Stadt Comum, der Geburtsort des älteren und jüngeren Plinius. Letzterer rühmt die malerischen Ufer des Sees, an denen er mehrere Landgüter besass, und in deren Nähe eine merkwürdige Quelle, die dreimal des Tages nach bestimmten Zwischenräumen wuchs und fiel.¹⁹²⁾ Äusserst lieblich ist die Schilderung, die Plinius von zweien seiner Villen entwirft:¹⁹³⁾ »Am Ufer des Comersees habe ich mehrere Landhäuser, aber zwei davon machen mir, wie das grösste Vergnügen, so die grösste Arbeit. Das eine steht wie das zu Bajä auf Felsen und hat die Aussicht auf den See; das andere berührt ihn bloss gleichfalls wie zu Bajä. Jenes pflege ich meine Tragödie, dieses meine Komödie zu nennen, weil jenes gleichsam auf dem Kothurn, dieses gleichsam auf dem Soccus sich erhebt. Beide haben ihre Reize und sind für den, der beide besitzt, gerade wegen ihrer Verschiedenheit desto angenehmer. In diesem genießt man den See näher, in jenem in weiterer Ausdehnung. Dieses nimmt in sanfter, unmerklicher Krümmung eine einzige Bucht ein, jenes scheidet auf hohem Felsrücken zwei Buchten voneinander. Dort läuft eine gerade, sich langhinziehende Allee am Ufer hin, hier windet sich eine geräumige gedeckte Halle allmählich um die Villa herum. Dort hört man das Brausen der Wellen nicht, hier brechen sie sich; von jenem aus kann man die Angler betrachten, hier kann man selbst fischen und die Angel vom Schlafzimmer aus, ja selbst vom Bette wie aus einer Gondel in die Fluten werfen.« Polybius, der den See λίμνη Ἀρίσιος nennt,⁷⁾ berichtet, dass er 400 Stadien

lang sei, dass er an Breite dem Gardasee nachstehe.⁷⁹⁾ Seinen Reichtum an Fischen preist Plinius,¹⁹¹⁾ das üppige Gartenland an seinen Ufern schildert Claudianus.¹⁶⁵⁾ Der Ostgote Cassiodorius nennt die Lage der Stadt Como so reizend, dass sie zur Lust geschaffen zu sein scheint: »Der See hat die Form einer Muschel, deren Umrisse von der Weisse des schaubenenetzten Ufers gekennzeichnet werden; ihn umgeben gleich einem Kranze herrliche Gipfel hoher Berge, und die von glänzenden Palästen schön geschmückten Gestade werden wie von einem Gürtel von dem ewigen Grün der Olivenhaine eingefasst. Reichbelaubte Weinpflanzungen bedecken die Abhänge der Berge, deren Kämme von der Natur mit Kastanienwäldern wie mit krausem Lockenhaar geschmückt sind. Schneeweisse Wasserfälle stürzen von den umgebenden Höhen in die Fläche des Sees.¹⁹⁴⁾ Im Itinerar des Antoninus Caracalla heisst der See lacus Comacenus, seine Länge ist hier zu 60 Meilen = zwölf geographischen Meilen angegeben.¹⁹⁵⁾ Nach Paulus Diaconus enthielt er die Insel Comacina.¹⁹⁶⁾

In den Bereich der rhätischen Alpen gehörten der lacus Sebinus,¹⁹⁷⁾ der heutige Iseosee, der lacus Benacus, der Gardasee, und der lacus Brigantinus, der Bodensee. Nach Polybius beträgt die Breite des Gardasees 150, die Länge 500 Stadien; er nennt ihn Βήνακος λίμνη.⁷⁹⁾ Catull schildert die reizende Halbinsel Sirmio, die er den Augapfel aller Inseln und Halbinseln heisst.¹⁹⁸⁾ Plinius erwähnt die Fische des Sees,¹⁹⁷⁾ Vergil singt von den Wogen des Sees, dass sie gleich dem Getöse der Meeresbrandung ans Ufer schlagen.¹⁹⁹⁾

Die Länge des Bodensees giebt Strabo zu 500, die Breite zu 200 Stadien an;²⁰⁰⁾ der auf dem Adulagebirge entspringende Rhein ergiesst sich in den See und in grosse Sümpfe, unter denen wohl der Zeller- und der Überlingersee zu verstehen sind; auch eine Insel erwähnt Strabo, die Tiberius bei seinem Kampfe gegen die Vindelicier als Stützpunkt benützte. Eine Tagereise vom Bodensee entfernt setzt Strabo die Quellen der Donau. Einen Namen hat der genannte Geograph für unseren See nicht; er spricht schlechthin nur von der «λίμνη». Plinius, der den See lacus Rhaetiae Brigantinus heisst, preist den Fischreichtum,²⁰¹⁾ Pomponius Mela kennt eine Trennung in lacus Venetus und Acronius, in Ober- und Untersee;²⁰²⁾ die anziehendste Schilderung der weiten Wasserfläche giebt Ammianus Marcellinus, der unter Konstantin II. und Julian gegen die Alamannen focht und den See selbst gesehen hat²⁰³⁾: »Zwischen den Klüften steiler Berge entspringt der Rhein, wälzt sich, ohne fremde Gewässer aufzunehmen, über jäh Felsen in reissendem Laufe dahin, wie der Nil in Katarakten dahinschiesst. Schon von seiner Quelle an könnte der Rhein bei dem ihm eigenen Wasserreichtum schiffbar sein, wenn er nicht eher einem reissenden Wildbach, als einem Fluss ähnlich, dahinbrauste. Schon zum Strom geworden und eine tiefe Thalfurche bespülend, ergiesst er sich in einen grossen, runden See, den die rhätischen Anwohner Brigantia nennen; dieser ist 460 Stadien lang und fast gleich breit, unzugänglich durch den Schauer finsterner Wälder, ausser wo der kriegerische und besonnene Geist der Römer einen breiten Heerweg geschaffen, und durch mannigfache Hindernisse, welche die Barbaren selbst sowie der Boden und das rauhe Klima bieten. Wirbelnd ergiesst sich der Rhein mit schäumenden Wogen in den See und zieht, wie mit der Richtschnur gemessen, mitten durch das stehende Gewässer hindurch, und als wäre das Element durch ewige Zwietracht getrennt, vergrössert er weder die Wassermasse noch verkleinert er sie; beim Ausfluss behält er die gleiche Stärke und ergiesst sich dann in den Ocean. Das wunderbarste ist, dass die stehende Wassermenge durch den Durchzug des Stromes nicht bewegt und der eilende Fluss durch das schlammige Wasser des Sees nicht aufgehalten wird, auch sich mit diesem nicht vermischt.«

Da wo die Grajischen und Penninischen Alpen zusammenstossen, lag der lacus Lemannus, der Genfersee. Das weite, bergumgrenzte Wasserbecken kennt vor allem Cäsar; ²⁰⁴⁾ doch glaubt der berühmte Eroberer Galliens, der Genfersee münde in die Rhone, wahrscheinlich, weil er die Arve für den Hauptstrom hielt. Diesen Irrtum berichtigt Strabo, indem er die Rhone durch den See fliessen lässt, ¹⁹⁷⁾ den er *Ἀρμένια λίμνη* nennt. Plinius kennt die Fische des Sees, ¹⁹⁷⁾ Pomponius Mela ²⁰⁵⁾ und Ammianus Marcellinus ²⁰⁶⁾ behaupten, dass sich das Wasser der Rhone nicht mit den Fluten des Sees vermische. Ptolemäus nennt ihn *λιμένη* oder *λεμάνη*. ²⁰⁷⁾ Unter den Dichtern preist ihn Lucanus in seinem Epos *Pharsalia*. ²⁰⁸⁾ Im Itinerar des Antoninus Caracalla heisst der Genfersee *lacus Lausonius* ²⁰⁹⁾, auf der *tabula Peutingeriana* wird er *lacus Losannensis* genannt. Bei Dio Cassius heisst der Genfersee *λίμνη Λέμανος*. ²¹⁰⁾

Die schönen Seen im Westen der Grajischen Alpen, der lac d'Annecy und der lac du Bourget waren den antiken Schriftstellern ebenso unbekannt wie die auf der schweizerischen und bayerischen Hochebene sowie im Salzkammergut sich ausbreitenden Seen. Im Gebiet der Ostalpen weiss Strabo die Seen auf der Malser Heide, die angesichts der schimmernden Eispyramide des Ortlers die Etsch ins Dasein rufen; ⁷⁸⁾ doch hat er dafür keine Namen; auch der Zirknitzersee ist ihm bekannt; ¹²¹⁾ er nennt ihn *τὸ ἕλος Λούγεον*.

10. Die verrufene Unwirtlichkeit der Alpen in der antiken Litteratur.

Die Alpenländer hatten für das Gemüt des Südländers nichts Verlockendes, keine Anziehungskraft; das Erhabene der Hochgebirgswelt, das uns mit süssem Schauer erfüllt, war für ihn abstossend und entsetzlich. Keine Dichterstelle preist den Zauber der Eisregionen, die Pracht der im Glanze der Abendsonne erglühenden Bergeshäupter, die weite Rundsicht der Bergriesen, das Blau der Gletscherströme und die jungfräuliche Reinheit der Firndome.

In die Alpen verstieg sich kein römischer Tourist; der Zug der italischen Vergnügungsreisenden in den alten Zeiten ging durchwegs nach Süden und Osten, vor allem nach Griechenland, ins Thal Tempe, dann nach Asien oder Ägypten zu den Prachtbauten der Pharaonen. Die Alpengegenden gewannen die Südländer nur soweit lieb, als der Anhauch milder Winde die Anpflanzung südlicher Kulturgewächse gestattete; hier hielten sich wohl auch einzelne Römer zur Stärkung ihrer Gesundheit in der reinen und frischen Gebirgsluft auf. ²¹¹⁾ Weiterhin aber waren die Alpen nur ein unbequemes Durchgangsgebiet in die Provinzen des Nordens, kein Reiseziel, das Lust oder Erholung gewährte.

Das mangelhafte Interesse der Römer für die Alpenwelt fällt um so mehr auf, da doch Norditalien einen hervorragenden Anteil an der römischen Litteratur genommen. Cäsar, der die Westalpen oft durchzog, liess seinen Blick nirgends von den Wundern der Alpen fesseln, sondern suchte sich die Langeweile der Reise durch Verfassung von Gedichten und einer Schrift über Grammatik zu verkürzen. ²¹²⁾ Von *Furius Bibaculus* aus Cremona, den Horaz einen Äpler nennt und als schwulstigen Dichter verhöhnt, besitzen wir noch den geschmacklosen Vers, in dem er Juppiter die »winterlichen Alpen mit Schnee bespeien« lässt. ²¹³⁾ Polybius und Livius entsetzen sich wiederholt über die eisigen Stürme und riesigen Schneemassen im Hochgebirge; ²¹⁴⁾ Livius nennt die Alpen geradezu »berüchtigt durch die Kälte« ²¹⁵⁾ und »scheusslich« ²¹⁶⁾. *Vellejus Paterculus* berichtet, dass die Alpen von vielen wilden Stämmen bewohnt ²¹⁷⁾ und im Winter völlig ungangbar seien. ²¹⁸⁾ Die Dichter Tibullus und Lucanus nennen die Alpen »gelidæ«, eisig, ²¹⁹⁾ Ovidius

Naso heisst sie »ventosae«, sturmbraust, ²²⁰⁾ an einer anderen Stelle »latebrosae«, schluchtenreich. ²²¹⁾ Der Satiriker Juvenalis spricht von den »Alpes saevae«, den wilden Alpen. ²²²⁾ Frontinus, der eine Geschichte des römischen Kriegswesens schrieb, kennt die Hochfluten im Gefolge der Schneeschmelze, ²²³⁾ von dem Anschwellen der Gebirgsflüsse infolge des auftauenden Schnees sprechen ferner Martianus Capella, Seneca, der Lehrer des Nero, und der Geograph Strabo. ²²⁴⁾ Letzterer giebt auch eine anschauliche Schilderung der Lawinengefahren in den Alpen. ¹⁰⁷⁾ Vom ewigen Schnee der Alpen sprechen ferner der Satiriker Petronius ⁶⁵⁾, die Geschichtschreiber Justinus ²²⁵⁾, Appian ⁶⁰⁾, Orosius ²²⁶⁾, der Grammatiker Festus ¹⁵⁾ und der Dichter Apollinaris Sidonius ²²⁷⁾.

Silius Italicus, der Sänger des zweiten punischen Krieges, stellt die Alpen als eine abscheuerregende vegetationslose Einöde dar ²²⁸⁾: »Alles starrt in den Alpen vor Frost, ist ewig mit grauen Hagelschlossen bedeckt und immerwährend von Eis eingehüllt; die steilen Felsgerüste der Berge ragen weit in das Wolkenmeer hinein. Der Sonnengott kann mit seinen feurigen Strahlen den gehärteten Reif nicht zum Auftauen bringen. Soweit sich der tartarische Schlund des bleichen Schattenreiches bis zum Grunde der Unterwelt und deren schwarzes Sumpfgewässer von der Oberwelt aus erstreckt, so weit türmt sich in den Alpen die Erde auf und verdeckt durch ihre himmelanstrebenden Massen das lichte Gewölbe des Firmaments. Keinen Frühling giebt es dort, niemals die reichen Gaben des Sommers. Auf den unwirtlichen Höhen wohnt einzig und allein und ohne Unterlass der hässliche Winter; dieser treibt von allen Weltgegenden die Wolken dort zusammen und giesst unaufhörlich Hagel und Regenschauer herab. Die Alpenregion ist auch das Reich der rasenden, wildtobenden Stürme. Jäher Schwindel ergreift den Reisenden, wenn er die hohen Felsabstürze sieht oder wenn er zu den wolkentragenden Gipfeln hinaufblickt. Der Athos, Taurus, das Rhodopegebirge, der Mimas, der Ossa, Pelion, Hämus und Othrys sind nichts im Vergleich mit den Alpen.«

Der Historiker Florus versteigt sich zur folgenden packenden Schilderung ²²⁹⁾: »Der Gewittersturm des punischen Krieges brach mitten durch die Alpen und brauste wie vom Himmel gesendet aus jenen Schneeregionen von fabelhafter Höhe nach Italien hernieder.« Wiederholt spricht er von der Unwegsamkeit und der doppelten Gefährlichkeit der Alpen zur Winterszeit; ²³⁰⁾ so kommt er auch zu folgendem Schlusse: »Die Alpen waren es, die den Norikern Mut machten, gleich als ob der Krieg in ihre Fels- und Schneewüsten nicht hinaufsteigen könne.« ²³¹⁾

Zur Zeit des Cäsar Maximianus, der um das Jahr 286 über den Grossen St. Bernhard zog, um einen Aufstand der Bagauden zu unterdrücken, giebt ein Panegyriker jenes Fürsten, Claudius Mamertinus, eine Charakteristik der Alpennatur und der Gefahren, denen sich die Getreuen des Imperators diesem zu Liebe unterziehen. ²³²⁾

Auch Ammianus Marcellinus, der den Weg über den Mons Matrona schildert, stellt den Alpen kein günstiges Zeugnis aus. Er nennt den Anblick der überhängenden Felsen schreckhaft, in der Frühlingszeit, wenn die schmelzenden Eismassen Menschen und Fahrzeuge in die Tiefe reissen, und vollends im Winter, wo alles mit einer Eiskruste überzogen ist, wo der Fuss des Wanderers auf der spiegelglatten Fläche ausgleitet und tückische Spalten ihn zu verschlingen drohen, wahrhaft grauenerregend. Die Einheimischen befestigen an sicheren Stellen Stangen, damit ihre Reihe den Reisenden geleite; doch werden auch diese Stangen zuweilen im Schnee begraben oder von den herabstürzenden Wildbächen fortgeschwemmt. Dann kann man nur mit Hilfe Ortskundiger als Führer vorwärts kommen, aber nur mit grosser Mühe. ³⁸⁾

Eine der lebhaftesten Schilderungen der rauhen Alpenwelt giebt uns der Dichter Claudius Claudianus, der den Übergang Stilicho's über den Splügen beschreibt: »Viele Krieger erstarren vor Frost, als hätten sie das Antlitz der Gorgo geschaut, viele verschlang die Masse des tiefen Schnees, oft versank Wagen und Gespann wie ein schiffbrüchiges Fahrzeug in den Abgrund, bisweilen stürzte ein Berg durch einen Eisrutsch zusammen und der laue Föhn machte durch Unterhöhlung des Bodens den Tritt unsicher. Durch solche eisstarrende Gegenden zieht Stilicho. Nirgends giebt es einen Becher Wein als Labetrunk, selten Getreide. Zufrieden ist man, zusammengeraffte Nahrung, ohne die Waffen abzulegen, zu kosten, und belastet mit dem tiefenden Mantel klopft der Reiter das frierende Pferd. Kein weiches Lager giebt es für den Müden; wenn die düstere Finsternis der Nacht hereinbricht, kriecht der Soldat in Höhlen, wo er wilde Tiere fürchten muss, oder er schläft in einer Hirtenhütte, das Haupt auf den Schild legend. Bleich steht der Hirte vor dem gewaltigen Fremdling und die herrliche Erscheinung, die sie nicht kennt, zeigt die bäuerliche Mutter ihrem schmutzstarrenden Jungen.«²³³⁾

Auch bei Herodian⁶⁵⁾ und dem Epitomator Zonaras⁴¹⁾ finden wir Angaben über die tiefen Schlünde und felsigen Abgründe, über die vereisten und hartgefrorenen Alpenpfade sowie über die fürchterliche Kälte im Hochgebirge; selbst Erdbeben in den Alpen werden erwähnt.²³⁴⁾ Die Alpenflüsse gelten stets als reissend und wildtosend, Felstrümmer und Baumstrünke mit sich führend, die Ufer unterspülend, der Schifffahrt abhold und als Feinde der Brücken.²³⁵⁾

Anmerkungen.

¹⁾ Herodot. IV, 49. — ²⁾ Plin. nat. hist. III, 24, 27. Mela II, 3, 4. Scymnus 27. — ³⁾ Herodot. II, 33. — ⁴⁾ Aristot. meteor. I, 13. — ⁵⁾ Lycophr. Alexandra 1361. — ⁶⁾ Caesar bell. gall. VI, 24. Eratosth. fragm. 73. — ⁷⁾ Protarchus bei Steph. v. Byzanz. — ⁸⁾ Posidon. bei Athenaeus VI, 233. — ⁹⁾ Dionys. Perieg. 295. — ¹⁰⁾ Mnaseas bei Steph. v. Byzanz. — ¹¹⁾ Polyb. II, 14. — ¹²⁾ Anthol. graec. III, pag. 185. — ¹³⁾ Servius zu Verg. Geo. III, 474 und Verg. Aen. X, 13. — ¹⁴⁾ Isidor. orig. XIV, 8, 18. — ¹⁵⁾ Festus bei Paulus Diaconus pag. 4. — ¹⁶⁾ Strabo IV, 6, 1. — ¹⁷⁾ Ovid. A. A. III, 150. Lucan. I, 688. — Juven. X, 152. Claudian. bell. gild. 82. Claudian. Cons. Stil. III, 285. Sidon. Apoll. V, 16. auch Itin. Ant. pag. 296. Florus II, 6. — ¹⁸⁾ Stat. silv. I, 4. 86. — ¹⁹⁾ Plin. nat. hist. III, 16. Solin. 8. Mart. Cap. VI, 640. — ²⁰⁾ Plin. nat. hist. III, 4, 5. — ²¹⁾ Itin. Hieros. pag. 555. — ²²⁾ Caes. bell. gall. I, 10. Ammian. Marcell. XV, 10. Itin. Hieros. pag. 556. Itin. Brigant. 23. 24. — ²³⁾ Sil. Ital. II, 333. — ²⁴⁾ Cassiodor. Var. VIII, 31. — ²⁵⁾ Sidon. Apoll. II, 511. IX, 45. — ²⁶⁾ Oros. VII, 40, 8. — ²⁷⁾ Diod. Sic. IV, 19. Livius V, 34. Sil. Ital. III, 496. Ammian. Marcell. XV, 10. — ²⁸⁾ Livius V, 34. Justin. XX, 5. — ²⁹⁾ Livius V, 35. — ³⁰⁾ Plin. nat. hist. III, 20, 24. Justin. XX, 5. — ³¹⁾ Livius V, 37. — ³²⁾ Polyb. II, 22—33. — ³³⁾ Über die älteste Alpenbevölkerung vergl. Joh. Ranke: Erinnerung an die vorgeschichtlichen Bewohner der Ostalpen, Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1899. — Ratzel, die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen, Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1896. — Schwarz B., die Erschliessung der Gebirge von den ältesten Zeiten bis auf Saussure, 1787. — ³⁴⁾ Plin. nat. hist. XXXVI, 1. — ³⁵⁾ Polyb. III, 39 ff. — ³⁶⁾ Livius XXI, 31 ff. — ³⁷⁾ Sil. Ital. III, 444 ff. — ³⁸⁾ Ammian. Marcell. XV, 10. — ³⁹⁾ Corn. Nepos Hannib. 3. — ⁴⁰⁾ Appian. bell. Hannib. 4. — ⁴¹⁾ Val. Max. III. Ext. 6. — ⁴²⁾ Oros. IV, 14, 4. — ⁴³⁾ Zonaras VIII, 23. — ⁴⁴⁾ Henry Wickham and S. A. Cramer, a dissertation on the passage of Hannibal over the Alps, London 1828. Die gleiche Ansicht bei Breval, Ferguson, Beck, Melville, de Luc, später Larenaudière, Zander, Ribaud, Niebuhr, Mömmsen, Kiepert, Duhn. — ⁴⁵⁾ de Thou, d'Anville, Letronne, Chorier, Bouche, Folland, Fortin d' Urbain, Vaudoncourt, Hennebert, Desjardins; ferner Rauchenstein, der Zug Hannibals über die Alpen, Aarau 1849, Wiedemann, Hannibals Übergang über die Alpen nach Livius XXI, Görlitz 1856, Neumann, Geschichte Roms im Zeitalter der punischen Kriege, Breslau 1883. — ⁴⁶⁾ Cluver, Whitaker, Villars, de Lorges, de Landine, Rivaz. — ⁴⁷⁾ Grosley, Lalande, Saussure, Millin, Mannert, Laranza, Ukert, Ellis, Ball, Maisiat, Osiander, Nissen, ital. Landeskunde I, 155 ff. — ⁴⁸⁾ Für den Col du Clapier spricht Perrin; für den Simplon Arneth; Douglas-Freshfield führt den Hannibal von Gap über den Col de Var ins Thal der Ubayet, dann über den Col de l'Argentière ins Thal der Stura, Alpin. Journal 1883, XI, 267—300. Die beste Zusammenstellung der Forschungen über Hannibals Zug bei Patsch, Realencyclopädie des Alterthums von Ersch-Gruber, 1. Band. Vergl. Ukert, Beilage zur antiken Geographie II, 2, Seite 559 ff. — Hannibals Zug über die Alpen, Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1876, S. 92. — ⁴⁹⁾ Livius XXVII, 39.

- Sil. Ital. XV, 505. Eutrop. III, 10, 18. — 50) Polyb. exc. de leg. pag. 206—209. Florus II, 3. — 51) Strabo IV, 6, 7. — 52) Strabo IV, 6, 3. — 53) Florus III, 2. Strabo IV, 1, 11, Oros. V, 13. — 54) Ammian. Marcell. XV, 22. Oros. V, 14. Florus III, 2. Vell. Paterec. II, 10, 2. II, 39, 1. Strabo IV, 1, 11. — 55) Strabo IV, 6, 8. Dio Cass. 54, 22. Suet. Tib. 9. Vell. Paterec. II, 95. II, 39. Hor. carm. IV, 14, 11. — 56) Plin. nat. hist. III, 20, 24. CIL V 7817. — 57) Servius ad Verg. Aen. X, 13. Isidor orig. XIV, 8, 18. Cicero Phil. V, 13, 37. Cicero Pison. 33. Cicero prov. cons. 14. Oros. I, 2, 62. — 58) Florus III, 3. — 59) Ampelius 6. — 60) Plin. paneg. 14. — 61) Vell. Paterec. II, 169. — 62) Herodian. II, 11, 8. — 63) Herodian. VIII, 1, 5. — 64) Agathem. II, 9. — 65) Ovid. met. II, 226. s. a. Petron. sat. 122. — 66) Verg. Geo. III, 474. — 67) Sil. Ital. XVII, 318. — 68) Sil. Ital. XI, 136. IV, 2. — 69) Arrhian. peripl. pont. eux. 11. — 70) Polyb. XXXIV, 10; bei Strabo IV, 6, 12. — 71) Polyb. III, 54. — 72) Livius XXI, 35. — 73) Livius V, 34. — 74) Strabo IV, 6, 5. — 75) Strabo II, 5, 28. V, 1, 3. — 76) Strabo IV, 3, 2. — 77) Vergl. Ptol. III, 1, 40. Cicero fam. XI, 13, 2. — 78) Strabo IV, 6, 9. — 79) Plin. nat. hist. III, 19, 23. — 80) Plin. nat. hist. II, 65. — 81) Plin. nat. hist. III, 5, 6. — 82) Mela II, 4, 9. — 83) Ptol. III, 1, 34—43. II, 12; 13; 14. — 84) Die tab. Peutingeriana hat ihren Namen von dem Augsburger Rathern Konrad Peutinger, in dessen Hände sie aus dem Besitz des gelehrten Konrad Celtes übergegangen war; sie ist zwar kein Original, sondern nur eine von einem Mönch (Castorius) des 13. Jahrhunderts gefertigte Kopie der ursprünglichen Karte, die vielleicht ums Jahr 230 n. Chr., zur Zeit des Kaisers Alexander Severus, entstanden war. — 85) Tacit. annal. XV, 32. hist. II, 12. III, 42. Plin. VIII, 39. Zosim. VI, 2: "Ἀλπεις μαρτίμου. Vergl. Allais, Alpi Occidentali nell' Antichità. 1891. — 86) Dio Cass. 54, 24. — 87) Ptol. III, 1, 42. — 88) Zosim. VI, 2. — 89) Gratus cyneg. 510. — 90) Florus pag. 107 ed. Halm. — 91) Appian. bell. civ. I, 109. Servius ad Verg. Aen. X, 708. — 92) Tacit. hist. I, 61. IV, 68. Oros. I, 2, 66. Eutrop. VII, 14. Ammian. Marcell. XV, 10. CIL V 7231. 7250. 7251. 7253. XII. 408. — 93) Ptol. III, 1, 38. Zosim. VI, 2. Procop. bell. get. II, 28. IV, 24. Agath. II, 3. — 94) Ammian. Marcell. XV, 10. Suet. Nero 18. Strabo IV, 1, 3. IV, 6, 6. V, 1, 11. CIL V 7231. — 95) Mela II, 4. Plin. III, 16. Strabo V 1, 5. — 96) Tacit. hist. II, 66. Plin. III, 17, 21. III, 20, 24. — 97) Tacit. hist. IV, 68. — 98) Nep. Hannib. 3. — 99) Serv. ad Verg. Aen. X, 13. — 100) Ptol. III, 1, 37. — 101) Plin. XI, 42, 97. — 102) CIL V 7313. Inschrift. Orelli 3888. 2223. — 103) Livius XXI, 38. Tacit. hist. I, 87. Oros. I, 2, 60. Plin. III, 17, 21. — 104) CIL V 6865—6869. Livius XXI, 38. — 105) Avien. or. marit. 637. — 106) Plin. III, 20, 24. Caes. bell. gall. IV, 10. — 107) Strabo IV, 6, 6. — 108) Avien. descript. orb. 431 ff. — 109) Tacit. Germ. I. Hor. carm. IV, 4, 17. Vergl. Mommsens Karte: Die Ostalpen zur Römerzeit. — 110) Tacit. hist. I, 70. — 111) Plin. III, 16. Ampel. 45. Dio Cass. 54, 22. Florus III, 3. — 112) Ammian. Marcell. XXI, 9. — 113) Plin. III, 18, 22. — 114) Plin. III, 25, 28. — 115) Tacit. hist. III, 8. Ammian. Marcell. XXI, 9. — 116) Rufius Festus II, 3. — 117) Florus III, 3. — 118) Vell. Paterec. II, 112, 3. — 119) Ptol. II, 13. CIL V 683. 684. — 120) Ptol. II, 14. III, 1. VIII, 7. — 121) Strabo IV, 6, 10. VII, 5, 2. — 122) Plin. XI, 42, 97. — 123) Tacit. hist. II, 98. — 124) Val. Max. I, 6, 7. — 125) CIL XII 5454. 5455. — 126) Sallust. hist. III, 1. — 127) CIL XII 5497. — 128) CIL XII 5508. tab. Peut. — 129) Strabo IV, 6, 11. Itin. Ant. pag. 346. — 130) CIL XII 765. — 131) Caes. bell. gall. III, 1—6. — 132) CIL V 6649. Vergl. Partsch, Artikel »Alpen« in der Realencyclopädie des Altertums von Ersch-Gruber, I. Band. — v. Duhn, die Benützung der Alpenpässe im Altertum, N. Heidelb. Jahrb. 1892, II, 61. — Dübi, Die Römerstrassen in den Alpen, Jahrbuch des Schw. Alpenklubs 1884. — 133) Itin. Ant. pag. 277. Vergl. Anm. 132. — 134) CIL V 938. — 135) CIL III 5980. V 5079. 5080. Vom Brenner findet sich vielleicht eine Spur bei Strabo, indem der Codex Venetus die Worte τὸ Ἀκέρηνον ὄρος zeigt, wofür gewöhnlich Ἀκέρηνον oder Ποφίνον ὄρος gelesen wird. Zu Strabos Zeit war der Brenner aber wohl zu bekannt, als dass man annehmen dürfte, der gelehrte Grieche habe diesen Pass mit jenen entlegenen Gebirgen in Eines zusammenwerfen oder verwechseln können (vergl. Ukert, alte Geographie II, 2, S. 97). — 136) CIL III 5988. 5999. — 137) Itin. Ant. pag. 279. — 138) Plin. III, 24, 27. — 139) CIL VII 5713—5727. — 140) tab. Peut. CIL III 4716. V 1864. — 141) tab. Peut. — 142) tab. Peut. Itin. Ant. pag. 276. CIL III 589. 618. 693. 698. V 169. 936. — 143) Strabo IV, 6, 10. VII, 5, 2. Itin. Ant. pag. 128. Itin. Hieros. pag. 560. CIL III 483. 572. V 75. — 144) CIL III 5121. — 145) Florus II, 4. — 146) Vell. Paterec. II, 39. Tacit. hist. I, 11. — 147) Plin. nat. hist. III, 20, 24. Tacit. annal. XV, 32. Appian. bell. civ. II, 26. — 148) Tacit. hist. III, 42. II, 12. — 149) CIL V 7231. — 150) Tacit. hist. I, 11, 70. III, 5. — 151) Strabo IV, 6, 4. — 152) Plin. nat. hist. VIII, 45, 70. — 153) Varro R. R. II, 4. — 154) Columella VI, 24. — 155) Galen. de aliment. facultate III, 17. vergl. auch Jul. Capitol. vita Ant. Pii XII, 4. — 156) Plin. nat. hist. XVIII, 14—16. — 157) Strabo IV, 6, 8. Columella III, 2. Verg. Geo. II, 96. — 158) Suet. Aug. 77. — 159) Plin. nat. hist. XIV, 2. — 160) Strabo IV, 6, 2. — 161) Columella XII, 13. — 162) Plin. nat. hist. XIV, 9, 11. — 163) Martial. epigr. X, 36. III, 82. — 164) Plin. XVI, 39, 76. — 165) Claudian. XXIV, 285. bell. get. 321 ff. — 166) Verg. Aen. X, 708. — 167) Plin. III, 16. — 168) Plin. XVI, 18, 31. XVII, 23. — 169) Plin. XXV, 6, 30. — 170) Plin. XXXI, 3, 26. — 171) Dioscorides I, 7. — 172) Ptol. II, 14. — 173) Plin. XXXVII, 9, 10. — 174) Plin. XXXVI, 1 ff. — 175) Ovid. med. XIV, 712. Strabo V, 1, 8. Plin. XXXIV, 14, 41. — 176) Hor. carm. I, 16, 9. Martial. IV, 55, 12. Petron. cena Trim. 70. — 177) Not. imp. 58. 68. — 178) Plin. XXXIV, 1, 2. — 179) Plin.

VIII, 55, 81. — 180) Plin. VIII, 53, 79. — 181) Plin. VIII, 37, 55. — 182) Plin. X, 47, 68. — 183) Plin. X, 22, 29. — 184) Plin. VIII, 39, 59. — 185) Vitruv. VIII, 3. — 186) Juven. XIII, 162. — 187) Diod. Sic. IV, 20. V, 39. — 188) tab. Pent. — 189) Gregor. Tur. — 190) Plin. III, 19. — 191) Plin. IX, 18, 33. — 192) Plin. iun. ep. IV, 30. — 193) Plin. iun. ep. IX, 7. — 194) Cassiodor. Var. XI, 4. — 195) Itin. Ant. pag. 278. — 196) Paul. Diacon. V, 39. — 197) Plin. II, 103. — 198) Catull. 31. — 199) Vergil. Geo II, 160. Ptolemaeus nennt den Gardasec Βαίναχος λίμνη; er kennt auch eine Ποιμένα λίμνη, die sich indes nicht bestimmen lässt (III, 1, 23). — 200) Strabo VII, 1, 5. — 201) Plin. IX, 17, 29. — 202) Mela III, 2, 8. — 203) Ammian. Marcell. XV, 4. — 204) Caes. bell. gall. I, 2 III, 1. — 205) Mela II, 5. — 206) Ammian. Marcell. XV, 11. — 207) Ptol. II, 10, 3. — 208) Lucan. I, 396. — 209) Itin. Ant. pag. 348. — 210) Dio Cass. XXXIX, 5. — 211) Claudian. bell. get. 361 ff. — 212) Suet. Caes. 56. — 213) Hor. sat. II, 5, 41. — 214) Polyb. II, 15. III, 55. Livius XXI, 32, 6. 40, 9. — 215) Livius XXI, 31, 8. — 216) Livius XXI, 58. — 217) Vell. Paterc. II, 90, 1. — 218) Vell. Paterc. II, 105, 3. — 219) Tibull. IV, 1, 109. Lucan. I, 183. — 220) Ovid. am. II, 16, 19. — 221) Ovid. consol. ad Liviam 15. — 222) Juven. X, 166. — 223) Frontin. Grom. vet. ed. Lachm. pag. 50, 21. — 224) Mart. Cap. VI, 636. Seneca nat. quaest. IV, 2, 19. Strabo IV, 1, 12. — 225) Justin. XXIV, 4. — 226) Oros. V, 16, 14. — 227) Apollin. Sidon. carm. VII, 525. S. auch Anthol. graec. III, pag. 214. — 228) Sil. Ital. III, 478 ff. — 229) Florus II, 6. — 230) Florus III, 3. III, 10. — 231) Florus IV, 12. — 232) Claud. Mamertinus. Genethl. Maximiani II. IX. — 233) Claudian. bell. get. 340 ff. — 234) Verg. Geo. I, 475. Lucan. I, 553. Dio Cass. 56, 24. — 235) Plin. III, 5. Tibull. I, 7, 11. Solin. 2. Sil. Ital. III, 455. III, 469. Auson. de urb. clar. VII, 4.

Die Ostalpen in den Franzosenkriegen.

Von

Hans von Zwiedineck-Stüdenhorst.

IV. Teil.

Der Feldzug von 1813.

1. Der Zustand der österreichischen Alpenländer seit dem Wiener Frieden. — Der Alpenbund.

Durch den am 14. Oktober 1809 von Champagny und dem Fürsten Johann Liechtenstein in Wien geschlossenen, am folgenden Tage von Napoleon in Schönbrunn unterzeichneten Friedensschluss hatte Oesterreich von seinem Besitzstande vor Ausbruch des Krieges das Land Salzburg samt Berchtesgaden, Görz, Triest, Istrien, den Villacher Kreis von Kärnten, Teile von Oberösterreich und Kroatien, sowie fast ganz Galizien abgetreten. Von Tirol war nicht die Rede, es brauchte nicht abgetreten zu werden, denn es war bereits seit 1805 mit dem Königreich Bayern vereinigt gewesen. Oesterreich hatte den Krieg dort in Feindesland geführt, der Aufstand der Bevölkerung war gegen die rechtmässige bayerische Regierung gerichtet gewesen. Man hat gegen den Kaiser Franz vielfach den Vorwurf erhoben, dass er die Tiroler preisgegeben habe, es ist aber nicht abzusehen, was er für Tirol hätte bieten oder durch welche Mittel er das Schicksal des Landes hätte milder gestalten können. Die Frage, ob es nicht möglich gewesen wäre, die Aufständischen schon unmittelbar nach dem Waffenstillstand von Znaim zur Niederlegung der Waffen zu bestimmen und sie namentlich nach dem Friedensschlusse von der unseligen Fortsetzung des Kampfes abzuhalten, hat mit den Friedensbedingungen nichts zu thun. Dass die Fortführung des Krieges für Oesterreich aussichtsvoll gewesen wäre, wird kaum behauptet werden können; auch Erzherzog Johann, der sich mit kühnen Entwürfen für einen Guerillakrieg in den Alpen beschäftigte, sprach schon am 9. September seinen Zweifel an dem guten Ausgange eines erneuerten Krieges aus und musste sich selbst gestehen, dass »die Wahrscheinlichkeit nicht dafür war«. Napoleon war über das Schicksal Tirols jedenfalls schon nach den ersten schweren Niederlagen, die seine Heerführer und Truppen dort erlitten hatten, mit sich ins Reine gekommen, und weder die Versprechungen einzelner Generale an die Bevölkerung, noch deren eigene Wünsche haben auf seinen Entschluss Einfluss genommen.

Alle am Aufstande Beteiligten waren nach der Niederwerfung desselben darin einig, dass sie lieber französisch oder italienisch als bayerisch werden wollten, im Süden wurde die Hoffnung darauf durch Baraguay d'Hilliers eifrig genährt, man trug sich mit dem Gedanken, eine Deputation der südtirolischen Städte an den Hof

des Vizekönigs nach Mailand zu entsenden, um ihm die Bitte um Aufnahme in das von ihm verwaltete Königreich Italien, das den Charakter einer autonomen Provinz von Gross-Frankreich an sich trug, zu unterbreiten. Sobald aber die allgemeine Erregung etwas nachgelassen hatte, trat in den deutschen Landesteilen doch das Nationalgefühl wieder in seine Rechte ein und in den welschen erwies sich das Bedürfnis nach Aufrechthaltung des Zusammenhanges mit Deutschtirol stärker als die Aussicht auf die billigere und freundlichere Verwaltung, die von italienischen Behörden zu erwarten war. Als sich daher die bayerische Regierung um Äusserungen der als gemässigt anerkannten städtischen Bevölkerung zu ihren Gunsten bewarb, fanden sich nicht nur Innsbruck, Hall, Brixen und Bruneck, sondern auch Trient bereit, eine Ergebenheits-Deputation nach München abzuordnen.

Napoleon verfügte eine Teilung des Landes nach einem rein arithmetischen Prinzip; er vereinigte mit Bayern die hohenzollernsche Markgrafschaft Bayreuth, das 1803 für den rheinbündischen Kurzerzkantler Karl Theodor von Dalberg geschaffene Fürstentum Regensburg (mit Aschaffenburg), Salzburg, Berchtesgaden und die von Österreich abgetrennten Teile; dafür musste es 300 000 Seelen aus dem tirolischen Besitze abgeben. Der politische Begriff Tirol bestand schon seit 1806 nicht mehr; denn die bayerische Regierung hatte das Land nach der Besitzergreifung in drei selbständige Verwaltungsgebiete aufgelöst, die drei geographischen Zonen entsprachen, den nördlichen Innkreis, das Ober- und Unterinntal und das Landgericht Fürstenburg (Glurns) umfassend, den mittleren Eisackkreis mit dem Vinschgau, Bozen, Klausen, Brixen und dem ganzen Pusterthal, und den südlichen Etschkreis, der beiläufig dem alten Fürstentum Trient entsprach. Dieser besass jedoch nur eine Bevölkerung von 226 500 Seelen, es musste daher noch ein Teil des Eisackkreises abgetrennt werden. Nachdem der Vertrag vom 28. Februar 1810 diese allgemeinen Grundsätze festgestellt hatte, erfolgte durch eine gemischte bayerisch-italienische Kommission die Bestimmung der neuen Grenze, die von der Laugenspitze ausging, das Etschthal, Sarntal und Eisackthal überquerte, über den Schlern, die Sella-, Kreuzkofel- und Pragergruppe zur Rienz führte und durch das Gsieserthal die Kammhöhe der Tauern erreichte. So blieb Meran bei Bayern, Bozen und das Trientiner Gebiet bildeten das Dipartimento Alto Adige des Königreichs Italien, Buchenstein und Ampezzo wurden zum Dipartimento della Piave geschlagen, ein Stück des Landgerichtes Bruneck, die Landgerichte Sillian und Lienz, kamen zur französischen Provinz Illyrien.

Diese merkwürdige napoleonische Schöpfung reichte in ihrer nördlichen Zone von Heiligenblut und St. Jakob in Defferegen bis über Sissek hinaus; die Grenze gegen das österreichische Kärnten lief vom Königsstuhl in das Gurkthal, über Feldkirchen an den Wörthersee, zwischen Velden und Pörtschach über diesen und dann durch die östlichen Ausläufer der Sattnitz an die Drau. Von Maria Elend im Rosenthale gewann sie die Karawankenhöhe zwischen Krain, Kärnten und Steiermark und erreichte bei Sagor die Drau, die nun bis zur Unna Illyrien vom österreichischen Kroatien schied. Da auch Dalmatien, Fiume und Görz zu Illyrien gehörten, so reichte die Uferlinie der Provinz an der Adria von der Bocche di Cattaro bis an die Mündung des Isonzo.

Die kärntnerischen und tirolischen Neuf Franzosen waren einem härteren Schicksal verfallen, als die Neubayern, denn sie litten unter höherem Steuerdrucke und mussten sich von Beamten regieren lassen, die zum grössten Teil der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Bayern stellte an seine Unterthanen zwar ebenfalls sehr hohe Anforderungen, weil seine Finanzen sich im übelsten Zustande befanden, aber es zeigte ein aufrichtiges Bemühen, die Tiroler allmählich mit den neuen Einrichtungen zu befreunden. Das arme Illyrien wurde erbarmungslos zu

unerschwinglichen Leistungen herangezogen, die französischen Behörden kümmerten sich um die Stimmung ihrer Unterthanen, die von den Wohlthaten der französischen Gesetze nur selten Gebrauch machen konnten, sehr wenig.

Tirol war von den österreichischen Stammländern durch das bayerische Salzburg und Illyrien getrennt, beim Ausbruche eines Krieges daher die Verbindung zwischen den österreichischen Truppen und einer allenfalls wiedererstehenden Bewegungspartei umständlich und schwierig gemacht. Frankreich befand sich im Besitze aller südlichen Alpeingänge, seine Kolonnen marschierten auf eigenem Gebiete bis in den Mittelpunkt der grossen Tiroler Bastion, sie konnten das abhängige Bayern zum Durchmarsch verwenden, Verschiebungen zwischen den Streitkräften in der Poebene und im Donauthale waren jederzeit auf dem kürzesten Wege herzustellen und damit war ein Ziel erreicht, das die französische Kriegführung seit den Tagen des spanischen Erbfolgekrieges vergeblich angestrebt hatte. Kärnten lag nach dem Verluste der Pässe bei Tarvis und des Pusterthales vollständig offen, ein Übergang über die Sau bei Rann oder Agram brachte ein illyrisch-dalmatinisches Korps mit wenigen Märschen in das Herz von Westungarn, wenn italienisch-französische Truppen durch das Murthal im Anmarsche gegen Wien begriffen waren. Napoleon erwartete, mit den ungeheueren Massen, auf die er in jedem künftigen Feldzuge rechnen zu können meinte, Österreich mit wenigen raschen Zügen auf konzentrisch zulaufenden Strassen schach und matt setzen zu können. Er konnte daher auf die Erwerbung des Plateaus von Schabbs mit dem Eingange in das westliche Pusterthal ganz gut verzichten und Brixen bei Bayern lassen. Sollte sich das letztere die geringste Unbotmässigkeit zu schulden kommen lassen, so war mit einem raschen Vorstosse von Bozen aus die wichtige Centralstellung um so leichter zu erreichen, als man ja von dem illyrischen Toblach und dem italienischen Ampezzo aus jederzeit Flankenbewegungen durch das Pusterthal einzuleiten im Stande war.

Die Lage war trotzdem unhaltbar; es war ebenso schwierig, sich Triest und Laibach als französische Städte vorzustellen, als Hamburg und Hannover zum »Empire« zu rechnen. Napoleon hat den passiven Widerstand der Nationalitäten unterschätzt, durch den seine grossartige Verwaltungseinrichtung eine nachhaltige Hemmung erfuhr; sie machte sich bei den Kroaten und Slovenen Illyriens noch fühlbarer als bei den Deutschen, denn sie beruhte nicht nur auf innerem Unwillen, sondern auf dem Mangel an Befähigung, den weitgehenden Anforderungen einer so kunstvollen politischen Maschine zu entsprechen. Die österreichischen Slaven hatten damals die enthusiastische Neigung zu den Franzosen, mit der ihre Journalisten heute Staat machen, noch nicht entdeckt und fanden den Verkehr mit den französischen Conscriptons-, Intendantur- und Finanzbeamten noch weit unangenehmer und kostspieliger als den mit den deutschen Österreichern, die sie angeblich seit Jahrhunderten unterdrückt und gepeinigt haben sollen. Die Schwäche des napoleonischen Reiches bestand gerade in der ungeheuerlichen Ausdehnung seiner Grenzen, zu deren Behauptung die einheimische Bevölkerung nur mit Gewalt gezwungen werden konnte. Sobald diese Gewalt an irgend einer Stelle nachliess, war diese auch schon gefährdet.

Damit rechneten auch die Männer, die sich mit neuen Plänen für eine Erhebung in den Alpenländern beschäftigten, als der Bruch Napoleons mit Russland und ein neuer europäischer Krieg in Sicht war. Der erste, der den kleinen Krieg im Rücken des gegen Osten marschierenden Schlachtenkaisers ins Auge fasste und dabei auf die Kampflust der Tiroler Rücksicht nahm, war der Freiherr von Stein. Nachdem dieser sich an die Seite des Zaren Alexander nach Russland begeben hatte, sollte sein Vertrauensmann Justus v. Gruner für die Organisation dieser

Erhebung thätig sein. Die Verhaftung dieses Mannes am 22. August 1812 und seine Abführung nach Peterwardein konnte als diplomatische Vorsicht ausgelegt und mit dem Bestreben begründet werden, Napoleon über die Gesinnungen der österreichischen Regierung zu täuschen; sehr bald jedoch spielten sich in Wien Ereignisse ab, die das berüchtigte »System« des neuen Staatslenkers Metternich noch viel deutlicher erkennen liessen und als Beweise einer Regierungskunst gelten durften, die selbst die Brüder des Kaisers zu Revolutionären zu stempeln verstand. Erzherzog Johann hatte es nicht nur als eine Demütigung empfunden, dass das Kaiserhaus, das namentlich durch ihn die Tiroler 1809 zu den Waffen gerufen hatte, sie der Rache ihrer Feinde preisgeben musste, er war in seinem Gewissen beunruhigt. Weil er zu lange an der Aufmunterung zum Widerstande mitgewirkt hatte, fühlte er sich daher verpflichtet, sich dadurch vor dem Volke, das er wahrhaft und aufrichtig liebte, zu rechtfertigen, dass er ihm nochmals bei günstiger Gelegenheit den Weg zur Befreiung wies und in seiner Mitte um den Sieg stritt.

Diese Gelegenheit schien ihm nach dem Untergange der »grossen Armee« in Russland gekommen zu sein, er war ebenso wie die preussischen Patrioten, die ihren König zum Anschlusse an Alexander und zur Kriegserklärung zwangen, von den Ereignissen mächtig erregt und gehoben und wollte mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln an dem Befreiungskampfe teilnehmen. Diese Mittel waren seine genaue Kenntniss der österreichischen Alpenländer und ihrer Bewohner, das Vertrauen, das er bei diesen genoss, und die Fähigkeit, die er sich zutraute, eine allgemeine Erhebung derselben zu organisieren und zu leiten. Er wusste, dass Österreich sich nicht an die Seite der Alliierten stellen würde, wenn es dazu nicht zwingende Veranlassung erhalte, und dass es Bürgschaften des Erfolges abwarten müsse. Deshalb wollte er sich an die Spitze der Insurrektion in den dem Kaiserstaate entrissenen Provinzen stellen und dort nach dem Beispiele Spaniens einen Volkskrieg entflammen, der bedeutende Kräfte des gemeinsamen Gegners fesseln und dessen Operationsbasis gefährden könne. Der englische Agent King, der hannoversche Graf und spätere Freikorpsführer Walmoden, der nassauische Staatsmann Gagern waren seine Berater, Freiherr v. Hormayr, der eifrigste Veranstalter und Förderer des ersten Aufstandes in Tirol im Frühlinge 1809, sollte mit dem Vorarlberger Dr. Schneider, mit Eisenstecken, Speckbacher und Wintersteller die Vorbereitungen zur neuen Erhebung leiten. Ende Januar 1813 war der Plan schon so weit gediehen, dass ihn der Erzherzog in seinem »Tagebuche« folgendermassen niederschreiben konnte: »Zuerst erhebt sich Tirol, dem die alte Verfassung gegeben wird, zugleich die Grenze (nämlich die kroatische Militärgrenze), daran schliesst sich Salzburg, der Villacher Kreis, Krain; die Engländer landen in Fiume, dann Eröffnung der Verbindung mit Tirol, Ausbruch nach Welschland, Erhebung des Veltlin und der Brescianer Thäler; Beginn im Aretinischen und Modenesischen, Coup de Mare auf Genua von seiten Sardiniens; zugleich nach Norden hinaus, nach Bayern und Schwaben, Werbungen, Gewinnung dieser Höfe, deutsche Legion, dann lässt sich erst das Weitere bestimmen. Österreich im Bunde mitwirkend, oder wenigstens nicht dagegen.« Im Geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv, dessen Direktor Hormayr war, wurden Nachtsitzungen der Vertrauten abgehalten. »Dort wurde (am 11. Februar) für die Zukunft alles abgeredet, die Disposition für Tirol und Vorarlberg gemacht, das erste Geld bestimmt, dann Geld, Geschütz, Munition verlangt, der Entwurf für Fiume gemacht, endlich die Notwendigkeit der Unternehmung auf Venedig und jener auf Genua (wozu der Bruder der Kaiserin, Erzherzog Ferdinand Este bestimmt war) gezeigt.«

Die im Aufstande begriffenen Länder sollten einen »Alpenbund« bilden, dem nicht nur Tirol, Salzburg, Vorarlberg und Illyrien, sondern auch die Schweiz an-

gehören würde, er müsse mit Russland und Preussen zusammengehen, Österreich ihn als befreundet ansehen, Italien für ihn gewonnen werden. »Ich meines Theils«, schreibt der Erzherzog am 27. Februar in sein Tagebuch, »trete als Führer auf, ohne Namen, ohne irgend einen Verdacht zu erregen, als wolle ich mehr als nach vollbrachter That und nach gemachtem Frieden in mein väterliches Haus, so wie ich war, zurückkehren. Uneigennützigkeit gewinnt Österreich, da es die Hoffnung erhält, verlorene Länder ohne Zuthun zu bekommen, gewinnt die Alliierten, gewinnt Deutschlands Fürsten, das eine neue Erscheinung ist.« Die militärische Organisation sollte sich nach dem Muster der tirolischen auf die Landgerichte aufbauen und zur Aufstellung einer zahlreichen Landwehr führen. Durch Werbungen wollte man jedoch auch leichte Linien-Bataillone, Reiterei und Artillerie schaffen; mit englischem Gelde konnte das wohl gelingen. Der Erzherzog machte Gagern mit dem »Entwurf« für den »Alpenbund« bekannt, »er pflichtete ihm bei; er (der Entwurf) beweiße, dass ich für mich nichts suche, dass ich bloss meine Schuld in Tirol abtragen und Österreich nützen will«. Zu diesem Satze in seinem Tagebuche machte der Erzherzog in späterer Zeit folgende Randbemerkung: »So war der Hanns und ist es geblieben und doch welche Verleumdungen über ihn! Darunter, er wolle sich zum Könige der Gebirge machen. Wie konnte man mich für so thöricht halten? Ich König! der so gerne meine Unabhängigkeit habe und einfach lebe.«

Als der enthusiastische Prinz noch mit der Ausarbeitung seines Planes beschäftigt war und ehe noch das wichtigste Werkzeug für die Durchführung derselben, das Geld, in den bescheidensten Beträgen zur Verfügung stand, war das Geheimnis längst verraten und über das ganze Unternehmen bereits der Stab gebrochen. Die zahlreichen Feinde der erzherzoglichen Brüder des Kaisers, die am Hofe eine ziemlich geschlossene Partei bildeten, konnten nicht zugeben, dass einer dieser Brüder eine so selbständige politische Rolle in den Kämpfen der nächsten Zukunft übernehme, es gelang ihnen nur zu leicht, des Kaisers Eifersucht und Misstrauen zu erregen. Für den Grafen Metternich, der damals eben im Begriffe stand, alle Fäden der äusseren Politik und der Hofintriguen in seiner Hand zusammenzufassen, gab es überhaupt nichts Unsympathischeres, als eine Volkserhebung; in seiner Politik gab es den Begriff des Volkswillens so wenig als den der Begeisterung, des Opfermutes. Verordnungsgemäss zu Soldaten herangebildete Unterthanen hatten auf Befehl der »Oberen« ihr Leben auf den Schlachtfeldern darzubringen, wenn es die »Oberen« für notwendig hielten, von freiwilligen Vaterlandsverteidigern nahm der sich selbst so gerne verherrlichende Thronretter nur mit Widerwillen Kenntnis. Einen Erzherzog von Österreich an der Spitze aufständischer Bauern zu sehen, war ihm persönlich widerwärtig, umso mehr, wenn dieser Erzherzog, der mit Vorliebe von Verfassung und Volksrechten sprach, sich etwa herausnehmen wollte, nach erfochtenem Siege auch eine dauernde Anerkennung der Verdienste des Volkes zu verlangen. Nichts war leichter, als das Unternehmen Johanns in den Augen seines kaiserlichen Bruders zu verächtigen. Um genügende Beweismittel für den Fortgang der geheim betriebenen Vorbereitungen zu haben, wurde Anton v. Roschmann, der schon in den letzten Abschnitten des Kriegsjahres 1809 eine sehr zweideutige Rolle gespielt und nun die Stelle eines Kreishauptmannes in Traiskirchen in Niederösterreich erhalten hatte, veranlasst, sich an der sogenannten Verschwörung zu beteiligen und sie im geeigneten Zeitpunkte zu verraten. Nach Hormayr's Zeugnis hat Roschmann dem Kaiser selbst, scheinbar von Reue getrieben, erheuchelte Geständnisse gemacht und bei dieser Gelegenheit die Behauptung aufgestellt, der tirolische Freiherr sei die Seele einer Partei, die für Tirol die vollständige alte Konstitution und den Erzherzog Johann — zum König von Rhätien wolle.

Dies genügte. Am 8. März wurden Schneider, Roschmann und Hormayr, der sich übrigens durch unvorsichtiges Geschwätz in der Weinlaune bei einer Redoute blossgestellt hatte, verhaftet, Eisenstecken, der schon auf dem Wege nach Tirol war, in Bruck angehalten, der ihm mitgegebenen Drucksorten und des ihm zu Agitationszwecken übergebenen Geldes beraubt, das später an King zurückgestellt wurde. Hormayr wurde sofort in die oberungarische Bergfestung Munkács, Schneider auf den Spielberg bei Brünn abgeführt, Roschmann zum Scheine in Wien verborgen gehalten, schon im Juli jedoch an den kaiserlichen Hof nach Prag berufen, zu neuen bedenklichen Geschäften verwendet und zu einträglichen Stellen befördert; 45 Männer aus Tirol, Vorarlberg und dem Veldlin, die bis dahin als Flüchtlinge in Wien gelebt hatten und wahrscheinlich beim Ausbruche des Aufstandes als Anreger und Führer verwendet worden wären, mussten die Residenz verlassen und sich in verschiedene Provinzialstädte zerstreuen. Erzherzog Johann, der von der Verrätereit Roschmanns keine Ahnung hatte und sich erst nach Jahresfrist durch unumstössliche Beweise von derselben überzeugen liess, gab auf Gagens Rat dem Kaiser einen genauen Bericht seines Vorhabens, worauf ihm versichert wurde, »man habe bloss ihn herausreissen wollen«, damit er nicht in Gefahr komme. Er wurde fortgesetzt beobachtet, durfte sich nur in Wien und in seinem Schlosse Thernberg (im Semmeringgebiet) aufhalten, nicht einmal nach Graz reisen, wurde jedoch in dem Glauben erhalten, man werde ihm seiner Zeit, wenn es zum Bruch mit Napoleon komme, eine grössere militärische Aufgabe anvertrauen. Metternich dachte jedoch nicht einen Augenblick daran, dem in der Bevölkerung ohnehin so beliebten Manne die Gelegenheit zu Erfolgen zu geben, und Kaiser Franz liess sich gerne beweisen, dass es dem Staate schädlich sei, wenn sich seine Brüder an der Regierung beteiligen und einflussreiche Vertrauensstellungen einnehmen. Die Fäden, die von der Partei Johanns gezogen worden waren, wurden zum Teile und sehr vorsichtig aufgenommen, jedoch nur für den Fall, als man in einem gegen Italien zu führenden Kriege der Unterstützung durch bewaffnete Landesbewohner nicht entraten könnte. Die Idee einer selbständigen Erhebung des Volkes in den zu Bayern, Italien und Illyrien geschlagenen altösterreichischen Landschaften war beseitigt und wurde nicht mehr aufgenommen. Metternich zog es vor, in entscheidender Stunde mit Bayern zu unterhandeln und ihm den Raub der an der Seite Frankreichs geführten Kriege zu garantieren, als Österreich durch eine Begünstigung der Volksbewegung in den Alpen zum Herren der Situation in Süddeutschland zu machen und sich Gebietserweiterungen auf deutschem Boden beim Friedensschlusse zu sichern. Hätte Tirol die bayerischen Fesseln selbst abgeworfen, so hätte Österreich keine Veranlassung gehabt, das seit dem russischen Feldzuge fast wehrlose Königreich mit geheimen Entschädigungsversprechen zu ködern; dann durfte Österreich ihm Unterwerfungsbedingungen vorschreiben. Die falsche, nicht nur für ganz Deutschland, sondern auch für Österreich verderbliche Politik Metternichs hat begonnen, noch ehe das Schicksal Napoleons besiegelt war.

2. Vorbereitungen zum Kriege.¹⁾ Der Aufmarsch.

Die Rüstungen begannen in Österreich erst im Mai, nachdem ein kaiserliches Handschreiben vom 15. April die Ausgabe von 45 Millionen Gulden »Anticipations-

¹⁾ Die Darstellung des Feldzuges von 1813 ist ausführlicher gehalten, als die in den Jahrgg. 1897, 1898 und 1899 veröffentlichten Übersichten über die Ereignisse der Kriegsjahre 1797, 1800, 1805 und 1809 in den Alpen, weil sie einen noch sehr wenig ausgebeuteten Stoff behandelt. Ausser Vaudoncourts »Histoire des campagnes d'Italie en 1813 et 1814« (Londres 1817) und des österreichischen Feldzeugmeisters Freiherrn v. Welden »Krieg der Österreicher in Italien gegen die Franzosen in den

Scheinen verfügt und dadurch die Flüssigmachung der notwendigen Geldmittel ermöglicht hatte. Am 21. Mai waren bereits mehr als 37 Millionen verausgabt, es fand daher, da es andere Geldquellen nicht gab, zugleich mit der Kriegserklärung eine Vermehrung des neuen, dem Patente vom 20. Februar 1811 widersprechenden Papiergeldes um 100 Millionen statt; sie erlebte in den Jahren 1814, 1815 und 1816 noch drei gesteigerte Wiederholungen, so dass die neue Schuld bis auf 470 Millionen stieg.

Die Truppenvermehrung erfolgte nicht nur durch Erhöhung des Mannschafstandes bei den sechs Kompagnien sämtlicher Füsilier- und Grenadierbataillone, sondern auch durch Aufstellung von Reserve- und Landwehrebataillonen. Die Landwehren gingen aus den ständigen Werbbezirken hervor und gehörten dem Regimentsverbände an, indem jeder Werbbezirk, in sechs Distrikte geteilt, je zwei Kompagnien ersten und zweiten Aufgebots zu 140 Mann stellte, aus denen je ein zum Ausmarsche und ein zum Garnisonsdienste bestimmtes Bataillon gebildet wurden. Die Offiziere für die ersteren wurden der Linie entnommen, während man bei den Garnisons-Landwehren Pensionisten und Unteroffiziere verwendete. Auch wurden im Laufe des Jahres drei neue Jägerbataillone, das 10., 11. und 12., mit den Werbbezirken Innerösterreich, Niederösterreich und Mähren errichtet. Die Aufbringung der Mannschaft machte weniger Schwierigkeiten als deren Ausrüstung, für welche gar keine Vorbereitungen getroffen waren. Noch im August entbehrten 20 bis 30 Mann in jeder Kompagnie der Mäntel, Tschakos und Tornister. Die Ausbildung der Mannschaft war eine sehr ungleichmässige; neben den Veteranen der letzten Kriege standen Rekruten, die erst die Gewehrgriffe erlernen mussten, da die Jahrgänge 1810 bis 1812 aus Ersparungsrücksichten nur zum geringsten Teile einberufen worden waren.

Die militärische Theorie hat sich unmittelbar vor Beginn des Feldzuges lebhaft mit dem Gebirgskriege beschäftigt, nicht nur mit Terrainstudien in Spanien und der Verwertung des Terrains im kleinen Kriege, sondern auch mit der Anwendung der neuen Grundsätze auf den Krieg in den Alpen. Das 11. und 12. Heft der damals schon von Schöls geleiteten »Neuen militärischen Zeitschrift«, Jahrgang 1813, bringt einen längeren Aufsatz dieses Inhalts, der den Beweis liefert, dass sich die intelligenten österreichischen Offiziere der Wichtigkeit der Alpen für Angriff und Verteidigung des österreichischen Ländergebietes bewusst geworden waren und dass sie sich Mühe gaben, die Erfahrungen der Franzosenkriege für die künftige Kriegführung nutzbar zu machen. Es wird darauf aufmerksam gemacht, »dass die Aufstellungen im Gebirge von dem Schicksale einer im angrenzenden Flachlande operierenden Armee« abhängen. »Ausser diesem aber ist eine genaue Kenntnis des Landes mit allen seinen Gebirgen, deren Ein- und Übergänge, des Zugs der Hauptthäler und der Entfernung der wichtigsten Punkte und Magazine unentbehrlich, um nicht allein die Linie (der Aufstellung) selbst, sondern auch die

Jahren 1813 und 1814« (Graz, 1855) giebt es kein fachmännisches Werk darüber. Sporschills »Feldzug der Oesterreicher in Illyrien und Italien in den Jahren 1813 und 1814« (Nachträge zur »Grossen Chronik«, Braunschweig 1843) beruht fast ausschliesslich auf Vaudoncourt. Eine sehr eingehende Besprechung des französischen Werkes enthält der erste Band (1818) der »Österreichischen militärischen Zeitschrift«, sie bietet wertvolle Berichtigungen. In nächster Zeit steht von Kommandant Maurice Weil (Paris), dem Verfasser der »Campagne de 1814« eine umfassende Veröffentlichung über den Feldzug des Vizekönigs Eugène Beauharnais zu erwarten. Ich danke dem verehrten Freunde, der mir Auszüge aus seinem Manuskripte gütigst zur Verfügung gestellt hat, die wertvollsten Aufschlüsse; zur Verfolgung des besonderen Zweckes, die Anpassung der Operationen an das Alpenterrain zu schildern, musste ich trotzdem zu den Originalakten des k. u. k. Kriegs-Archivs in Wien greifen, deren Benützung mir dessen Leiter, mein langjähriger Gönner Se. Excellenz Feldmarschall-Lieutenant Leander v. Wetzler wie gewöhnlich in liebenswürdigster Zuverlässigkeit gestattet und erleichterte.

Stärke der einzelnen auf ihr verteilten Truppen zu bestimmen. Die dazu aus-ersehenen Gebirge müssen im kleinsten Detail mit allen ihren Einsattlungen, Übergängen, Thälern, Schluchten, steilen und sanften Abhängen, den Waldungen und beträchtlichen Blössen, der Beschaffenheit des Grundes und aller daraus entspringenden Gewässer durchstudiert werden. Von Jägern, Viehhirten und Schleichhändlern kann man mit Benutzung einer guten Karte die besten Aufschlüsse erwarten; allein damit sich zu begnügen, würde sehr gefährlich sein; alles was man da erfährt, kann nur als Beihilfe zu einer genauen Recognoscierung dienen, alle wichtigeren Gegenden muss der Commandierende selbst untersuchen und beurtheilen, die anderen aber durch verlässliche, unverdrossene Offiziere genau durchsuchen lassen, um sich nach seiner eigenen Überzeugung und verlässlichen Berichten ein richtiges Bild der ganzen Gegend verschaffen zu können. Die als ungangbar angegebenen Bergstrecken erfordern die vorzüglichste Aufmerksamkeit; unbedingter Glaube an die Aussagen der Landleute hat schon oft die traurigsten Folgen nach sich gezogen. In den letzten Kriegen überstiegen ganze Brigaden, mit Fusseisen versehen, die rauhesten Gebirge.« Anschliessend an diese Ermahnung wurden eingehende Ratschläge über die Wahl von Stellungen auf den Kammhöhen, in Defilen, auf Berglehnen gegeben, vor den hochgelegenen Morästen wird gewarnt und nachdrücklich gegen allzugrosses Vertrauen auf die Uneinnehmbarkeit von Stellungen geeifert. »Es giebt keinen vollkommenen Pass in der Welt, jeder ist zu umgehen. Dieses zu verhindern, müssen die Gebirge besetzt werden; damit jedoch deren Vertheidigung oder auch nur die Beobachtung derselben nicht zu viele Truppen erfordert, so muss die Kunst durch Verhauc, Pallisadierungen, Skarpieren der Höhen, Jägergraben, Ungangbarmachung der Wege und andere Mittel nachhelfen.«

Den Schluss des Aufsatzes bildet eine sehr ins Einzelne gehende Besprechung einer Aufstellung in Südtirol. Der Verfasser nahm also wahrscheinlich an, dass in dem unmittelbar bevorstehenden Feldzuge der entscheidende Zusammenstoss der österreichischen Armee mit dem Feinde erst nach dem Einmarsche der ersteren in Tirol erfolgen werde, was doch nur dann erwartet werden konnte, wenn die französisch-italienische Heeresleitung durch die drohende Haltung der Landesbevölkerung genötigt worden wäre, ihre Besatzungen und vorgeschobenen Posten aus dem Puster- und Etschthale zurückzuziehen. Die Beschreibung des Terrains zwischen »den Eismassen des Ortler-Spitzes« und der »Felsenmasse des Pordoi« dürfte die genaueste sein, die aus jener touristisch-prähistorischen Zeit erhalten ist. Nicht 1813, wohl aber 1859 und 1866 sind die Dispositionen, die der Verfasser zur Vertheidigung und für Angriffsbewegungen empfiehlt, in Betracht gekommen; es würde lohnend sein, sie mit den Ereignissen dieser Jahre auf dem bezeichneten Kriegsschauplatze in Beziehung zu bringen und zu untersuchen, wie sich die neueren Theorien vom Gebirgskriege, die Feldzeugmeister v. Kuhn in seinem 1870 in erster, 1878 in zweiter Auflage erschienenen Werke entwickelt hat, zu den älteren Ansichten verhalten.

Im Juli 1813 war es nahezu gewiss geworden, dass Österreich nicht mit bewaffneter Hand die Vermittlung des Friedens zwischen Napoleon und den verbündeten Russen und Preussen zu besorgen haben, sondern dass es genötigt sein werde, an der Seite dieser Mächte, Englands und Schwedens in den Kampf gegen Gross-Frankreich einzutreten. Napoleon hat sich gegen die Forderung seines Schwiegervaters, ihm die 1809 entrissenen Länder, mindestens aber Illyrien, zurückzugeben, zu lange ablehnend verhalten und den Waffenstillstand, der am 4. Juni zu Poischwitz auf sechs Wochen abgeschlossen und nach seinem Ablaufe bis zum 10. August verlängert worden war, nicht dazu benützt, seine Lage durch diploma-

tische Unterhandlungen zu verbessern. Wellingtons Sieg bei Vittoria am 21. Juni bestärkte Metternich in dem Glauben, dass der Zeitpunkt zur siegreichen Bekämpfung des revolutionären Usurpators, den er persönlich hasste, gekommen sei, und ermutigte ihn, bei seinem Kaiser für den Anschluss an die Koalition zu wirken. Napoleon hatte geglaubt, noch auf dem Kongresse in Prag durch Conalincourt eine Verständigung mit Russland anknüpfen lassen zu können, er liess seinen Schwiegervater darüber ausholen, um welchen Preis er zu ihm übertreten würde. Metternich wusste jede Annäherung zwischen Conlaincourt und dem russischen Gesandten Anstett in Prag zu hintertreiben und stellte für die Wiederaufrichtung der Allianz vom 14. März 1812 so hohe Forderungen, dass er deren Ablehnung von dem Stolz und der Siegeszuversicht Napoleons erwarten musste.

Seitdem die Haltung Österreichs zweifelhaft geworden war, hatte Napoleon den Gedanken ins Auge gefasst, mit einer Armee unter dem Vizekönig von Italien, Eugène Beauharnais, einen Vorstoss nach Innerösterreich zu machen. Er sorgte auch für Streitkräfte, die dazu verwendet werden sollten, aber nicht in genügender Stärke. Italien war von Truppen entblösst, das Korps, das aus Russland dahin zurückmarschieren sollte, war zum Teil aufgerieben, zum Teil in Glogau eingeschlossen worden. Die Divisionen Grenier und Bertrand standen an der Saale. Dafür kamen zu Schiff und zu Wagen drei Divisionen aus Spanien und 300 Unteroffiziere zur Ausbildung der italienischen Rekruten, auch einige Remonten aus Deutschland. Die Vorbereitungen zum Aufmarsche nahmen weit mehr Zeit in Anspruch, als der Kaiser vorausgesetzt hatte. Es half nichts, dass er dem Vizekönige einschärfte, seinen Vormarsch so einzurichten, dass er am 16. August bei Graz stehen könne; an diesem Tage stand die Hauptmacht noch auf friaulischem Boden. Vielleicht war es wirklich unmöglich, diese Bewegungen zu beschleunigen; aber etwas anderes wäre möglich gewesen: sich der Mitwirkung Bayerns zu versichern und die Österreicher am Inn und durch einen Einfall ins Ennsthal derart zu beschäftigen, dass sie die Draulinie nicht genügend besetzen konnten, um die italienische Armee aufzuhalten. Zu Anfang August war König Max Josef noch nicht einmal mit dem Gedanken vertraut geworden, sich von Frankreich loszusagen. Wenn Napoleon das in Franken zusammengezogene Korps Augereau, statt es auf den Kriegsschauplatz an die Elbe zu ziehen, in Bayern gelassen hätte, so wäre die Gefahr eines Abfalls des mächtigsten Rheinbundfürsten abzuwenden gewesen. Bayern konnte noch 40000 Mann aufbringen, ihr Anführer, General Wrede, von Napoleon mit der Grafenwürde und einer Güterdotations (Mondsee und Engelhardtszell) bedacht, wäre nicht in die Lage gekommen, sich in Unterhandlungen mit Österreich einzulassen, wenn Augereau mit ihm vereint zum Angriff übergegangen wäre. Hätte Kaiser Franz seine von zwei Seiten bedrohte Hauptstadt im Stiche lassen, hätte er das böhmische Heer unter Schwarzenberg in die Defileen des Erzgebirges einrücken lassen können, wenn eine bayerisch-französische Armee von 60000 Mann die Donaulinie beherrschte und gleichzeitig der Vizekönig mit 50000 Mann durch das Murthal dem Semmering zuzog? Eine fachmännische Besprechung des Feldzuges von 1813¹⁾ meint zwar: »Die geringe Pression, welche eine allfällige, einseitige Occupation der Hauptstadt Österreichs ausüben konnte, würde die Nachteile keineswegs aufwiegen, welche durch Preisgebung seiner (Napoleons) Verbindungen, seines Rückens, entstehen konnten, indem er dem Feinde das der Insurrektion günstige Illyrien und Italien offen liess«, ich vermag jedoch die Gefahr dieser Insurrektion nicht sehr hoch zu veranschlagen. Es gehört viel Energie dazu, um im Rücken eines siegreich vordringenden Feindes Aufstände einzuleiten — noch

¹⁾ »Kriegsgeschichtliche Skizze« von Oberleutnant Wilhelm Bittner, Mscr. 13/46 im k. u. k. Kriegsarchiv.

dazu ohne Volkserhebung und ohne eine führende Persönlichkeit! Napoleon hat die Aufgabe der italienischen Armee nicht unterschätzt, er hat seinem Stiefsohne noch am 14. August wiederholt die Direktion Graz gegeben, durch die Wien bedroht werden musste, aber er hat nicht dafür gesorgt, ihm den Rücken und die linke Flanke frei zu halten, indem er Bayern zum Beginne der Feindseligkeiten gegen Österreich zwang. Dies lag in seiner Macht. Das Übermass von Selbstvertrauen, das ihn erfüllte, hat ihn 1813 dazu verleitet, die Heeressäulen seiner Feinde auf sich zu lenken, statt sie möglichst auseinanderzuhalten; sein Verhalten hat den Trachenberger Feldzugsplan Tolls und Radetzky's nicht nur nicht zu durchkreuzen vermocht, es hat ihn begünstigt.

Österreich hatte, während es seine Hauptmacht in Böhmen vereinigte, ein Korps unter dem Feldzeugmeister Fürsten Reuss in Ober-Osterreich aufgestellt, das beim Ausbruche der Feindseligkeiten allmählich an den Inn vorrückte. Es bestand aus 18 Bataillonen Infanterie, 36 Eskadronen und 5 Batterien, zusammen 24750 Mann, war also gerade stark genug, um die am linken Ufer des Inn aufgestellten 30000 Bayern unter Wrede in Schach zu halten, allenfalls auch einen Angriff auf sie zu versuchen, da alle Truppen auf einer höheren Ausbildungsstufe standen. Es hatte Fühlung mit der »Armee von Innerösterreich«, die zwischen dem 12. und 20. August ihren Aufmarsch vollzog. Das Oberkommando derselben war Ende Juli dem Feldzeugmeister Freiherrn v. Hiller übertragen worden, einem General von grosser Kriegserfahrung, der sich schon 1788 im Türkenkriege unter Laudon das Theresienkreuz verdient, 1805 die Reste der Mack'schen Armee dem Erzherzog Karl zugeführt, 1809 den Rückzug an der Donau durchgeführt und bei Aspern den rechten Flügel befehligt hatte. Seine Ernennung war eine herbe Enttäuschung für den Erzherzog Johann, der sich bis zum letzten Augenblicke vor der Entscheidung noch der Hoffnung hingeeben hatte, die Stelle einnehmen zu dürfen, die Hiller erhielt. Die Armee bestand aus fünf Divisionen und zwei dem Oberkommando unmittelbar untergeordneten Brigaden mit zusammen 34 Bataillonen, 40 Eskadronen, 48 Geschützen, zusammen 32000 Mann. Die selbständige Brigade des Generalmajors Stanissavlievich (3000 Mann) bewachte die Grenze bei *Aussee*, *Ischl* und *Radstadt*, schloss sich also räumlich an das Corps Reuss an, die zur Division des F.-M.-Lt. Baron Marschall gehörende Brigade des Generalmajors Eckhardt (2 Bat., 4 Esk., 3 Gesch.) nahm bei *Gmünd* in Kärnten Stellung und ging bis *Spital* vor, bildete also den äussersten rechten Flügel Hillers, während die Division des F.-M.-Lt. Radivojevich (6 Bat., 4 Esk., 7 Gesch., 9060 Mann) bei *Agram* den linken Flügel herstellte. Die Divisionen Frh. v. Frimont, Baron Marziani und Marquis Sommariva und die Brigade Winzian der Division Marschall (21 Bat., 28 Esk., 30 Gesch., 15000 Mann) vereinigten sich zwischen *Völkermarkt* und *Klagenfurt*, ihre Vortruppen standen bei *Velden*, die selbständige Brigade des Generalmajors Fölseis (3 Bat., 2 Esk., 3 Gesch.) rückte in die Gegend von *Cilli*. Unter diesen Truppen befanden sich drei ungarische, zwei steirische und ein mährisches Regiment, das 8. und 9. Jägerbataillon, vier Grenadierbataillone, sechs Bataillone Grenzer, zwei Husaren-, zwei Ulanen- und zwei Dragonerregimenter, grösstenteils wohlerprobte, ja zum Teile berühmte Fahnen, denen auch treffliche Ingenieuroffiziere und technische Truppen beigegeben waren.

Die Gesamtaufstellung von Aussee bis Agram nahm eine Linie von nahezu 380 km ein, da jedoch die Brigade Stanissavlievich in die Operation nicht eingriff und eigentlich nur die Aufgabe eines getrennten Beobachtungskorps hatte, durfte man die eigentliche Frontlinie auf 280 km veranschlagen. Auch diese Ausdehnung

muss noch immer als übergross bezeichnet werden, sie wäre auch höchst gefährvoll geworden, wenn nicht die Terrainverhältnisse mancherlei günstige Deckung geboten hätten und wenn nicht der Gegner genötigt gewesen wäre, sich auf einer fast ebenso grossen Aufmarschlinie zu entwickeln.

Die Armee des Vizekönigs bestand aus drei »Lieutenances« von je zwei Infanterie-Divisionen in der Stärke von 7—9000 Mann, einer Reserve-Infanterie-Division, Reserve-Kavallerie und Reserve-Artillerie, zusammen 72 Bataillone, 10 Eskadronen, 128 Geschützen, 52500 Mann. Chef des Generalstabs an der Seite Eugène Beauharnais war der Graf Vignolles. Am 16. August stand der rechte Flügel, die Brigade Belotti, bei *Laibach*, der linke, die Division Gratien, bei *Tarvis*, die Division Quesnel hinter *Gemona*. Die Divisionen Verdier und Marcognet waren auf dem Marsche von *Udine* nach *Görz*. Die Division Palombini rückte aus *Palmanova*, die Garde aus *Pordenone* vor. General Jeanin hielt mit sechs Bataillonen kroatischer Miliz *Karlstadt*, General Garnier mit 400 Kroaten *Fiume* besetzt.

Es scheint, dass die Österreicher über den Stand der Dinge auf Seite des Gegners besser unterrichtet waren, als der Vizekönig, obwohl der Herzog von Otranto (Fouché) unmittelbar vor der österreichischen Kriegserklärung die Reise von Prag über Wien und durch Innerösterreich nach Italien gemacht hatte. Unter den »Polizeiberichten vom 17. August bis 10. Oktober 1813« (k. u. k. Kriegsarchiv), die jedenfalls dem Oberkommando in Klagenfurt zuerst zuzugingen, findet sich folgender Auszug aus den Berichten eines Reisenden:

»Am 31. July zu Villach. 25—30 Chasseurs und 40 berittene Croaten, schlecht bewaffnet und beritten. Am 1. August im Pasterthal: Die Stimmung ist entschieden für Oestreich, die ausgehobenen Rekruten befreien sich mit Gewalt, es gibt dort nur einige Gendarmen. Am 2. zu Brixen; 9—10 bairische Soldaten; schon lange waren dort keine Durchmärsche gewesen; Botzen, kein Soldat war hier zu sehen; Neumarkt; hier waren eben 600 Canonniers à cheval, aber ohne Pferde und Kanonen eingerückt, sie giengen nach Innsprück; — Zu Trient waren 200 Mann. In Brescia, Bergamo, Milano, Mantua und Peschiera waren unbedeutende Garnisonen, in den beiden letzten Festungen bloss Invaliden. Am 6. und 7. marschirte des Vizekönigs Armee von Verona, Legnago und Padua gegen das Friaul. Am 8. traf der König von Neapel in Roveredo ein, es sollen ihm 12000 Neapolitaner folgen. Am 12. und 13. zu Verona. Des Vizekönigs Armee besteht aus 50 bis 60000 Mann, $\frac{1}{10}$ sind Veteranen, die übrigen sind theils unzufriedene, theils schwächliche Rekruten. Die schlecht berittene und schlecht exerzierte Kavallerie wird auf 6000 Mann berechnet. In Verona befanden sich schon 600 Kanoniere mit 40—50 Feldkanonen. Am 14. über Vicenza nach Conegliano, wo ich nur einige hundert Mann antraf. Die Desertion ist über alle Begriffe stark. Am 15. nach Pordenone, hier fand ich 6—700 Mann im Lager; auch waren mir 50 Kanonen begegnet. Zu Codroipo fand ich die Regimenter No. 36 und 84 und 5—600 Voltigeurs und Grenadiers. Zu Udine befand sich der Vizekönig, 4000 Mann zu Fuss, worunter die Regimenter No. 9 und 33, 150 Garde d'Honneur, und einige Veliten; das Regiment No. 92 wurde erwartet. — Am 16. früh rückten noch 500 Dragons de la Reine ein. Zu Gradisca fand ich 800 Mann, auf dem Wege nach Görz das No. 53 Regiment. Zu Görz waren von den Regimentern 106, 101, 112 2000 Mann, zu Czernizza fand ich 7—800 Mann Infanterie.

Am 17. zu Oberlaibach 5—600 Mann Infanterie und 400 Chasseurs; zu Laibach beiläufig 1000 Mann. Man sagt, dass 10—12000 Mann über Pontafel marschiren, und 4000 zu Bassano stehen, die nach Tyrol bestimmt sind. Alles zusammengekommen kann des Vizekönigs ganze Armee höchstens 50000 Mann betragen. Diese Armee soll 160 Kanonen verschiedenen Kalibers bei sich haben.«

Der Vorsprung, den die Österreicher in der Durchführung ihres Aufmarsches infolge der kürzeren Strecken, die von den Truppen zurückzulegen waren, erreicht hatten, wurde von ihnen sofort ausgenützt. Hillers Aufgabe war es, sich zunächst verteidigungsweise zu verhalten, bis ihm der Gegner eine Blösse gab, die er ausnützen konnte. Er musste annehmen, dass der Vizekönig seine Linien dort zu durchbrechen versuchen werde, wo er am raschesten in das Herz Innerösterreichs vorrücken und die Richtung gegen Wien gewinnen könne. Die gleichzeitige Vorwärtsbewegung der Bayern am Inn war ja noch immer zu erwarten. Der nächste Weg in das Murthal führt von Italien über *Tarvis* und *Villach*. Beide Punkte

waren im Besitze des Gegners, von dorthier erwartete er den Angriff. Deshalb behielt er seine Hauptmacht auch derart versammelt, dass er dem von Villach ausgehenden Stosse mit genügender Kraft widerstehen konnte. Bei *Krumpendorf* waren Befestigungen angelegt worden; Hauptmann Beranek des Pioniercorps berichtete am 19. August über die Fertigstellung einer Schanze am See mit Bettungen für zwei Geschütze, eines Zangenwerkes bei der St. Georgenkapelle, einer Redoute zwischen See und Schloss und mehrerer Flechen, Brustwehren und Pallisadierungen (Kr.-Arch. Skizze). Auch bei *St. Magdalena* am *Loibl* und am *Bleiberge* daselbst waren leichte Erdwerke mit Pallisaden errichtet. Wenn irgend möglich, musste Hiller trachten, seinen linken Flügel an der Sau vorzutreiben; gewann er den Weg zur See, so stand ihm nicht nur die Verbindung mit den englischen Kriegsschiffen im Quarnero offen, er konnte dann vielleicht die Strasse nach Triest erreichen und dadurch eine Überflügelung des Gegners einleiten. Eine Vorwärtsbewegung im Centrum war ausgeschlossen; gelang es ihm aber, durch hartnäckige Verteidigung seiner Stellung an der Drau die Kraft des Feindes an sich zu fesseln, so durfte er am linken Flügel vielleicht auf Vorteile rechnen.

Er liess daher schon am 17. August die Brigade Rebrovich südlich von Agram über die Sau und gegen Karlstadt vorgehen. Sofort nahmen die dort befindlichen kroatischen Milizen eine für ihren Befehlshaber Jeanin so gefährliche Haltung ein, dass dieser es für gut fand, seinen Posten zu verlassen. Karlstadt wurde von den Österreichern am 19. August besetzt, ebenso der wichtige Strassenknoten *Neustadt-Rudolfswert*; die mit Begisterung den Landsleuten zuströmenden alten Grenzsoldaten konnten, da sie an die militärische Organisation gewöhnt waren, in kürzester Zeit marschbereit gemacht werden. General Graf Nugent wurde mit einem Bataillon Grenzer und einer Eskadron Radetzky-Husaren von Karlstadt in der Richtung nach Fiume entsendet.

Diese Bewegung am linken Flügel der Österreicher würde sehr bald zum Stillstand gekommen sein, wenn der Vizekönig seinem ursprünglichen Feldzugsplane treu geblieben wäre. Er wollte an seinem linken Flügel zunächst zurückhalten, nicht in das Murthal vorgehen, sondern gegen Agram vorstossen, die Insurrektion Kroatiens verhindern und Hiller, der sich gegen ihn wenden musste, nach Norden oder Westen zurückdrängen. Der Plan wäre gut gewesen, wenn Eugène seine Stellung bei *Villach* und den Eingang nach Tirol genügend versichert hätte. An der Drau war jedoch an Befestigungsarbeiten so gut wie nichts geschehen, weder bei Villach noch bei Spital, nur *Tarvis* besass ein verschanztes Lager. Am 21. August erhielt Eugène in seinem Hauptquartier zu *Adelsberg* Meldungen über die Vereinigung österreichischer Truppen bei Klagenfurt, die ihn für seinen linken Flügel besorgt machte. Er berichtet an Napoleon (Corresp. IX. p. 334), dass er nach den vorhandenen Kundschaften annehmen müsse, Hiller habe 20—25 000 Mann beisammen, mit denen er gegen *Tarvis* vordringen und seine (Eugènes) Verbindung mit Bayern unterbrechen wolle. Zwischen *Marburg* und *Laibach* befänden sich nur wenige Truppen und auch die Kolonnen, die bei Agram die Sau überschritten hätten, seien von keiner Bedeutung, sie seien nur bestimmt, eine »fausse attaque« zu machen, um seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Der Vizekönig verliert also schon beim Ausbruche der Feindseligkeiten das Gefühl der Überlegenheit, er giebt den Plan auf, der von der Voraussetzung ausgegangen war, er werde Hiller zwingen können, sich vor seiner Front zu stellen, sondern lässt sich nicht von Vorgängen beim Feinde, sondern von Mutmassungen über dessen Absichten zum Umsturze seiner bisherigen Anordnungen bestimmen. Er hat die Stärke des rechten Flügels der österreichischen Armee überschätzt und Hiller eine Kühnheit und Unternehmungslust zugeschrieben, die den Verhältnissen und seiner Aufgabe

gar nicht entsprochen hätte; er hat den Vormarsch nach Laibach ohne Notwendigkeit aufgegeben und durch Vereinigung zu grosser Streitkräfte an seinem äussersten linken Flügel den Gegner zu einer Umgehung seines rechten Flügels aufgemuntert. Um die Bedrohung seiner Stellung bei Tarvis zu verhindern, wäre der vollständige Linksabmarsch dahin nicht nötig gewesen. Die Besetzung des Loibls mit einer Division und eine kräftige Demonstration an der Drau auf der Strecke Hollenburg-Rosseck hätte Hiller genötigt, sein Centrum beisammen zu behalten, und es wären dann noch immer drei Divisionen übrig geblieben, um die ursprünglich beabsichtigte Bewegung an der Sau durchzuführen, durch welche die Verbindung zwischen Hiller und Radivojevich unterbrochen und wahrscheinlich beide genötigt gewesen wären, ihren Zusammenhang durch einen Rückzug auf die Operationsbasis Marburg-Pettau zu suchen. Eugène beschloss am 21. August, sich selbst mit zwei Divisionen (der 2. und 4.) und der Garde über Görz und Caporetto (Karfreit) nach Tarvis zu begeben und auch die 1. Division Quesnel von Flitsch (Plez) dahin rücken zu lassen. Am 25. war die Rochade zur Ausführung gebracht. Die Lieutenances Grenier (Division Quesnel und Marcognet), Verdier (Division Rouyer und Gratién) standen bei Tarvis und Wurzen, die Lieutenance Pino bei Adelsberg und Krainburg.

3. Die Kämpfe am Loibl, an der Drau und Sau

vom 19. August bis 16. September.

Der österreichische Armee-Kommandant hatte mittlerweile zur Sicherung der vorgeschobenen Posten am *Loiblpasse* am rechten Ufer der Drau jenseits der *Hollenburger* Brücke bei *Feistritz* Befestigungen anlegen lassen und bei *Rosseck* einen zweiten Übergang über die Drau herstellen lassen. Er wurde am 19. August von einer Brigade der Division Frimont benützt, die sofort gegen *Villach* vorrückte und dessen Vorstädte angriff. Diese Bewegung war für die Division Gratién sehr bedenklich, da gleichzeitig auch die Brigade Eckhardt der Division Marschall, die von Murau über *Gmünd* nach *Spital* marschiert war, bis *Paternion* vorging. Wenn Gratién von dorthier angegriffen und in ein Gefecht verwickelt wurde, so konnte mittlerweile Frimont die Stellung an der Gail bei *Federaun* und *Hart* beziehen und ihn von Tarvis abschneiden.

Bevor also noch die Kolonnen des Vizekönigs in *Tarvis* angelangt waren, gab Gratién die Stellung bei *Villach* auf und zog sich am 23. August nach *Tarvis* zurück. Den Tag darauf erfuhrt er den Anmarsch der Division Quesnel und ging sofort wieder bis *Federaun* vor, konnte aber *Villach* nicht mehr erreichen, das bereits von Frimont besetzt worden war. Erst am 28., als der Vizekönig seine Hauptmacht von *Tarvis* vorrücken liess, musste *Villach* von den Österreichern wieder geräumt werden.

Am Tage zuvor war bereits um den *Loibl* heftig gestritten worden. Die Brigade Belotti der Division Lecchi, die der Lieutenance Pino angehörte, hatte vom Vizekönig den Auftrag erhalten, sich dieses wichtigen Überganges, von dem aus die Österreicher über *Neumarkt* und *Assling* seinen Stützpunkt *Tarvis* bedrohen konnten, zu bemächtigen. Ein Versuch dazu war schon am 20. August gemacht worden, indem 50 Mann des 9. Feldjäger-Bataillons unter Leutnant v. Flacho von einer französischen Kolonne von 250 Mann zu Fuss und 50 Reitern angegriffen wurden, er war jedoch vergeblich gewesen. Infolge dieser Beunruhigung der Posten am *Loibl* war durch den Oberleutnant v. Sallaba des Generalstabes die »*Teufelsbrücke*« abgeräumt worden und wurden von Bergknappen Löcher in die Brückenbogen gebohrt, »um im Falle der Not solche mit Pulver zu füllen und dann die

Brücke zu sprengen«. Über den Angriff, der von den Vortruppen der Brigade Belotti am 27. August ausging, liegt eine ausführliche Meldung des auf dem Loibl kommandierenden Hauptmanns Moll (Kr.-Arch. 1813, 8; 286, b) vor, die hier ihren Platz finden soll, weil so ausführliche Darstellungen von Gebirgskämpfen aus jener Zeit nicht sehr häufig zu finden sind.

»Morgens um 6 Uhr rückte eine Colonne von zwei Bataillons und einer halben Escadron durch die embouchure in das Thal vor dem Leobl, in der Mitte des Thales hielt sie an und theilte vier Compagnien ab, welche in den St. Anna-Graben defilierten. Ich rückte, nachdem ich den Rapport von der Ankunft des Feindes in die Verschanzungen nach St. Magdalena abgeschickt hatte, vorwärts auf die fünfte Reihe der Strasse. Bald nachdem ich meine Compagnie in zwei Etagen aufgestellt und den Befehl ertheilt hatte, nur im äussersten Gedränge in immerwährender Vertheidigung abzurollen, und sich von Etage zu Etage aufzustellen, wurden vier Compagnien vom Feind abgetheilt und marschierten mir entgegen auf der Leobl-Strasse. Sie stellten sich auf Schussweite dergestalt auf, dass die ganze Truppe gedeckt und nur eine Avantgarde von zwei Offizieren und ungefähr 30 Mann sichtbar war, und so standen sie eine Stunde, ohne anzugreifen. Ich sah nun deutlich, dass des Feindes Absicht war, die Position zu umgehen und jedes Engagement in der Front zu vermeiden. Ich verstärkte daher meine Posten in der rechten Flanke, so viel ich glaubte entbehren zu können. Nach einer Stunde rückten drei Züge der 1. Compagnie in St. Leonhard zu meiner Disposition ein, ich veranlasste, dass Herr Lieutenant Richter mit 20 Mann den Fussweg vom Leobl in den St. Anna-Graben hinab patrouillierte, mit dem Auftrag, dem Feind bis auf den letzten Mann das Vordringen zu erschweren. Herr Oberlieutenant Benja erhielt den Auftrag, den Solenitza-Steig bei St. Leonhard aufs äusserste zu vertheidigen und meinen Rücken so viel möglich zu sichern. Der Feind griff noch immer nicht an, bis Nachmittags um 2 Uhr Herr Lieutenant Richter sich mit ihm in meiner rechten Flanke engagierte und ich den Rapport von rückwärts erhielt, dass der Feind in den höchsten Felswegen weit in meinem Rücken marschierte.

»Noch immer wollte sich der Feind mit mir nicht engagieren, ohngeachtet ich ihn durch kleine Detachements, die bis auf 30 Schritte ihm entgegenliefen und feuerten, zu reizen suchte, weil ich anfangs zu besorgen, dass die Position verlassen werden müsste, ohne dass ich ihn zum Angriff gebracht haben würde; ich detachierte nun alles in die Flanke bis auf 70 Mann sammt Chargen. Um 4 Uhr nachmittags erhielt ich von Lieutenant Flacho, der mit zwölf Rotten der 5. Compagnie zur Verstärkung in St. Leonhard angekommen war, den Rapport, dass ich schwerlich mehr einen Rückzug haben würde, weil der Feind schon zu weit in meinem Rücken sei.

»Nun zog ich mich um zwei Etagen höher, um den Feind nachzulocken, mit dem festen Vorsatz, die Position nicht eher zu verlassen, bis ich nicht durch List oder Gewalt den Feind zum Angriff bewogen und ihm einen bedeutenden Schaden zugefügt haben würde. Alle Unteroffiziere, die ich abschickte, um mir vom Rücken einen verlässigen Rapport zu bringen, brachten die Nachricht, dass die Position umgangen und in kurzem die Strasse coupiert sein würde. Mittlerweile war auch Hauptmann Vorbeck mit seiner Compagnie disponirt worden, um mir den Rücken zu decken, und auch er avisierte mich von der misslichen Lage, in der ich mich im Rücken befand.

»Nun beschloss ich, den Feind durch List zum Angriff zu zwingen, ich zog mich bis auf die Coup des Berges, er rückte mir langsam nach, und ich defilerte ganz vorne an der Kante des Weges durch den Oberen Pass, indem ich nur an der Barricade eine Arrièregarde von einem Unterjäger und zwölf Mann zurückliess. Als der Feind dies sah, stürmte er mit Ungestüm hinauf, ich liess ihn bis auf die zweite Etage kommen, machte dann rechts um, und empfing ihn mit einem Kugelregen und rollte die aufgeschichteten Steine auf ihn herab. Nachdem das Feuer ungefähr drei Viertelstunden gedauert, zog er sich mit einem Verlust von 14 Todten, worunter nebst dem General-Adjutanten drei Offiziere waren, und wie die Bürger von Neumarkel bestätigen, mit mehr als 100 Blessierten, die auf 33 Wagen zurückgeführt wurden, zurück, und formierte sich im Thal. In einer Stunde darauf kamen auch die in die Flanke und Rücken disponierten vier Compagnien aus dem St. Anna-Graben, deren Unternehmen durch die guten Dispositionen in meinem Rücken vereitelt war und schlossen sich an die Haupttruppe an.

Erst nachts verliess der Feind das Thal. Bei dieser Gelegenheit haben mir die Herren Lieutenants Richter, Sartorio, Mosdorfer und Kadett Knetzel die wesentlichsten Dienste geleistet. Der Unterjäger Duconseil hat durch seine Bravour und Unerschrockenheit, sowie der Patrouillenführer Kilp und der Gemeine Primeg, die die Rekruten sowohl mit ihrem Beispiel als mit aufmunternden Worten und vortrefflich angebrachten Spässen auf die feindlichen Offiziere unausgesetzt aneiferten, so viel zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum glücklichen Ausgang beigetragen, dass ich es für meine Pflicht halte, für den Unterjäger Duconseil, der schon die silberne Medaille besitzt, um die goldene, und für die beiden letzteren um die silberne Medaille zu bitten, und zu anderweitigen Belohnungen den Patrouillenführer Pumpermeyer und Schwarz, die Gemeinen Schirling, Gorsche, Reiss, Bauer, Amon und Burger zu empfehlen.

Sign. Leobl Berg am 29. August 1813.

Moll, Hptm. 4

Hiller beschloss, die zwei am *Kleinen Loibl* zurückgeschlagenen feindlichen Bataillone verfolgen zu lassen und befahl der Brigade des Generals v. Mayer, über die Loiblpässe und von Feistritz durch den *Saucha*-(Sucha-)Graben, also über einen der Kočna-Pässe, in das Sau-Thal vorzugehen, während er gleichzeitig den Obersten Baron Paumgarten (als Retter des Rückzuges bei Ebelsberg 1809 Ritter des Maria Theresien-Ordens) mit zwei Bataillonen des steirischen Regiments Chasteler von *Eisenkappel* über *Ober-Seeland* und den *Kankerpass* gegen Krainburg entsendete. In Verbindung mit dem 9. Jäger-Bataillon unter Oberst Göldlin v. Tiefenau griff Paumgarten die Brigade Belotti am 30. bei Krainburg an und zwang sie zum Rückzuge. Dadurch fühlte sich auch der ziemlich isoliert stehende Pino bei Laibach beunruhigt, er gab eine gegen Weixelburg eingeleitete Bewegung wieder auf und hielt seine zwölf Bataillone bei Laibach vereint. Belotti besetzte die Brücke über die Sau bei *Tschernutsch*.

Der Vizekönig überzeugte sich davon, dass er von Villach nicht vorgehen könne, bevor er sich nicht in den Besitz des Loibls gesetzt habe, denn die Österreicher konnten von dort aus jederzeit durch das obere Sauthal seine Hauptstellung bei Tarvis angreifen; er ordnete daher einen concentrischen Angriff gegen die Stellung der Österreicher am rechten Draufer an. Zunächst musste Belotti *Krainburg* zurückerobern, was ihm am 2. September gelang; dann führte Quesnel drei Brigaden über *Latschach* (südlich des Faakersees) nach *St. Jakob* im Rosenthal, die Division Marcognet marschierte von *Wurzen* nach *Neumarkt*, die Garde von Tarvis nach *Assling*. Bei dieser Kolonne befand sich Eugène selbst; der »Maire« von Assling, Ruard, soll sie über das Gebirge (etwa über das Medvidohjoch, 1684 m) in das Bärenthal geführt haben.¹⁾ Welden erzählt, dass der Vizekönig am 6. September morgens beim Abstieg in das Feistritzthal (soll jedenfalls Bärenthal heißen), »im Nebel um einen Felsen biegend, die Öffnung einer Kugelbüchse nur wenige Schritte entfernt auf sich gerichtet fand. Ein »Halt, wer da!« belehrte ihn, mit wem er es zu thun habe«. Der Vizekönig selbst habe ihm, als er nach der Kapitulation von Mantua in dessen Hauptquartier weilte, offenherzig gestanden, wie ihm das Herzblut erstarre, bis er aus dem geringen Vorrat deutscher Worte, die er den Lektionen seiner Gemahlin verdanke, ein »Gut Freund« herausgebracht habe. Eugène habe dann die Jägervedette selbst am Halse gefasst, die von nachrückenden Franzosen gefangen genommen worden sei. In den Briefen, die Eugène am 6. und 7. September an die Vizekönigin und an Napoleon schrieb, geschieht dieses für ihn doch nicht unbedeutenden Zwischenfalles keine Erwähnung. Vaudoncourt, der das Gefecht bei Feistritz sehr ausführlich schildert, lässt den Vizekönig »bei Storing (Stornig) auf dem nördlichen Abhange des Gebirges Stellung nehmen. Von hier schickte er Abteilungen gegen die Flanke der Österreicher und verdrängte die kleinen Posten, welche deren linken Flügel decken sollten«. Er dürfte auf dem Karrenwege, der an der rechtseitigen Böschung des Bärenthales, westlich vom Sinacher- oder Hundsgupf, nach Feistritz führt, bis zur Lichtung ober dem Hammerwerk vorgegangen sein, von der aus das Gefecht zu übersehen war. Das Zusammenwirken der über den *Loibl* und über *Rosseck* an der Drau vorrückenden französischen Infanteriemassen wurde glücklich erzielt, der 6. September brachte den Österreichern eine Niederlage bei, die einzige in diesem Alpenfeldzuge. Eugènes Bericht (Corresp. IX, p. 351—353) ist nicht sehr klar, dafür aber sehr freigebig mit Lobserhebungen über die treffliche Haltung seiner Truppen, die er selbst Rekruten

¹⁾ Nach dem Rückstoss der Österreicher machte Oberleutnant v. Culoz mit 30 Freiwilligen vom 27. Infanterie-Regiment den Spaziergang von Hundsdorf nach Assling, um den Herrn Maire zu holen. Er wurde als Gefangener auf demselben Wege eingebracht, den er den Vizekönig geführt hatte.

nennt. Vom General v. Vecsey, der bei Feistritz die Österreicher befehligte, findet sich folgende Relation (Kr.-Arch. 9, ad 149):

»8. September, 8 Uhr abends.

»Vorgestern früh um 7 Uhr als den 6. d. M. griff der Feind mit starken Patrouillen meine Vorposten an, welche anfänglich zu viel gedrängt, als sie aber ihre Aufnahmeposten erreichten, wurde er (der Feind) wieder auf allen Punkten in seine alte Aufstellung zurückgewiesen. Der Feind schien durch diesen Angriff meiner Vorposten sich bloss überzeugen zu wollen, in wie stark der Wald unsererseits besetzt war.

»Bis 10 Uhr vormittags war alles ruhig, als plötzlich meine Vortruppen auf allen Punkten durch das schnelle Vordringen des Feindes zurückgedrängt wurden. Alles zog sich in die ihnen schon vorher angewiesenen Punkte der Stellung. Hier wurde plötzlich das Kleingewehrfeuer allgemein. Jeder Punkt meiner besetzten Position war mit Übermacht angegriffen, aber die ausserordentliche Bravour meiner braven Truppen setzte dem feindlichen Vordringen Schranken. Der Schlüssel der Position, die Höhe des Feistritzer Kapellenberges und das Graf Gavasini'sche Schloss, wurde zu wiederholten Malen auf das hartnäckigste mit den überlegenen Infanteriemassen des Feindes angegriffen. Alle diese Anstrengungen, die so viel Blut kosteten, waren fruchtlos, bis es ihm (dem Feind) endlich gegen 1 Uhr nachmittags durch seine zehnfache Überlegenheit auf diesem Punkte gelang, das Schloss sammt dem Dorfe zu erstürmen. Dadurch wurden die auf den Kapellenberg gestellten Truppen ganz abgeschnitten. Es blieb daher nichts anderes übrig, als alles noch Disponible zusammen zu nehmen und in Sturm marsch das Dorf dem Feind wieder emportieren zu lassen. Der Feind wurde glücklich mit einem ungemein grossen Verlust an Todten, die unter den Bajonetten meiner braven Truppen fielen, wieder ganz vertrieben und ihm bei 40 bis 50 Gefangene abgenommen.

»Gegen $\frac{1}{2}$ 2 Uhr nachmittags bekam ich von einer zur Sicherheit meiner linken Flanke aufgestellten Compagnie die Meldung, dass starke feindliche Colonnen sich vor dem Fochagraben gegen das Bärnthal wie auch von Asling gegen meine linke Flanke ziehen, die die Stellung auf dieser Seite zu umgehen bedrohten, worauf ich den minder bedrohten Flügel um eine Compagnie schwächte und dagegen den linken damit verstärkte. Ich bat unter einem den Herrn F.-M.-Lt. Marziani, mir auf das dringendste ein Grenadierbataillon zum Soutien zu schicken, welches aber erst in dem Augenblick hier eintraf, als der Feind schon das Dorf auf Seiten der Höhen tourniert hatte. Jetzt konnte ich, ohne alles aufzuopfern, nicht länger an die Verteidigung der Stellung denken und machte alle Anstalten zum Rückzuge, welcher auch, ohne viel dabei zu verlieren, in grösster Ordnung vor sich ging. Der mit einer Abtheilung Jäger und etwas Infanterie gestandene Hauptmann Richard und Oberleutnant Petzek, welche sich in dem Graf Gavasini'schen Schlosse ganz verammelt hatten, konnten in diesem Augenblicke nicht mehr degagiert werden. Der Feind steckte das Schloss in Brand und man musste dieses Detachement seinem Schicksal überlassen.«

Verlustziffern sind nicht angegeben. Der Vizekönig schreibt den Österreichern 400 Tote und Verwundete zu und spricht von 350 Gefangenen der Regimenter Reisky und Chasteler, die er gemacht habe. Auf seiner Seite seien 50 Mann gefallen, 200 verwundet. Die Regimentsgeschichte von Chasteler (König der Belgier 27) zählt den Verlust der Truppen Vecsey's mit 2 Offizieren, 65 Mann Toten, 8 Offizieren, 336 Mann Verwundeten, 4 Offizieren, 487 Mann Gefangenen und Vermissten auf, »von denen aber viele allmählich wieder einrückten«. Die Stärke der Franzosen wird auf 23000 Mann geschätzt. Hiller giebt in seinem Berichte an den Kaiser an, dass der Feind fünfmal frische Truppen ins Feuer gebracht habe. »Diese«, heisst es, »leisteten unter General Vecseys trefflicher Führung alles, was man von braven Truppen erwarten kann, sie mussten der Übermacht weichen und ihre Stellungen verlassen, welches sie ohngeachtet ihrer Erschöpfung in der grössten Ordnung bewerkstelligten. Dieser Umstand zwingt mich, das rechte Draufer zu verlassen, die Brücke bei Hollenburg sowohl als alle übrigen über die Drau zu zerstören und mich auf die Verteidigung des linken einzuschränken.«

Hiller liess sich durch den Sieg seines Gegners, der von diesem gewaltig überschätzt wurde, nicht zu irgend einer unüberlegten Gegenbewegung verleiten, er hielt an seiner Centralstellung bei Klagenfurt fest und wartete auf den Augenblick, wo der Vizekönig ihm durch Auseinanderziehen seiner Linie wieder Gelegenheit geben werde, sie zu durchbrechen. Er rechnete darauf, den Loibl neuerdings in seine Gewalt bringen zu können, sobald der Gegner seinen Flügeln wieder grössere Aufmerksamkeit zugewendet haben werde. So klar und bestimmt die

Haltung des österreichischen Feldherrn ist, so unruhig und schwankend zeigt sich der Vizekönig. Seine Aufgabe war freilich die schwierigere; für ihn genügte es nicht, die eingenommenen Stellungen zu behaupten, er sollte den Gegner zurückdrängen, sollte Innerösterreich gewinnen, den Bayern dadurch Mut und Vertrauen einflößen, die Österreicher zwingen, ihre Süarmee auf Kosten der Nordarmee zu verstärken. Hiller hatte sich vorläufig nur an der Drau zu behaupten, bis die Entscheidungen an der Elbe heranreiften und bis er sich die Strasse in das Pusterthal eröffnen könne, durch die er die Flankenbewegung durch Südtirol ausführen könne. Diese wird für einen Angriff Österreichs gegen Italien immer ausschlaggebend bleiben; um die Isonzo- und Tagliamento-Linie wird immer an der Etsch gekämpft werden. Hiller hatte es nicht notwendig, mit der Veränderung der diplomatischen Beziehungen zwischen Bayern und Österreich zu rechnen, er hatte längst von den freiwilligen Kundschaftern in Tirol in Erfahrung gebracht, dass es dort keine bayerischen Truppen in nennenswerter Zahl gebe und bereitete deshalb den Einmarsch einer eigenen Flügelkolonne in das schlecht besetzte Land vor. Man war in Klagenfurt mit der Ausrüstung von zwei Tiroler Schützenkompagnien beschäftigt, die aus Flüchtlingen von 1809 gebildet wurden und fortwährend Zulauf aus dem »Landel« erhielten. Bei F.-M.-Lt. v. Fenner in Spital standen ebenfalls schon zwei solche Kompagnien. »Ich hoffe«, schrieb Hiller an den Kaiser, »dass die Anwerbung in kurzer Zeit auf mehrere Tausend anwachsen wird.«

Im Westen merkte der Vizekönig das Herannahen der grössten Gefahr, die ihm drohte, noch nicht, dagegen waren ihm die Bewegungen Nugents in Istrien höchst unbequem. Er überschätzte wie früher den rechten Flügel Hillers nunmehr die Stärke des Corps Radivojevich und glaubte daher, neuerdings seinem rechten Flügel zu Hilfe kommen zu müssen. Vom General Pino zu der Annahme verleitet, dass die Österreicher eine starke Kolonne gegen Triest marschieren lassen, gab er den geplanten Vorstoss gegen *Stein*, der die schwache Brigade Fölseis in Verwirrung bringen konnte, auf und liess die Division Palombini gegen *Istrien* abschwanken. Dort hatte sich Nugent, von Hauptmann Lazarich (eine ausführliche Schilderung seiner Heldenthaten enthält der Aufsatz »Die Eroberung von Istrien 1813 im II. Bande des Jahrganges 1819 der Österr. milit. Zeitschrift«) durch einige ans Wunderbare grenzende Kreuz- und Querzüge mit 56 Mann Grenzer und einem Zug Husaren aufs thatkräftigste unterstützt, der wichtigen Stellung von *Mitterburg* bemächtigt und seine Vorposten bis *Ternowa* an der nach *Adelsberg* führenden Strasse vorgeschoben. Der Vizekönig nahm eine Rechtsverschiebung seiner Aufstellung vor, indem er die Verteidigung der Gail- und Draulinie dem Korps Verdier überliess, die Division Quesnel vom Loibl bis Neumarkt und Krainburg zog und die Division Marcognet nach Laibach rücken liess. General Belotti von der Division Lecchi war bei diesen Marschbewegungen bestimmt gewesen, von Krainburg längs der Sau nach *Saloch* zu rücken und die Brücke bei *Tschernutz* zu versichern. Er kam dabei am 8. September ahnungslos während eines heftigen Regens mitten in die Aufstellung der Brigade Fölseis, die von *Möntling* bis an den Strassenknotenpunkt *Stob* und nach *Mannsburg* vorgerückt war, wurde von allen Seiten eingeschlossen und musste sich nach Verlust von 55 Toten und 260 Verwundeten mit mehreren Offizieren, 650 Mann Infanterie, 80 Grenadieren zu Pferde, zwei Geschützen, Fahnen und Pulverkarren kriegsgefangen ergeben. Nach dieser Schlappe, die nicht sehr ermutigend auf die Truppen des Vizekönigs wirken konnte, versuchte dieser, sich gegen Osten Luft zu machen und das Corps Radivojevich über die Sau zurückzuwerfen. Die Gefechte bei *Marein* am 13. und bei *Weixelburg* am 16. September endeten aber auch nicht glücklich, in dem letzteren verlor die italienische Gardé sogar 900 Mann an Gefangenen, zwei Geschütze, Standarten

und Fahnen. Da gleichzeitig auch Palombini gegen Nugent operierte, vollzog sich in diesen Tagen eine völlige Trennung der französischen Armee in zwei selbständig geleitete Corps, von denen das östliche vom Vizekönig in Person kommandiert wurde, während das westliche dem General Grenier anvertraut war. Aus Eugènes Briefen, die er am 16. und 17. September aus Laibach an Clarke, den Herzog von Feltre, richtete, geht hervor, dass er bereits daran verzweifelte, Erfolge erzielen zu können. Er berechnete die ihm gegenüberstehende Armee auf 45 Bataillone Infanterie mit mehr als 40000 Mann, 6—8000 Pferden, also mit Artillerie und den technischen Truppen auf 55000 Mann. »Er habe nicht mehr als sechs Divisionen mit knapp (je) 6000 Bajonetten, habe den Feldzug mit 2200 Pferden begonnen, müsse ein detachiertes Corps in Tirol haben, die zwei Hauptverbindungen mit Italien, Villach und Laibach halten und nun ein Corps nach Lippa detachieren, um Triest zu decken und zu verhindern, dass der Feind nicht früher als er selbst an den Isonzo gelange. »Je m'abstiens d'aucune réflexion.« Seine Lage wäre vielleicht eine wesentlich andere geworden, wenn er nach dem glücklichen Gefechte bei Feistritz am 6. September bei Rosseck und Hollenburg die Drau überschritten, und von Villach über Velden, vielleicht mit einer Seitenkolonne über Feldkirchen die Hauptmacht Hillers angegriffen hätte. Es war nicht notwendig, die begonnene Unternehmung am linken Flügel abzubrechen und eine neue am rechten zu beginnen. Eine ernste Gefahr bei Laibach bestand nicht, wenn Pino seine Pflicht erfüllte. Aber die Truppen dieser Lieutenance, grösstenteils Italiener, waren nichts wert, ihre Führer nicht viel besser.

4. Die allgemeine Angriffsbewegung der Österreicher vom 17. September bis 6. Oktober.

Für den umsichtig beobachtenden und seinen Vorteil ruhig abwartenden Hiller war jetzt die Zeit gekommen, dem Gegner ernstlich an den Leib zu rücken. Der gefährliche Augenblick, in dem er selbst vor der Möglichkeit eines übermächtigen Angriffs gegen seinen wenig gedeckten rechten Flügel gestanden, war glücklich vorübergegangen, der Vizekönig tastete unschlüssig nach neuen Angriffspunkten und sah sich bald in eine Verteidigungsrolle gedrängt, die ihn zwang, Truppen zur Verstärkung seines rechten Flügels heranzuziehen, deren Bestimmung die Aufrechthaltung der Verbindung mit der Hauptstellung bei Tarvis gewesen wäre. Immer mehr lockerte sich der Zusammenhang zwischen dem West- und dem Ostcorps und damit trat an den österreichischen Feldherrn die Aufgabe heran, sich mit Übermacht auf das eine derselben zu werfen und es womöglich vereinzelt zu schlagen. Hiller musste das Westcorps ins Auge fassen, weil dessen Stellung bei Villach und Tarvis seine Verbindung mit Tirol erschwerte und ihm nicht gestattete, grössere Truppenabteilungen durch das Pusterthal zu entsenden.

Die Einleitung der Operationen, die endlich zur Befreiung der Alpenländer von der französischen Invasion führten, wird vom Obersten des Generalquartiermeisterstabes, Baron Fleischer v. Eichenkranz, in einer im k. und k. Kriegsarchiv (1813, 29./I.) aufbewahrten Darstellung folgendermassen geschildert: »Der commandierende General hatte, als die Absicht des Feindes sich näher entwickelte, den Loibl zu gewinnen, Radivojevich beauftragt, nichts zu unternehmen, sondern seine Macht in Karlstadt zu concentrieren. Fölseis hatte die Weisung, wenn er gedrückt würde, bis Marburg zurückzugehen, die Brücke über die Drau abzubrechen und in Vereinigung mit dem in diesem Falle von Graz herbeieilenden Landwehrebataillon das linke Draufer zu halten.«

»Es ist wahrscheinlich, dass der Vizekönig durch seine neuerliche Bewegung gegen Laibach Hiller veranlassen wollte, seine Stellung bei Klagenfurt zu schwächen und hierdurch den Übergang des bei Villach zurückgebliebenen Generals Verdier und die Vorrückung des Generals Bonfanti mit seiner neuorganisierten Division von Trient nach Bozen zu erleichtern.«

Die Sorglosigkeit der Franzosen bei Bewachung des Loibls und die übermäßige Ausdehnung ihrer Operationslinie haben sie jedoch in eine Gefahr gestürzt, die nicht mehr beseitigt werden konnte. »Der commandierende General beschloss, zuerst mit seinem äussersten rechten Flügel zu manövrieren, um den General Verdier dahin zu bringen, in das Gailthal zu detachieren, sodann mit dem linken Flügel den Loibl und Kirschentheur wegzunehmen und zu gleicher Zeit Frimont, nachdem seine Gegner bei Rosseck durch die Vorfälle im Gailthal geschwächt worden waren, die Drau bei Rosseck übersetzen zu lassen. General Baron Eckhardt wurde durch zwei Bataillone, vom Feinde unbemerkt, über das Gebirge verstärkt, er formierte dann zwei Colonnen, die eine unter Oberst Mumb des 1. Jägerbataillons von Sachsenburg über Lind und Hermagor, die zweite unter ihm selbst von Spital bis an die Paternioner Brücke, deckte damit die Bewegung des Obersten Mumb und bewog den Feind, von Villach nach Paternion zu detachieren.«

General Baron Eckhardt berichtet über das Gefecht bei *Hermagor* an den Divisionär Baron Marschall (Kriegs-Arch. 1813, 9/255): »Am 18. d., 2 Uhr nachmittags, rückte Herr Oberstlieutenant Mumb auf die ihm zugeschickte beträchtliche Verstärkung über *Weisspriach* gegen Hermagor, stiess eine Stunde vor diesem Orte mit seiner Avantgarde auf den Feind, welcher sogleich angegriffen und zum Rückzuge gezwungen wurde. Auf den Anhöhen vor Hermagor stellte sich der Feind in Schlachtordnung auf, von ungefähr 1500 Mann. Zuerst gelang es dem Feind, die Avantgarde zu repoussieren und machte Miene seine Vortheile zu verfolgen, aber ein halbes Bataillon Jellachich mit einer halben Escadron Husaren, unter den braven Anführern Major Guastanovich und Rittmeister Biro, griff den anrückenden Feind mit solcher Entschlossenheit an, dass er in gänzliche Unordnung gebracht, Hermagor verliess und sich gänzlich zerstreute. Jeder brave österreichische Soldat wetteiferte (nach) dem Vorzuge; so waren Jäger, Szekler, Jellachich und Frimont-Husaren beschäftigt, dem Feinde tiefe Wunden zu schlagen. Das Resultat dieser ausgezeichneten Tapferkeit waren die Eroberung von ein Batataillonschef, neun Offizieren, zwei Chirurgien-Majors, 242 Köpfe Gefangene, dann 109 Blessierte, drei Fahnen, 800 Gewehre, eine Menge Lederwerkssorten, 15 Trommeln, alles floh gegen Villach und Paternion und verbreitete Schrecken, welcher auch den Feind allhier zur schleunigen Räumung von Paternion um so mehr bewog, da mein Übergang an das rechte Draufer dem nicht verborgen bleiben konnte.«

General Verdier war nun gezwungen, die geschlagene Truppe im Gailthale zu ersetzen und nach *Paternion* zu detachieren. Da sich aber die Vortruppen des Generals Eckhardt schon dem *Kreuzberg* zwischen Paternion und Feistritz im Gailthal näherten, so musste der feindliche General auch *Bleiberg* besetzen lassen.

Infolge dieser guten Fortschritte am rechten Flügel erhielt General Baron Vecsey auf seinen eigenen Antrag den Befehl, mit seiner Brigade, mit Ausnahme der im Kankerpass stehenden Abteilungen, die Drau aufwärts bis an den Weissenbach zu ziehen, drei Kolonnen zu formieren, wovon die erste sich des *Loibls*, die zweite der Verschanzung von *St. Magdalena* bemeistern, die dritte aber — Vecsey selbst mit vier Eskadronen Carl-Ulanen — gerade auf *Kirschentheur* losgehen sollte. Bei *Hollenburg* hatte sich die Division Marziani versammelt, um nach hergestellter Brücke die Drau zu passieren und sich mit General Vecsey vereinigen zu können. Frimont hatte bei Velden seine Division zusammengezogen, die Grenadier-Brigade

war ihm zur Unterstützung gegeben und für die Herstellung der Brücke an der Drau wurden alle Anstalten getroffen.

General Vecsey liess seine Kolonnen am bestimmten Tage abrücken, die Nacht hindurch marschieren, damit sie mit Tagesanbruch an den bezeichneten Punkten eintreffen können. Dies wurde auch von den zwei Gebirgskolonnen mit vielem Eifer trotz des beschwerlichen Weges ausgeführt und sogleich auf dem Loibl Posto gefasst, da der Feind denselben sogleich räumte und sich nach *Neumarkt* zog. Nachdem er sich durch diese unerwartet rasche Wendung in seiner linken Flanke gesichert fühlte, konnte Vecsey von Kirschentheur aus, das er besetzte, einige Eskadronen Ulanen am linken Draufer bis zur Hollenburger Brücke vorsehren lassen, wo sie eben zurecht kamen, um der Division Sommariva den Übergang zu erleichtern. Vecsey berichtet am 20. September von Kirschentheur an Hiller (Kriegs-Archiv 1813, 9/390):

»Infolge des mir von E. E. zugestandenen Vorschlags, den letzten feindlichen Überfall betreffend, wurde der Abmarsch meiner untergeordneten Truppen am 18. d., nachmittags 4 Uhr, von Sittersdorf aus bis Abtey ganz vereint bewirkt; hier trennten sich die zur Tournierung des Leobls und der Magdalena-Schanze bestimmten Colonnen, während ich mit meinem Gros unaufhaltsam die ganze Nacht einen achtstündigen Weg bis Ferlach zurücklegte. Der Weg der Tournierungs-Colonnen, über deren Bestimmung bereits E. E. die getroffenen Dispositionen zur hohen Einsicht vorgelegt wurden, war durch die grössere Entfernung noch um vier Stunden weiter und durch die hohen Gebirge noch beschwerlicher; diese zwei Colonnen hatten erst um 5 Uhr früh den ihnen bestimmten Punkt erreicht und den Feind, welcher sich am Eselsberg festgesetzt hatte, glücklich repoussiert. Dadurch ward es schon um diese Stunde dem sich in Magdalena festgesetzten Feind unmöglich gemacht, seinen Rückzug gegen den Leobel zu nehmen und nur jener über Bleyberg durch das Bärenthal blieb demselben offen.

»Obschon nach dem Sinne E. E. die wirkliche Delogierung des Feindes vom Leobel und St. Magdalena zum Hauptaugenmerk hatte genommen werden sollen, so fand ich mich dennoch verpflichtet, selbst ohne Befehl dem Feinde Abbruch zu thun, wo ich konnte, und fand für zweckmässig, eine dritte Colonne über Unterbergen, den Singerberg gegen Bleyberg (Windisch-Bleyberg) zu beordern, um von dieser Seite nicht allein dem Feinde wirkliche Besorgniss für seinen Rückzug zu erregen, sondern auch darauf anzutragen, diese Verschanzung mit dem Bajonett vom Rücken zu erstürmen.«

Den Brückenschlag und Drauübergang bei Hollenburg beschreibt der dabei wesentlich beteiligte Oberleutnant des Ingenieur-Corps Wilhelm v. Mühlwerth in einem von ihm hinterlassenen Aufsätze (Kr.-Arch. 1813, 9/434c):

»Am 6. September 1813 hatte das unter Feldzeugmeister Hiller um Klagenfurt aufgestellte Centrum der Armee ein hartnäckiges Gefecht am rechten Draufer bei Freistriz, und obgleich selbst die Reservén aus Klagenfurt zur Unterstützung herbeieilten, so behauptete der Feind bis gegen Abend dennoch das rechte Draufer und nöthigte gegen Abend unsere Truppen zum Rückzug über die stehende Jochbrücke bei Hollenburg; gegen die rasche Verfolgung des Feindes wurden nach geschehenem Übergang einige Landjochs am rechten Ufer, also an jenem des Feindes, schnell abgetragen. Bald darauf wurde diese Brücke auch am linken diesseitigen Ufer aus zu grosser Vorsicht oder vielmehr Besorgniss in Brand gesteckt, so dass dann von der 24 Joch langen Brücke nur vier Jochs in der Mitte der Drau noch stehen blieben. Dies Verfahren war umso fehlerhafter, da die Armee, obgleich zu diesem Rückzuge genöthigt, dennoch in keine absolute Defensive versetzt war, und das diesseitige Draufer bei Hollenburg von vorzüglich dominirender Beschaffenheit gegen das jenseitige, dort ebene Ufer ist; die Brücke hätte also nicht abgetragen, sondern am diesseitigen Ufer abgetragen werden sollen, wozu hinlängliche Zeit war, wie die fehlerhafte Abtragung am jenseitigen Ufer erweist, welches später erörtert werden wird.

»Der commandierende General F.-Z.-M. Baron Hiller wollte auch bald darauf die Offensive ergreifen, allein auch die Brücke bei Villach war zerstört, und die dortigen Terrainverhältnisse so wenig günstig, um auf einen gewünschten Erfolg zu hoffen. Der commandierende General befahl daher eine

genaue Recognoscierung von Villach bis Völkermarkt, um einen günstigen Übergangspunkt zu finden, zu welchem jedoch noch keine Pontons vorhanden waren, da solche bei den damals durch den ungewöhnlich hohen Wasserstand zerstörten Brücken im Rücken der Armee verwendet werden mussten. Mich traf jene Recognoscierung in einer Strecke von drei Stunden am Draufufer bis Hollenburg, wobei es mir selbst einmal gelang, mit einem Kahn auf das jenseitige Ufer überzufahren und die Stellung des Feindes bei Ferlach zu recognoscieren. Allein ich fand keinen günstigeren Übergang, als jenen bei der zerstörten Brücke bei Hollenburg. Ich machte hierüber meine Meldung und bot mich zu dem Versuche an, die zerstörte Brücke im Angesichte des Feindes zur Passage für Infanterie und Kavallerie herzustellen, welches Vorhaben, wenn es auch nicht gelingen sollte, dennoch immer zu einer Diversion diene, um die Aufmerksamkeit des Feindes dahin zu ziehen. Der commandierende General beehrte mich endlich mit diesem Auftrage am 16. September 1813, und als ich das Nöthige vorbereitet hatte, hielt ich zur Ausführung die Nacht am zweckmässigsten. Ich fing daher um 10 Uhr nachts desselben Tages den Brückenbau an, wobei es mir anfangs hauptsächlich daran lag, nur eine schmale Communication über die fast bis zum Wasserspiegel abgebrannten Joche bis zu den in der Mitte des Stromes noch unbeschädigt gebliebenen vier Jochen zu erhalten. Es wurden also an jedem der abgetragenen Joche einige Jochpiloten gleich hoch abgeschnitten, auf solche eine Traverse oder Kammholz befestigt, und auf selbes drei oder vier Endstämme von einem Joche zum andern gelegt, auf diese Querbalken befestigt, welche man dann nach der Länge mit Pfosten bedeckte, und so gieng das Verfahren durchgehends. Zur Unterstützung dieses Baues war einige Infanterie, besonders Jäger nahe an der Brücke am diesseitigen Ufer aufgestellt, und es wurden vorzüglich zwei Batterien Feldgeschütz an zwei, das jenseitige Ufer dominierenden Punkten etabliert, welche die Brücke mit einem Kreuzfeuer flankierten.

Allein des Nachts waren diese Batterien noch nicht vollendet und hätten auch nicht leicht gebraucht werden können. Als ich etwa zwei Stunden im Baue war, fing der Feind ein lebhaftes Kleingewehrfeuer vom jenseitigen Ufer gegen die Brücke an, welches zwar vom diesseitigen ebenso erwidert wurde. Nach einem zwar unbedeutenden Verluste waren die Zimmerleute jedoch nicht mehr am Baue zu halten und ich hielt selbst dafür, dass es besser sei, auch das eigene Feuer einzustellen, um die Aufmerksamkeit des Feindes wieder von diesem Unternehmen abzulenken. Bald stellte auch der Feind sein Feuer ein; da die Nacht stürmisch und finster war, so hielt ich es jedoch für gut, diesen Umstand zu benützen und keine Zeit zu verlieren: die Arbeit fing also um 3 Uhr nachts mit verdoppelter Anstrengung, so viel möglicher Stille und mehr Vorsicht wieder an, wobei ein Theil des 9. Jägerbataillons und des Regiments Chasteler vorzügliche Dienste leistete. Der Feind beunruhigte diesen Bau nun nicht mehr, wodurch es gelang, eine schmale Laufbrücke bis auf die vier stehen gebliebenen Joche in der Mitte der Draufufer herzustellen, woselbst sie mittelst eines Abschnittes aus Sandsäcken quer über die Brücke verbaut wurde, welcher mit etwa zwanzig von den Jägern ausgewählten Schützen auf der Höhe der Brücke besetzt wurde. Als der Tag begann, zeigte sich der Feind ziemlich zahlreich in der Nähe der Brücke und feuerte gegen dieselbe. Allein die Jäger erwiderten das Feuer, hinter ihrem Abschnitte gedeckt, so nachdrücklich, dass sich derselbe nach einiger Zeit mit Verlust zurückzog. Nun dauerte zwar ein Tirailleurfeuer periodisch den ganzen Tag über fort, allein die Jäger blieben hinter ihren Sandsäcken dem Feinde überlegen, welcher zwar auch einmal mit einer Kanone vorrückte, aber durch einige Kanonenschüsse aus unseren Batterien in Entfernung gehalten wurde, so dass der Bau der Brücke erweitert und fortgesetzt werden konnte. Nun blieben für den 18. September noch sechs Joche des jenseitigen Ufers, welche nur abgetragen waren, herzustellen und es wurde bis auf weiteren Befehl alles Nöthige dazu vorbereitet, da es nur von der Disposition des Commandierenden abhing, ob der Übergang wirklich ausgeführt werden sollte.

Vormittags erhielt ich den Befehl, dass, wenn es möglich sei, die Brücke bis an das jenseitige Ufer herzustellen, der commandierende General den Übergang am 19. September, früh 3 Uhr, aus dem Lager bei Hollenburg beschlossen habe, dass aber so viel als möglich bis zu diesem Augenblicke alles Aufsehen vermieden werden müsse, um nicht einen grösseren Widerstand des Feindes hiedurch herbeizuführen. Um Mittag geschah es, dass trotz aller Vorsicht und des oben kundgemachten Befehls ein Lieutenant während meiner kurzen Dienstesabwesenheit von der Brücke selbst, als er am jenseitigen Ufer niemanden vom Feinde bemerkte, im unklugen Eifer die letzten zwei Joche mit einigen Balken belegen liess, und ohne allen Befehl mit etwa 30 Jägern auf das jenseitige Ufer übergieng. Bald aber fiel der Feind mit Übermacht über ihn her, und nur mit Mühe konnte er sich mit dem Verluste von drei Jägern über die Brücke zurückziehen. Der Feind verfolgte ihn bis dahin, wurde aber von den Jägern hinter dem Abschnitte von Sandsäcken auf der Höhe der Brücke mit Nachdruck zurückgewiesen. Indessen entstand auf das lebhafte Tirailleurfeuer selbst Alarm im Lager und ich ritt schnell zur Brücke, und da der Feind sich erneuert verstärkt zeigte und Miene machte, die Brücke zu forcieren, wenn nicht die beiden letzten schwach bedeckten Joche wieder abgetragen würden, so befahl mir der eben an der Brücke angelangte Herr General Mayer, diese Joche im Angesichte des Feindes sogleich wieder abtragen zu lassen, da ich für das Brückenmanöver überhaupt verantwortlich sei, welches zu thun nichts anderes als meine Pflicht war.

Ich nahm hiezu also die nöthigen Zimmerleute, welche zu einem so gefährlichen Unternehmen des muthvollsten Beispiels bedurften, obgleich diese Arbeit durch unser eigenes Feuer protegirt wurde. Diese Joche wurden auch in kurzem wieder abgetragen, ein Zimmermann dabei getödtet, welcher sammt dem Balken, den er eben in der Hand hielt, in die Drau stürzte, ein anderer verwundet, und mir ging eine Kugel durch den Hut . . . Bei einbrechender Nacht wurde mit aller Anstrengung die Arbeit an der Brücke fortgesetzt, und bei jeder Vorrückung von einem Joche zum anderen auch mit der Sandsack-Batterie auf der Brücke, gleichwie mit voller Sappe, vorgerückt. Schon am Nachmittag sah man den Feind hinter den kleinen Gebüsch der Aue, quer über die Strasse, der Brücke gegenüber Laufgräben ziehen, welches man wohl erschweren, aber nicht verhindern konnte. Des Nachts hörte man den Feind aber nicht mehr daran arbeiten, und die Fortsetzung der Brücke ging ziemlich ungestört vor sich. Um 1 Uhr nachts war nur mehr das letzte Joch zu bedecken, welches jedoch bis zum Augenblick des Übergangs nur vorbereitet wurde. Um 2 Uhr nachts glaubte ich aber womöglich mich überzeugen zu müssen, was der Feind gegen unseren beabsichtigten Übergang vorgenommen habe, daher ich in aller Stille einen Theil des letzten Joches belegen liess und mich mit einigen Jägern auf das jenseitige Ufer begab. Da alles stille war und sich nur selten eine feindliche Patrouille zeigte, konnte ich selbst bis an die Laufgräben hinankommen und fand selbe unbesetzt. Nun kehrte ich, um weiters kein Aufsehen zu erregen, zur Brücke zurück und liess das letzte Joch zur besseren Vorsicht, bis nicht die Übergangskolonnen wirklich formirt seien, wieder abbrechen. Um 3 Uhr früh erschien auch die Tête dieser Kolonnen mit dem 9. Jägerbataillon und dem Regimente Chasteler an der Brücke, und nachdem ich dem damaligen Herrn Obersten Baron Fleischer des G.Q.-M.-Stabs meldete, von was ich mich vor einer Stunde überzeugte, befahl mir derselbe, das letzte Joch zum Übergange schnell herzustellen, machte mich aber auch zugleich für das Verbrennen der Brücke verantwortlich, im Falle der Übergang misslingen sollte, welches bereits schon früher vorbereitet war. In wenig Minuten war nun das letzte Joch zum Übergang bereit, welcher mit dem 9. Jägerbataillon sogleich begonnen wurde, wobei ich mich mit den ersten Jägern rechts und links der Chaussée ausdehnte, um die Laufgräben des Feindes, wenn selbe nun besetzt sein sollten, zu umgehen. Der Feind mochte jedoch, obgleich der Tag noch nicht herangebrochen war, den Übergang bemerkt haben, denn in kurzem stiessen wir auf denselben und ein allgemeines Tirailleurf Feuer begann. Indessen defilierten die Übergangskolonnen ~~un~~aufgehalten über die Brücke und verstärkten somit nach und nach die bereits im Gefechte stehende Tête derselben, obgleich auf der Brücke selbst durch den an das Ufer andringenden Feind einige Mann getödtet und verwundet wurden. Bald war jedoch der Feind von dem Ufer zurückgedrängt und hielt sich nur noch in den Laufgräben, wurde aber mit einer leichten Angriffskolonne mit Verlust rasch von denselben vertrieben, woselbst sich der damalige Oberlieutenant August Jetzer des G.-Q.-M.-Stabs ruhmvoll à la tête befand und schwer verwundet wurde. Nun war bereits eine Infanterie-Division und etwas Cavallerie auf das rechte Drauufer übergegangen, woselbst das Gefecht sich allgemein verbreitete; der Feind wurde auf allen Punkten zurückgedrängt, bald darauf auch die sehr wichtige Passage über den Loibel-Berg erobert, und unsere Armee gieng von nun an in die vollkommene Offensive über . . .

Frimont bereitete den Übergang über die Drau bei *Rosseck* durch eine heftige Kanonade vor, der sich die gegnerische Artillerie, die doch weit stärker sein konnte, nicht gewachsen zeigte. Als die jenseitigen Höhen verlassen wurden, konnte auch hier mit der Herstellung der Brücke begonnen werden, über welche die ganze Division samt der Grenadier-Brigade defilierte. Sofort wurden einige Abteilungen in der Richtung nach *Federaun* abgeschickt und die Verbindung mit *Feistritz* gewonnen. Die dort geschlagenen französischen Bataillone mussten sich heimlich durch die Berge nach *Arnoldstein* schlagen; wäre das Gelände zwischen *St. Jakob* und *Latschach* rasch abgesucht worden, so hätten diese der Gefangennahme schwer entgehen können.

Verdier konnte nach diesen Ereignissen *Villach* nicht mehr behaupten, er musste sich nach *Arnoldstein* zurückziehen, das er mit Einschluss des *Wurzener Passes* zu halten versuchte. Frimont besetzte *Federaun* und stellte durch die Division Marschall die Fühlung mit der Brigade *Eckhardt* her, die mittlerweile nach *Hermagor* vorgerückt war. Die Grenadier-Brigade blieb als Reserve bei *Rosseck*, zwei Cavallerie-Regimenter bezogen ein Lager bei *Villach*.

Frimonts Bericht an *Hiller* aus *Rosseck* vom 21. September (Kriegs-Archiv 1813, 9, ad 386) lautet:

»Euer Excellenz hohen Befehl vom 18. d. M. in betreff der zu machenden Demonstration an der *Rossecker Brücke* zufolge, wurden die bei *Lind* und *Salpritsch* stehenden Truppen den 19. d. M. um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr früh auf die Höhen von *Nadravia* (Drau) und *St. Lamprecht* dermassen in Marsch gesetzt,

dass hiedurch des Feindes Aufmerksamkeit gegen Nadravia und die Insel unterhalb Rosseck gezogen wurde. Sämmtliches Geschütz wurde theils bei Nadravia-St. Lamprecht und den Höhen von Selpritsch placiret. Nach 7 Uhr früh begann unsererseits die Canonade, welche der Feind sogleich lebhaft erwiderte. Nun wurde der Feind an der Brücke aufmerksamer und besetzte aus seinen Lagern die Laufgräben an der Brücke und in der Allee, worauf sogleich ein heftiges Kleingewehrfeuer anfieng. Durch die Geschicklichkeit und Bravheit unserer Artillerie gerieth auf die ersten Schüsse und Würfe die Scheune, welche der Feind zu seiner Verteidigung benützte, ebenso das Pfarrhaus und Kirche in Brand. Der Feind wurde hiedurch gezwungen, diese Punkte sammt dem Kirchthurm schnell und in grosser Unordnung zu räumen und sich in seine Laufgräben zu werfen.

Um den Feind zur Entwicklung seiner bei Rosseck gesammelten Kräfte zu zwingen, liess ich durch hiezu bestimmte Pionniers und Zimmerleute das erste Joch decken, welches unter dem grössten feindlichen Musketen- und Canonenfeuer, ganz auf die Arbeiter und Brücke gerichtet, in einer Viertelstunde zu Stande kam. . . . Das zweite, ganz abgetragene Joch herzustellen, unterlag mehr Schwierigkeiten und Gefahren. Die Leiter wurde auf der Brücke vorgeschoben und mittelst des auf der Brücke befindlichen Flaschenzuges auf den zweiten Schweller des nächsten Jochs geschoben. Pionier Woititscheck, um



Der Truppen-Übergang bei Hollenburg am 19. Sept. 1813. Nach einer Zeichnung von J. A. Klein, Stich von Rahl.

die Passage mittelst dieser Leiter brauchbar herzustellen, schwang sich mittelst des Flaschenzug-Seiles auf die andere Seite und brachte im grössten feindlichen Feuer die Leiter in die Höhe und auf das Joch. Nun folgten auf den Sprisseln dieser unbedeckten Leiter die Pioniers Ecker, Bodendorf und der Landwehrmann Bartol. Strentner von der 2. Compagnie. Um diese Passage brauchbar herzustellen, liess hierauf Oberleutnant Kolner von Hohenlohe-Bartenstein einen Tragbaum auf das jenseitige Joch schieben, wodurch ein Übergang einzeln möglich wurde. Ich ertheilte hierauf den en Reserve gestandenen Hauptmann Stadler von Hohenlohe-Bartenstein den Befehl, über diese Communication vorzudringen. Er vollführte es auch einzeln im grössten Kanonen- und Musketenfeuer, zwang den Feind, seine Laufgräben am Flusse zu verlassen und setzte sich am jenseitigen Ufer fest.

Indess arbeitete Oberleutnant Kollner eben im grössten Feuer an Herstellung einer breiteren Communication mit rastloser Thätigkeit und in weniger als einer halben Stunde war die Brücke für Infanterie reihenweise gangbar. Nun poussierte ich eine Division vor, welche sogleich den Feind in seinen Laufgräben an der Kirche angriff, dieselben erstürmte und den Feind in die Flucht jagte und sich in den feindlichen Laufgräben festsetzte. Abermals replierte sich der Feind bei dem alten Schloss, Pfleghaus und dem Weingartenberg. Ich liess den Herrn Obristlieutenant v. Kurz von Hohenlohe-Bartenstein mit dem Rest seines Bataillons die Brücke passieren mit dem Befehl, den Feind in seiner

zweiten Stellung und den Batterien zu erstürmen. Nachdem sich dieser brave Stabsofficier jenseits der Brücke in der Allee formirt hatte, liess er in vier Colonnen diese Bergstellung des Feindes rasch angreifen, die Stellung wurde emportiert und der Feind gänzlich in die Flucht gejagt. Ein Theil des Bataillons folgte demselben auf den Strassen gegen *Maria Flend*, *Oberberg* und *St. Martin*. Der andere Theil besetzte sogleich das alte Schloss und den Weinberg. . . . Indess liess ich ein zweites Bataillon von Hohenlohe-Bartenstein über die Brücke marschieren, und mit selben die Stellung auf dem Schloss und Weingartenberg nebst Fischer-Höhe besetzen und daselbst Posto fassen, zu ihrer Unterstützung wurde das Landwehr-Bataillon vor der Brücke in der Allee aufgestellt. In der Verfolgung wurde dem Feinde ein Hauptmann, 80 Mann Gefangene abgenommen, ein Obrist getödtet und Nachmittags ein Medicin- und Bagage-Wagen erbeutet.

Der Feind verliess hierauf in grösster Eile alle Posten an der Drau zwischen *St. Gilgen* und *Mühlbach* und flüchtete sich zerstreut in die Gebirge, von woher stündlich Gefangene eingebracht werden. Der grösste Theil der für Rosseck bestimmt gewesenen Truppen, vier Bataillons Infanterie, 40 Mann Cavallerie flüchtete über *Oberberg* und *St. Martin* nach *Federaun*. Unser Verlust bestehet, Todte: ein Gefreiter, ein Gemeiner; Blessirte: Herr Fähnrich Rudski, ein Feldwebel, drei Korporale, ein Zimmermann, zwei Gefreite, 22 Gemeine von Hohenlohe-Bartenstein, dann ein Korporal vom Pioniercorps. Der feindliche Verlust kann nicht bestimmt angegeben werden, ist jedoch sehr beträchtlich, da derselbe in seinem Rückzuge und während der Affaire selbst die Blessirten sogleich fortschaffen und 15—20 Todte auf dem Platze liess. . . .*

(Es folgen Belobungen und Anträge für Auszeichnungen.)

An demselben Tage, als diese Meldung im Hauptquartier einlief, erfuhr Hiller auch, dass Fiume zum zweiten Male vom Feinde verlassen worden sei und dass Lippa von Major Gavenda der Brigade Nugent gehalten werde. Radivojevich, der 15 Linienbataillone und acht Eskadronen beisammen und bereits drei neue Bataillone kroatischer und ein Bataillon istrischer Landwehr errichtet hatte, konnte jetzt füglich sich selbst überlassen werden. Hiller liess ihm am 24. September, wie das Operations-Journal meldet, eine mässige Verstärkung an Reiterei zukommen, indem vier Eskadronen Merveldt-Ulanen über Stein der Brigade Fölseis zugewiesen wurden, während die bei dieser befindlichen Merveldt-Ulanen und sieben Züge Radetzky-Husaren zu Rebrovich abzurücken hatten, der wieder bei Marein östlich von Laibach stand. Nugent meldete, dass er mit dem 800 Mann starken istrischen Landwehr-Bataillon und 3—4000 mit Gewehren bewaffneten Landstürmern gegen *Capo d'Istria* marschiere.

Österreichische Posten standen schon südlich der Karawanken und zwar Hauptmann Moll in *Neumarkt* und Oberstleutnant v. *Mengen* mit einem gemischten Streifcorps in *Höflein*. Die Brigade Vecsey hatte von *Feistritz* aus Abteilungen auf alle in das Sauthal führenden Fusswege ausgesendet. Die Verbindung zwischen den beiden Theilen der französischen Armee konnte jeden Augenblick unterbrochen werden. Der Vizekönig gab sie selbst auf, am 25. September war die ganze Strecke zwischen *Kronau* und *Krainburg* von französischen Truppen geräumt. Aus den beiden Schreiben, die Eugène am 22. und 27. aus Laibach an Napoleon richtete, geht bereits sehr deutlich hervor, dass er diesen auf den Rückzug aus Illyrien vorbereiten wollte, er beklagt die Desertionen, durch die seine Armee, die leider fast ausschliesslich aus jungen, italienischen Truppen, Kroaten und Dalmatinern bestand, fortwährend geschwächt werde. In den Depots befänden sich keine Nachschübe mehr, er könne daher keine Verstärkungen an sich ziehen, wenn nicht sofort 12000 Mann der Jahrgänge 1808—1812 zu den Fahnen gerufen werden. Nachdem sich die Division Palombini vor den bei Soderschitz vereinigten Brigaden Csvich, Milutinovich und Starhemberg des Corps Radivojevich am 27. September bei Adelsberg zurückgezogen hatte, musste der Vizekönig für die einzige Rückzugslinie, die ihm blieb, besorgt sein und zur Unterstützung Palombinis selbst von Laibach nach *Planina* zurückgehen. Damit war die Rückwärtsbewegung eingeleitet, die erst am Isonzo zu einem vorläufigen Abschluss gelangen konnte. Am 2. Oktober war das Hauptquartier in *Prewald*, am 4. in *Heiligenkreuz*, am 7. in *Gradisca*. Gegen Napoleon

und den Kriegsminister beklagt sich der Vizekönig, dass die Österreicher keine Schlacht in der Front annehmen und nur durch Flankenmanöver zurückdrängen, in Wahrheit dürfte er seinen Truppen kaum die Fähigkeit zugeschrieben haben, einem ernstlichen konzentrischen Angriff zu widerstehen; die Division Palombini, die jetzt die Verbindung zwischen Görz und Triest aufrecht zu erhalten hatte, wäre wiederholt in der Lage gewesen, sich mit dem Feinde zu messen, war aber meist standhaft zurückgewichen.

Nicht ohne Sorge blickte Eugène auf Tirol. Die Unthätigkeit Wredes erklärte er sich mit Recht aus einem geheimen Einverständnis mit den Österreichern. Von den Verwandten seiner Frau durfte er nichts mehr hoffen, er glaubte aber, das Pusterthal noch halten zu können. Als die Reserve-Division Bonfanti vor den ersten gegen Brixen vordringenden österreichischen Abteilungen bis Verona zurückgegangen war, sendete er seinen Adjutanten General Giffenga nach Südtirol und liess ihn mit einigen Verstärkungen von *Trient* nach Norden marschieren. Gelang es ihm, sich bei Lienz Bahn zu brechen und mit Grenier bei Tarvis Fühlung zu erlangen, dann war die Isonzolinie vielleicht zu halten. Diese Hoffnung aber sollte bald vernichtet werden.

5. Der erste Einbruch in Tirol; die Gefechte bei Tarvis.

Wenn auch die hochweise Politik Metternichs den Plan des Erzherzogs Johann, eine allgemeine Erhebung in den Alpenländern einzuleiten, beseitigt hatte, weil es ihren Zielen besser entsprach, Bayern zur Koalition und damit an die Seite Österreichs zu bringen, so konnte doch aus militärischen Gründen nicht ganz auf die Operationen in Tirol verzichtet werden und diesen zuliebe musste man doch auch die Teilnahme der Bevölkerung in Anspruch nehmen. Den Erzherzog benützte man, um von ihm Ratschläge und Empfehlungen an seine Vertrauten zu erlangen, liess ihn auch so lange als möglich in dem Glauben, er werde noch rechtzeitig an die leitende Stelle berufen werden; es war aber längst beschlossen, ihn ganz bei Seite zu setzen und von jeder Berührung mit den Tirolern, auf deren Anhänglichkeit er sich so viel zu Gute that, fernzuhalten. Der biedere Herr v. Roschmann, der beim Erzherzog noch immer ein- und ausging, war als Werkzeug Metternichs zum Ersatze für den Prinzen sehr geeignet und General Fenner von Fenneberg, seit kurzem zum Feldmarschall-Leutnant erhoben, ein Salurner von Geburt, dazu ausersuchen, die ersten militärischen Unternehmungen an der Seite des Verwaltungsbeamten zu leiten. Vielleicht war Eisenstecken, der den Rang eines Oberstwachmeisters (Majors) erhalten hatte, durch Roschmann bereits davon unterrichtet worden, dass Johann bei seinem Bruder ebenso in Ungnade gefallen war, wie Erzherzog Karl; Speckbacher und Silberer waren jedenfalls noch mit Aufträgen des Erzherzogs und in der Überzeugung, dass dieser bald nachkommen werde, »ins Landl« abgegangen. Ihr Erfolg war jedoch ein äusserst geringer; die Landsleute waren klug genug, sich nicht abermals den grössten Gefahren auszusetzen, ohne der kräftigsten Unterstützung versichert zu sein. Dass weder der Erzherzog, noch eine genügende österreichische Streitmacht an den Landesgrenzen erschien, hat sie in ihrem gerechten Misstrauen bestärkt. Der Aufruf, den Hiller am 17. August von Klagenfurt aus an die Bewohner der Grafschaft richtete, blieb wirkungslos, der Fürstbischof von Brixen, Graf Lodron, mahnte die Bauern von der Teilnahme am Kriege ab und die Stimmung war eine so gedrückte, dass selbst Speckbacher, auf dessen Ergreifung die bayerische Regierung 1000 Dukaten gesetzt hatte, im Unterinntal keinen Umschlag hervorbrachte. Er hatte geglaubt, gleich kurzweg auf Innsbruck losgehen zu können, musste sich aber bald, um nicht von den Bayern erwischt zu werden, ins Gebirge flüchten. Nur aus Flüchtlingen, die sich seit 1809 auf österreichischem

Boden aufgehalten hatten, waren die bereits erwähnten Schützenkompagnien durch Roschmann errichtet worden. Dieser hatte Eisenstecken ins *Pusterthal* vorausgeschickt und einen neuen Aufruf (vom 5. September) verbreiten lassen; in dem die allgemeine Waffenerhebung für Deutschtirol auf den 13. ds. Mts. angesetzt war. Hiller war bereit gewesen, eine gemischte Brigade von zwei Bataillonen, drei Eskadronen und einer Batterie nach Lienz abzurücken zu lassen, der Rückzug an das linke Draaufer nach dem Gefechte bei Feistriz hatte jedoch einen Aufschub des Unternehmens veranlasst. Nur Eisenstecken war nicht mehr aufzuhalten und ging vereinzelt bis *Brixen* vor. Ihm folgte die schwache Kolonne des F.-M.-Lt. Fenner, der mit zwei Kompagnien Jäger, einer Eskadron Husaren bei *Sachsenburg* gestanden war, bis *Mühlbach*, wo Eisenstecken am 11. September die Vorhut Bonfantis überfallen, drei Offiziere und 103 Mann gefangen hatte. Roschmann traf persönlich mit den zwei in *Feldkirchen* ausgerüsteten Tiroler Schützenkompagnien bei Fenner ein und glaubte, nun das ganze Pusterthal zur Aufstellung von Mannschaft bestimmen zu können. Diese unterblieb jedoch; nur auf dem Brenner scheinen Eisenstecken und Speckbacher grösseren Anhang gefunden zu haben, Speckbacher glaubte, schon jetzt den bayerischen Civilbehörden zu Gemüte führen zu dürfen, dass sie in Tirol überflüssig geworden seien und bald verschwinden dürften. Das k. und k. Kriegsarchiv bewahrt folgende Schreiben von seiner eigenen Hand:

Hochgeehrtester H. Landrichter!

Nehmen sie mir nicht Böss das ich Ihnen das überschückte Paget beantworte, indem sie mich in den überschückten Beylagen noch immer als ein Insergenten-Scheff betrachten, indessen versicher ich Ihnen das ich mich, für meines beschäftigtes hiersein, imm ausweisen kann, und die zeit wird es weisen wer mich daher bestimt hat, indessen das ich Ihnen nicht als einen Bairischen sondern als' einen Östreichischen Beamten anerkenne, Auf Ihnere verantwortung das die K. K. Feldjäger zurückkommen müssen.

Prenner den 21ten 7ber 1813

Joseph Speckbacher m. p., Major

Euer Wohlgeborn Hochgelehrtester H. Landrichter!

Ich ersuche Ihnen um alle beschedigungen und drückerei des K. B. Millitars, welche sich in Ihre Landgericht befind, auf das allermöglichste zurückzuhalten indem uns von einer Wafen ruhe mitgetheilt ist worden, welches aber mir nicht überzeugt glauben kennen, indem das das K. B. Millitär alzeit als in einer feundselligen hinsicht herumstreift. Sollen wir also dieser Wafenruh einen Glauben einmessen kennen, so muss sich das K. B. Millitär sich in Ihre alte Posten in der Stadt zurückziehen, indem wir von unsere Östreichischen Oberhörde keine Schriftliche weitere Verhältnisse in Händen haben.

Prenner den 21ten 7ber 1813

Joseph Speckbacher m. p., Major.

An

Das Landgericht Stainnach.

Giflengas, des Nachfolgers Bonfantis neuerlicher Vorstoss im *Etschthale* und das Vorgehen einer feindlichen Abteilung durch das Gailthal bis *Hermagor* nötigten Fenner, die Verbindung mit der Hauptarmee wieder herzustellen, er ging daher bis Lienz zurück und erstattete am 29. September an Hiller die Meldung (Kriegs-Archiv 9/549): der Feind bereite einen kombinierten Angriff »auf dieser Seite Tirols« vor. Die Truppen werden auf Wagen von Brixen nach *Bruneck* geführt. Sein (Fenners) Nachtrab, zwei Kompagnien Jäger und zwei Schützenkompagnien, seien bei *Sonnenburg* angegriffen und nach zweistündiger Gegenwehr zum Rückzug gezwungen worden. Auch in *Sexten* sei eine feindliche Abteilung von 300 Mann erschienen; er werde daher noch in der Nacht mit Verstärkungen bis *Innichen* vorgehen. Bei dem Gefechte von *Sonnenburg-Lorenzen* musste die Schützenkompagnie des Hauptmanns Hirschenstein, wie Rittmeister Rakowsky aus dem »Feldlager bei Viersach« am 28. berichtet, »über das *Pfalzer Thal* (richtiger über das Plateau von Pfalzen) gegen *Teffereggen* ausweichen!«

Mittlerweile war Hiller in Kenntnis von dem Abzuge des Vizekönigs aus Krain gekommen, der ihn jeder Sorge um seinen linken Flügel entthob. Die Citadelle

von *Laibach* wurde schon am 29. September von Fölseis und Rebrovich eingeschlossen, am 5. Oktober kapitulierte sie. Die Brigade Mayer, die bis zum Abmarsche des Vizekönigs im unteren Sauthale eine Beobachtungsstellung eingenommen hatte, wurde jetzt nach *Weissenfels* befehligt, »um zur Einnahme der Position von Tarvis beitragen zu können«; die Streifkolonne Mengen führte den schwierigen Marsch von *Feistritz* in der Wochein nach *Tolmein* aus, vermutlich über *Zarz*, *Podbrda* und das *Bazhathal*. »Sowie der commandierende General«, erzählt Oberst v. Fleischer (Kriegs-Archiv), »die Anzeige von der Besitznahme *Laibachs* erhielt, so wurde alles angewandt, den Feind aus der Stellung von *Arnoldstein* herauszubringen. Da dieses nur durch den rechten Flügel bewirkt werden konnte, so erhielt F.-M.-Lt. Marschall den Befehl, mit der bei sich habenden Brigade über *Bleiberg* auch in das *Gailthal* zu marschieren und das Commando der ganzen Division wieder zu übernehmen. Hiezu wurden noch die von Wien eben angekommenen zwei Bataillone *Bianchi*, dann die von der Donauarmee über *Radstadt* und *Spital* eingetroffenen drei Bataillone *Speny* gegeben, so dass der rechte Flügel beträchtlich anwuchs, der feindliche General auf diese bedrohende Bewegung sogleich seine Stellung verliess und in die mehr haltbare bei *Tarvis* sich aufstellte.«

Grenier dürfte kaum darauf gerechnet haben, sich lange in *Tarvis* halten zu können, denn er musste darauf gefasst sein, von mehreren Seiten umgangen zu werden. Der Vizekönig hat in dem Schreiben an *Napoleon* vom 8. Oktober aus *Gradisca*, in dem er seine Lage schilderte, bereits angenommen, dass sein Gegner bereits einzelne Abteilungen (des partis) bei *Pontebba* geworfen habe. Ihm galt also die Stellung bei *Tarvis* für verloren, bevor er wissen konnte, dass sie verloren war. *Hiller* konnte es aber seinerseits nicht darauf ankommen lassen, dass *Grenier* die Stellung freiwillig verlasse, er musste ihn daraus verdrängen, um mit überlegener Macht nach *Südtirol* aufbrechen zu können, denn dort war der grösste strategische Erfolg zu erzielen. Er ordnete daher für den 7. Oktober einen gleichzeitigen Angriff durch vier Kolonnen an. Die stärkste am äussersten rechten Flügel wurde aus der Division *Marschall* gebildet. Die Brigade *Eckhardt* hatte die Bestimmung, vom *Gailthal* aus über den *Sommerwirt* gegen *Saisnitz*, an der Strasse *Tarvis-Malborghet*, zu gelangen und dort womöglich noch dem von *Tarvis* zurückgehenden Gegner entgegenzutreten. Die Benützung des Weges vom *Sommerwirt* durch den *Bartolograben* will *Freiherr v. Welden* empfohlen haben, nachdem er durch einen als vermeintlichen Spion gefangenen Bauer davon Kenntnis erlangt hatte. Diese Behauptung hat nicht viel Wahrscheinlichkeit an sich, da in *Feistritz* (*Gailthal*), von wo die Direktion ausging, jedermann den Fussteig durch den *Bartolograben* gekannt haben muss. Von den Landeskundigen würde *Welden* auch erfahren haben, dass man besser als durch den steilen und felsigen Graben über die grasigen Ausläufer des *Achonitzer Berges* ins Thal gelangen könnte. Hätte man diese zum Abstieg gewählt, so wäre der Zusammenstoss im *Bartolograben*, der den Marsch aufgehalten hat, vermieden worden.¹⁾

Fast parallel, aber auf einer engeren Umgehungslinie, hatte die Brigade *Winzian* *Tarvis* zu erreichen, ihr war der Weg über die *Göriacheralpe* und durch den *Wagengraben*, der nach *Goggau* führt, vorgezeichnet.

Die zweite Kolonne, Brigade *Vecsey*, ging von *Arnoldstein*, »am Rande des Gebirges« (wahrscheinlich über *Seltschach*, durch den *Klaus-* und *Scheidgraben*) in der Richtung der Strasse von *Weissenfels* vor; als dritte Kolonne hatte General v. *Mayer* seine Brigade, die nach dem Abzuge des Vizekönigs von *Laibach* das

¹⁾ Die Erzählung *Weldens* stimmt überhaupt nicht mit den Berichten und Meldungen (zum Teile Bleistiftmeldungen) der Kolonnen- und Vorposten-Kommandanten, die im k. und k. Kriegsarchive in grosser Zahl aufbewahrt werden.

Sauthal aufwärts marschierte, nach *Weissenfels* zu führen, um von dort aus »zur Einnahme der Position Tarvis beizutragen. Frimont selbst »figurierte« mit vier Bataillonen und zwei Batterien auf der Strasse Arnoldstein-Tarvis.

General Baron Eckhardt berichtet über seine Expedition folgendermassen (Kriegs-Arch. 10/166, d):

»Nach der von dem Herrn F.-M.-Lt. v. Marschall erhaltenen Disposition war meine Brigade, bestehend aus 2½ Compagnien des 9. Jägerbataillons, fünf Compagnien Reisky, sechs Compagnien Bianchi, neun Compagnien Jellachich, zusammen 22½ Compagnien bestimmt, den Feind im Rücken bei Tarvis anzugreifen, und schon den 6. (Oktober) um 5 Uhr abends von Feistritz zum *Sommerwirt* aufgebrochen, wo sehr gedrängt und in aller Stille gelagert wurde. Von hier aus sollten noch in der Nacht drei Compagnien Jellachich, die früher schon den Sommerwirt besetzt hielten, unter die Alpe bis zum Eingange des *Bartolograbens* vorgeschoben werden. Ich liess dies mit der grössten Behutsamkeit vollführen und keine Feuer machen, wodurch auch glücklich die in der Nacht gekommenen feindlichen Patrouillen meine Avantgarde nicht entdeckten. Die Nacht ward angewandt, einen ungeheuren Verhau zu öffnen, der links des steilen Fusssteiges vom Sommerwirt eine Stunde lang bis zur obersten Höhe der Alpe gieng. . . . Alle in der Nacht eingegangenen Meldungen liessen mich vermuthen, dass der Feind von dieser Seite keinen Angriff erwarte, und machten mir daher die grösste und nachdrücklichste Raschheit im Angriffe selbst zur Pflicht.

Um 5 Uhr trat die Colonne geschlossen einen der beschwerlichsten Märsche an, die es nur geben kann; um 7/9 Uhr war selbe in der grössten Ordnung am Eingang des Bartolograbens angekommen. Indem die Avantgarde vorrückte, ward eine halbe Compagnie Jäger und eine halbe Compagnie Bianchi unter dem Jäger-Oberlieutenant Andl links auf die höchsten Höhen detachiert, um hier den Marsch der Colonne zu cotoyieren. Schon um 9 Uhr gegen den linken Ausgang des Grabens gekommen, entdeckte ich den Feind, der die Felsenwand am rechten Ausgange besetzt hielt, liess die Avantgarde sich rechts in die Schluchten werfen, diese Höhen zu gewinnen, von wo ein lebhaftes Feuer auf die Tête meiner Colonne begann, und sandte drei Compagnien Bianchi links an dem Felsenrücken hinauf, selbe zu besetzen, um in Verbindung mit der Compagnie unter dem Oberleutnant Andl zu kommen. Diese Ersteigung konnte wegen der enormen Höhe und beinahe perpendikularen Abhänge der Felsen nicht so schnell geschehen; ich musste erwarten, dass der Feind, bereits alarmiert, stärker gegen mich detachieren würde und entschloss mich daher, den linken Ausgang mit Sturm zu nehmen, welches ich durch vier Compagnien Reisky versuchen liess.

Das feindliche Feuer von den Höhen hatte aber noch nicht hinlänglich gestillt werden können, mit einem zweiten Sturm unter dem braven Oberst Mumb, der bei dieser Gelegenheit leicht blessiert wurde, stellte der Feind, der bereits in der grössten Verwirrung nur die retraite seines Geschützes von Tarvis nach Pontaffel zu decken suchte, vier Bataillone und vier Kanonen entgegen. Auf die Nachricht des feindlichen Rückzuges stand ich eben im Begriffe, à la tête der 9. Compagnie Jellachich einen dritten Sturm zu versuchen, als der Feind den rechten Flügel meiner Avantgarde, der unter dem so braven Hauptmann Pirquet bereits bis gegen Saifnitz vorgerückt war, wüthend angriff und gegen die Felsen zurückdrückte, wodurch der Bartolograben und das Debouchement meiner Colonne wieder eingesehen war.

Da meine Truppen bereits drei Stunden in dem heftigsten Feuer und vorauszusehen war, dass der Feind bis jetzt alle seine Kräfte wieder am Ausgange des Grabens gesammelt habe, um mir jedes Debouchieren en masse zu verwehren, und ich meine Truppen auf der andern Seite nicht ganz in Plenklers auflösen wollte, so fand sich der Herr F.-M.-Lt. Br. Marschall bewogen, bei dem ohnehin durch die auf die Lage des Terrains gegründete Vortheile des Feindes erlittenen Verluste an Mannschaft, sich mit dem durch das rasche Vordringen dieser Colonne bewirkten Rückzuge des Feindes nach Pontaffel zu begnügen, welcher dann auch schleunigst erfolgte. Die Avantgarde blieb die Nacht hindurch im Graben und mein Gros am Anfange desselben aufgestellt. Der Feind räumte in der Nacht Tarvis. Dies war das Resultat eines Gefechtes, bei welchem ich dem bewiesenen Muthe und Eifer der Truppen die lobenswerthe Erwähnung thun muss. Vorzüglich aber muss ich die Thätigkeit, Einsicht und guten Anschläge des Herrn Obristleutnant Freiherr von Velden anrühmen, der mir an diesem Tage besonders an Handen gegangen

Lavantschik, 9. Oktober 813.

Winzian meldet in seiner »Relation über das im *Wagenbachgraben* stattgehabte Gefecht (Kr.-Arch. 10/166g): »Der Disposition des Herrn F.-M.-Lt. v. Marschall gemäss brach ich am 7. ds. früh um 5 Uhr mit zwei Bataillon Ducca von der *Göriacheralpe* auf und marschierte in den Wagenbachgraben, welchen ich vermöge Disposition passierte und so die Verschanzungen *Goggau* emportieren und erstürmen sollte. Der Marsch auf die Göriacheralpe erforderte fünf Stunden und

jener bis zu dem Punkt, wo ich über den Wagenbach-Graben gehen musste, ebenfalls fünf Stunden; jedoch letzterer war weit beschwerlicher.« Nach diesen Angaben ist anzunehmen, dass die Kolonne Winzian den Höhenzug Cote 1640, 1734 zum »Schwarzen Berg« C. 1566 verfolgt habe, also anfangs fast parallel mit der Kolonne Eckhardt vorgegangen sei. Ihre Aufgabe, vom Wagenbach aus nach Goggau vorzubrechen, führte sie so wenig durch, als die Brigade Eckhardt den Vorbruch durch den Bartolograben. Winzian liess sich durch die Nachricht von dem ungünstigen Ausgange des Gefechtes im Bartolograben bestimmen, auch seinerseits das Gefecht mit dem Feinde, der das kleine Plateau östlich von der Strasse bei Goggau verteidigte, abzubrechen. Er bemerkt, dass er durch das starke Feuer, das sich dem »Ursprung des Wagenbaches«, also dem Schwarzen Berg, näherte, beunruhigt worden sei. Ein Bataillon Ducca ging dahin ab, konnte aber offenbar über die steilen Felshänge nicht in den Bartolograben gelangen. Wäre dies möglich gewesen, so würden die Franzosen dort wohl den Kürzeren gezogen haben, Winzian und Vecsey hätten bei Saifnitz den Rückzug Grenier's zu einem verhängnisvollen machen können.

General v. Mayer hatte am 5. Oktober bereits die *Wurzen*-Strasse vom Feinde verlassen gefunden, folgte ihm mit seiner Brigade (sechs Kompagnien Reisky, vier Kompagnien Landwehr des Regiments Chasteler, das 9. Jägerbataillon, eine Eskadron Ulanen) nach *Ratschach*, das von den Franzosen ebenfalls nicht gehalten wurde, und am 6. nach Weissenfels. Auf der Höhe »Am Stichel« begann das Gefecht, das mit der Flucht des Gegners endete, als Oberleutnant Schurter mit zwei Kompagnien Reisky, der auf einem Gebirgswege von Ratschach aus das alte Schloss *Weissenfels* gewonnen hatte, sich von dort aus in die Reihen des »sorglosen« Feindes warf. Mayer besetzte die Höhen auf beiden Seiten der Weissenbacher Schlucht und vereinigte sich beim alten Schloss mit zwei Bataillonen Chasteler von der Brigade Vecsey, die gemeinsam mit seiner Mannschaft den Feind beschäftigten, der bei *Greuth* eine sehr starke Stellung eingenommen hatte.

General Mayer berichtet am 7. Oktober um 8 Uhr früh (Kr.-Arch. 10/117), dass er die Verschanzungen von *Greuth* (südlich der Weissenfelder Strasse) in der Front nicht angreifen könne; er hoffe jedoch, den Feind in den Rücken nehmen zu können. Hauptmann Moll gehe mit einer Jägerkompagnie, einer Kompagnie Reisky und 100 »freiwilligen Landwehrmännern« über die Alpen auf die Höhe von Kesselthal. Da dieser Umgehungsmarsch drei Stunden dauere, so sei ersichtlich, dass der Angriff erst nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr geschehen könne. Wenn Vecsey den Feind auf den Höhen zwischen Weissenfels und Tarvis beschäftigte und aufwärts der Gailitz gegen *Goggau* angreife, so werde der Feind gegen seinen Willen Tarvis verlassen müssen.

Moll stieg mit seiner Kolonne »über die Gebirgsalpen im Rücken des *Kesselthales*«, kam aber nicht zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags, wie Mayer es erwartet hatte, sondern erst »in der Finster« mit dem Feinde in Fühlung. Er fand im Kesselthale zwei feindliche Kompagnien bei ihrem Feuer, stürzte gegen sie und gab einige Dechargen. Der Feind kam in Schrecken, lief mit einem gewaltigen Getöse davon, seine Lager auf der Greuther Höhe wurden alarmiert und auch da lief der Feind nach Aussage der dortigen Bewohner aus seiner Stellung mit Geschrei zurück und die Feuer verloschen.

Somit hatten die drei Kompagnien Molls hingereicht, den Gegner zum Aufgeben der Stellung von *Greuth* zu bestimmen, es bedurfte des kombinierten Angriffs nicht mehr, den Mayer für den 8. Oktober in Aussicht genommen hatte.

Der Hauptzweck der umfassenden Bewegungen, Grenier zum Verlassen seiner Stellung bei *Tarvis* zu zwingen, war nun allerdings erreicht, der Abzug des letzteren

wäre aber auch ohne die geschilderten Gefechte ohne Zweifel bald erfolgt. Raschere Bewegungen bei geschickterer Ausnützung des Terrains würden wahrscheinlich die Einschliessung eines beträchtlichen Theiles des Corps Grenier zur Folge gehabt haben. Diese Meinung spricht auch F.-M.-L. v. Fleischer in den »Zusätzen zu dem Aufsätze in der Milit. Zeitschr.«, die er am 2. Februar 1817 geschlossen hat, aus. »Wenn die Colonne Eckhardt nicht getrennt worden wäre, folglich mit der Gesamtkraft seitlich des Bartolograbens (d. h. über die Höhen) herausbrach, die am Fusse liegende kleinen walddichten Höhen gleich besetzte und auf die Chaussée in Masse rasch hervorbrach, wenn endlich auch die Brigade Mayer thätiger zu Werke ging, wäre der General Grenier in eine sehr missliche Lage gekommen. Nur der Entschluss, sich mit seiner Infanterie durchzuschlagen, konnte ihn retten; alles Geschütz musste in der Position stehen bleiben.«

6. Der Vormarsch nach Italien.

Hiller war nach der Besetzung von Tarvis durch seine Truppen nicht mehr gehindert, mit seiner Hauptmacht durch das Pusterthal in das Etschthal vorzurücken und sich den Vorteil zu Nutzen zu machen, den der Besitz von *Südtirol* gegen eine Armee bietet, die im venetianischen Tieflande steht. Sobald diese nicht mehr die Etschklausen beherrscht, wozu der Besitz von Trient gehört, ist sie genötigt, an der Etsch Stellung zu nehmen und sich an den Po anzulehnen. Auch die Verhandlungen mit Bayern waren endlich zum Abschluss gekommen; an demselben Tage, an dem die letzten Franzosen das Gebiet von Innerösterreich verliessen (8. Oktober), war der *Vertrag von Ried* unterzeichnet worden, durch den König Max Joseph sich der Koalition gegen Napoleon anschloss und seine Truppen unter Wrede zur Mitwirkung am Kampfe gegen diesen bereitstellte. Hiller hatte mit Ungeduld darauf gewartet, dass die Beziehungen zu Bayern endlich geklärt würden. In einem Schreiben an den Fürsten Reuss vom 29. September erklärte er, Seiner Durchlaucht offenherzig gestehen zu müssen, dass es ihm viel lieber gewesen wäre, wenn er von dessen Unterhandlungen mit Wrede gar nichts erfahren hätte. Er habe Nachricht aus Tirol, dass bayerische Infanterie in Wägen über den Brenner geschafft würde und in Brixen eingerückt sei. Diese Gerüchte waren nun belanglos geworden, der bayerische Teil von Tirol konnte von den österreichischen Truppen durchzogen werden, eine militärische Besetzung desselben durfte jedoch nach Metternichs Weisung nicht stattfinden, da über das Schicksal des Landes erst durch den Friedensschluss entschieden werden könnte.

Zur Sicherung der Pässe von *Predil* und *Malborghet* wurden die Brigaden Mayer und Vecsey verwendet. Bis zum 10. Oktober standen sie unter Frimonts Befehl, der soeben zum General der Cavallerie befördert worden war. Mayer bestand am 12. und 14. kleinere Gefechte bei *Resciutta*, die anfangs die Befürchtung eines Rückstosses von Seite des Gegners erweckten. Frimont berichtete darüber am 14. Oktober aus Tarvis an Hiller (Kr.-Arch. 10 ad 225):

»Wenn ich die Verstärkung des Lagers bei *Saga* links mit diesem Angriff auf *Resciutta* combinire, so vermüthe ich, dass der Feind die Absicht hatte, seine communication durch die Resia zu etablieren und festzusetzen und dies wäre der Beweis, dass der Feind sich noch länger in seiner dormaligen Stellung behaupten wolle, aus welcher derselbe durch die Verstärkung des einen oder des anderen Punktes auch wohl entweder den General Mayer oder den General Vecsey mit Übermacht oder Vortheil angreifen könnte. Diese Vermüthung hat mich bewogen, die zehn Compagnien von Reisky bei Tarvis mit einer halben Brigade Batterie en reserve aufzustellen, um mit selben nach Umständen den angegriffenen Punkt zu verstärken oder doch die geworfenen Truppen bei *Rabi* oder bei *Wolfsbach* wenigstens aufnehmen zu können.

»Ich glaube zwar nicht, dass der Feind die Absicht haben könne, ohne einer erhaltenen Verstärkung uns aus dem Flitscher- oder Fellathal zu verdrängen, inwischen würde sein Angriff auf dem

einen oder dem andern Punkt nicht doch in keine geringe Verlegenheit setzen, weil diese beiden Brigaden isoliert, jede nur für sich wirken kann, und meine Reserve viel zu schwach ist, um in dem einen oder dem andern Thal mich einem combinirten Angriff entgegenzustellen, ohne dem andern die Reserve zu entziehen.»

Die Nachrichten aus Tirol nötigten den Vizekönig, seine Streitkräfte zusammenzuziehen. Grenier musste daher den oberen Tagliamento verlassen, worauf der Vormarsch der beiden Brigaden und ihre Vereinigung bei Udine mit dem mittlerweile an den *Isonzo* vorgerückten Corps Radivojevich erfolgte. Frimont ging am 22. Oktober zur Donau-Armee ab, die er unter Wredes Oberbefehl an den Main zu führen hatte. Die österreichische Vortruppe unter Fenner war am 6. Oktober bei *Vintl* vorgegangen und hatte den 7. ein ziemlich heftiges Gefecht mit Giflenga in der *Mühlbacher Klause* unterhalten. Fenner setzte sich schliesslich persönlich an die Spitze von drei Kompagnien des Szekler Regiments und nahm die Stellung des Feindes mit Sturm. Am 5. Oktober war bereits die Brigade Stanissavljevich, von *Radstadt* über den Tauern kommend, bei Fenner angelangt und hatte die Bestimmung erhalten, von Bruneck durch das *Enneberger* ins *Grödener* Thal zu marschieren, um Giflenga bei Waidbruck den Rückzug zu verlegen. Vielleicht wäre dies erreicht worden, wenn Fenner nicht zu kräftig auf den Gegner, von dem er doch nichts zu fürchten hatte, gedrückt hätte. Hauptmann Schön des Generalquartiermeisterstabes, der die operativen Geschäfte bei Fenner am 9. Oktober übernahm, bedauert in einem Schreiben an seinen Chef, F.-M.-Lt. Richter von Binnenthal, dass er zu spät gekommen sei, um das ganz überflüssige Gefecht bei Mühlbach zu verhindern. Er würde Fenner zum Halten zu bestimmen versucht und selbst das Umgehungsmanöver durch Gröden so eingeleitet haben, wie es der Wunsch des kommandierenden Generals gewesen war. »Aber leider war die Zeit dazu zu kurz, der ganze Plan scheiterte durch das Ungestüm unserer Truppen und die Flucht des Feindes durch den Kuntersweg.« Er hätte hinzusetzen können: durch die geringe Fähigkeit des Herrn F.-M.-Lt. Fenner und seines Generalstabs-Offiziers Spannoghi, Entfernungen zu berechnen und Märsche zu combinieren.

Hiller zog mit den Divisionen Sommariva und Marziani, denen die gegen ein Husaren-Regiment ausgewechselte Division Pflacher von der Donau-Armee sich anschloss, vom 17. bis 21. Oktober durch das Pusterthal. Die Brigade Eckhardt war am 11. nach Süden abgeschwenkt, indem eine Kolonne über *Sexten* und den *Kreuzberg* nach *Padola*, eine zweite über *Höhlenstein* (Schluderbach) nach *Cortina* marschierte. Diese teilte sich, indem Oberst Bretschneider mit einer Eskadron, einer Kompagnie Jäger und einer Batterie den Weg nach *Caprile* einschlug, während Eckhardt selbst von *Pieve di Cadore* bis *Longarone* und *Belluno* recognoscirte. Seine Vorposten standen am 24. Oktober bei *Primolano* und *Cornuda* an der Piave.

An demselben Tage befand sich Hillers Hauptquartier bereits in Bozen, am 26. schlug Fenner bei *Calliano* den sich ihm entgegenstellenden Giflenga, am 28. rückte er in *Rovereto* ein, am 30. kapitulierte die Citadelle von *Trient*.

Das ganze Alpengebiet war am 1. November vom Feinde befreit und der erste Abschnitt eines Feldzuges ruhmvoll beendet, der vom Drauthale und der Linie Tarvis—Agram mit der Richtung gegen den *Isonzo* ausging und die Eroberung von Oberitalien erzielte, nachdem die unvergleichliche Umgehungsstrasse des Pusterthales freigemacht und die Ausfallspforte durch das Etschthal eröffnet worden war. Es war nicht nur einer der interessantesten, sondern auch der bedeutendste Alpenfeldzug in Ansehung der auf Alpengebiet sich gegenüberstehenden Linientruppen, denn deren Gesamtzahl erstreckte sich auf 80—90000 Mann.

Über tirolischen Volkscharakter.

Von

Dr. Ludwig v. Hörmann.

Eine volks- und sittengeschichtliche Skizze. *)

I.

Von einem tirolischen Volkscharakter kann man streng genommen ebensowenig sprechen als von einem tirolischen Bauernhause, einer tirolischen Tracht, einer tirolischen Mundart. Hiezu fehlt schon ausser der gemeinsamen geschichtlichen Entwicklung vor allem die Einheitlichkeit des Stammes, welche die Grundlage jedes Volkscharakters bildet. Nicht nur, dass in Tirol drei grosse Stämme, nämlich der bajuwarische oder bayerische, der schwäbisch-alemannische und der romanisch-italienische vertreten sind, treffen wir, bald in grösseren Beständen, bald nur eingesprengt, Bevölkerungsteile, welche keinem dieser drei Hauptstämme angehören und wenigstens vorderhand als Volksreste unbekannter Herkunft angesehen werden müssen. Wenn man ferner bedenkt, wie viele Völkerschichten in Tirol seit den ältesten Zeiten der Illyrer, Kelten und Etrusker übereinander lagen oder besser gesagt einander ablösten, dass bei der grossen Verästelung dieses Gebirgslandes selbst eine unterworfenen Bevölkerung in den Seitenthälern und in den hundert und hundert Berghöfen immer noch Unterschlupf und Fortexistenz finden konnte und sicher auch fand, wenn man endlich erwägt, dass Tirol fast durch ein Jahrtausend die grosse Durchzugsstrasse der Völkerhaufen nach Italien war, *) so darf man sich nicht wundern, wenn mit Ausnahme weniger Distrikte von einem einheitlichen Charakter der Thalbevölkerung, geschweige denn von einem einheitlichen Volkscharakter im allgemeinen nicht gesprochen werden kann.

Aber es fehlt auch die Einheitlichkeit des Klimas und der Bodenverhältnisse, welche bekanntlich einen so massgebenden Einfluss auf die Charakterentwicklung des einzelnen Menschen wie eines Volkes nehmen. Denn ausser dem Umstande,

*) Nachstehender Aufsatz, der dem Hauptinhalte nach aus zweien vor einigen Jahren gehaltenen Vorträgen besteht und später bedeutend erweitert selbständig erscheinen soll, wurde absichtlich nur »Skizze« genannt, die auf keine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes Anspruch macht. Obwohl die Mitteilungen fast nur auf Eigenbeobachtung und langjährigem vertrauten Umgange mit dem Volke beruhen, werden sie doch in vieler Hinsicht der Ergänzung und Berichtigung bedürfen. Dies gilt besonders vom ersten, mehr ethnographischen Teile, der sich auch mit der Frage nach der Stammesangehörigkeit der tirolischen Bevölkerung befasst. Ein abschliessendes Urteil in dieser Hinsicht dürfte erst zu erwarten sein, wenn einmal das einschlägige Urkundenmaterial vollständig gesammelt und bezüglich seiner Verlässlichkeit geprüft, die Besiedelungszeit und -Art, sowie die Stammeszugehörigkeit der neuen Besitzergreifer klargestellt, der Wortschatz und die Eigentümlichkeiten der einzelnen Thaldialekte erforscht, die Berg-, Flur-, Orts-, Haus- und Personennamen aufgezeichnet (Tarneller, Schneller, Unterforcher, Heyl), die Sagen im Hinblick auf ihre typischen Gestalten und deren Namen, die Sitten, Bräuche und Meinungen, besonders die Rechtsanschauungen und Rechtsgewohnheiten (Sprichwörter und Rechtspruchwörter) sorgfältig untersucht und miteinander verglichen, ebenso die Boden- und wirtschaftlichen Verhältnisse einschliesslich der Art der Ackerbestellung und Fruchtgewinnung (Namen der Ackergerätschaften u. s. w.), endlich der körperliche und geistige Typus der Bevölkerung der einzelnen Thäler genau erforscht sein wird (Thalmonographien).

dass Tirol durch den gewaltigen Eisgürtel der Centralkette in zwei grundverschiedene klimatische Gebiete, den herben Norden und den milden Süden getrennt ist, wodurch die Lebensbedingungen gänzlich geänderte werden, zeigt sich nicht selten auch innerhalb eines dieser zwei Gebiete, ja selbst im nämlichen Thale eine solche Verschiedenheit und ein solcher Gegensatz der örtlichen Verhältnisse, dass selbst bei einer einheitlichen Bevölkerung eine Differenzierung des Charakters sich ergeben müsste.

Wer daher den tirolischen Volkscharakter kennen lernen will, kann denselben nur ruckweise in der Art betrachten, dass er offenen und unbefangenen Blickes von Thal zu Thal weiter wandert, bis ihn eingreifende Verschiedenheiten in der Eigenart der Bevölkerung belehren, dass er ein neues Charaktergebiet betreten hat.

Eine solche Wanderung mit landschaftlichen und ethnographischen Seitenblicken soll im nachstehenden versucht werden.

Die Reiseroute ergibt sich von selbst. Es ist das bekannte touristische Doppelkreuz: Erst von Osten nach Westen: Unterinntal—Oberinntal, dann direkt nach Süden: Wipptal—Eisackthal, dann wieder nach Osten: Pusterthal, und endlich wieder nach Westen, beziehungsweise Nordwesten: Mittleres Etschthal, Burggrafentham, Vinschgau.

Wir beginnen mit dem Unterinntal oder dem sogenannten Unterland. Wohl keinem, der vom bayerischen Flachland, etwa von Rosenheim herkommend, Tirol betritt, wird der Eindruck entschwinden, den das bei Kufstein sich öffnende Inntal auf ihn macht. Die Thalsohle, vom grünen Inn durchzogen, ist breit und fruchtbar, überall bebaute Gründe und saftige Wiesen, überall freundliche Dörfer, auf den Vorsprüngen stolz prangende Grossgehöfte, auf den Hügeln weissblinkende Kapellen. So weit das Auge gegen Westen schaut, erblickt es den Segen einer fruchtbaren Landschaft. Die Berge, nicht selten bis oben begrünt, ziehen sich in schönen Wellenlinien hin und zeigen freundliche, zum Teil kuppenförmige Gestalt; selbst dort, wo sie, wie z. B. beim Felsenstock des Kaisergebirges, unwirtschaftlichen und wilden Charakter tragen, ist diese Schroffheit gemildert durch das Piedestal ausgedehnter Wälder und durch den Übergang breitstufiger Mittelgebirge.

Vom Hauptthal aber biegen südwärts wildschöne Seitenthäler, Brixenthal, Alpach, Zillertal ein, die bis an den Eisgrat der Tauernkette reichend, in ihren Falten den Schatz des Älplers, die kräuterreichen Almen und kurzgrasigen Bergwiesen bergen.

Dieser Garten Nordtirols nun, wie man das Unterinntal nicht mit Unrecht zu nennen pflegt, ist von einem Volksstamm bewohnt, dessen von Haus aus bevorzugte Veranlagung durch diese freundliche Heimstätte erst recht zur Entfaltung gekommen ist, nämlich vom bajuwarischen oder bayerischen. Wohl kommen in den Seitenthälern, besonders im hinteren Zillertal und Alpach unleugbare Spuren einer von der bajuwarischen verschiedenen Bevölkerung vor, aber sie sind verschwindend gegen den Hauptstock, der sich von Kufstein bis in die Gegend von Innsbruck zieht und auch in den Nebenthälern Wildschönau, Brixenthal und vor allem Grossachen- und Leukenthal vorherrscht.

Der Unterländer ist unter allen Tirolern — vielleicht mit Ausnahme des Burggräflers — am glücklichsten veranlagt. Die Natur hat ihn mit einem durchschnittlich hoch gewachsenen, elastisch-kräftigen Körper ausgestattet, der beim männlichen wie beim weiblichen Geschlechte von seltenem Ebenmasse ist. Hervorragend schöne Männergestalten findet man besonders im Zillertal, während edle weibliche Formen mehr im mittleren Unterinntal und Grossachenthal zu treffen sind.

Die Sprache ist ungemein weich und wohlklingend, man kann fast sagen, singend; jede Härte ist abgeschliffen, jeder rauhe Kehllaut vermieden.

Dies macht sich vorzüglich beim Gesange geltend, der in keinem Thale Tirols so reich und voll ertönt. Es klingt und singt, jodelt und jauchzt im Unterland

allüberall, auf Wegen und Stegen, in Wald und Feld, im Thal und auf Almen. Der Unterländer ist eben eine ungemein heiter und fröhlich angelegte Natur, welchem Gemütszuge der gesunde Hausverstand, den er besitzt, nur mit Mühe die Zügel hält. Zeugnis von seinem Lebensmut und Lebensübermut geben das lustige Kirchweihfest — berühmt vor allem ist der sogenannte Zeller-Kirchtag im Zillertal —, die grossen Bauernhochzeiten, an denen oft 3—500 Leute teilnehmen, die tollen Fastnachtsbelustigungen, alles Gelegenheiten genug, seinem zu frohem Lebensgenusse und gesunder Sinnlichkeit geneigten Wesen Nahrung zu verschaffen.

Dieser letztgenannte Hang spielt selbstverständlich beim Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander eine grosse Rolle. Man kann wohl sagen, dass in keinem Landesteil Tirols soviel geliebt wird wie im Unterinntal.

Dieser natürlichen Auffassung des Liebeslebens entsprechend gilt es für ein Mädchen als durchaus nicht schmachlich, ein, zwei, ja sogar mehrere uneheliche Kinder zu besitzen.²⁾ Der Grund hiefür liegt ausser dem erwähnten leichtern Sinne der gemüthlichen Unterländer teils in der strotzenden Gesundheit dieser Naturmenschen, die bei der fetten und nahrhaften Milch- und Schmalzkost in der verhältnismässig geringen Arbeit und Anstrengung zu wenig Paralyse und Ablenkung ihrer Krafftülle finden, teils liegt er in den ländlichen Verhältnissen selbst, welche ein enges Zusammenleben oft vieler Knechte und Dirnen im selben Hofe bedingen und diesen bei den verschiedenen bäuerlichen Verrichtungen, besonders auf den Almen und Bergwiesen Gelegenheiten genug schaffen, frei die Zügel schiessen zu lassen, endlich wohl auch in den Erbschaftsverhältnissen, die den nachgebornen Söhnen nicht gestatten, ein eigenes Hauswesen zu begründen und zu heiraten. Im tieferen Unterinntal kommt noch ein Grund dazu, welcher im bäuerlichen Besitzverhältnisse gelegen ist. Mancher Bursche will s. Z. eine Frau haben, die sicher Kinder hat und sorgt daher vorzeitig für Nachwuchs, damit er, wenn ihm der Vater das Gut übergibt, schon bereits arbeitsfähiges Volk auf den Hof bringt. Solche aussereheliche Kinder werden dann im väterlichen Hause oder in dem seines Mädels aufgezogen. Es spielt also die soziale Arbeiternot auf dem Lande diesbezüglich auch mit.

Doch wie alles Schlimme auch sein Gutes hat, so ist es auch hier. Gerade die Umstände, welche die irregulären Auswüchse dieses Sinnlichkeitstriebes begünstigen, haben aus dem Unterländer einen äusserst gutherzigen, biedern und offenen und — ich betone dies ausdrücklich — uneigennütigen Menschen gemacht. Gewiss hängt die Entwicklung dieser schönen Charakterzüge auch damit zusammen, dass der Unterländer eigentlicher Bauer ist und verhältnismässig wenig »handelt«, ich meine, Geschäfte macht, also auch weniger in die Lage kommt, die Kunst des Übervorteilens auf Kosten des Charakters kennen zu lernen.* Zufrieden mit dem allerdings reichen Ertrag ihrer Felder und Viehzucht, leben diese Phäaken Nordtirols ihr heiteres Leben weiter, beten und arbeiten nicht mehr, als notwendig ist, haben auch einen aufgeweckten Sinn für vernünftigen Fortschritt nebst allmählich erwachendem Stammesbewusstsein und bedauern nur das eine, dass sie in letzterer Zeit durch strenge Verordnungen und Strafen um ihr Hauptkirchweihvergnügen — das Raufen — gekommen sind.

Wenden wir uns nun von dem heiteren Unterinntal mit Übergehung des mehr indifferenten weiten Thalbeckens von Innsbruck westwärts ins Oberinntal, so treffen wir landschaftlich und ethnographisch eine total veränderte Situation. Dort eine breite, mit prangenden Wiesen und Kornfeldern, ansehnlichen Marktflecken und Dörfern belegte Thalsole, die Seitenthäler ebenfalls noch breit und fruchtbar, mit den Schätzen herrlicher Almen, hier im Oberlande die Berge kahl und schroff und wie drohende Riesenmauern Thal und Fluss einzwängend. Statt

der reichbegüterten Dörfer und stolz von den Höhen herabschauenden Einzelhöfe meist kleine verwahrloste Steinhäuser, da und dort an lawinensichern Böschungen eine ärmliche Hütte, der Boden mager und steinig, die Wälder, meist Föhren, dünn stehend und verkümmert.³⁾ Darf man sich wundern, wenn auch der Bewohner dieses Bild der Natur widerspiegelt und aus diesen scharf gezeichneten Zügen uns oft die schleichende Sorge anzublicken scheint? Dazu kommt noch, dass der alemannische Stamm,⁴⁾ der diese Gegenden bewohnt, ohnehin eine härtere und energischere Rasse ist.

Der alemannische Oberinntaler oder Oberländer, wie er gemeiniglich heisst, bildet körperlich, geistig und gemüthlich den scharfen Gegensatz zum bajuwarischen Unterinntaler, ja man kann sagen, dass die Charakterschiedenheit beider, obwohl sie dasselbe breite, offene Thal bewohnen, viel grösser ist als z. B. zwischen dem Unterinntaler und Hochbayern oder selbst Salzburger und Oberösterreicher. Diese Verschiedenheit kommt auch insofern zum Ausdruck, als zwischen dem Oberländer und Unterländer eine gewisse Animosität, man könnte fast sagen Rassegegnerschaft, herrscht. Sie wollen nichts voneinander wissen und sprechen auch nicht gut voneinander. Der Unterländer wirft dem Oberinntaler Falschheit und Verschlagenheit vor und hänselt ihn wegen seiner »nothigen« (armseligen) Existenz; der Oberländer hingegen, der wohl mit etwas neidischem Auge auf seinen reicherbegüterten Thalnachbar schauen mag, wirft ihm hinwieder Beschränktheit, Leichtsinns und verschiedenes andere Schlimme vor, obwohl sie im Grunde beide gescheite und rare Kerle sind. Geistig und besonders künstlerisch begabter ist allerdings der Oberländer. Die Sprache des letzteren ist rau und herb und entbehrt jener Weichheit, welche die unterinntalische Mundart so melodisch und einschmeichelnd macht. Statt der mouillierten Laute treffen harte Kehllaute, wenn auch nicht so stark wie in der Schweiz, das Ohr. Wenn die Unterländerin zu ihrem zudringlichen Buben sagt: »Gehst nid boid«, sagt die derbe Oberländerin: »Geascht it bold«.

Auch im Äussern sind Ober- und Unterländer nicht leicht zu verwechseln. Der Oberinntaler ist nicht so gross und schön gebaut wie der Unterländer, sondern meist nur mittelgross, aber sein Körper ist flink und kräftig, sehnig und zäh wie die Wurzel der Legföhre. Die Züge sind nicht schön zu nennen, aber stark markiert, die Augen luchscharf, die Nase nicht selten kräftig gebogen. Hie und da trifft man indes auch hier hohe Gestalten mit edelschönem, fast klassischem Gesichtsschnitt; sie sind vielleicht herübergeretete letzte Reste der früheren romanierten Urbevölkerung. Der Gang ist meist nachlässig, die Haltung oft gebückt, wohl die Folge der schweren Arbeit und der Strapazen, denen der Körper oft schon in frühester Jugend unterworfen ist. Auch der weibliche Teil der Bevölkerung ist durchaus nicht schön, die Büste nicht entwickelt, die Zähne durch die schmalen Lippen häufig blossgestellt. Freilich muss auch hier wieder unterschieden werden. So trifft man z. B. im Ötzthal, in dem überhaupt ein ganz merkwürdiger Zweig des alemannischen Stammes herrscht, mitunter Prachtexemplare von Männern und Weibern, während der Typus des nur durch einen Gebirgskamm getrennten Pitzthales kleiner und schwächlicher ist.

Die geistige Begabung des Oberinntalers ist, wie bemerkt, sehr gross. Gewiss trägt zu dieser Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten im weitesten Sinne des Wortes die missliche Lage bei, in der er beim steten Kampf mit der Natur leben und seinen Lebensunterhalt verdienen muss. Wie arm ist doch dieses Oberinntal. Eine halbzerfallene Hütte, eine Kuh und ein kleines Ackerlein bilden nicht selten das Besitztum für die gewöhnlich zahlreich mit Kindern gesegnete Familie. Ja nur zu oft fehlt auch dies, und eine Ziege muss das Hauswesen mit

Milch versorgen. Hunderte und Hunderte von Männern ziehen daher als Maurer, Zimmerleute und Stuccaturarbeiter in die Fremde, an den Rhein und nach Frankreich, die Mädchen als Schnitterinnen nach Bayern, selbst Kinder von sieben bis fünfzehn Jahren wandern im Frühling gruppenweise ins Allgäu, wo sie als sogenannte Schwabenlandkinder auf den Märkten von Kempten, Wangen und Tettwang von den dortigen Bauern förmlich ersteigert und als Gänse- und Schweinehirten verwendet werden. Im Spätherbst, gewöhnlich um Martini, kommen sie mit einigen Gulden und einem geschenkten vollständigen Anzug, allerdings auch mit roten Backen wieder in die Heimat zurück.⁵⁾

Ein weniger erfreuliches Auswanderbild geben die sogenannten Dörcher oder Laniger, welche als die Zigeuner Tirols mit ihrem Karren, ihrem sogenannten Weibe und einer Schar verwahrloster Rangen als Obst- oder Geschirrhändler, in Wirklichkeit aber der grösseren Anzahl nach als vagabundierende Bettler landaus, landein ziehen, oft bis tief nach Kroatien und der Türkei, und nach Hause zurück gekehrt auf Gemeindeunkosten sich verpflegen lassen, während die emsigen Bewohner dem spröden Boden den kargen Lebensunterhalt abringen müssen.

Gerade diese Kargheit des Bodens, sowie die Unwirschheit der Naturgewalten hat dem Oberinntaler jenen findigen Sinn, jene geschärfte Urteils- und zähe Willenskraft verliehen, die ihn vor allen Tirolern auszeichnet, und ward ihm ein Sporn zur Anspannung seiner physischen und geistigen Kräfte. So besitzt z. B. Oberinntal, damit der trockene Boden ertragsfähiger werde, ähnlich wie Vinschgau und Nonsberg, ein Bewässerungssystem für seine magern Wiesen und Äcker, das fast an die entsprechenden Bauten der Römerzeit erinnert. Andererseits entwickelte der Umstand, dass er stets mit schwierigen Verhältnissen⁶⁾ zu kämpfen und auf eigenen Füßen zu stehen hat, beim Oberinntaler einen Selbständigkeitstrieb, der, unterstützt vom angeborenen Hange des Alemannen zur Freiheit und Ungebundenheit, für den Oberländer geradezu charakteristisch ist, leider aber neben dem Guten und Achtunggebietenden auch seine schlimmen Auswüchse und Folgen hat. Man kann diesen Hang zu möglichster Selbständigkeit und dieses trotzige Selbstgefühl ganz leicht durch die zwei Redensarten bezeichnen, welche als echt oberinntalische diesen Charakterzug zum Ausdruck bringen. Die eine lautet: »It nachgebe«, die andere: »Salt regiere«. Ja,?) »nicht nachgeben« und »selbst regieren«, das entspricht so ganz dem Oberländer. Der Oberländer wird dir selten Recht geben, jedenfalls wird er sein Unrecht nicht eingestehen. Er ist daher, wie überhaupt der Alemanne, rechthaberisch, ein echter Disputier- und Streithansel, so dass die Advokaten trotz der Armut des Thales ihre guten Geschäfte machen. Er lässt sich auch ungern in sein Handwerk und in sein Thun und Lassen hineinreden. Deshalb sucht er nach dem alten Spruche »Klein aber mein« vor allem sich ein Flecklein Erde, das er sein Eigen nennen darf, und wäre es nur so gross, dass er darauf stehen kann. Aber ihm gehört es und auf seinem Grund und Boden hat ihm niemand einzureden. Daher ist auch mit Ausnahme Wälschtirols die Güterzerstücklung nirgends im Lande so durchgeführt als im Oberinntale. Ich kenne Häuser, besser gesagt, Stuben, die unter den Erben durch ein Kreidekreuz in vier Teile geteilt sind, von denen jeder ein anderes Geschwister zum Eigentümer hat. Wie sehr diese Aufteilung des Heimatgutes dem Verarmen des Volkes Vorschub leistet, brauche ich nicht zu sagen. Man vergleiche damit die ungeteilten Besitzungen der Unterinntaler Bauern.

Es möchte daher auf den ersten Anblick befremden, dass bei so gearteter Charakteranlage der Oberinntaler und unter sothanen kümmerlichen Verhältnissen sich ein halbwegs fröhliches Gesellschaftsleben und vor allem ein Gemütsleben entwickeln könne. Und doch ist es so. Auch die Dürftigkeit kann lachen und

herzlich sein, ja vielleicht gestalten gerade die Ärmlichkeit des Lebens und die Stunden der Anstrengung die Momente der Erquickung und Musse intensiver und genussreicher. Schwingt sich auch der Juchezer des heimwandernden Gasselbuben nicht so oft und so übermütig durch die mondhellen, stillen Dorfgassen, so hört man doch auch im Oberland fröhliches Scherzen, Singen und Jubeln genug. Besonders ist es der abendliche Heimgarten, der Jung und Alt im Winter um die trauliche Kaminflamme (Kämigfeuer) versammelt. Nirgends, selbst nicht im heitern Unterinntal, ist der Heimgarten, besonders der sogenannte Gunkelheimgart, zu dem die Mädchen mit ihren Rädchen und ihren Geliebten kommen, so belebt und fröhlich, wie im armen Oberland. Geht es auch bei solchen nächtlichen Zusammenkünften häufig sehr flott, ja nach städtischen Begriffen sogar ausgelassen lustig zu, wer wirft einen Stein auf Menschen, die sich den ganzen Tag und die ganze Woche von früh bis spät abrackern, wenn sie hie und da über die Schnur hauen. Die Begriffe von Sittlichkeit sind auf dem Lande und in der Stadt grundverschieden.

Im übrigen wird es mit dem Verkehr der Geschlechter im Oberinntal äusserst streng genommen und das sittenpolizeiliche Vorgehen gegen gefallene Mädchen und noch mehr gegen die unschuldige Frucht eines unerlaubten Verhältnisses muss oft geradezu unmenschlich genannt werden. Es sei übrigens bemerkt, dass auch hierin in neuerer Zeit die allzugrosse Strenge einer mildereren Auffassung Platz gemacht hat.

Das religiöse Bewusstsein ist beim Oberinntaler sehr entwickelt und der Ausdruck desselben wahr und ungekünstelt. Vom Oberland kann man mit Hermann v. Gilm sagen:

»Dort, wo der Glaube eine Herzensblüthe,
Noch keusch und schüchtern, weder fragt noch klügelt,
Wo sich des Volks treuinniges Gemüthe
Im Lächeln des Madonnabildes spiegelt.«

Diesem gläubigen Sinne ist es wohl auch zuzuschreiben, dass sich der Kunstsinne des Oberinntalers mit Vorliebe auf religiösem Gebiete bewegt. Die Kunstanlage ist in der That bei diesem Thalbewohner sehr gross. Kein Thal Tirols hat so viele Kunstjünger aufzuweisen. Die Plastiker Zauner, Miller, Renn, Knabl, Trenkwalder; die Maler Koch, Schöpf, Stadler, Plattner, Math. Schmid, Gabl und Leittenstorfer sind sämtlich Oberinntaler; darunter haben Zauner, Knabl, die beiden Klotz, die Maler Koch, Schöpf, Math. Schmid, Schretter ihre Namen weit über die Grenzen ihrer Heimat hinausgetragen.

So sehen wir den Oberinntaler, obwohl an eine durchaus nicht glückliche Erdscholle gebunden, ja vielleicht gerade deshalb, nach verschiedener Richtung zu einer achtenswerten Eigenart entwickelt.

Dass infolge dieses entschiedenen Charakters beim Oberinntaler gewisse, allen Tirolern zukommende Eigentümlichkeiten noch stärker hervortreten, als bei seinen Landsleuten diesseits und jenseits des Brenners, werden wir im zweiten Abschnitt sehen.

Nachdem wir die zwei wackeren Nachbarn des Innthals, den Unterländer und den Oberländer in ihren charakteristischen Zügen betrachtet, wenden wir uns brennerwärts, also südwärts, um auf dem nämlichen Gebiete die Bevölkerung des Wipp- und Eisakthales kennen zu lernen. Während beim bajuwarischen Unterinntaler wie beim alemannischen Oberinntaler die körperlichen und geistigen Rassenmerkmale, verbunden mit den aus Boden- und Lebensverhältnissen hervorgehenden Charaktereigenheiten vollständig klar zu Tage treten, ist es beim Wipp- und Eisakthaler fast nur die Mundart und zum Teil die Kleidung, die ihn als einen Bewohner dieses Doppethales kenntlich macht. Welche Musterkarte von Gesichtstypen

liefert doch diese alte Völkerstrasse! Zwar der Grundtypus ist im Wipphale alemannisch-bajuwarisch,⁸⁾ im Eisakthale bajuwarisch-romanisch, wenigstens bis gegen Klausen. Dazwischen aber treten zahlreich, besonders in der Gegend des Brenners, Gestalten und Physiognomien auf, die uns vollständig fremd anmuten.

Es darf diese Erscheinung nicht verblüffen.

Sollten die Züge der Langobarden, Heruler und Bajuwaren, die Scharen der Kreuzzügler, sowie die hin- und herwogenden Römerzüge, bis zu den Kriegsbataillonen der Gegenwart, die in die lombardische Ebene zogen, keine Spuren in der sesshaften Bevölkerung hinterlassen haben? Gewiss. Besonders, wenn man bedenkt, wie schwerfällig und langsam sich die Heermassen, vorzüglich des Mittelalters, über diese langgestreckte, an Verpflegungsmitteln arme Verbindungsstrasse von Nord und Süd bewegten. Dazu kommt noch das Strassengewerbe und vor allem das Bergwesen, das Leute mannigfachster Abkunft ins Land zog. So mag es zu erklären sein, dass wir in beiden genannten Thälern grosse und kleine Gestalten, Leute mit schönen und hässlichen, nichtssagenden und intelligenten Gesichtern bunt durcheinander gewürfelt finden. Am besten ist noch der Menschenschlag in der Umgebung von Sterzing, wo man kräftige und stattliche Gestalten antrifft.

Auch der Charakterzug des Geistigen und Gemüthlichen ist in keiner Weise einheitlich. Bezeichnen wir es kurz durch einen Vergleich. Wie in einer grossen Fuhrmannswirtschaft an belebter Heerstrasse die Gesellschaft meist eine sehr gemischte ist, so macht auch die Bevölkerung des Wipp- und Eisakthales den Eindruck keines einheitlichen Stammes, sondern eines aus den verschiedensten Volkselementen allmählich herausgewachsenen Gemengsels. Dieser Typus herrscht auch selbst im Thalkessel von Bozen noch vor und zieht sich durch das untere Etschthal bis gegen die welschtirolerische Grenze, wenngleich hier der italienische Charakter in leiblicher und geistiger Hinsicht sich bereits geltend macht und zugleich noch Reste untergegangener Germanenstämme in Betracht kommen. Doch davon später mehr, wenn wir das obere Etschthal, Burggrafenamt und Vinschgau berühren.

Jetzt wenden wir uns vorderhand gegen Osten zum wildschönen, rauhen Pusterthal und seinen Bewohnern. Beide, Thal und Leute, gehören zu den interessantesten Studienobjekten Tirols. Das Pusterthal besteht bekanntlich gleich dem Wipphthal, das sich in das Sillthal und Eisakthal scheidet, ebenfalls aus zwei in einer Längsachse hinlaufenden Thälern, aus dem Unterpusterthal oder Rienzthal und aus dem Hochpusterthal oder Drauthal. Doch ist die Wasserscheide — das grosse Toblacherfeld — ein so breiter Bergrücken oder richtiger eine Hochebene, dass man nur ein an- und absteigendes Thal vor sich zu haben meint. Hauptthal und Nebenthäler sind rau und kalt, und die drückenden Gebirgsmassen der versteinerten Centalkette im Norden und der kahlen Dolomitkolosse im Süden gewähren wohl dem Touristen und Sommerfrischler einen herrlichen Anblick, aber der Bewohner des Thales würde sie gewiss lieber mit etwas mehr fruchtbarer Bodenfläche vertauschen.

Dieses Pusterthal wird nun, wenn wir vorderhand von den Nebenthälern, besonders von den südlichen, absehen, nach allgemeiner Ansicht, die sich vorzüglich auf historische Zeugnisse stützt, vom bajuwarischen oder bayerischen Stamme bewohnt. Ich gestehe, dass ich mich zu dieser Anschauung sehr schwer bekenne. Allein die Ansicht, dass der Hauptstock der Pusterthaler Bajuwaren seien, ja dass, um mit Steub zu reden, »neben dem Unterinntal in Pusterthal wohl das reinsten bajuwarische Blut im heutigen Tirol sei«, ist unter den Ethnographen so verbreitet, dass ich als Laie kaum zu widersprechen wage. Wer aber diese gedrungenen Gestalten der Pusterthaler, besonders in der Bruneckergegend bis gegen Toblach, mit den Breitschädeln und meist dunklen Haaren, ansieht und mit den reinen

Bajuwaren, wie sie uns etwa in der Gegend von Kufstein und in Hochbayern begegnen, vergleicht, die Männer wie die Weiber, dem wird und muss eine durchgreifende Verschiedenheit sofort in die Augen springen. Sie muss umsomehr befremden, als die Lebensbedingungen des Pusterthalers von denen des Unterinntalers keinen durchgreifenden Unterschied aufweisen.⁹⁾

Diese körperliche und geistige Verschiedenheit im Typus fällt vorzüglich beim weiblichen Geschlecht auf. Wie grundverschieden ist die mehr untersetzte Gestalt der Unterpusterthalerin gegen die ihrer unterinntalerischen oder hochbayerischen Stammesgenossinnen! Ist es leicht denkbar, dass, selbst bei Anerkennung des grossen Einflusses, den sicher Klima, Bodenbeschaffenheit und Lebensweise auf körperliche Entwicklung nehmen, sich der ursprüngliche Stammtypus so verändern könne? Doch viel ausschlaggebender erscheint mir die innere Charakterschiedenheit. Der Pusterthaler, besonders im Hauptthale, ist im Gegensatze zum Unterinntaler ein ernster, bedächtiger Mensch. Seine Reden sind klug überlegt; er spricht nie unbesonnen, wohl aber weiss er dem andern gern zu Gefallen zu reden, er schmeichelt auch nicht ungern. Insofern gleicht er mehr einem westlichen Landesbewohner, von dem wir bald hören werden. Es mag wohl sein, dass sein Hauptgeschäft, der Vieh- und Holzhandel, ihn etwas abgeriebener und geschmeidiger gemacht hat. Thatsache ist, dass die Pusterthaler nächst den Vinschgauern für die Klügsten im Lande gelten. Wie oft gönnte ich mir den Genuss, auf dem Jahrmarkt in Bruneck dem Gespräch zwischen Käufer und Verkäufer zuzuhorchen. Wie wurde jeder Einwurf des Käufers durch die Gegenrede des Verkäufers gleich paralytisch, bis sie endlich handelseins wurden. Es fehlt auch dem Pusterthaler jener Grundzug der Offenheit und Gemütlichkeit, welcher den Unterländer auszeichnet. Damit soll nicht ein Tadel ausgesprochen sein, sondern nur der Abgang eines Vorzugs, den der Unterinntaler besitzt. Das Misstrauen teilt der Pusterthaler mit den meisten Gebirgsbewohnern.

Ehe wir östlich weiter gegen Hochpusterthal vordringen, müssen wir noch einen Blick in ein Seitenthal des Pusterthales, in das langgestreckte Taufererthal werfen, das sich erst nördlich, dann nordöstlich in weitem Bogen um den mächtigen Stock des Hochferners und Rieserferners bis zu den Zillerthaler Eisbergen zieht. Hier treffen wir denselben kräftigen, dunkelhaarigen Stamm, ja, je mehr wir ins Ahrnthal, der Fortsetzung des Taufererthales, vordringen, desto energischer wird er. Und steigen wir ihm noch weiter über den Eisgrat hinüber nach in die Zillerthaler Gründe, Dux, Zemmgrund, Stillup, so können wir ihn bis in die Gegend von Zell verfolgen, wo er an die reinen Bajuwaren des äusseren Zillerthales grenzt. Hier kann nun jeder Besucher des letztgenannten Thales, ohne ins Pusterthal zu müssen, diese zwei — nach Ansicht der Ethnographen — identischen Zweige des bajuwarischen Stammes bequem nebeneinander sehen und studieren. Er mag sich dann auch die Frage vorlegen, wie es komme, dass schon im mittleren Zillerthal, wo diese dunkle Rasse beginnt, auch Ackerbestellungs- und Ernteverrichtungen und Gebräuche ganz anders sind wie im Vorderzillerthal und in den übrigen Thälern bajuwarischer Zunge, gleichwie der Charakter des Hinterzillerthalers von dem des Vorderzillerthalers nach jeder Richtung ganz verschieden ist, wohl aber eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit dem der Bewohner des Taufererthales und Vorderpusterthales aufweist. Ja, er braucht nicht einmal soweit zu gehen. Schon im Ahrnthal, dieser Fortsetzung des Taufererthales, wo doch, wie gesagt, nicht mehr der reine bajuwarische Typus vorherrscht, sondern der des hinteren Zillerthales, wird ihm diese Verschiedenheit sofort auffallen. Jedenfalls muss man, wenn man schon die Unterpusterthaler als Bajuwaren gelten lassen will, eine bedeutende Rassenkreuzung, sei es mit der bei der Einwanderung wenigstens im östlichen Teile vor-

gefundenen slavisch-wendischen, sei es mit der in den südlichen Seitenthälern und gewiss auch im Hauptthale noch sesshaften illyrisch-romanischen Bevölkerung,¹⁰⁾ sei es endlich mit einem in dieses Thal zurückgedrängten oder später dahin gelangten andern germanischen Stamme — Langobarden? — Goten? Sachsen? Franken? wer weiss es — annehmen. Noch ein Ausweg bliebe übrig, um diesen nichtbayerischen Typus mit der geschichtlichen Überlieferung in Einklang zu bringen. Allerdings besetzten Bayern am Ende des 6. Jahrhunderts das Pusterthal. Aber was heisst Bayern? Bayern ist doch nur der Gesamtname für mehrere unter ihm begriffene germanische Völkerschaften, so der Markomannen, Quaden, Narister, zum Teil sogar Vandalen. Es wäre also immerhin denkbar, dass eine dieser andern bayrischen Völkerschaften die Besetzung des Pusterthales vorgenommen hätte.

Je weiter wir im Pusterthal gegen Osten vordringen, desto mehr begegnen wir den Merkmalen der slavischen Bevölkerung. Was von Niederdorf und Toblach, der Wasserscheide von Rienz und Drau, östlich liegt, trägt einen Tropfen slavischen Blutes in sich, was sich besonders beim weiblichen Teil der Bevölkerung in vorteilhafter Weise bemerkbar macht. Schönere Gesichtszüge, die dunkeln, kühn geschwungenen, sich zur Nasenwurzel neigenden Augenbrauen und die gestrecktere Gestalt geben der Hochpusterthalerin jedenfalls den Vorzug vor ihrer westlichen Nachbarin.

Wirklich zu bedauern ist es, dass auch hier noch, wenn auch nicht so sehr wie im Unterpusterthal, beim weiblichen Geschlecht die barbarische Sitte der Einpackung der Büste herrscht. Zwar das früher gebräuchliche, aus dünnen Holzschienen fabrizierte Mieder ist nun fast allerorts abgekommen, aber nur, um einer nicht minder unpassenden Einpressung Platz zu machen. Die Pusterthalerin trägt jetzt drei, sage drei »Mieder-Leiblen« übereinander, von denen das innerste mit Watte gepolsterte den schweren Unterkittel, das mittlere den zweiten Unterkittel und das äusserste den hundertfach gefalteten, gewichtigen »Wifling«, dieses fast ungläubliche Monstrum eines Weiberrockes, zu tragen hat. Zu diesem Zwecke sind diese drei »Mieder-Leiblen« an den Kitteln, beziehungsweise am Rock fest angenäht, und müssen, um diese Last tragen zu können, eng schliessen. Darüber kommt erst noch die oben herüber dicht wattierte und ebenfalls fest zugeheftete »Tschoap'n« (Jacke). Durch diese dreifache Einpressung wird die Brust beiderseits derart zusammengedrückt, dass die Büste vorn ganz brettfach erscheint. Man kennt daher eine Pusterthalerin — und in Innsbruck sind deren genug als Dienstboten zu sehen — sofort an der Haltung des Oberleibes und vorzüglich an der Vorbeugung der Schulterblätter. Wie entstellend und wie gesundheitsschädlich diese unsinnige, auch im Vinschgau herrschende Sitte ist, braucht nicht gesagt zu werden. Ganz irrig ist jedoch die allgemein verbreitete Ansicht, dass die Geistlichkeit diesen Unfug unterstützte. Ich weiss im Gegenteil, dass im Pusterthal wie im Vinschgau der Klerus oft genug den Versuch gemacht hat, demselben zu steuern. Es ist dies eine alte romanische Sitte, die Brust möglichst flach zu halten.¹¹⁾ Gewiss hängt diese Verbarrikadierung der weiblichen Reize auch mit dem sittenamen Charakter der Pusterthalerinnen zusammen, welche jedes Hervortreten der Brust selbst bei alten Leuten als etwas nicht geziemendes ansehen.

Aber auch die Männer sind im Hochpusterthal grösser und schöner, und wer das Isel- und Kaiserthal, wo überhaupt eine ganz eigentümliche Rasse lebt, besucht, begegnet fast durchgehends wahren Hünengestalten. Bemerkenswert zu werden verdient noch zur Charakteristik des deutschen Pusterthales, dass es gleich dem Unterinntal den Anforderungen der Neuzeit in politischer und religiöser Richtung einigermassen entgegenbringt. Pusterthal ist, dank dem sparsamen, verständigen und spekulativen Sinne der Bewohner, ziemlich wohlhabend, in den letzten Jahrzehnten wurde auch der Fremdenzuzug zu einer bemerkenswerten Quelle des Wohlstandes.

Die Kunstanlage hat das Pusterthal durch die Schöpfungen eines Defregger und Hellweger u. a. sattsam dokumentiert.

Kehren wir nun wieder an den Eingang des rauhen, noch vollständig nördlichen Charakter tragenden Pusterthales zurück, so befinden wir uns im hellen Süden. Weinreben und Edelkastanien, leuchtend blauer Himmel und seidenweiche Luft sind die landschaftliche Signatur des untern Eisakthales von Brixen durch die Porphyrschlucht von Atzwang-Blumau bis zum weiten Thalkessel von Bozen, wo wir das sonnige Etschthal begrüßen. Die Bevölkerung trägt, wie wir schon weiter oben bemerkten, kein ausgesprochenes Gepräge, sondern muss als ein Gemisch aus den verschiedensten Stämmen betrachtet werden, nur dass in der Brixner Gegend der bajuwarische, im untern Eisakthal, besonders am Ostgelände, der romanische Charakter mehr durchschlägt. Man darf nicht vergessen, dass hier das Grödnerthal mit seiner romanischen Bevölkerung ausmündet und dass also gewiss auch im Eisakthale selbst noch genug germanisierte romanische Volksreste zurückgeblieben sein dürften. Dies bezeugt auch das lebhaftes Temperament, die Hast der Sprache und des Gebärdenspiels. Zugleich macht sich hier schon ein nicht wegzuleugnender Zug von religiöser Schwärmerie geltend, ein Hang zu pomphaften kirchlichen Festen, der zunimmt, je mehr wir gegen Süden vorrücken, während andererseits jede Spur profanen Volkslebens samt dem Volksliede vollständig verschwindet. Ebenso sind die Bewohner für politische Tagesfragen ziemlich unempfindlich. Gleichmässig spinnt sich ein Tag nach dem andern ab und nur grössere kirchliche Feste und Wallfahrten rütteln die Bewohner vorübergehend aus ihrem Alltagsleben.

Hier muss nun gleich auf einen Punkt aufmerksam gemacht werden, der charakteristisch auch für die folgenden Partien ist. Während nämlich die Thalsole eine wohl zähe aber durchaus nicht schöne Bevölkerung zeigt, sind die breiten Höhenrücken, welche das Eisakthal begrenzen, von einem äusserst kräftigen und schön gewachsenen Menschenschlag bewohnt, der vornehmlich auf den westlichen Höhen entschieden germanischen Typus trägt. Es sind Leute mit freundlichem, zutraulichem Blick und von gastlichem Wesen. Am auffallendsten wird dieser Unterschied in der Bozner Gegend. Wenn man in Bozen an Markttagen die Gruppen von Bauern betrachtet, so kann man die Bergbewohner, die von Villanders, Ritten und Jenesien wiegenden Schrittes herabgestiegen sind, von den Thalbewohnern sofort unterscheiden. Von ersteren hat auch Meister Defregger die Modelle für sein »Letztes Aufgebot« genommen. Dies gilt nun in erster Reihe von jener grossen, vom Sarntal durchschnittenen Hochfläche, welche sich im Halbbogen, von Eisak und Etsch begrenzt, zwischen Brixen, Bozen und Meran ausdehnt, gegen das Passeierthal abfällt und jene hochgewachsenen Männer- und Frauengestalten aufweist, welche nach der Ansicht von Felix Dahn und Steub mit den Passeirern, Ultnern, kurz mit den Bewohnern des einstigen Burggrafenamtes gemeinlich als Goten angesehen werden. Trifft sich dies nicht wunderschön. Das herrliche Meran mit seinem Kranze rebenbegrünter und burggekrönter Höhen, mit dem Hintergrunde kühnauftragender Berge, das schöne Burggrafenamt — das man den Garten des Etschlandes heisst —, dies sollte auch die Heimstätte der Abkömmlinge jener tapfern Gotenkrieger sein, welche der grosse Theodorich von Verona hieher gesandt, um das neugegründete Reich gegen die anstürmenden Barbaren zu verteidigen, oder vielleicht gar die Enkel jener Gotenhelden, welche nach dem Falle Roms und nach der unglücklichen Schlacht am Vesuv in die Berge geflohen seien und hier ihre neue Heimat gefunden hätten. Welchen romantischen Zauber webt diese Entdeckung um den villenreichen Kurort! Mit welch' andern Blicken betrachten wir jetzt den breitschulterigen Saltner (Weinhüter), wenn er uns in seiner wunderlichen Tracht, im grauen Lederwams mit dem unbeschreiblichen Hut und mit der Helle-

barde die »Tabakkreuzer« abfordert! Ja, wenn sich für diese Hypothese nur halbwegs eine stichhaltige Begründung finden liesse, ich würde sie mit Jubel begrüßen. Denn wer würde sich nicht freuen, in diesen hochgewachsenen Männergestalten mit den treuherzigen Augen, blonden Ringellocken, mit den schönen, edelgeformten Gesichtszügen Abkömmlinge des besten deutschen Stammes, der Helden, die »den Kampf um Rom« gekämpft, anzuerkennen. Und erst die Mädchen. Kein tirolisches Thal, selbst Unterinntal nicht ausgenommen, hat Gestalten von solchem Reiz, von solch' ruhiger Anmut aufzuweisen.

Die Bauern des Burggrafenamtes im engern Sinne sind nach meiner festen Überzeugung, trotz Dahn und Steub, keine Goten, sondern das, wofür ich sie immer hielt, entweder ein alemannischer Stamm, oder, was sich allerdings leichter sagen als beweisen lässt, Langobarden.¹²⁾ Für erstere Annahme spricht der ganze Typus, die Volkstradition, die Sprache der alten Dorfrechte und Gemeindeordnungen, die Art, die Haare zu tragen, besonders beim weiblichen Geschlecht; sie tragen es aus der Stirne rückwärts gestrichen und durch eine Nadel festgehalten — und so noch mehr, bis zur Zipfelmütze der Meranergoten, ohne welchen Kopfschmuck man sich einen echten Alemannen oder Schwaben noch gegenwärtig ja gar nicht denken kann. Für die gotische Abkunft lässt sich, offen und trocken gesprochen, meines Erachtens nur ein haltbarer Grund anführen, auf den Univ.-Prof. Busson zuerst aufmerksam gemacht hat und der beim Vorhandensein noch anderer Beweisgründe wirklich beachtenswert wäre. Nach des Byzantiners Eunapius Bericht sollen nämlich die Goten τὰ σώματα βαρύτερα τοῖς ποσὶ, also die »Leiber für die Beine zu schwer« besessen haben, und dies ist in der That der Fall. Wer diese breitschulterigen reckenhaften Gestalten sieht, kann sich fast eines Lächelns nicht enthalten, wenn er damit dieses — man vergebe den Ausdruck — »schlechte Gestell« vergleicht.

Die Burggräfler, die uns die Meraner Schriftsteller Karl Wolf und O. Rudl so meisterhaft geschildert haben, sind ein ganz merkwürdiges Volk. Dieses mit solchem Reckentum kaum vereinbare unglaubliche Phlegma, diese unerschütterliche Ruhe und feierliche Gelassenheit in Gang und Handeln, diese für einen, der ein frisches Wort vom Munde gewohnt ist, ganz unbegreifliche Sprech- und Denk- — wollen wir sagen — Langsamkeit. Diese Erscheinung ist in der That rätselhaft und fordert die Frage nach dem Grunde heraus. Ist dieses Phlegma schon ursprüngliche Charaktereigentümlichkeit, oder haben Klima, Nahrung, Lebensweise und Beschäftigung diesen Zug erst entwickelt? Fast möchte man das letztere glauben. Man wird mich nicht missverstehen, wenn ich ganz offen kurz meine Meinung ausspreche. Der Meraner isst viel und trinkt — nicht wenig, die Arbeit bringt ihn auch nicht um, er macht nicht viel Bewegung, schläft unter schweren Federbetten u. s. f. Von der Leistungsfähigkeit eines gesunden Burggräflers im Essen und Trinken kann man sich anderwärts überhaupt gar keine Vorstellung machen. Andererseits ist der Burggräfler ein ehrlicher, braver und verlässlicher Mann, der zäh an seiner malerischen Tracht und alten Sitte hält, nicht viele Ansprüche macht und froh ist, wenn er viele Prozessionen und Scheibenschiessen mitmachen kann und die Zahl der Bauernfeiertage sich nicht vermindert. Wir müssen übrigens auch hier wieder Thalboden und Höhen, beziehungsweise Seitenthäler unterscheiden. Die Prachtgestalt, wie das geschilderte Wesen gehören vorzüglich den Höhen- und Seitenthälern, in erster Linie Passeier, an. In der Thalsole von Meran, überhaupt in der Thalsole des Etschlandes gegen Vinschgau, wohnt eine kleinere aber stämmigere Rasse, die schon unverkennbar romanischen Typus trägt. Derselbe verstärkt sich, je mehr wir uns dem bedenklichsten Bevölkerungsteile Tirols, den schlimmen Vinschgauern oder Bewohnern des oberen Etschlandes nähern, welches Thal und Volk wir zum Schlusse noch ganz kurz berühren wollen. Sollte sich unter den

geehrten Lesern ein Bewohner dieses genannten Gaues befinden, so möchte ich denselben höflichst ersuchen, seine Aufmerksamkeit auf einige Momente einer andern Lektüre zuzuwenden, da die hohe Aufgabe des Kulturhistorikers mir leider die traurige Verpflichtung auferlegt, rückhaltlos der Wahrheit Zeugnis zu geben. Die Vinschgauer, über deren Erschaffung der liebe Gott bekanntlich geweint haben soll, so verschlagen sind sie, stehen in ganz Tirol in einem verflucht zweifelhaften Geruche und wenn anders der Satz »des Volkes Stimme, Gottes Stimme« wahr ist, müssten wir in den Vinschgauern den Inbegriff aller Schlechtigkeit, die Essenz dessen, »was man so recht das Böse« nennt, erblicken. Schon das allgemein verbreitete Sprichwort: »Der Pusterer hat eine Kuh (Var. Ochsen) gestohlen und der Vinschger hat sie ihm herausgelogen«, verbunden mit einem ganzen Codex überlieferter Schandthaten und Schwindeleien, welche die Vinschger seit ihrer Erschaffung verübt haben sollen, beweist, dass gegenüber dieser Vinschgauer Rasse, mögen es nun Staudenvinschger oder Edelvinschger sein — denn in diese zwei Kategorien teilen sie sich selbst ein — Vorsicht zum mindesten geboten sei.

Nach diesem scherzhaften Intermezzo, das der geneigte Leser hoffentlich nicht missverstehen wird, sei wieder dem Ernst der Platz eingeräumt. Die Vinschgauer, welche ihre rätoromanische Abstammung, wenn dieselbe auch mit deutschen Elementen alemannischer Art versetzt ist, nicht verleugnen können und das romanische Idiom auch fast bis in die neueste Zeit bewahrt haben, gehören mit den Oberinnthalern zu den intelligentesten Bewohnern Tirols. In Kunst und Wissenschaft haben sie Erkleckliches aufzuweisen. Jedenfalls sind sie besser als ihr Ruf. Klug, berechnend, stets auf seinen Vorteil bedacht, mit trefflicher Zungenfertigkeit ausgestattet, ist der Vinschger Allen, mit denen er geschäftlich zu thun hat, weit überlegen und hätte deshalb auch nicht nötig gehabt, sich von Karl dem Grossen das Privilegium des Lügens zu erbitten. Die Vinschgauer haben insofern eine gewisse Charakterähnlichkeit mit den ebenfalls für pffiffig und verschlagen geltenden Nons- und Sulzbergern, die vielleicht mit ihnen gleichen Stammes sind.¹³⁾ Diese geistige Überlegenheit — nennen wir sie geschäftliche Schlauheit —, in der an und für sich gewiss nichts Unehrenhaftes liegt, oder besser gesagt die Inferiorität der anderen, haben den Vinschgauern zu ihrem eigentümlichen Renommee verholfen. Von der alemannischen Aufpfropfung haben die unschuldig Gekränkten wenigstens Eines gelernt, den Sinn für Reinlichkeit, welche löbliche Eigenschaft sie am jüngsten Tage gegenüber den Anschuldigungen ihrer liebenswürdigen Landsleute an Inn und Etsch als kleines Verdienst in die Wagschale werfen können. Damit sei unsere Wanderung geschlossen.

II.

Im vorangehenden Abschnitt haben wir gesehen, dass man im strengen Sinne von einem einheitlichen tirolischen Volkscharakter, wie derselbe in andern österreichischen Ländern, z. B. in Salzburg, in den deutschen Teilen von Kärnten und Steiermark und vor allem in Ober- und Niederösterreich zu Tage tritt, nicht sprechen könne, sondern dass sich unter dem Einflusse von Orts- und Stammesverhältnissen vier oder, wenn man will, fünf grosse Stammes- beziehungsweise Thalcharaktertypen herausgebildet haben, welche nach ihrem ganzen äussern und innern Sein grundverschieden und infolgedessen auch sofort erkennbar sind, nämlich der gemütliche und biedere Unterinntaler, der ernste und verständige Oberinntaler, der erwerbsinnige Pusterthaler, der kluge Vinschger, der bedächtige Burggräfer. Der Wipp- und Eisakthaler, sowie der untere Etschthaler bilden keinen besonderen Typus, sondern es zeigen die erstgenannten den Mischcharakter des bajuwarisch-alemannischen, die letztgenannten den des pusterthalerischen.

Sind nun aber auch diejenigen Züge und Eigentümlichkeiten, welche den Charakter eines Volkes ausmachen, bei der Bevölkerung Tirols nicht einheitlich vertreten, sondern in verschiedenem Ausmasse verteilt, so haben doch jahrhundertelange Zusammengehörigkeit, Gleichartigkeit der Lebensführung und Gleichheit der Lebensinteressen, Abgeschlossenheit gegen aussen und nicht zum mindesten die Bluttaufe einer ruhmreichen Vergangenheit nach und nach einen Gesamtcharakter erzeugt, der bei aller Verschiedenheit der tirolischen Stämme untereinander, das Gepräge einer einheitlich geschlossenen Bevölkerung trägt. Der beste Beleg hiefür ist wohl, dass man den Tiroler, sobald er die Grenzen seiner Heimat überschreitet, mag er aus was immer für einem Gau kommen, selbst in den Nachbarprovinzen sofort als Tiroler erkennt und zwar nicht etwa bloss aus seiner Tracht oder Sprache, sondern aus seinem ganzen Wesen und Charakter oder wie man hierlands sagt, aus seinem ganzen »Gelasse«.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich nun den tirolischen Volkscharakter vorführen und zwar ohne Schönfärberei, mit seinen Licht- und Schattenseiten.

Die Hauptmomente, welche den Charakter des einzelnen Menschen, wie eines Volkes ausmachen, sind erstlich physische Eigenschaften, sodann geistige und gemüthliche, ferner religiöse und moralische, wozu entfernter noch Lebensweise und Beschäftigung gehören.

Beginnen wir mit dem physischen Charakter des Tirolervolkes.

Die Tiroler gehören, wie durch die Untersuchungen des Hofrates Univ.-Prof. Dr. Toldt in Wien auf Grundlage der Stellungslisten, d. h. über die am Assentierungsplatze Erschienenen, klargelegt ist, der überwiegenden Mehrzahl nach dem grossen, zum Teil sogar dem sehr grossen Menschenschlage an. Das zusammenhängende Gebiet desselben umfasst den grössten Teil von Tirol in der Weise, dass die Grösse des Menschenschlages von Osten und Norden gegen Westen und Süden abnimmt. Es umfasst in Nordtirol das ganze Unterinntal einschliesslich Zillerthal, ausschliesslich Alpach, das ganze tiefere Oberinntal bis Imst und Reutte, sowie Stubai; im Süden das ganze Pusterthal mit den Nebenthälern ausschliesslich Villgraten, ferner das mittlere Etschthal bis gegen Schlanders, den Meraner Bezirk mit dem Passeierthal, das Sarnthal, endlich das ganze Eisackthal von Bozen bis Sterzing ausschliesslich Gröden. Es dient hier die Höhe von 170—174 *cm* und von da aufwärts als Massstab. Der weitaus grösste Menschenschlag findet sich im Kalsersthal, einem Seitenzweig des Iseithales, wo der Prozentsatz der Grossen 61 beträgt, kleine Leute überhaupt gar nicht vorkommen und selbst von den Mittलगrossen keiner weniger als 165 *cm* aufweist. Der mittelgrosse Schlag mit der Höhe von 160—169 *cm* kommt im Unterinntal nur im Alpachthal, im höheren Oberinntal, im Gebiet von Landeck und Ried, ferner im Gebiet von Steinach im Wipphthal, Taufers im Pusterthal, endlich im Distrikt von Bozen, Lana, Kastelruth und im Grödnerthal vor. Aber selbst in diesen Gebieten mittelgrossen Schlages neigt sich der Prozentsatz mehr den Grossen zu.

Kleiner Schlag mit 155—159 *cm*, kurz unter 160 *cm*, findet sich, ausser in dem schon berührten Villgratner Thal, nur im obern Vinschgau, ferner auf dem Kalterer Mittelgebirge und das tiefere Etschthal hinunter in der Neumarkter Gegend bis Rovereto und Ala, sowie in den andern welschtirolischen Bezirken von Fondo, Fassa, Cembra, Civezzano und Vezzano. Desgleichen in Arco, Mori und Condino.

Was die Schönheit der Gestalt, Ebenmass des Wuchses und der Gesichtszüge anbelangt, so gehen diese Vorzüge in Tirol mit der Grösse nicht immer Hand in Hand. Schöne Männergestalten trifft man im Leukenthal, Prägratten, Zillerthal und Dux, im vordern Ötztal, die schönsten vielleicht im Sarnthal, besonders in Pens und Dürnholz. Auch die Lienzer Gegend und das Kalsersthal haben schön und ebenmässig

gewachsene Männer. Der Schönheit der Burggräfler, auch z. T. der Pusterthaler, thun einerseits die unverhältnismässig breiten Schultern, anderseits die nicht schönen und meist zu kurzen Beine Eintrag. Dasselbe gilt von den Passeirern und Leutaschern. Hingegen zeichnen sie sich durch edle Gesichtszüge aus. Überhaupt wird es kaum ein Land geben, in dem einem so scharf und verschiedenartig markierte Gesichter aufstossen. Es hängt dies ohne Zweifel mit der Rassenkreuzung in früheren Jahrhunderten, als Tirol der Wohn- und Durchzugsplatz der verschiedensten deutschen und nichtdeutschen Stämme war, zusammen.

Das weibliche Geschlecht hat seine schönsten Vertreterinnen im tiefen Unterinntal und in der Kitzbühler und Brixenthaler Gegend, ferner in den blauäugigen und blondgelockten Meranerinnen und in den gazellenfüssigen Jenesierinnen.¹⁴⁾ Fast griechischen Typus tragen die weiblichen Bewohner des Tesinothales.

Ja, wo bleiben denn die weltbekannten schönen Zillerthalerinnen, wird man fragen. Ich will der Schönheit der Genannten nicht zu nahe treten, möchte dieselbe aber mehr in einer gewissen Üppigkeit der Formen und blühenden Gesichtsfarbe als im Ebenmass der Glieder und in der Feinheit der Gesichtszüge suchen. Das bekannte Renommee erhielten sie dadurch, dass das Zillerthal das erste der tirolischen Thäler war, das der Aussenwelt durch Fremdenbesuch erschlossen wurde; überdies sorgten Zillerthaler Handschuhhändler und die sogenannten National-sänger sattsam, den Ruf von der Schönheit der Zillerthalerinnen weit über die Landesgrenzen zu verbreiten. Hingegen zeichnet sich, wie schon bemerkt, der männliche Teil der Bevölkerung des Zillerthals durch grosse Schönheit und Stärke aus. Letztere, die Stärke wie Gelenkigkeit, teilt der Zillerthaler übrigens mit den andern Tirolern. Beispiele hiefür liefert fast jedes Thal. So übersprang der 91jährige Hartberger Bauer Blasius Halaus im Jahre 1882 beim Bäckerwirt in Fügen eine hohe Barriere, und der 60jährige Salzer Tomele von Sand im Tauferenthal holte für 1 fl. einen »eingesprengten« Geisbock von der Burgsteinwand (zwischen der Pfarrkirche und dem Dorf), indem er sich über die schmalen, vereinzelt Graspänke an der Felswand langsam hinaufarbeitete.

Auch an Ausdauer leistet der Tiroler, selbst der hochbetagte, noch Erstaunliches. Steixner von Ried im Oberinntale marschierte noch trotz seiner 90 Jahre in einem Tag von seinem Heimatort über den Bühler nach Innsbruck und die Trägerin von Haffing trug im 86. Jahre noch rüstig ihren schwerbeladenen Korb von Meran über den steilen Berg nach Haffing, ohne ausser der »Zehnermesse« eine besondere Stärkung zu sich zu nehmen.

Rüstigkeit, gepaart mit Anlage zu hohem Alter, ist, kann man sagen, ein Erbteil aller Tiroler, und das bekannte Sprichwort, dass man in Innsbruck »die Leute totschiagen müsse«, so alt würden sie, gilt nicht nur von dieser Stadt, sondern mit wenigen Ausnahmen von den meisten Thälern Tirols. Besonders bevorzugt scheint in dieser Hinsicht das Burggrafenamt, das Schnalser- und Martellthal, sowie das Ötztal zu sein.

Man sieht aus dem Gesagten, dass der Tiroler hinsichtlich seiner physischen Beschaffenheit jedenfalls glücklich veranlagt ist. Fragen wir um die Gründe, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die hohe Lage und die damit zusammenhängende, Nerven und Lungen stärkende reine Gebirgsluft, die verhältnismässig gute Kost und gewiss nicht zum mindesten der Umstand, dass die Industrie mit ihrer Konsequenz, den Fabriken, in Tirol noch wenig Boden gefasst hat, hiebei einen wesentlichen Einfluss ausgeübt haben.

Trotz dieser günstigen Vorbedingungen würde die Annahme sehr irrig sein, dass der Bauer etwa gesünder wäre als der Städter, oder dass er von Krankheiten und frühen Todesfällen mehr verschont bliebe. Die Statistik lehrt, dass das gerade

Gegenteil der Fall ist. Die Gründe hiefür liegen theils in den vielen drohenden Zufällen und gefährlichen Arbeiten, denen er ausgesetzt ist oder sich aussetzen muss — es sei hier nur einerseits an die Lawinen, Bergstürze und Murbrüche, Überschwemmungen und Brandunglück, anderseits an die winterliche Herabschaffung des Bergholzes und Bergheues, an die Holzarbeit, Absturz bei Abholung »eingestiegenen« Viehes und Ähnliches erinnert —, theils in der unklugen und irrationalen Wohn- und Lebensweise, die er seit Urvaters Zeiten zu führen gewohnt ist. Die rasche Abkühlung bei strenger Arbeit in beträchtlicher Höhe, wo fast immer ein kalter Luftzug streicht, der plötzliche Temperaturwechsel, gegen den durch seine Bekleidung nicht genügend vorgesorgt ist, die Unvorsichtigkeit beim Trinken nach starker Erhitzung — der sogenannte kalte Trunk —, das Liegen auf nasskaltem Grund, kurz, die gänzliche Unbekümmertheit um Gesundheit und diätetische Regeln bereiten Hunderten von Natur aus kräftigen Landessöhnen Siechtum und frühzeitigen Tod. Was soll man sagen, wenn bei ansteckenden Krankheiten wie Typhus, Ruhr, Faulfieber etc. die oft sehr besuchten »Totenwachen« im engen, mit Miasmen erfüllten Sterbezimmer abgehalten werden, oder wenn, wie es gewöhnlich der Fall, der Schwerverranke in der grossen Essstube sein Schmerzenslager hat, weil nur dieser Raum einen Ofen besitzt, und die verpestete Luft durch das Loch, das sich gewöhnlich über dem Ofen an der Zimmerdecke befindet, in die Schlafkammer der Eheleute im ersten Stock hinaufgeleitet wird, wo auch der jüngste »Zügel« seine Wiege hat. Dazu kommt noch, dass die Fenster durchgehends sehr klein sind. Die Zimmer im Winter zu lüften, fällt keinem Bauern ein, »weil's kalt hereingehet«; es wäre auch nicht möglich, denn die Fenster sind im Winter meist vernagelt, und die Vorfenster nicht zum Öffnen. Was sich infolge dieser unsinnigen Gepflogenheit aus dem Dampf durchschwitzter Wäsche und feuchter Lodenjoppen, die das von der schweren Arbeit heimkehrende Dienstvolk am heissen Ofengestänge zum Trocknen aufhängt, ferner aus dem Speisendunst und Qualm schlechten Tabaks für eine Atmosphäre entwickelt und wie erwähnt, in das darüber befindliche Schlafgemach zieht, lässt sich leicht denken. Dazu kommt noch, dass die grossen Stubenöfen meist stark überheizt sind, so dass der Bewohner von der Arbeit draussen oft aus einer Kälte von —12 und mehr Graden plötzlich in eine Zimmertemperatur von +20° kommt, was nur zu häufig die Ursache von sogenannten »hitzigen Krankheiten« ist. Auch der Mangel nötiger Pflege und das unkluge Verhalten der Wöchnerinnen fällt sehr ins Gewicht, wie anderseits die unvernünftige Behandlung der Kinder im frühesten Alter Hunderte dieser Würmchen zu — Engeln macht.¹⁵⁾ In neuerer Zeit ist übrigens hinsichtlich der Kinderpflege ein Fortschritt zum Bessern zu verzeichnen.

Hier muss nun noch eines weitverbreiteten, die körperliche und geistige Gesundheit und Manneskraft des Tirolers schwer schädigenden Lasters kurz gedacht werden, das, wenn es nicht in Bälde der besseren Einsicht Platz macht, die Entkräftung dieses prächtigen Alpenvolkes zur unausbleiblichen Folge haben muss. Es ist der fast in allen Landesteilen, mit Ausnahme der welschtirolischen, vorzüglich aber im Innthal verbreitete übermässige Branntweingenuss, welche Pest Ende der vierziger Jahre, als die Traubenkrankheit den Wein verteuerte, in Tirol ihren verderblichen Einzug hielt und seitdem trotz Entgegenwirken besonders von Seite der Geistlichkeit in stetem Zunehmen begriffen ist.¹⁶⁾

Ich kann dieses Thema natürlich nicht weiter verfolgen, kann auch nicht alle die Ursachen angeben, welche diesem Laster Vorschub leisten, sondern ich will nur eine meines Wissens noch nirgends gewürdigte herausheben, um zu zeigen, wie oft neuentstehende, auf die Verbesserung der materiellen Lage des Bauernstandes abzielende Einrichtungen in anderer Hinsicht ungeahnt schädliche Folgen

haben können. Es ist bekannt, dass seit einem, ja fast zwei Decennien überall im Lande sogenannte Sennereigenossenschaften sich gebildet haben, welche der betreffenden Gemeinde, beziehungsweise den Milchvieh besitzenden Bauern ein nicht unbedeutendes Erträgnis abwerfen. Auch das südlich von Innsbruck liegende Mittelgebirge besitzt solche und ein bäuerlicher Bekannter daselbst rühmte mir den Aufschwung derselben. Fast gleichzeitig kamen mir verlässliche Berichte über das rapide Zunehmen der Brantweinpest in dieser Gegend zu. Sollte da wirklich ein ursächlicher Zusammenhang sein? So ist es leider. Der Bauer, dem daran liegt, soviel Milch als möglich in die Sennerei zu tragen, weil sie ihm rasch bares Geld einträgt, giebt den Dienstboten zum sogenannten Neune, wie zur Jause, ja, wo es nur angeht, statt der nährenden Milch den verderblichen Schnaps, welcher Brantwein — wenn man dieses schlechte Gesüffe überhaupt so nennen darf — ihm billiger kommt und von dem Gesinde auch lieber getrunken wird. Die Butter im Hause fällt natürlich auch weg.¹⁷⁾ Kleine Ursachen — grosse Wirkungen. Von dem ebenfalls ins Gebiet des physischen Charakters gehörigen Kretinismus, der in Tirol gegenüber den andern Alpengegenden auf ein Minimum beschränkt ist, verbietet mir leider der Raum zu sprechen, ich gehe daher zum geistigen und gemüthlichen über.

Der Tiroler ist im Durchschnitt geistig gut begabt, dafür spricht schon die verhältnismässig grosse Anzahl bedeutender Männer, welche das kleine Land auf den verschiedensten Gebieten des Wissens hervorgebracht hat. Am stärksten ist diese Anlage beim Oberinntaler vorhanden, der an Schärfe des Verstandes alle andern übertrifft. Heller Blick und richtiges Urtheil zeichnet auch den Pusterer, Mitteletschthaler und Vinschger aus, nicht ohne Beigabe klug berechnenden Sinnes. Der Tiroler denkt nicht so rasch als tief; oder richtiger gesagt, mit dem Erfassen einer Sache geht gleichzeitig die Überlegung des betreffenden Falles nach allen Seiten. Die dadurch verursachte scheinbare Langsamkeit des Denkens und der Mangel an Schlagfertigkeit verbunden mit der sonstigen Ungelenkigkeit des Ausdruckes besonders Fremden gegenüber, mag meinen lieben Landsleuten jenen Kosenamen: »dummer Tiroler« eingetragen haben, ein Ausdruck, der schon im achtzehnten Jahrhundert allgemein im Schwange war und dessen verletzendes Beigeschmack nur durch das ebenfalls bei den Angrenzern landläufige Sprichwort: »Trau, schau, wem — kein' Tiroler und kein' Böhm« insofern paralysiert wird, als dieser letztgenannte Satz jedenfalls zeigt, dass die beiden Gemeinten nicht gerade auf den Kopf gefallen sind. Wer überhaupt sich die Mühe nimmt, das tirolische Landvolk nicht aus den Büchern zu studieren, sondern dasselbe bei seinem Reden, Disputieren und Beraten untereinander, sei es im Wirtshaus oder bei einem Jahrmarkt, im Waggon III. Klasse, genauer zu beobachten, der wird im Tirolerbauern vom »dummen Tiroler« bald nichts mehr finden, wohl aber einen mit klarem, nicht gewöhnlichem Verstand und Witz, nebst einem Anflug von Spitzfindigkeit und Übervorteilungskunst begabten Menschen. Ein vielleicht manchem der Leser wohlbekannter geistvoller Universitäts-Professor, ein gebürtiger Steirer, der mehrere Jahre in Tirol lebte, that einmal den sehr treffenden Ausspruch: »Wer nicht glauben will, dass der Tiroler scharfen Verstand hat, darf ihn nur bei seinen zwei berühmten Kartenspielen, dem Perlaggen und dem damit verwandten ‚Bieten‘ beobachten.« Wirklich erfordern diese beiden Nationalspiele eine solche Kopfarbeit und Kombinationsgabe, dass man sich fast wundern muss, dass dieselben nicht schon längst als Geistesgymnastik in den Schulen eingeführt sind.

Noch ein Punkt könnte für die geistige Begabung des Tirolers geltend gemacht werden, der sogar den oben berührten Mangel an Schlagfertigkeit und die Ungelenkigkeit des Ausdruckes Lügen zu strafen scheint. Es ist dies der dem

Tiroler durchschnittlich angeborne Humor und Mutterwitz, der bei den verschiedensten Anlässen und unter den verschiedensten Formen zu Tage tritt. Wer Gelegenheit findet, sei es im abendlichen Heimgarten oder beim Fensterln, die wechselseitigen Neckereien der Burschen und Dirnen, wo Rede und Gegenrede blitzschnell fällt, zu belauschen, oder im Wirtshaus dem oft stundenlangen, in der Form des Schnaderhüpfels geführten stichelnden Wertgesang zweier Burschen zuzuhören, wobei der eine stets den Gedanken des Gegners aufgreifen und denselben durch eine neue Wendung weiterführen, oder wie es z. B. beim Brauch des Klöckelns der Fall ist, der untenstehende Klöckler die reimweis gegebenen Rätselfragen des Hauseigentümers am Fenster ebenfalls in witzigen Reimen sofort beantworten muss — der wird sich vom gesunden Mutterwitz und der spöttischen Anlage bald überzeugen. Auch die gnomische Ausdrucksweise, die sich in Grab- und Marterlinschriften, Haussprüchen und vornehmlich im Sprichworte kundgiebt (vgl. meine »Volkstümlichen Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenländern«. Leipzig 1891), und stark besonders in mehr abgesehenen Thälern, z. B. Ahrnthal, Deffereggem gehört wird, spricht für diese Seite geistiger Veranlagung.

Diese angeborne Spottsucht der Tiroler verschont weder seine Dorfkamraden, von denen gewiss jeder dritte seinen Spitznamen hat, noch die Nachbardörfer, welche man durch Andichtung eines albernen Vorkommnisses und dementsprechenden Übernamens lächerlich zu machen sucht — man denke an die Innsbrucker Karpfen, an die Höttinger Nudelsetzer, an die Wiltener Judenhänger, an die Haller Kübel etc. — noch endlich gewisse Thäler wie Paznaun, Ötzthal, Brandenburg, Ulten, welchen die verschiedensten Lalenburgergeschichtchen angehängt werden. Dass hiebei die »Herren«, auf die der Bauer stets mit einem neidischen Misstrauen blickt, ebenfalls nicht am besten wegkommen, ist leicht begreiflich. So kann man z. B. zur Verhöhnung dieses Standes bei der Fastenkrippe in Zirl den Teufel in Frack und Cylinder erblicken. Das Merkwürdige hiebei ist aber, dass seine Spottsucht mit Vorliebe nicht selten jene Objekte und Gebiete herausgreift, von denen man nicht mit Unrecht annehmen kann, dass sie dem Tiroler das Heiligste wären, nämlich die Religion und deren Hauptvertreter, die Geistlichen. So giebt es beispielshalber eine Verspottung des kirchlichen Ritus, die sog. Duxermesse, das Pinzgauer Wallfahrtslied, ferner ein Heiliggeistlied, resp. eine alte weitverbreitete, von einer kräftigen Weise getragene Travestie desselben.^{18) 19)} Am meisten tritt diese Verspottung der Religion und ihrer Diener in den Heimgartengeschichten hervor, wenn ich die im abendlichen Heimgarten oder im Wirtshaus erzählten schnurrigen und derbkomischen Geschichten so nennen darf. Solche sind z. B. vom Hund, der reden gelernt hat, vom Pfarret, der die Ohren g'macht hat, vom Kapuziner, der Fensterln gängen ist — alles Geschichten, die man höchstens ganz in camera erzählen dürfte. Kurz in Poesie und Prosa, im längeren Liede, wie im kurzen Schnaderhüpf und Sprichwort kommt diese humorvolle und spöttische Ader des Tirolers zum Durchbruch. Ja, es wäre mir ein leichtes, einen alpinen Decamerone, ähnlich dem des Boccaccio zusammenzustellen; freilich, ihn drucken zu lassen, wäre wohl nicht so leicht möglich; ich will es aber doch demnächst versuchen.

Die Gemütsanlage ist beim Tiroler weit weniger vertreten als man gewöhnlich annimmt. Man verwechselt meist Gemüt mit einer gewissen Gemütlichkeit, die den meisten Tirolern eigen ist und sich zum Teil in dem eben berührten Humor ausspricht. Gemüt, also jene Eigenschaft, welche Denken und Handeln nicht so sehr nach logischen und praktischen Grundsätzen als nach Einwirkungen und Stimmungen regelt, wie es z. B. beim Kärntner der Fall ist, kommt beim Tiroler fast nur im Unterinntal und Leukenthal, wo der rein bajuwarische Charakter vorherrscht, zum Ausdruck. Dieser Mangel, wenn man es so nennen darf, zeigt

sich auch in seinen Liedern. Während im Kärntnerlied, dessen Charakter lyrisch ist, die ganze uns so anmutende Gemütsinnigkeit dieses Volksstammes in Text und Weise²⁰⁾ sich ausspricht, ist im Tirolerlied, sowohl im grössern, wie im kleinern, dem Schnaderhüpfli, der epische oder richtiger gesagt, der episch-lyrische Charakter selbst im Liebeslied vorherrschend. Der Tiroler ist alles mehr als ein Gefühls-mensch, dafür ist er eine viel zu praktisch angelegte Natur. Er sorgt in erster Linie für sich. Deshalb erstreckt sich sein Mitgefühl und sein Wohlthätigkeitssinn meistens nur auf einen kleinen Kreis, höchstens auf seine Gemeinde, zu welcher Beschränkung ihn wohl auch seine durchaus nicht glänzenden Verhältnisse bestimmen.

Wie reimt sich nun, höre ich fragen, mit dieser nicht sehr ausgeprägten Gemütsanlage das beim Tiroler so stark ausgesprochene religiöse Gefühl zusammen, das doch zumeist im Gemüt seine Wurzel hat. Sind denn die vielen schönen Kirchen und zahllosen Bildstöckeln und Kapellen, die den Wanderer überall begrüßen, ferner die vielen frommen Stiftungen, die grosse Anzahl der Wallfahrtskirchen, wie andererseits die religiösen Übungen, welche das Tagwerk begleiten, die vielen Bittgänge und Prozessionen, welche den Festkalender des Jahres schmücken, nicht Beweise für stark entwickelten religiösen Sinn und für tiefgewurzelttes Gottvertrauen? Diese genannten Tugenden mit der praktischen Denkmungsart des Tirolers unvereinbar finden, hiesse ebensoviel, als einem nüchternen Verstandesmenschen Religion und Äusserung derselben absprechen zu wollen. Ich werde mich bemühen, den etwas heikeln Gegenstand möglichst objektiv darzustellen.

Der Tiroler — ich habe hier in erster Linie den Landbewohner im Auge — ist vor allem kein Frömmel. Die Kirchzeit, besonders die Predigt, darf nicht zu lang sein, das weiss jeder Dorfgeistliche und richtet sich auch darnach. Die kirchlichen Übungen macht der Bauer mit, wie sie der Städter mitmacht, der eine mit mehr, der andere mit weniger Andacht; ob er der Musik beim sonntäglichen Gottesdienst ebensoviel Aufmerksamkeit schenkt, wie der Städter, weiss ich nicht, jedenfalls habe ich nie gehört, dass eine kunstbedürftige Dorfbewohnerschaft auf die Vorführung von klassischen Messen, gleichwie in Innsbruck oder anderswo, durch Anschlag an der Brunnenssäule besonders aufmerksam gemacht worden wäre. Auch der abendliche Rosenkranz, welcher nach dem Nachtmahl zum Fenster hinausgebetet wird und wobei Jedes seinen festbestimmten Platz hat, ist gewiss mehr Lippengebet und lässt an wirklicher Andacht viel zu wünschen übrig, wie schon aus dem zu einem ganz sinnlosen Silbenknäuel verschlungenen Zerrbild der fünf Vaterunser und fünfzig Avemaria hervorgeht. Aber man denke, dass die Leute den ganzen Tag scharf gearbeitet haben und sich nach Ruhe sehnen. Mit einem Wort, der ländliche Tiroler macht die normalen Andachten und überkommenen religiösen Gepflogenheiten nicht besser aber gewiss auch nicht schlechter mit, als der Städter oder der Bauer in anderen Alpengegenden.

Anders sieht die Sache bei jenen religiösen Übungen aus, die sein leibliches Wohl, den Schutz seines Hauses und Viehstandes und besonders den Nutzen seiner Wiesen und Saatfelder und die Sicherung derselben gegen Elementarereignisse, Hagel etc. betrifft, also bei Bittgängen und Flurprozessionen, Hagelmessen und ähnlichen Andachten. Diese religiösen Übungen werden vom Tiroler mit wirklicher Hingabe und naivgläubigem Gottvertrauen vollzogen. Deshalb werden auch gewisse altheidnische, aber von der Kirche christianisierte religiöse Bräuche wie das österliche Palmen der Äcker, die Kräuterweihe mit ihrer sichernden Kraft gegen Hochgewitter, das Räuchern in den Zwölften, das Vergraben geweihter Kohlen, was übrigens kein kirchlicher Brauch ist, mit ernster Gewissenhaftigkeit vorgenommen.

Besonderes Gewicht legt der Tirolerbauer auf die Kirch- und Wallfahrten und ist in der Wahl des Gnadenbildes sehr vorsichtig, denn nicht jedes hat die gleiche

Kraft. Man stellt sich nämlich die Bilder ganz persönlich vor und unterscheidet z. B. förmliche Muttergottesinstanzen. Hilft die eine nicht, so wandert man zu einer anderen, die noch »höher« ist, d. h. noch mehr Wunder aufzuweisen hat, was ja aus der Menge der aufgehängten Motivtafeln und Motivgegenstände genau ersichtlich ist. In dieses Kapitel gehört auch die Vorliebe des Tirolers für geweihte Dinge, Scapuliere und Gertrudenbüchlein, Kapuzinerpulver und Ignaziwasser, die er gegen allen möglichen Kobold- und Hexenzauber anwendet; dahin gehört ferner in gewissem Sinne das an manchen Orten übliche Aufnageln von Dreissgenkröten und Drudenfüssen an Stallungen, in gewisser Hinsicht auch das Tätowieren der Arme etc. etc.

Damit sind wir bereits auf das Gebiet des Aberglaubens geraten, dem der Tiroler, wenn auch in viel geringerem Masse als die alpinen Nachbarländer huldigt. Der Glaube an Hexen und Wettermacher ist besonders im Pusterthale noch ziemlich verbreitet, aber auch da in entschiedener Abnahme begriffen. Das sog. Anwünschen einer Krankheit oder eines Unglücks, ferner das »Sichanmelden« Sterbender durch verschiedene Zeichen oder durch die »Habergeis«, das »Geistern« in Dachkammer und Stubenwinkeln, die vielen Arten von »Vorbedeutungen« bei den verschiedensten Anlässen, Trauung, Kindbett etc., dies alles ist im Glauben des Volkes noch ziemlich verbreitet. Diese Vorahnungen oder »Vorweilungen«, die sich zum Teil mit dem »zweiten Gesicht« decken, sind besonders in alemannischen Gebieten Tirols, im Oberinntal und im Lechthal (»Füoweiling«) heimisch. (Vgl. Heyl, Volkssagen, S. 41, Renk, Im obersten Inntal, S. 32).²¹⁾

Merkwürdig ist der in Tirol fast allgemein verbreitete Fatalismus, also der Glaube an Vorherbestimmung durch eine unbekante, über allem stehende dunkle Macht, Verhängnis. Er bezieht sich in erster Linie auf die zur bestimmten Zeit eintretende und durch nichts, selbst durch Gott nicht abwendbare Todesstunde. »Es wird halt seine Zeit aus'wesen sein«, kann man oft hören, oder »es hat so sein wollen, kannst nix machen«. Es kann einer vom höchsten Dach oder über die steilste Felswand herabfallen, wenn seine Zeit nicht aus ist, thut ihm der Fall nichts, wie andererseits, wenn seine Zeit aus ist, gegen den Tod kein Doktor und kein Beten hilft. »Der Tod will keine Schuld haben«, sagt der Unterländer, wenn einen ein ganz unerwarteter Fall trifft. Zum Schlusse dieses Abschnittes über den religiösen Charakter des Tirolers will ich noch erwähnen, dass sich in Südtirol, besonders beim weiblichen Geschlechte eine gewisse Neigung zum Mysticismus kundgiebt; es sei hier unter andern an die blutschwitzende Maria von Mörl in Kaltern, an die gleichzeitigen ekstatischen Jungfrauen Dominica Lazzari von Fleims, Crescenza Niklutsch in Tschermers und ähnliche Vorkommnisse erinnert. Die sogenannte »Heilige von Radein« der letzten Jahre, die sich als gewöhnliche Schwindlerin entpuppte, gehört nicht hierher.

Mit Religion pflegt man gewöhnlich Moral und Sittlichkeit in Zusammenhang zu bringen und demnach das fromme Tirol häufig für ein ganz jungfräuliches Land zu halten. Dies wäre ganz unrichtig. Ja, wollte man dies auch behaupten, so würden einen einerseits die Taufregister, andererseits die Gerichtsakten sofort Lügen strafen. Es steht in ersterer Beziehung, wenn man schon, was mir irrig scheint, die Zahl der unehelichen Geburten als Massstab der Sittlichkeit gelten lassen will, Tirol zwar bedeutend besser als die Nachbarländer da, dürfte aber in letzterer Hinsicht, nämlich in Hinsicht auf gewalthätige und widernatürliche Geschlechtsbefriedigung gegenüber den andern sogar schlechter bestellt sein. Natürlich muss man, wie ich schon oben kurz erwähnte, hiebei auch die verschiedenen Thäler unterscheiden. Während in den alemannischen Bezirken, besonders im Oberinntal und Vinschgau auf Zucht und Sitte sehr streng gesehen wird und ein gefallenes Mädchen

in der Gemeinde fast verfehmt ist, nimmt man es im lebenslustigen Unterinntal wie auch im Pusterthale nicht so streng und ein »lediges« Kind gehabt zu haben, gilt daselbst nicht als Schande, besonders wenn, wie es meist der Fall, der Betreffende sein Mädchen später heiratet. In der That erklären sich viele uneheliche Geburten aus dem Umstande, dass die späte Abtretung des heimatlichen Gutes dem Sohn das Heiraten erst spät ermöglicht. Bedenkt man noch, dass die strotzende Kraft dieser Bergbewohner und die reichliche Gelegenheit, welche durch das unbeachtete Zusammensein der beiden Geschlechter auf der Alpe, beim Bergmahd, ja sogar im Hause selbst geboten ist, diesem Naturtrieb leichten Vorschub leistet, so wird man bei Beurteilung des immerhin noch ziemlich hohen Prozentsatzes unehelicher Geburten gewiss einen billigeren Massstab anlegen. Bedenken wir aber, dass gerade in Thälern, in denen der Säbenstrauch wächst, die Zahl unehelicher Geburten sehr gering ist, so werden wir bald stutzig werden und uns zur Erkenntnis durcharbeiten müssen, dass ein geringerer Prozentsatz unehelicher Geburten durchaus nicht als Beweis höherer Volksmoral, sondern unter Umständen sogar als Beleg tiefer stehender Moral angesehen werden muss.

Andererseits stellt es dem öffentlichen Moralbewusstsein des Tirolers ein ehrendes Zeugnis aus, wenn strenge darauf gesehen wird, dass ein Bursch es nur mit einem Mädchen, ein Mädchen nur mit einem Burschen zu thun habe, sowie auch, dass der Betreffende das Mädchen, sobald er kann, heirate. Die Hüter der strengen Sitte sind merkwürdigerweise die Burschen selbst, welche an den meisten Orten die Sittenpolizei sich anmassen. Besonders streng nimmt man es im Oberinntal und Vinschgau. Im ersteren Thale wird der Betreffende, der eine sogenannte verbotene Liebschaft hat, beim nächtlichen Heimgang vom Mädchen von den auf-lauernden Burschen ergriffen, mit Taxen umgürtet und mit einer helltönenden Schelle behängt und so durchs Dorf getrieben. Oft muss er noch zur Strafe mit lauter Stimme sein pater peccavi hersagen und ein Vaterunser beten. (Ulten.) In Vinschgau hingegen streuen die Burschen vom Hause des betreffenden Mädchens bis zum Hause des Liebhabers einen anfänglich breiten Streifen von Sägspänen oder Gerberlohe auf, in den sie zur öffentlichen Bekanntmachung des galanten Abenteurers die Namen der zwei Leute hineinzeichnen. Noch ärger ist die Strafe, wenn der Ertappte einem benachbarten Dorfe angehört, mit dem die Burschen in ererbter Feindschaft leben. Dieser wird »g'wasent« oder »heimg'wasent«, d. h. er wird mit ausgehobenen Rasenstücken (Wasen) so lange beworfen, bis er die Grenze seines Ortes erreicht hat. An anderen Orten wird diese rohe Prozedur sogar mit Brettchen oder Holzstücken vorgenommen, das sogenannte »Bretteln.«²²⁾

Ähnliche Verhöhnung tritt ein, wenn ein Mädchen »sitzen« gelassen wird. Da wird im Oberinntal eine der Sitzengelassenen möglichst ähnlich bekleidete weibliche Lehmfigur, die bis zur Mitte durch eine sogenannte Reiter (grosses Sieb) gezwängt ist, am Kirchplatz aufgehängt und ein sogenanntes »Bukstabil« (Pasquill) irgendwo angenagelt, das in Spottreimen den Fall besingt. Die Reiter aber soll das Durchgefallensein symbolisch ausdrücken, wie es auch im bekannten Schnaderhüpfli heisst: »Mein Schatz hat mi g'reitert«. In Leermoos erhält das durchgefallene Mädchen eine Geige nebst Fidelbogen ans Haus gemalt mit den entsprechenden Anfangsbuchstaben. Die volksgerichtliche Thätigkeit der Burschen erstreckt sich jedoch nicht bloss auf das geschlechtliche Gebiet, sondern auch auf alles andere, was nach dem Glauben des Volkes Rüge verdient. Wenn z. B. ein Bauer seine Dienstrboten schlecht hält oder nicht bezahlt, so kann es ihm passieren, dass die Burschen zum Spott mit einer Schelle im Dorf herumziehen und für den geizigen Bauern Geld einsammeln, damit er seine Dienstrboten zahlen könne. Am meisten berüchtigt sind in dieser Beziehung die sogenannten Ultener »Nachtbuben« oder

»Nachtraupen«, welche oft geradezu zum Schrecken der friedlichen Bewohner werden. So stiegen diese einmal zur Winterszeit einem Bauern, ich weiss nicht mehr aus welchem Grunde, durchs Dach ins Haus, zerrten ihn aus dem Bette und liessen ihn im Hemd im Schnee bis zum Morgengrauen gebunden liegen. Ähnliche Vorkommnisse herrschten im Martellthale. Sie müssen gleich den obenerwähnten sittenpolizeilichen Vorgängen als die verkümmerten und ins Rohe verzerrten Reste einer einstmals ernsten und auf moralischer Grundlage entstandenen Volksgerichtsbarkeit, wie sie uns noch im Haberfeldtreiben abgeschwächt entgegentritt, angesehen werden.

Nachdem wir nun den sittlichen Charakter des Tirolers gewürdigt und die Anschauungen darüber auf das richtige, der Wahrheit entsprechende Mass zurückgeführt haben, erübrigt noch, von einigen anderen gemeinsamen Vorzügen und Fehlern zu sprechen.

Vor allem verdient die durchschnittlich grosse Offenheit, Ehrlichkeit und Verlässlichkeit des Tirolers, sowie sein stark entwickeltes Rechtsbewusstsein hervorgehoben zu werden. Die Häuser auf dem Lande sind noch gegenwärtig, sofern sie nicht an der Landstrasse oder an besuchteren Wegen liegen, häufig unversperrt, obwohl die Bewohner entfernt auf dem Felde arbeiten. Geldangelegenheiten und Verträge werden meist durch blossen Handschlag bei einer Flasche Wein, die in diesem Falle nie fehlen darf, abgemacht. Im Zillerthale genügte noch vor einigen Jahren das blosse vor einem Zeugen abgegebene Wort. Glaubt der Tiroler im Rechte zu sein, so ist es schwer, ihn davon abzubringen, ja, mancher aus Rechthaberei entstandene Prozess hat einen Bauern schon um Hab und Gut gebracht.

Arbeitslust und Erwerbstrieb sind beim Tiroler nicht überall in dem Masse entwickelt, wie es wünschenswert wäre und der Spruch: »Wenn der Bauer nicht muss, rührt er weder Hand noch Fuss« hat in gewissem Sinne Berechtigung. Er arbeitet in der Regel nur so viel, als er zum Lebensunterhalt und zum Steuerzahlen braucht und lässt im übrigen den Herrgott einen guten Mann sein. Die Ertragsfähigkeit seiner Äcker und Wiesen, etwa durch fleissigeres Bebauen der Gehänge, oder seines Weingutes zu steigern, ist er im seltensten Falle bedacht. Es hängt dies einerseits mit dem Konservatismus zusammen, dem der Tiroler, wie überhaupt der Bauer huldigt, anderseits mit dem Misstrauen, das er im allgemeinen Neuerungen, mögen dieselben noch so erspriesslich und fruchtbringend sein, entgegenbringt. Im übrigen ist der Tiroler sparsam, ja knickerisch und dreht den Kreuzer zweimal um, ehe er ihn ausgiebt. Dasselbe gilt von der Mässigkeit im Essen und Trinken. Freilich muss man auch da bei den Bewohnern der verschiedenen Thäler unterscheiden. Man kann von Nordtirol sagen, man isst gut bis zur Grenze, wo der Erdäpfelbau beginnt und von Südtirol, die Kost wird schlechter, wo der Plentenbau anfängt. In den übrigen gesegneten Thälern ist, abgesehen von den Welschtirolern, entweder, wie im Unterinnthal fette Milchkost, oder wie im mittleren Etschland neben dem Plenten nahrhafte Fleischkost. Am meisten leistet im Essen und Trinken der Burggräfler. Von der Branntweinpest war schon oben bei Behandlung der Gesundheitspflege die Rede.

Sind nun die aufgezählten guten und schlimmen Charakterseiten je nach den Thälern und Stämmen in verschiedenem Ausmasse verteilt, so giebt es doch zwei Vorzüge, welche allen Tirolern in gleicher Weise gemeinsam sind, nämlich die Liebe zur Heimat und zum österreichischen Vaterlande.

Der Tiroler liebt sein Land wie sich selber und seine am Abhäng klebende Hütte, die er immer wieder an denselben Fleck hinbaut, wenn sie ihm auch die Mur oder die Lawine dreimal fortgetragen hat. Treibt auch Suche nach Arbeit und Verdienst. Tausende von Landeskindern in die Fremde, sie kehren doch wieder in ihren alten Tagen zur Heimat zurück.

Damit hängt auch die unerschütterliche Treue des Tirolers für Kaiser und Reich zusammen, welche Anhänglichkeit er in guten und schlimmen Tagen bewährt hat. Macht sich auch oft am Wirtshausisch sein Unmut über schlechte Verhältnisse und Steuerlast in derber Weise Luft, so dass ein Nichteinheimischer meinen möchte, er habe einen halben Revolutionär vor sich — wenn der Kaiser ruft, so eilt der Tiroler um seinen Stutzen und giebt seinen letzten Tropfen Herzblood her.

Will man daher ein zusammenfassendes Urtheil über die Bewohner des Landes abgeben, so muss man bekennen: Der Tiroler ist im Durchschnitt ein gut angelegter Charakter, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, und den jeder lieb gewinnen wird, der in der rauhen Schale den guten Kern zu finden weiss.

Anmerkungen.

1) Brandis in seinem Ehrenkränzlein leitet deshalb den Namen Tirol von »Thür Allen« ab.

2) Zillertal, Brixenthal, Brandenburg und Achenthal machen davon eine Ausnahme.

3) Damit soll natürlich nur die Signatur im grossen und ganzen gegeben sein. Einzelne stattliche Gehöfte, sowie ansehnlichere Ortschaften, z. B. Telfs, Silz, Nassereit, Imst, Landeck, Fliess, Ried, Pfunds und Fliersch, trifft man auch im Oberinntal.

4) Die Frage, ob der Hauptstock der Oberinntaler dem alemannischen oder dem bayerischen Stamme angehöre, ist noch nicht allgemein gültig erledigt. Ich selbst hielt die »Oberländer«, wenigstens im unteren Teile von Zirl bis Landeck, lange Zeit für Bayern, wenn auch durchsetzt mit alemannischen Elementen. Erst in neuerer Zeit, als ich dem Gegenstande näher trat, bestimmten mich Gründe, die Oberinntaler, und zwar schon von Zirl an, für Alemannen und romanisierte Veneter anzusehen. Sprachlich wird man sie wohl nach der trefflichen, auf streng-wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Arbeit von Dr. Josef Schatz: Die Mundart von Imst (Strassburg. Trübner, 1897) den Bayern zuweisen müssen, trotz zahlreichen alemannischen Elementen in Wortschatz, Konsonantismus, Accent etc. Was mich für die alemannische Abstammung der Oberinntaler stimmte, waren vorzüglich Gründe anderer Art, der körperliche und geistige Typus der Bevölkerung, vom Bayerischen abweichende Sagengestalten und mythologische Namen, Sitten und Bräuche, Rechtsverhältnisse, Alpenwirtschaft etc., kurz die Momente, die ich in der Anmerkung zur ersten Seite als massgebend für die Erforschung der Stammeszugehörigkeit geltend machte. Wenn übrigens die geschichtliche Überlieferung richtig ist, dass die Alemannen Ende des 5. Jahrhunderts von Theodorich Wohnsitze in Rätien angewiesen erhielten und nach dem Zusammenbruch des Ostgotenreiches, also um die Mitte des 6. Jahrhunderts das Lechthal, Vorarlberg und im Wege über den Arlberg und Fernpass auch das Oberinntal besetzten (vgl. Egger, Die Tiroler und Vorarlberger. Wien 1882, S. 39), dann dürften die erst später in Tirol eindringenden Bayern das Oberinntal von den Alemannen bereits besetzt gefunden haben, weshalb sie wohl auch den Weitermarsch südwärts über den Brenner und ins Pustertal nahmen. Es wäre auch schwer einzusehen, wie die früher eingedrungenen Alemannen gerade die fruchtbarsten Gebiete am rechten Innufer: Inzingen, Hatingen, Pollingen, Flaurlingen, Mierningen etc. unbesetzt gelassen, beziehungsweise den später kommenden Bayern reserviert haben sollten. Das nach Schatz vorwiegend bayerische Idiom des Oberinntalers liesse sich dann so erklären, dass das Alemannische, nachdem es vom schwäbisch-alemannischen Mutterlande abgeschnitten war und der Zuzug von letzterem sich abschwächte, während über Scharnitz und besonders vom Unterinntale bayerisches Sprachelement stetig zufloss, von letzterem im Verlaufe der Jahrhunderte bis auf die vorhandenen Reste aufgesogen wurde. Grossen Einfluss auf diesen sprachlichen Umgestaltungsprozess übte sicherlich auch der kirchliche und staatliche Verband. Wie wichtig dieser Moment ist, zeigt das Beispiel von den Lechrainern, die dem Stamme nach Bajuwaren sind und gewiss auch vor Zeiten bayrisch sprachen, jetzt aber den schwäbischen Dialekt aufweisen. (Vgl. Baumann in den »Forschungen z. dt. Gesch.« 16. Bd. S. 273. Anmerkung.) Bei den Oberinntalern wäre der umgekehrte Fall.

5) Der Hauptmarkt für die Schwabenlandkinder ist Ravensburg in Württemberg. Übrigens existiert schon seit geraumer Zeit ein sogen. Hüttkinder-Verein, der ein aufmerksames Auge auf diese jungen Auswanderer hat und besonders für die unbehelligte Hin- und Zurückreise derselben äusserst verdienstvoll wirkt. Den, der sich für diese »Schwabenkinder« interessiert, erlaube ich mir auf meine »Tiroler Volkstypen«; Beiträge zur Gesch. d. Sitten und Kleinindustrie in den Alpen. Wien. Gerold. 1877, S. 100 ff., zu verweisen.

6) Es sei hier nur beispielshalber an die sehr anstrengende und äusserst gefährliche Arbeit auf den steilen Bergmähdern, namentlich, wenn während der Heuzeit schlechtes Wetter eintritt, an die winterliche Herabschaffung des Berghueus u. a. erinnert.

7) Möglich auch, dass, worauf mich Hofrat Chr. Schneller aufmerksam macht, die Nähe der benachbarten Schweiz, mit der die Oberinntaler schon zur Zeit Friedrichs mit der leeren Tasche und Maximilians in nähere Berührung kamen, den Hang zum »Salregieren« gefördert hat.

8) Auf der Westseite, einschliesslich Stubai, mehr alemannisch, auf der Ostseite mehr bajuvarisch, doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch das Navis- und Schmirthal noch alemannische Bevölkerung haben. Prof. Dr. Fr. Stolz möchte lieber »die Verschiedenheit der Bevölkerung des Wippthals und der übrigen hier namhaft gemachten Gebiete von dem grösseren Prozentsatz an romanisierten Ureinwohnern herrührend« annehmen. (Schriftl. Mitteilung.)

9) Daneben kommen allerdings, besonders in der Umgebung von Bruneck, Bevölkerungsteile von reinbajuvarischem Typus vor, womit auch die echtbayerischen Namen stimmen.

10) Der Romanismus, richtiger die romanisierte Urbevölkerung, war hier beim Eindringen des germanischen Stammes wohl auch im Hauptthale noch sehr stark vertreten.

11) Von hochachtbarer Seite werde ich aufmerksam gemacht, dass das Mieder doch vielleicht auf eine spätere Zeit der Einführung dieser sonderbaren Tracht schliessen liesse. Ich ging der Sache vorerhand nicht weiter nach — glaube mich aber zu erinnern, im Jahre 1865 im Arsenal von Venedig flachconvexe Bleiplatten gesehen zu haben, wie sie vor Zeiten — der Cicerone sagte im Mittelalter — jungen Mädchen in den Entwicklungsjahren auf die Brüste gelegt wurden, um diese so niedrig als möglich zu gestalten. Bemerken will ich nur noch, dass im Ahrnthale nur das Mieder eine schmale Fischbeinschiene am Rande eingezogen trägt, damit dasselbe nicht so »horrig« liege, wie bei den Duxerinnen jenseits des Joches. Möglich wäre auch immerhin, dass überhaupt die Büste der Pusterthalerinnen flacher angelegt ist.

12) Bemerken muss ich hier gleich, dass nicht nur in Sprache, sondern auch im Typus eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Burggräflern, unter denen ich in erster Linie die Bewohner der Umgebung von Meran verstehe, und dem Pusterthaler besteht. So hat beispielshalber auch der Pusterthaler das für den Meraner charakteristische helle e (ässen = essen, gäben = geben, gewässen [gewäden] = gewesen, während der Bajuware össen, göben und g'wösen sagt). Auch sind beim Pusterer gleichwie beim Burggräfler die unteren Extremitäten im Verhältnis zum Oberkörper zu wenig entwickelt. — Die Ulmer möchte ich ganz entschieden den Langobarden zuweisen.

13) Schneller möchte nicht ungern im vinschgauischen Schlanders ein Solandres erkennen, was zu den Solandri, wie die Sulzberger italienisch heissen, allerdings gut stimmen würde.

14) Im Pusterthal gilt der Satz: die schönsten Männer in Präggratten, die schönsten Weiber in Virgen; letztere verblühen indes sehr rasch, was auch bei den Zillerthalerinnen und Duxerinnen der Fall ist.

15) Man muss sich geradezu wundern und kann es nur der ererbten guten Anlage zuschreiben, wenn trotz unvernünftiger Ernährung und Pflege der Kinder die Sterblichkeitsziffer derselben die kleinste in ganz Österreich ist. (Statist. Mitteilung des Hrn. Hofrates L. Pfaundler.)

16) Erst in neuester Zeit scheint man auch von Seite des Staates und besonders der Volksvertretung energische Schritte zu thun, um diesem das Volkswohl im höchsten Grade gefährdenden Laster Einhalt zu thun.

17) Über dieses Thema schreibt ein echter Tiroler Bauer von altem Schrot in der Nähe von Innsbruck wörtlich: »... Konsumsennerei trägt schon mehr Bargeld ein, als die Verwendung der Milch in anderer Weise, aber die wenigsten bringen das Mehr-Geld in die Wirtschaft, sondern lassen es darauf gehen durch Gesüff. Das Schlimmste ist, dass Kunstbutter dafür gekauft oder Schweinfett etc. verwendet wird und anstatt der Milch etc. Schnaps zum Untermahl gegeben wird.«

18) Vgl. Carl von Lutterotti's Gedichte in Tiroler Dialekten. 3. Aufl., bearb. von L. v. H. Innsbruck. Wagner, 1896, S. 40 u. 46.

19) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass manche dieser Lieder auf die Reformationszeit zurückgehen, wie andere z. B. das Lutherlied der darauffolgenden Periode ihre Entstehung verdanken.

20) Die »Weise« der meisten Kärntnerlieder ist grösstenteils slovenischen Ursprungs; daher auch der schwermütige Charakter und der langgezogene Vortrag derselben.

21) Zweifellos hängt diese Neigung zum »Sinneln« oder »Sinnieren«, d. h. zum Nachgrübeln über unerklärliche Dinge mit der ersten Bergnatur zusammen, die den Tiroler umgibt. Was das sog. »Sichanmelden« Sterbender betrifft, so ist es allerdings fraglich, ob diese »Wirkung in die Ferne« im Zeitalter der »drahtlosen Telegraphie« in das Gebiet des Aberglaubens zu verweisen ist.

22) Im Lechthal war, wie mir Hr. Hofrat Christ. Schneller mitteilt, es früher üblich, dass ein »fremder« Liebhaber, den man auf einem solchen Gang ertappte, von den Dorfburschen vor einen »Gratten« (zweiäderigen Karren) gespannt wurde. So musste er die aufhockenden Sittenrichter unter ohrenbetäubendem Hü und Ho, wozu es Ruten- und Peitschenhiebe regnete, durch das ganze Dorf bis zur Gemeindegrenze schleppen. Ähnlich wird im Pusterthale das »Mädchen für Alle« aus ihrem Hause geholt, auf einen Karren geladen und, nachdem ihr ein Pechpflaster auf das Kopfhaar gedrückt worden ist, so durch das Dorf geführt.

Herzogseinsetzung und Huldigung in Kärnten.¹⁾

Von

Prof. Dr. Paul Puntschart.

Der Alpenfreund, den seine Wanderung nach Unterkärnten führt, pflegt auch in jenes ausgedehnte Thalbecken nordwestlich von Klagenfurt seinen Schritt zu lenken, welches als »Zollfeld« weit bekannt und berühmt ist. Die vom Glanflüsschen und von der Strasse nach der alten Hauptstadt St. Veit durchzogene Niederung ist grünes Weideland, stellenweise sumpfig und von Baumgruppen und Gebüsch durchsetzt; gegen die Berglehnen zu wogen Felder. Im Westen begrenzt den Blick die dunkle Waldkuppe des Ulrichsberges, an dessen unterem Mittelhange das stille Pfarrdörflein Karnburg liegt. Nordwestlich schaut das massige, fenster- und söllerreiche Schloss Tanzenberg ins Thal. Gegen Osten erhebt sich der aussichtsreiche Helenenberg, im Volksmunde missverständlich Magdalensberg genannt, sowie das Mittelgebirge, welches nach Kirche und Ortschaft Maria-Saal, die am Fusse von einer Anhöhe aus die Ebene beherrschen, Maria-Saaler-Berg heisst. Ernst ragt der imposante altersbraune Dom der hl. Maria »im Saal« mit seinen Tulpentürmen, eine der ehrwürdigsten Wallfahrtskirchen in den Alpenlanden, gen Himmel. Nord- und südwärts grüsst die ferne Alpenkette. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf dem ungemein lieblichen, anmutigen Landschaftsbilde, und unvergesslich sind mir die Eindrücke, die ich an schönen Abenden in jener Gegend empfang, da in der farbenverklärten Natur das Glockengebimmel der friedlich weidenden Herden ertönte und der ehernen Mund der berühmten Maria-Saaler Glocke in feierlich-tiefem Klange des Tages Ende verkündete. Er weckt Stimmung, dieser idyllische Fleck Erde, zumal in dem, der sich bewusst ist, hier zugleich auch auf dem Boden einer der geschichtlich interessantesten Örtlichkeiten in den Alpen zu stehen. Der geschichtliche Reiz bildet gerade den Hauptanziehungspunkt des Zollfeldes, vorzüglich um seinetwillen wird es von Fern und Nah besucht. Der Wanderer sah — um in den schönen Versen Anastasius Grüns zu sprechen —

— die Rinderherden im Rasen
Getränkt aus Römersarkophagen,
Und Lämmer an Marmortafeln grasen,
Als ob sie die Schrift zu lösen wagen,
Und Kinder spielen mit rostesedeln
Schaumünzen der Cäsarenzeit,
Wie Todtengräberjungen mit Schädeln.«

¹⁾ Das merkwürdige Rechtsaltertum habe ich in meinem Buche: »Herzogseinsetzung und Huldigung in Kärnten. Ein verfassungs- und kulturgeschichtlicher Beitrag.« (Mit fünf Abbildungen, Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1899. XII, 304 Seiten) ausführlich erörtert. Die Untersuchung ist auch für den gebildeten Laien berechnet, der sich nicht mit leichter Lektüre über diesen Gegenstand die Zeit vertreiben will, sondern aus ernstem Interesse für ihn eine nähere Orientierung wünscht; denn die Kärntner Huldigung verdient die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Weil dieses Ziel noch besser erreicht wird, wenn sich dazu auch ein kurzer populär gehaltener Aufsatz in einer viel-gelesenen Zeitschrift gestellt, so habe ich der freundlichen Einladung seitens der Schriftleitung, einen solchen Aufsatz zu schreiben, sehr gerne Folge geleistet.

Das Zollfeld ist die Grabstätte der bedeutungsvollsten Römerstadt Noricums, Virunums. Aus seinen Trümmern haben vielleicht die Wenden nach der Besetzung Karantaniens die Karnburg gebaut. Den Ruinen Virunums entstammt der »Fürstenstein«. Ein Bruchstück einer römisch-ionischen Säule, und zwar der untere Teil des Säulenschaftes mit der attischen Basis, stand er noch vor mehreren Jahrzehnten etwa 150 Schritte nordwestlich von der Karnburger Kirche an einem zwischen Feldern gelegenen Wiesenraine, der Säulenschaft etwas in die Erde versenkt. Die Tradition bezeichnet einen Acker im Blachfelde östlich von der Karnburger Höhe als den ursprünglichen historischen Standort des Fürstensteines. Auch die Steinstücke des »Herzogsstuhles«, welcher etwa dreiviertel Stunden von der Karnburger Kirche entfernt, auf dem Zollfelde rechts von der Strasse nach St. Veit in einer Anlage steht, sind fast durchaus den Überresten dieser Stadt entnommen. Der verwitterte »Stuhl«, dessen Bestandteile nicht eigens zu dem Zwecke hergestellt wurden, besteht aus zwei primitiven, roh geformten Steinsitzen, welche durch eine grosse Steinplatte als gemeinsame Rücklehne von einander getrennt sind. Zum östlichen Sitze führen zwei, zum westlichen eine Stufe. Der erstere in der Form eines nicht spätrömischen Kapitales mit einer hohen plumpen Platte zeigt den Charakter der Kunst des »Verfalles« zur Zeit des 7. bis 11. Jahrhunderts, entstammt daher als solcher nicht den Trümmern Virunums. Die Seitenlehnen werden durch zwei senkrecht aufgestellte Steinplatten gebildet. Der westliche Sitz ist ein mächtiger Block mit einer muldenförmig vertieften Sitzfläche. Rechts und links erheben sich Steinblöcke. Von besonderem Interesse ist der Stein, welcher die nordwestliche Ecke des Stuhles ausmacht, weil darauf eine — bezeichnender Weise vertikale — Inschrift eingemeisselt ist, schöne römische Majuskeln in zwei senkrechten, gegen einander gekehrten Zeilen. Auf der nördlichen Seite ist MÄSVETI VERI, auf der westlichen VERI zu lesen — Bruchstücke einer römischen Inschrift, deren Ergänzung fehlt. Die Platte, welche als Rücklehne dient, ist ebenfalls ein römischer Inschriftenstein: auf ihrer Ostseite läuft horizontal über einer eingemeisselten Linie eine Reihe zum Teil nicht mehr entzifferbarer Buchstaben. Meister Mommsen las: AYCR (oder B) VDOIIVVETDVΛ. Ehedem war man in Kärnten der Ansicht, die Inschrift laute RVDOLPHVS DVX. Vielleicht waren einst Nachmeisselungen vorgenommen worden, um glaubhaft zu machen, dass sie so laute. Wie die überkommenen Bezeichnungen dieser uralten Denkmäler die Gedanken auf die verfassungsgeschichtlich merkwürdige Gestalt des ältesten Herzogs Deutsch-Österreichs lenken, so knüpft sich hinwiederum an die Marienkirche die Erinnerung an die vor vielen hundert Jahren von den Deutschen ins Werk gesetzte Bekehrung der heidnischen Alpenslaven zum Christentum. Überreste zeugen heute noch von den Mauern der Karnburg, die im Mittelalter eine deutsche Königspfalz, ein Mittelpunkt des Königsbesitzes in Kärnten gewesen. So reichen sich in diesem Centrum des Landes, wo in der »Karn«burg und im »Kärntner«- oder »Karantaner«berge — wie früher der Ulrichsberg hiess — vielsagend der Name des Landes und seiner Bewohner erklingt, die römisch-antike, slavische und germanische Welt die Hand und buntes Leben regt sich allerorten, wenn wir zurückblicken in ferne Zeiten.

Da steigen vor unserem geistigen Auge auf die Gestalten einer sehr verschiedenartigen Gesellschaft: der reiche Bürger Virunums und der stolze Legionär der weltbeherrschenden Stadt an der Tiber, der Slavenfürst, der Sohn der gebietenden slavischen Adelssippe und der arme slavische Feldbauer, der Salzburger Wanderbischof Modestus mit seinen deutschen Missionären, sowie der edle Karolingerspross Arnulf, der einst auf der Karnburg das Weihnachtsfest verbrachte. Alles aber tritt in den Hintergrund vor einem gar wunderlichen, eigenartigen Schauspiel. Es ist ein farbenprächtiges Bild: Ritter und Würdenträger Kärntens in reicher Zahl,

wehende Fahnen, blinkende Helme und Waffen, kostbare Trachten. Der glänzende Zug bewegt sich zum Fürstenstein bei Karnburg. Voraus schreitet der Pfalzgraf in Kärnten, der Graf von Görz, mit dem grossen Banner des Herzogtums in Begleitung von zwölf kleineren Bannern. Doch rätselhaft! Der Mann, den er geleitet und der als die Hauptperson in der stolzen Schar erscheint, ist ein schlichter Bauer. Er trägt eine erst vom Knie an beginnende Beinbekleidung von grauem Tuche. Die roten Schuhe sind nach bäuerischer Art mit Riemen kräftig an den Beinen festgebunden. Der graue Rock, ohne Halskragen oder kostspieligen Halsbesatz, ist vorne offen, hinten stark eingeschnitten, so dass vier Schösse sichtbar sind, und wird durch einen Gurt um die Mitte zusammengehalten. Eingehüllt ist er in einen grauen Mantel aus einem Stück Tuch ohne Besatz. Das Haupt bedeckt ein gewölbter Hut von grauer Farbe, dessen Schnur keine Börte ist, auch nicht in eine Quaste auslaufend, sondern nur in sich verknötet. In der Hand hält er einen Stab. Neben ihm werden zwei Arbeitstiere, ein weiss und schwarz geflecktes Rind und eine ebensolche Stute, geführt. Zwei Landherren geben dem Bauer an der Seite das Geleite. Auch beim Fürstenstein ist's lebendig. Viel Volk, vor allem Bauern, umlagert den Stein, auf dem ein Bauer mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzt. Jetzt ist der Zug dem Fürstensteine nahe. Slavische Laute schlagen an unser Ohr: der Bauer auf dem Steine beginnt zu reden. Wer schreitet in solch prächtigem Zuge einher? tönt's aus seinem Munde. Der Pfalzgraf und die zwei Landherren antworten: der Herzog Kärntens. Weiter fragt der Bauer: Ist er ein gerechter Richter, auf des Landes Wohl bedacht, freien Standes und voll Eifers für den christlichen Glauben? Sie entgegnen: er ist es und wird es sein. Nun fordert der Pfalzgraf den Bauer auf, den Stein zu räumen und dem Herzog abzutreten. Der Bauer aber will vorerst den Preis für die Räumung des Steines wissen. Der Pfalzgraf ruft: er wird erkauft werden mit sechzig Pfennigen, den beiden Ackertieren, der Bauerntracht des Herzogs und mit Abgabefreiheit. Der Bauer ist zufrieden. Er giebt dem Herzoge einen leichten Backenstreich, trägt ihm auf, ein guter Richter zu sein, verlässt den Stein und nimmt die Tiere zu sich. Unter Assistenz der zwei geleitenden Landherren besteigt der Herzog den Fürstenstein. In seiner Hand sehen wir ein entblößtes Schwert blitzen, welches er nach allen Richtungen schwingt. Hierauf thut er einen Trunk frischen Wassers. Jetzt bricht alles auf: die Ceremonie beim Fürstensteine ist zu Ende. Man zieht in die Maria-Saaler Kirche, wo im Beisein der hohen Landesgeistlichkeit der Gottesdienst gehalten und der noch in Bauerntracht gekleidete Herzog durch den Bischof von Gurk geweiht wird. Nach Beendigung der kirchlichen Feier legt er prächtige Gewandung an und hält das Inthronisationsmahl, bei welchem die Inhaber der Hofämter ihres Amtes walten. Unterdessen strömt die Volksmenge auf dem Zollfelde zusammen und umdrängt den Herzogsstuhl. Der neue Landesfürst erscheint und nimmt auf dem östlichen Sitze des Stuhles Platz. Wir schauen, wie er seine Vasallen belehnt, ihre Huldigung empfängt und Recht spricht. Auf dem westlichen Sitze sitzt der Pfalzgraf, verleiht seine Lehen und lässt sich von seinen Vasallen huldigen.

Die originellen Scenen, welche soeben an uns vorüberzogen, sind noch tief im Spätmittelalter wirklich geübtes Verfassungsrecht in Kärnten gewesen.

Das Wissen über diese alte Herzogseinsetzung und Huldigung schöpfen wir aus der schriftlichen und bildlichen Überlieferung in Verbindung mit den zwei Steindenkmälern, an denen sie sich abspielten. Angesichts der Trockenheit des Gegenstandes kann es mir natürlich nicht beifallen, mit einer auch nur einigermaßen längeren Auseinandersetzung über die schriftliche Tradition zu langweilen. Einige kurze Worte können indes im Rahmen dieses Aufsatzes nicht gut fehlen, und so möge denn der Leser das Wenige geduldig über sich ergehen lassen!

Die älteste Erzählung enthält eine der berühmtesten deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters, das gewaltige als »österreichische Reimchronik« bekannte Werk eines aus Steiermark stammenden Chronisten Namens Ottokar. Trotz mancher Irrtümer, Flüchtigkeiten und Lücken ist sie von hohem Interesse, nicht bloss deshalb, weil sie der erste eingehende Huldigungsbericht ist, den wir besitzen, sondern vorzüglich wegen des altertümlichen Zuges, welcher die Erzählung auszeichnet: nach ihr sollen drei Bürgen die Würdigkeit des Herzogs beschworen haben.¹⁾ Wesentlich anders ist die Beschreibung der Ceremonien in dem »Buche wahrer Geschichten«, welches im 14. Jahrhundert Abt Johannes v. Viktring verfasste. Dem Werke des sittlich hochstehenden, gelehrten Kärntner Abtes gebührt unter allen Chroniken des späteren Mittelalters nach Form und Inhalt die Palme. Und so ist auch seine Schilderung der Huldigung ungeachtet einiger Fehler die wertvollste, über die wir verfügen. Ohne Beziehung zu Ottokar und Johannes v. Viktring ist die äusserst lückenhafte und auch direkt verfehlt Darstellung in zwei Handschriften eines ungenau verbreiteten süddeutschen Rechtsbuches des 13. Jahrhunderts, des sogenannten Schwabenspiegels. Ein oberflächlich unterrichteter unbekannter Autor hat hier das Wort ergriffen, wohl um ein Curiosum zu berichten. Irrige Anschauungen fernerstehender Personen sind nur zu begreiflich, insbesondere weil wir annehmen dürfen, dass sie so manches Mal von der Kanzel herab unter die Leute gebracht worden sein mochten. Ein berühmter deutscher Prediger des 13. Jahrhunderts — merkwürdigerweise derselbe, dessen Predigten gerade bei der Abfassung des Schwabenspiegels als Quellen dienten — Bruder Berthold von Regensburg, wies nämlich in seinen lateinischen Reden die Prediger an, das Auftreten des Herzogs von Kärnten im Bauernkleide näher zu beschreiben, zugleich ein Beweis, dass das bäuerliche Gepräge der Kärntner Herzogseinsetzung weithin bekannt war; Berthold meinte ja, ein gelehrter Prediger solle darüber unterrichtet sein.²⁾ Andere Erzählungen hingegen halten sich an die beiden erstgenannten Berichte. Ottokar wurde augenscheinlich in der Österreichischen Landeschronik Gregor Hagens benützt, an welche sich teilweise wieder die Erzählung des Kärntner Chronisten Jakob Unrest anschloss, während Thomas Ebendorfer von Haselbach in seiner österreichischen Chronik Johannes v. Viktring folgte. Zu den für die Erhaltung und Verbreitung der Tradition wichtigsten Quellen zählt die Schilderung, welche, ebenfalls im Anschlusse an Johannes, die Kosmographie des Aeneas Silvius Piccolomini, späteren Papstes Pius II. (1458—1464) giebt. Ihm folgen mehr oder weniger die zahlreichen Autoren, welche noch über die Huldigung berichtet haben. Ich nenne den berühmten Kosmographen Sebastian Münster und den Chronisten Hieronymus Megiser. Auch ein in gewissem Sinne offizieller — freilich sehr später — Bericht liegt uns vor: die Landstände haben 1564 ihre Rechtsüberzeugung im grossen und ganzen übereinstimmend mit Johannes v. Viktring gegenüber den kaiserlichen Kommissären geäussert. Die Erzählungen sind in der überwältigenden Mehrzahl von Personen verfasst, welche nicht Augenzeugen einer Huldigung waren. Bloss der Viktringer Abt darf als Augenzeuge betrachtet werden, aber von solchen Huldigungen, bei welchen wohl nicht alles nach Recht vor sich ging. Ein geschriebenes offizielles Ritual, welches den Hauptberichten als Vorlage gedient hätte, hat meines Erachtens nicht bestanden, obzwar einzelnes auf den ersten Blick die Annahme eines solchen zu begünstigen scheint. Aus der bildlichen Tradition ragt das Wandgemälde hervor, welches die nördliche Wand des vielbesuchten »Wappensaales« im Landhause

¹⁾ S. zu dieser Erzählung jetzt auch A. E. Schönbach, in den »Mittheilungen d. Instituts f. öst. Geschichtsforschung«, XXI. 3. (1900), S. 518 ff.

²⁾ S. A. E. Schönbach, Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt, in den Sitzungsbericht. d. phil.-hist. Classe d. kais. Acad. d. Wissenschaften in Wien CXLII. (1900), VII. Abh., S. 119 f.

zu Klagenfurt zielt. Mit idealem Schwunge hat hier Joseph Ferdinand Fromiller 1740 die Bauernceremonie verewigt. Im verkleinerten Massstabe ist das schöne Bild ober der Eingangsthüre des »Rittersaales« im Kloster Ossiach zu sehen.

Und nun fort vom unerquicklichen Kapitel der »Quellen«, das zur dürren Gelehrsamkeit führt, welche in der engen Studierstube über vergilbten Pergamenten und staubigen Folianten brüten muss! Wir wollen jetzt den Sinn deuten, der in den ehrwürdigen Bräuchen lebt, die charakteristischen Gedanken klar legen, die sich darin verkörpern. Da haftet der Blick zuvörderst an den fesselnden Vorgängen der Herzogseinsetzung. Sie empfängt ihr Kolorit durch das wirtschaftlich-bäuerliche, christliche, demokratische und privatrechtliche Moment. Das wirtschaftlich-bäuerliche Moment offenbart sich in der Einsetzung durch einen Bauer, in der bäuerlichen Tracht des Herzogs, in der Verwendung von Feldtieren und auch im Wassertrunke, insoferne er die einfachen Lebensverhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung zum Ausdruck bringen soll. Die Teilnahme der Bauernschaft, welche den Fürstenstein umgiebt, lässt die Rolle des bäuerlichen Elementes noch schärfer hervortreten. Der Herzog tritt dem Einsetzungsbauer nicht als mächtiger Herr und wehrfähiger Mann gegenüber, sondern als einer, der sich mit harter Feldarbeit im Schweisse des Angesichtes sein Brot verdient. Bar jedes Schmuckes, einfach und praktisch ist sein Kleid, im Schnitt soll es freie Bewegung bei der Ackerthätigkeit ermöglichen, wobei der Bauer gewöhnlich keine Leibwäsche trug. Der Stab ist wohl als Wanderstab auszulegen. Dem Arbeitsmenschen entsprechen die Arbeitstiere: nicht prächtige Zuchtthiere waren zu wählen, sondern Vieh, dem man die Mühen ansah, welche ihm die Benützung zum Feldbau auferlegte. Johannes von Viktring spricht ausdrücklich von Tieren zur Feldarbeit. Ein Zug von hoher Altertümllichkeit ist ihre Farbe. Die Tiere soll der Bauer erhalten, was sinnfällig die Wichtigkeit des Ackerbaues und das Verständnis des Herzogs dafür, seinen Willen zum Ausdruck bringt, den Ackerbau zu fördern. Den Willen, den Bauernstand zu unterstützen, sollen sämtliche Bestandteile des Entgeltes zeigen: auch das Bauernkleid, die Geldsumme und die Abgabefreiheit. Das zweite Moment ist das christliche. Der Bauer verlangt Eifer für den christlichen Glauben. Der Herzog soll nicht nur selbst ein rechtgläubiger Mann sein, sondern er soll den wahren Glauben auch ausbreiten und fördern, schirmen und verteidigen. Die Religion des Fürsten und seine Stellung zu ihr sind zur Staats- und Verfassungssache erklärt. Darin tritt der dem Heidentum unbekanntes Bekenntniszwang des christlichen Staates in Erscheinung. Die Verselbständigung dieses Momentes ist durch den Zusammenhang der Bauernceremonie mit dem Christianisierungsprozesse gerechtfertigt, der von grundstürzenden Folgen für die Gestaltung der Dinge in Karantanien begleitet war. Von hohem Interesse ist das demokratische Moment. Das Ceremoniell ist eine drastische Ausprägung der demokratischen Idee und der Überordnung ihres Vertreters über den deutschen Herzog, welcher in die Ausübung seiner Herrschaft gesetzt werden soll. Als ein schlichter Mann des Volkes in der Tracht sowohl wie in der Sitte wird er von einem eben solchen Manne in seine Würde eingesetzt. Derselbe redet nicht einmal in der Sprache des herrschenden deutschen Stammes, sondern in der slavischen Volkssprache. Der Bauer auf dem Fürstensteine nimmt eine hohe, dem Herzoge übergeordnete Stellung ein. Dem entspricht sein Verhalten bei der Ceremonie. Der Vertreter des Volkes soll dem neuen Herzog noch keine Ehrfurcht bezeigen. Schon die Beinverschränkung könnte in diesem Sinne gedeutet werden. Doch ist sie möglicherweise nur der Ausdruck ruhiger Überlegung.¹⁾ Bezeichnender sind die Fragen des Bauers, insoferne

¹⁾ S. Pappenheim, in der Ztschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte. XX. German. Abt., S. 309.

sie darthun, dass die vorausgegangene Belehnung des Herzogs durch den deutschen König für den Bauer vorderhand nicht vorhanden ist. Er verlangt als Bedingung seiner Anerkennung bestimmte Eigenschaften des Herzogs auf Grund des Volksrechtes. Ein hervorragend demokratischer Zug ist die Betonung bloss der Zugehörigkeit zum freien Stande und nicht der Abstammung aus edlem Geschlecht. Der Bauer schliesst im Namen des Kärntner Volkes mit dem Pfalzgrafen und den zwei geleitenden Landherren einen Vertrag, worin diese die verlangte Qualifikation verbürgen. Vorher ist die königliche Belehnung nicht als rechtswirksam gedacht, das Volk stattet sie durch seinen Vertreter erst mit Rechtskraft für das Land aus. Das souveräne Volk repräsentierend, hält der Bauer den Fürstenstein besetzt, dessen Innehabung den Besitz des Landes symbolisiert. Durch die Räumung und Abtretung des Steines überlässt er somit dem Herzog den Besitz des Landes. Das Betreten des Steines versinnlicht die Festigkeit der herzoglichen Willenserklärung, die Stärke in der Erfüllung der herzoglichen Pflichten. Seitenstücke sind die der germanischen Schilderhebung ähnliche Erhebung des gewählten Schwedenkönigs auf den »Morastein« in der Nähe von Upsala, sowie die Verwendung des Steines bei den Hochzeitsbräuchen der Esten und im altindischen Hochzeitsritual. Die Schwertceremonie zeigt die Übernahme der Vollzugsgewalt, der Verteidigung der Rechtsordnung nach innen und aussen an. In dem Backenstreiche sehe ich die Versinnlichung der letzten Ausübung der Gewalt des Bauers. Der Bauer erscheint hierin zugleich als der Berechtigte zur Übertragung der Gewalt an den Herzog, welche dadurch sinnenfällig als eine legitime hingestellt wird. Recht charakteristisch ist, dass der Herzog nicht das Kleid wechselt, bevor er den Fürstenstein besteigt, sondern in der gleichen einfachen Bauerntracht, in der er gekommen, den Besitz des Landes und die Ausübung seiner Gewalt übernimmt. Noch die kirchliche Weihe empfängt er in bauerlicher Gewandung. So verkörpert sich im Bauernherzog Kärntens das Volksoberhaupt eines alten demokratischen Bauernstaates. Nicht minder altertümlich ist das privatrechtliche Moment. Der staatsrechtliche Vertrag wird gleich einem privatrechtlichen in der Form eines entgeltlichen Bargeschäftes abgeschlossen, wobei die Tiere, das Bauernkleid, die 60 Pfennige und die Abgabefreiheit die Scheinleistung bilden. Hinter der Herzogseinsetzung treten die Vorgänge beim Herzogsstuhle, die eigentliche Huldigung, an originellem Ideen-gehalte zurück. Der Herzogsstuhl ist das Symbol für den Besitz der lehensherrlichen und richterlichen Gewalt. Die Einsetzungsförmlichkeiten in Karnburg genügen dem Volke noch nicht, damit der Herzog die lehensherrlichen und richterlichen Funktionen ausübe, sondern es bedarf dazu noch des Sitzens auf dem Lehens- und Richterstuhl des Landes.

Vor das Problem der Entstehungsgeschichte des sonderbaren Rechtes gestellt, wird der Leser fragen: war denn der Bauer im alten Kärnten ein so gewichtiger Machtfaktor, war er der eigentliche Herr im Lande, dass die stolzen Ritter im Eisenkleide, die Abkömmlinge edler deutscher Geschlechter, welche einst auf Kärntens Herzogsstuhl sassen, die Erniedrigung des slavischen Bauernkittels ruhig über sich ergehen liessen? Und wenn die Antwort lauten muss: die Bauernschaft hat sich zur Zeit des deutschen Herzogtums politisch gar nicht zur Geltung gebracht, sie hat nicht, wie in Tirol, Landstandschaft erreicht, so wird der Leser ahnen, dass wir hier vor einem nicht leicht zu lösenden Rätsel stehen. Gleichwie bei der Reconstruction eines uralten Mosaikbildes, wo bereits so manches farbige Steinchen ausgebrochen ist, nur ein Mass von Wahrscheinlichkeit erzielt werden kann, so lässt sich bei der Erklärung der Huldigung ohne Hypothesen nicht auskommen, kein sicherer Beweis für die Richtigkeit einer bestimmten Meinung führen, und vermutlich wird das niemals geschehen können. Aber bis zu einem gewissen

Grade dürften die Nebel, welche die Entwicklung verdecken, zu verscheuchen sein. Wer den Blick auf das Ganze gerichtet hält und der Kardinalfrage: wie kommt der slavische Bauer in die deutsche Verfassung? nicht ausweicht, wer mit mir die Überzeugung teilt, dass Rechtsbildungen vom Schlage der Huldigung nicht kindische Komödien sind, mit seichten Schlagworten abgethan, sondern dass sie aus der praktischen Welt der Interessen im rauhen, harten Völkerleben geboren werden: dem wird, wie ich glaube, folgende, selbstverständlich nur die Hauptumrisse der Entwicklung berührende Erklärung einleuchten.

Es ist weiteren Kreisen bekannt, dass einige Zeit nach dem Abzuge der Lango-barden nach Italien (568) Slaven das Alpengebiet des nachmaligen Karantaniens besetzt haben, dessen Herz das heutige Kärnten ist. Seit dem Ausgange des 6. Jahrhunderts bereiteten sich hier slavische Kleinstaaten primitiven Charakters vor. Mit der Zeit werden sie zu einer höheren Einheit zusammengefasst. Im 9. Jahrhundert schwindet auch ihre innere Selbständigkeit. Wie war nun das Wirtschaftsleben dieses Volkes beschaffen? Stand es noch auf der Stufe des Nomadentums, der Weidewirtschaft, in zahlreichen Viehherden seinen liebsten Reichtum erblickend, oder hatte es sich bereits zum sesshaften Ackerbauvolk umgebildet, das von fester Siedlung aus mit fleissiger Hand allenthalben den Boden in blühende Felder verwandelte? Für andere slavische Volksstämme ist glaubwürdig bezeugt, dass sie, gleich unseren eigenen Vorfahren, einst Weidewirtschaft betrieben und den Feldbau geringschätzten. Noch verhältnismässig spät sind einzelne Slavenvölker zu keinem rechten Ackerbau gelangt, indem ihre herrschende Volksschichte den Ackerbau verachtete. Dessen Mühe und Plage scheut das jugendliche Volk, welches ebenso völlig unter dem Banne der physischen Natur steht, wie der einzelne Mensch in seiner Kindheit. Man liebt das Abenteuer, den Kampf gegen Menschen und Tiere, der das Kraftgefühl befriedigt; aber die Arbeit im Schweisse des Angesichtes ist nur Sache dessen, den die Verhältnisse dazu zwingen. Es ist demnach eine arme, gedrückte Volksschichte, die das Feld bestellt. Die Bauernschaft stand bei slavischen Völkern einer Herrenschichte von gebietenden Geschlechtern gegenüber, einem Adel, dessen wirtschaftliche Macht und Stellung wesentlich in der Weidewirtschaft wurzelte. So dürfte es sich auch bei den Karantaner Slaven verhalten haben: hier die edlen Geschlechter mit Herrenrecht, im Besitze der Weidereviere, herdenreich, in Jagd und Krieg Abwechslung suchend, arbeitsscheu; dort die Bauernschaft, unterthänig und zinspflichtig, wirtschaftend auf dem ihr zur Bebauung übergebenen Gebiete, in schwerer Arbeit ein kärgliches, kümmerliches Dasein führend. In der Organisation der Herrensippen stecken die Keime für die erste staatliche Organisation der Karantaner Slaven. Unmittelbar nach der Besetzung des Landes waren sie noch nicht zu höheren staatlichen Einheiten verbunden. Mit der Zeit jedoch kam es zur Bildung kleinerer Stammesstaaten unter Häuptlingen und endlich eines primitiven Bundesstaates. Um die Wende des 7. und 8. Jahrhunderts war er wahrscheinlich schon aufgerichtet. In der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts standen die Karantaner Slaven jedenfalls unter einer einheitlichen Spitze. Der vermutlich in einem befestigten Platze des Landes (Karnburg, Mosburg?) gewählte Grossfürst war Repräsentant des Staatswesens, Heerführer und Richter für alle karantanischen Stämme. Die Geschichte nennt mehrere Namen solcher Grossfürsten: Boruth, Cacatius, Cheitmar, Waltunc. Die politisch massgebende Volksschichte in diesem Staate machte ein Adel aus, dessen Wesen in heidnisch-sakralen Vorstellungen, im heidnischen Totenkult wurzelte, daher der Geschlechterstaat mit dem Heidentume aufs innigste verwachsen war, mit ihm stand und fiel, während die abhängige Bauernschaft politisch nichts zu sagen hatte. Unter den Bauern herrschte gemeinsamer Feldbau. Geregelt ward er wohl durch einen Bauernvorsteher, welcher die Rodegebiete unter die einzelnen

Bauern verteilte, die Getreideabgaben einhob und an das Herrengeschlecht abführte. Naturgemäss stieg fortwährend die Bedeutung des Ackerbaues. Zugleich untergruben die wirtschaftliche Entwicklung, die Christianisierung und vielleicht auch Thronkämpfe nach Waltunc die Stellung der edlen Geschlechter. Daran hat wohl nicht zum wenigsten auch der deutsche Nachbar gearbeitet. Nach wechselvollen Kämpfen erwarb der bayerische Stammesherrzog die Oberhoheit über Karantanien.

Die natürlichen Gegner der Bayern waren die heidnischen Adeligen. Dagegen konnte die gedrückte slavische Bauernschaft vom Standpunkte ihrer Interessen die Bayern mit offenen Armen empfangen. Das wirtschaftliche Bedürfnis und die Feindschaft gegen die Geschlechter machten die Bauern zu natürlichen Bundesgenossen der Deutschen. Andererseits war für sie als arme Volksklasse, welche im Heidentum nicht zugleich eine bevorrechtete Stellung zu verteidigen hatte, das Christentum der Deutschen kein Faktor, der in dem Masse trennend wirkte, wie dies beim slavischen Adel und den Deutschen der Fall war. Die letzteren mochten nun schnell gefühlt haben, zu wessen Gunsten sie ihre Politik in Karantanien einzurichten hatten; im christianisierten Bauer erkannten sie das Werkzeug, um die karantanischen Zustände allmählich in jene Bahnen zu leiten, welche das Interesse des deutschen Staates vorzeichnete. Ich meine, dass die Deutschen nach Möglichkeit bestrebt waren, die Stellung des Bauers zu heben und die des Adels zu erschüttern. Als im letzten Drittel des 8. Jahrhunderts die Bauern die Oberhand erhielten, in einer Reihe von karantanischen Staaten die Minen aufflogen, die Geschlechter gestürzt und ein Bauernregiment aufgerichtet wurde, da hatten wohl auch die Deutschen ihren guten Teil an der tiefgreifenden, folgenschweren Umwälzung. Eine sicherlich nicht geringe Zahl von bäuerlichen Kleinstaaten bedeckte jetzt den grösseren Teil des karantanischen Bodens. Ein hervorragender Bauernstaat muss in den Gegenden der späteren Huldigungsstätte bestanden haben. Im Bauernstaate herrschte vollste Gleichheit aller Staatsgenossen, Demokratie. Die Bauernschaft war in Familien und Sippen organisiert. Die Oberhäupter der Bauernsippen eines Staates wählten das Staatsoberhaupt, zu dessen wichtigsten Funktionen das Richteramt, sowie die Ordnung und Leitung im wirtschaftlichen Betriebe zählten. In den kleinen Kreisen der Bauerngemeinden bildete sich ein slavisches Gewohnheitsrecht aus, welches in Volksgewohnheiten angewendet wurde. Die Bauernschaft hatte auch die Pflicht, die festen Plätze des Landes zu verteidigen. Die Staaten, in welchen die Bauernbewegung sieghaft durchdrang, haben nun eine engere Verbindung unter einander eingegangen, es erhob sich ein bäuerlicher Bundesstaat; in ihm ist wohl der Kleinstaat, dem Karnburg und das Zollfeld angehörten, der führende gewesen. Der Bauernfürst wurde in der Gegend der späteren Huldigungsstätte gewählt. Die Beteiligung an der Wahl galt als Recht und Pflicht zugleich. Lässigkeit und Auflehnung gegen diese öffentlich-rechtliche Pflicht konnten unter Umständen nicht geringe Gefahren für das Staatswesen heraufbeschwören. Daher mochten Massregeln ergriffen worden sein, um Zuwiderhandelnde zu strafen. Wer unentschuldig nicht zur Wahl und Einsetzung des Bauernfürsten kam, war straffällig. Es bestand ein eigenes Volksamt, um die Bestrafung durchzuführen. Der Zuwiderhandelnde galt in letzter Linie als Rebell gegen die Volksverfassung und wurde friedlos gelegt; im Rahmen der Friedloslegung konnte der Feuerbrand in Haus und Hof geschleudert werden. Vielleicht geht das »Brennamt« (»Brand-schatzamt«, »Freiheit des Brandes«) darauf zurück, welches die Tradition mit dem Huldigungsrechte in Zusammenhang bringt. Wir hören, dass ein »Brenner« befugt gewesen, so lange der Herzog auf dem Stuhl zu Zoll sass, überall im Lande zu brennen, wofern sich der Betroffene mit ihm nicht abfand. Bei der Ceremonie

scheint er symbolisch seines Amtes gewaltet zu haben. Das »Brennamt« war ein landesfürstliches Lehen, vererblich in der männlichen und weiblichen Linie, und befand sich zuerst im Besitze der Familie der Portendorfer, dann der Mordaxe. Die Aufzeichnungen hierüber reichen vom 14. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Eine andere Erklärung des seltsamen Rechtes würde an die Brandwirtschaft anknüpfen, welche in Steiermark selbst in unseren Tagen noch nicht ausgestorben ist.¹⁾ Für ihre Regelung hat einst vielleicht ein Centralamt bestanden, welches in einer Brandceremonie seinen symbolischen Ausdruck gefunden. Die spätere Tradition erzählt von noch einem zweiten Rechte: der »Mähder« aus dem Geschlechte der Gradenecker soll, so lange der Herzog auf dem Stuhl zu Zoll sass, berechtigt gewesen sein, überall im Lande Heu abzumähen, wofern sich der Betroffene mit ihm nicht abfand. Ich meine eher, dass es ein solches Recht gar nicht gegeben hat. Sollte es wirklich existiert haben, so könnte es gleich dem Brennrechte zur Vollstreckung in Beziehung stehen. Einen sehr feinen, höchst beachtenswerten Gedanken über diese Rechte hat mir Herr Prof. Heinrich Brunner in Berlin mitgeteilt. Derselbe möchte das »Brennrecht« auf eine symbolische Anerkennung des allgemeinen bäuerlichen Rechtes der Brandwirtschaft zurückführen. Ähnlich liesse sich das »Mahdrecht« als agrarwirtschaftliche Neuerung im Gegensatze zur ausschliesslichen Weidewirtschaft deuten. Was über das Brennamt berichtet wird, ist reflektierende Umdeutung. Ursprünglich handelt der »Brenner« ebenso als Vertreter der Bauernschaft wie der Einsetzungsbauer. Der Formalismus wurde dann später fälschlich auf individuelle Berechtigung bezogen. Zur Annahme eines dritten Rechtes, wonach die von Rauber beliebig im Lande plündern konnten, solange der Herzog auf dem Herzogsstuhle die Belehnungen erteilte und Recht sprach, hat zweifellos der Name der Familie Anlass gegeben.

Nach der vollzogenen Wahl wurde der Bauernfürst auf dem Fürstensteine eingesetzt. Die Wähler und das übrige Bauernvolk sanktionierten die Einsetzung durch ihren Beifall. In ihr verkörperten sich dieselben Grundideen, wie im Spätmittelalter. Auch das christliche Moment dürfte unter deutscher Einflussnahme sogleich in das Ritual aufgenommen worden sein. Die Bauernschaft war doch — wenigstens im grossen und ganzen — sicherlich für das Evangelium gewonnen, welches ja allerorten gerade den Armen und Gedrückten wie ein freundlicher Lichtstrahl ins düstere Dasein leuchtete, und für dessen Ausbreitung der deutsche Staat mit aller Kraft thätig war. Den Höhepunkt der Ceremonie mochte der Eid des Bauernfürsten für die Erfüllung seiner Aufgabe gebildet haben; vielleicht haben mit ihm auch Eidbürger geschworen. Nach der Einsetzung zog er von Karnburg zur Rechtsprechung auf das Zollfeld. Die im deutschen Mittelalter nachweisbare Volksanschauung, dass der Herzog, um Richter zu sein, als solcher vor dem Volke erscheinen müsse, geht unzweifelhaft auf diese altersgraue Zeit zurück. Und so sass er schon damals am Einsetzungstage auf dem Herzogsstuhl, der bloss Richterstuhl war. Der Stuhl hatte in dieser Zeit vorerst nur einen Sitz, welcher gegen Osten sah. Ich glaube, dass der Stein des späteren Pfalzgrafensitzes ursprünglich den Richtersitz des Bauernfürsten gebildet hat. Ähnliche Steinsitze zum Zwecke richterlicher Thätigkeit finden sich bei Kroaten und Serben in der Herzegowina und in Bosnien.²⁾ Die Stellung des bundesstaatlichen Oberhauptes war analog der des kleinstaatlichen. Weil anzunehmen ist, dass der Kleinstaat, in dem die Huldigungsstätte lag, die Führung im Bundesstaate besass, so war sein Oberhaupt wohl auch der Fürst des Bundesstaates. Im Bauernstaate hat eine höhere Wirtschaftsstufe von gewaltiger Tragweite für die Völkerentwicklung durchgebrochen. Gleich-

¹⁾ Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Brandwirtschaft auf 151,715 Joch betrieben.

²⁾ S. A. Müller, in *Argo*, Ztschr. f. krain. Landeskunde, VIII. Jahrg., Laibach 1900. S. 11 ff.

wohl war er noch immer ein primitives, von Unkultur erfülltes Gebilde. Kein kundiger Steinmetz hat an der Herstellung der Denkmäler zu Karnburg und am Zollfelde gearbeitet, Römersteine, Trümmer, die man zufällig fand, sind gut genug für den wichtigsten Staatsakt! Das ist der Geist einer Zeit, wo Barbarei und Sinnesroheit herrschen, einer Zeit, bei der jedes Kunstverständnis und ohne Regung von Gewerbeleiß. Die ehrwürdigen Steine sprechen Bände für den Geist dieses Staatswesens. Als nach dem Sturze des Bayernherzogs Tassilo 788 Karantanien unter Karls des Grossen Herrschaft gekommen war, griff eine fränkische Organisation Platz. Als Organisator erscheint die sagenhafte Gestalt eines gewissen Ingo. Vielleicht dürfen wir an einen fränkischen Königsboten denken, der die Christianisierung mit Klugheit und Thatkraft förderte und eine neue Organisation des karantanschen Bauernstaates schuf. »Königsboten«, »königliche Send-«, »Macht-«, oder »Gewaltboten« sind Vertrauenspersonen, welche der Frankenkönig mit besonderer Vollmacht ausrüstet, in Sachen der inneren oder äusseren Verwaltung oder in seinen persönlichen Angelegenheiten thätig zu sein. Ich vermute, dass für einen solchen Beamten gegen Ende des 8. Jahrhunderts der zweite Sitz am Herzogsstuhle aufgerichtet worden war. Über den slavischen Bauernfürsten könnte er hier zu Gericht gesessen sein. Die Überlieferung knüpft an Ingo ein kräftiges Fortschreiten des Christianisierungswerkes und eine Organisation des Bauernstaates. Das Auftreten des karolingischen Staates bedeutete die Austilgung des Heidentums in Karantanien. Der bäuerliche Bundesstaat und die ihn bildenden Kleinstaaten blieben vermutlich zunächst bestehen; nur mochte dem Volke das Recht der Wahl des Bundesoberhauptes genommen worden sein, vielleicht verband sich ein Präsentations- und Ernennungsrecht des Reiches mit einem Ablehnungsrecht des Volkes. Das früher bei der Einsetzung des Bauernfürsten beobachtete Ritual wurde wohl in allem Wesentlichen übernommen. Doch trat möglicherweise der königliche Sendbote als neue Gestalt dabei auf. Der hinzugekommene Sitz am Herzogsstuhle war meines Erachtens der heutige Herzogssitz, der somit ursprünglich nach Westen sah, während der heutige Pfalzgrafensitz der nach Osten schauende Stuhl für den Bauernhäuptling gewesen ist. Auf dem zweiten Stuhle hätte dann der Königsbote Recht gesprochen. Grosse Aufmerksamkeit schenkten die fränkischen Machthaber sicherlich der Steigerung der Wehrfähigkeit des Bauers. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass schon die kriegerischen Bayern durch Bewaffnung der Bauernmassen die Stellung derselben zu heben getrachtet hatten, so dass die fränkische Organisation an bereits Vorhandenes anknüpfen konnte. Die auf Förderung des Bauers gerichtete Politik fand ihr Gegenstück in dem Vorgehen gegen jene Staaten, wo die Bauernbewegung nicht durchgegriffen. Sie dürften dem Bauernfürsten unterworfen worden sein. Das naturnotwendige Schicksal des Nomadenstaates klingt in einer uralten Kärntner Sage nach, worin sich die Ereignisse der sieghaften Bauernbewegung, der Ausrottung des Heidentums und der Unterordnung des Restes der Hirtenadelstaaten unter das Bauernregiment zur Zeit der karolingischen Herrschaft verdichtet haben. Als der grosse Karl das Frankenreich regierte, habe ein edler frommer Herzog Namens Ingo in Karantanien gewaltet. Während das gedrückte Bauernvolk schon der christlichen Lehre zugethan war, seien die Vornehmen noch immer verstockte Heiden geblieben. Da habe der Herzog 790 Adel und Bauernschaft zu sich geladen, die Adelligen wie Hunde behandelt, ihnen vor der Thüre nur Brot, schlechtes Fleisch und Getränk in irdenen Gefässen vorsetzen lassen; die armen Bauern aber hätte er an seiner Tafel in kostbarem Geschirr bewirtet. Auf die Frage nach dem Grunde dieses sonderbaren Gebahrens sei die Antwort erteilt worden, die Bauern wären als Christen dieser Behandlung würdig, der Adel aber nicht, weil er noch im Heidentume verharre. Daraufhin sei der

Adel reuig in sich gegangen und habe willig die Taufe genommen. Deshalb und in Erinnerung an diese Vorgänge werde der Kärntner Herzog noch immer durch einen schlichten Bauer in seine Würde eingesetzt. So kündigt die Tradition. Der slavisch-karantanische Staat musste selbstverständlich immer mehr an Bedeutung einbüßen, bis er schliesslich verschwunden ist. Angesichts seines primitiven Charakters ist er wohl spätestens in der letzten Zeit des 9. Jahrhunderts überwunden gewesen. Ich halte nicht für unwahrscheinlich, dass die slavischen Kleinstaaten bis zur Arnulfingischen Epoche fortbestanden, während der Bundesstaat bereits viel früher beseitigt worden war. Erst Arnulf mag auch die Kleinstaaten aufgelöst haben und selbst als Bauernherzog für das ganze Gebiet aufgetreten sein. So ist denkbar, dass dieser Mann der erste deutsche Fürst war, der sich der alten Bauernceremonie unterzog. An die Stelle einer lebendigen bäuerlichen Volksverfassung könnte damals jene demokratische Scheinverfassung getreten sein, welche in der späteren Einsetzungsform erhalten ist. Das Ceremoniell mochte wie einst und im folgenden Frühmittelalter im Schwur des Herzogs auf dem Fürstensteine gegipfelt haben. Die Überreste jener Bauernschaft, welche das Staatsvolk des karantanischen Bauernstaates ausmachte, sind nach meinem Dafürhalten in den mittelalterlichen »Edlingern« zu sehen. Im ganzen ehemaligen Karantanien vorkommend, sind sie von Haus aus slavische, unter eigenen Richtern stehende Bauerngemeinden mit altslavischem Sonderrecht, deren Mitglieder persönlich frei und mit Waffenrecht ausgestattet waren. Ihre Rechtsstellung enthält entsprechend dem Namen »Edlinger« Anklänge an die allgemeinen Vorrechte des österreichischen Adels im Mittelalter. Andererseits bietet sie in Verbindung mit der verhältnismässig günstigen ökonomischen Lage der Edlinger das Bild eines ansässigen Bauerntums mit Zügen, welche an die Rechtsstellung der grossen Masse der Freien im alten Volksstaate erinnern. Der altertümliche Zug tritt aber noch ungleich stärker in den Beziehungen zu Tage, welche augenscheinlich zwischen dieser Bauernklasse und der Kärntner Huldigung bestehen: nicht nur, dass die Edlinger am dichtesten in den Gegenden der Huldigungsstätte siedeln, sondern der Kärntner Herzog wird auch durch einen der Ihrigen eingesetzt. Der von Arnulf geführte Titel eines Herzogs der Kärntner verschwindet als Titel des Fürsten, welcher Karantanien verwaltete, nicht mehr, bis Kärnten 976 zum deutschen Herzogtume erhoben wurde. Im »Herzog der Karantaner« ist die Idee des Bauernfürsten lebendig geblieben, und so ist es zur Aufnahme der Bauernceremonie in die deutsche Verfassung gekommen. Die Frage, warum die deutsche Verfassung die rohe Ceremonie übernahm, ist mit dem Hinweise auf konservative Tendenzen allein nicht erledigt. Im Zeitpunkte der Übernahme muss es lebensvollere Gründe gegeben haben. Noch immer muss es gegenüber einer am Nomadentum und an der Weidewirtschaft hängenden Volksschichte keineswegs überflüssig gewesen sein, dass die deutsche Politik durch den Bauernherzog die Tendenzen des deutschen Agrikulturstaates zur Geltung brachte. Wäre schon der älteste Slavenstaat in Karantanien Bauernstaat gewesen, hätte die deutsche Politik hier nicht innerhalb des Volkes im eigensten Interesse Partei ergreifen müssen, und zwar unter Massgabe zwingender Gründe die Partei des Bauerntums, dessen Staat sich an die westliche Kulturwelt anschliessen musste: so wäre in der Zeit der deutschen Herrschaft keine Spur der alten Bauernverfassung hier übriggeblieben. Der zweite Grund ist, dass das Land noch zum grössten Teil Slavenland war, dessen breite Masse für den deutschen Staat gewonnen werden sollte. Die bäuerliche Scheinverfassung sollte im Volke das Gefühl lebendig erhalten, als ob es noch immer im einheimischen Bauernstaate mit dem Bauernhäuptling an der Spitze lebte. Dem frühmittelalterlichen Ritual dürfte im Gegensatze zum spätmittelalterlichen die Eidbürgschaft des Herzogs, des Pfalzgrafen und zweier deutscher

Landherren charakteristisch gewesen sein. Die drei letzteren Personen antworten allein dem Bauer und die zwei deutschen Landherren setzen den Herzog ein, indem er unter ihrer Assistenz den Fürstenstein besteigt. Alles dies ist das deutsche Gegenstück zu den slavischen Bestandteilen des Rituals. Der Pfalzgraf vertritt als echter Pfalzgraf im Sinne der Ottonenzeit den deutschen König und seine Interessen. Eben darum sitzt er gleich dem Herzog auf dem Herzogsstuhle, der jetzt auch zum Lehensstuhl geworden war.

Tiefes Dunkel umlagert zumeist den Weg, den wir unsicher tastend gegangen. Gegen Ausgang des Frühmittelalters erhellt ihn schon mattes Zwielficht. Dann wird's immer heller und heller, je weiter wir in der Zeit vorschreiten. Es mehren sich die Berichte, Urkunden und Akten, welche das Huldigungsrecht beleuchten. Doch werden die Nachrichten begreiflicher Weise stets belangloser für die Erkenntnis dessen, was wir vorzüglich sicher zu wissen wünschten, für die Lösung der Frage, welcher Entwicklungsprozess das merkwürdige Rechtsaltertum hervorgerufen. Zuerst hören wir von den Herzogen Hermann (1161—1181) und Bernhard von Spanheim (1202—1256), dass sie feierlich auf den Herzogsstuhl erhoben worden seien. Der Böhmenkönig Ottokar II., der Kärnten 1269—1276 thatsächlich besass, hat sich wohl nicht den alten Bräuchen unterworfen. Dagegen beobachtete sie Meinhard von Tirol am 1. September 1286. An diese Huldigung knüpfen der Reimchronist und Johannes von Viktring ihre Schilderungen. Ob sich seine Söhne Otto, Ludwig und Heinrich oder auch nur einer von ihnen den Ceremonien unterzogen, ist mindestens sehr zweifelhaft. Ich glaube es nicht und bin der Ansicht, dass die nächste Huldigung beim Regierungsantritte Herzog Ottos des »Freudigen« aus dem Hause Habsburg am 2. Juli 1335 stattfand. Man soll sich dabei viele Abweichungen erlaubt haben. Die folgende Huldigung galt 1342 Albrecht II., dem »Lahmen« oder »Weisen«. Dass dabei nicht alles nach Recht vor sich ging, ist angesichts des Leidens des Herzogs selbstverständlich. Rudolf IV., der »Stifter«, hat 1360 die Sitte nicht unwahrscheinlich eingehalten. Vielleicht liess er Nachmeisselungen der römischen Inschrift am Herzogsstuhle vornehmen, um glaubhaft zu machen, dass die Inschrift wirklich Rudolphus dux laute. Über eine Huldigung für die Herzoge Albrecht III. »mit dem Zopfe« und Leopold III., den »Biderben«, welche ihrem Bruder Rudolf 1365 in der Kärntner Herzogswürde folgten, fehlt jede ausdrückliche Nachricht. Anders steht die Sache bei den Herzogen Wilhelm, Leopold IV. und Ernst dem »Eisernen«, den Söhnen Leopold's III., sowie bei Albrecht IV., dem Sohne Albrecht's III.: keiner hat sich beim Antritte der Herrschaft der Huldigung unterzogen. Herzog Wilhelm nahm nämlich am 13. November 1396 für sich, seine Brüder, und zwar auch für den jüngsten, Friedrich, der erst drei Jahre zählte, sowie für seinen Vetter Albrecht die Huldigung in St. Veit entgegen und stellte einen Schadlosbrief wegen Nichtbeobachtung des alten Herkommens aus. Dennoch liess sich Ernst der »Eiserne« einige Jahre, nachdem er alleiniger Landesherr von Kärnten geworden (1411), nach dem überkommenen Recht einsetzen und huldigen. Es geschah am 18. März 1414. Diese Huldigung zählte zu den berühmtesten, und als Erneuerer des alten Rechtes lebte Herzog Ernst im Andenken des Volkes. Allerdings war er dies nicht in dem Sinne, dass es von nun an regelmässig beobachtet worden wäre. Im Gegenteile, Herzog Ernst war der letzte, der sich durch den Bauer auf dem Karnburger Fürstensteine einsetzen liess. Von nun an haben einige Zeit Schadlosbriefe die Vornahme des Aktes ersetzt. Erzherzog Karl von Innerösterreich sass am 17. April 1564 — es war der Rudolfstag, ein gutes Vorzeichen in den Augen der Bevölkerung — wieder zur Entgegennahme der Huldigung auf dem östlichen Sitze des mit golddurchwirkten Tüchern überzogenen Herzogsstuhles. Seinem Sohne, dem nachmaligen

Kaiser Ferdinand II., ward am 28. Januar 1597 auf gleiche Weise gehuldigt. Es war das letzte Mal, dass ein Kärntner Herzog auf dem Herzogsstuhle sass. Kaiser Ferdinand III. liess sich bei der am 20. Mai 1631 stattgehabten Huldigungsceremonie durch den Fürsten Johann Ulrich von Eggenberg vertreten, sein Sohn Ferdinand 1651 durch den Fürsten Maximilian und den Grafen Siegmund Ludwig von Dietrichstein. Bei diesen Huldigungen kam der Herzogsstuhl zum letzten Male in Verwendung. Die Huldigung an Kaiser Leopold I. erfolgte am 2. September 1660 im Klagenfurter Landhause. Dort empfing dieselbe auch Kaiser Karl VI. am 22. August 1728. Sie war die letzte Huldigung auf Landesboden. Das Deckengemälde im Wappensaal des Klagenfurter Landhauses, gemalt von J. F. Fromiller, bewahrt die Scene. In der Geschichte der Huldigungen spiegelt sich im kleinen das Vorschreiten der Macht des Herrscherhauses und des Staatsgedankens. Zuerst wird die Herzogseinsetzung durch den Bauer, das eigentlich Volkstümliche im Akte, dauernd überwunden. Schliesslich fällt endgültig auch die Huldigung an der gesetzlichen Stätte. Ganz allmählich stirbt das uralte Sonderrecht Kärntens ab. Von unmittelbar praktischer Bedeutung war es ohnehin schon lange Zeit nicht mehr gewesen.

Viel später lebt sich die Geschichte des Einsetzungsbauers aus. Wie er zu seiner Funktion kam, wer mag es wissen! Obschon der Bauer gleich den Inhabern der Erbämter, dem »Brenner« und »Mähder«, zu den »hohen Erblandoffizierern« Kärntens gerechnet und als solcher sogar der Ehre teilhaftig wurde, der Hofafel beigezogen zu werden, erhob er sich doch nicht an Macht über die grosse Masse seiner Standesgenossen. Die übrigen Bauern weder sehr an Besitz noch an Bildung überragend, sprach das Bäuerlein kein gewichtig Wort, wenn es galt, die Geschicke des Heimatlandes in neue Bahnen zu leiten, es sass nicht in der Ständeversammlung. Eine interessante Antiquität, nichts weiter! Das ist die bescheidene Rolle, die dem Vertreter der Kärntner im öffentlichen Leben in der Zeit des deutschen Herzogtums zufällt. Als ein schlichtes Kind des Volkes hat er ein Alltagsdasein geführt, und dem entspricht auch, was über seine Verhältnisse und sein Schicksal hier berichtet werden kann. Das Einsetzungsrecht besass der Bauer als bestimmtes Mitglied des bestimmten Bauerngeschlechtes; es war ein Familienrealrecht. Sein Besitz bestand aus zwei Huben, einer zu Poggersdorf in der Nähe des Christofberges und einer zu Blasendorf nahe bei Portendorf. Letztere wird als die »Ansitz« oder »Stammhube« bezeichnet. Ausserdem befanden sich zeitweise noch andere Güter im Besitze des Bauers. Ein wohlhabender Mann ist er aber — wenigstens regelmässig — wohl nicht gewesen, es muss ihm zu Zeiten ziemlich schlecht ergangen sein. Gemäss seinem Vulgarnamen »Herzog« und der Lage seines Besitztums hiess er »Herzobauer zu Blasendorf«, »Bauer im Zollfeld« oder »am Stuhl«. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnen wir Thomas und Klemens, um die Mitte des 17. Jahrhunderts Lukas, Leonhard und Lorenz, im 18. Jahrhundert Thomas und Johann unter dem Namen »Herzog«. Auch als »der Edlinger« war der Bauer weit und breit bekannt. Der Herzobauer ist privilegiert gewesen, nicht nur zur Einsetzung des Landesfürsten, sondern auch in anderer Richtung. Auf die Abgabefreiheit, welche ihm der Pfalzgraf bei der Ceremonie zusagte, bezieht sich eine Reihe von Freibriefen. Die Begnadungen erstrecken sich von 1414 bis 1801. In diesem letzteren Jahre sah sich der Herzobauer durch widrige Schicksale genötigt, seine Stammhube zu veräussern, infolgedessen das Privileg der Abgabefreiheit für die »Herzoghube« erlosch. Für die Poggersdorfer Hube hatte die Freiheit schon 1751 aufgehört, weil dieselbe damals aus dem Besitze des Bauers ausschied. Das alte Privileg hatte eben den Charakter eines Familienrealrechtes. Die Söhne des Herzobauers Thomas, welcher am

6. Mai 1729 gestorben, glaubten, dass der Wortlaut der Freiheitsbriefe ihnen auch die Mautfreiheit gewähre. Eine dahingehende Bitte wurde zwar abgewiesen, Kaiser Karl VI. verlieh jedoch dem Bauer das Privileg der maut- und zollfreien Einfuhr von drei bis vier Fass welschen Weines; es war nicht ohne weiteres vererblich. Die Privilegierungen reichen von 1729 bis 1823. Ausserdem war der Bauer in seiner Eigenschaft als »Freisasse« und »Edlinger« in gerichtlicher Beziehung gefreit. Die altehrwürdige Familie endete in sehr dürftigen Verhältnissen. Ihr letzter Sprosse war Josef Edlinger. Er starb am 5. Juni 1823, nachdem ihm am 4. März 1818 sein einziger Sohn Josef im Tode vorangegangen. Das Weineinfuhrprivileg hatte er nicht mehr geniessen können; aber der Witwe wurde die einmalige Ausübung in Anbetracht der Notlage der Familie zugestanden. Der letzte Herzogbauer war als Hausbesitzer zu Klagenfurt gestorben. Dessenungeachtet gestaltete sich die Leichenfeier zu einer wesentlich bäuerlichen: am Stadthore übernahm die Bauernschaft die Leiche Josef Edlingers. Sie war sich bewusst, dass mit diesem Endgliede in der Reihe der Ereignisse, welche die Geschichte ihres berühmtesten Genossen ausmachen, ein Stück Geschichte schloss, welches gerade für sie von freilich schon lange Jahrhunderte nur idealer Bedeutung gewesen. Heute erinnert bloss mehr der Name der Hube zu Blasendorf an ihre alte Stellung: »Herzoghof« heisst dieses landtäfliche Gut.

Eine lange Kette von menschlichen Begebenheiten haftet an der Geschichte des Huldigungsrechtes. Während die ersten Anfänge sich im Dunkel einer grauen Vorzeit verlieren, endigen die letzten Ausläufer unter jenem Regenten, der die Reihe der römischen Kaiser deutscher Nation beschliesst und die der Kaiser von Österreich eröffnet. So weit herauf liess dieser mit erstaunlicher Zähigkeit sich behauptende Entwicklungsprozess seine Kreise spielen. Nun ist alles Menschengeschick, welches von ihm beeinflusst und ergriffen war, in das Meer der Vergangenheit getaucht, die Wogen der Zeit haben darüber hinweggeschlagen. Bloss zwei stumme Zeugen von Stein sind übrig geblieben. Der Fürstenstein stand bis 1862 zu Karnburg. In zwei Hälften gespalten, wäre er binnen kurzem in Trümmer zerfallen, hätte nicht die Direktion des kärntnerischen Geschichtsvereins, welcher letzterer den Stein unter dem Beistande des damaligen Ortspfarrers Simon Werdnigg von dem Eigentümer, Jakob Urabl an der Jacklhube zu Karnburg, erworben, seine Überführung und Restaurierung in die Hand genommen. Von Juli 1862 bis Ende 1870 befand sich der Fürstenstein, von einem eisernen Gitter umgeben, unter den Arkaden des Klagenfurter Landhauses. Nachdem 1869 der kärntnerische Landtag bewilligt hatte, dass der Stein im grossen Wappensaale aufgestellt werde, wurde er zu Ende des Jahres 1870 dorthin gebracht. Gegenwärtig steht er an der nördlichen Wand dieses Saales auf einem Postamente. Die Aufstellung ist eine des Fürstensteines gänzlich unwürdige, weil er durch ein Musikpodium überdeckt und unzugänglich ist. Gleich ihm ward auch der Herzogsstuhl restauriert. Die brüchigen Stellen sind ausgefüllt und die Steintrümmer werden an mehreren Orten durch Eisenklammern vor dem Auseinanderfallen bewahrt, so dass zu hoffen ist, das Denkmal werde noch lange Jahre dem Zahne der Zeit widerstehen. 1834 wurde der Stuhl mit einem Eisengitter eingefriedet, ein Schutz, der ihm jedoch leider nicht vor Verstümmelung behütete.

Gewiss haben schon nicht Wenige sinnend vor den ehrwürdigen Überresten altkärntnerischen Verfassungsrechtes gewelt, mit der Frage auf den Lippen: was ihr wohl alles erzählen könnt? Der forschende Menscheng Geist verfügt über die Mittel, um ihnen gar manches abzulauschen, um gar manches zu verstehen, was sie uns zuraunen. Recht vieles bleibt freilich ein Buch mit sieben Siegeln, begraben im Schosse der Vergessenheit, ein ewiges Geheimnis für die Nachwelt. Aber

nicht gewagt scheint mir die Behauptung, dass die machtvolle Kulturbewegung, welche den Übergang eines Volkes zu Ackerbau und Sesshaftigkeit darstellt, den Hintergrund des Huldigungsrechtes bildet. Wieviel ist in der Kulturentwicklung der Menschheit auf den Ackerbau zurückzuführen! Er hat die Ansässigkeit gebracht und hat dadurch gemeinde-, volk- und staatsbildend gewirkt, er ist der Vater des Heimats- und Vaterlandsgefühles, ein gewerbliches Leben konnte erst zu regerer Entfaltung gelangen, nachdem die Stufe des sesshaften Ackerbauvolkes erreicht war. Sein Sieg bedeutet auch einen Sieg der Idee von der Heilighaltung der schaffenden Arbeit. Insofern wohnt unserem Gegenstande eine allgemeine Bedeutung inne. Und so zählt der Akt, der sich hier in der südöstlichen Mark des alten deutschen Reiches petrifiziert hat, zu den interessantesten Rechtsaltertümern Europas, Fürstenstein und Herzogsstuhl nehmen in der Reihe der rechts- und kulturgeschichtlichen Denkmäler des Erdteiles einen hervorragenden Platz ein, der alte Königsboden Kärntens gehört zu den geschichtlich reizvollsten Landschaften in den Alpen. Die Huldigung ist nicht nur für denjenigen von Interesse, der Kärnten als liebes Heimatland ins Herz geschlossen, sondern für alle, welche der Kultur- und Verfassungsgeschichte Sinn und Verständnis entgegenbringen. Darum gehe jeder für Altertümer empfängliche Alpenfreund, der das schöne Ländchen besucht, nicht achtlos an der Stätte der Huldigung und ihren Ruinen vorüber. Sie ragen heute in eine fremde Welt, und doch, wie angeheimelt fühlt sich gerade der moderne Mensch von den Ideen der Volksfreiheit und Arbeit, die in diesen Denkmälern ihren lapidaren Ausdruck gefunden — eine Bestätigung des Satzes, dass die Weltgeschichte mit alten Gedanken arbeitet und sie nur in neue Form prägt.

Der Ixtaccihuatl (5280 *m*).

Eine Berg- und Gletscherfahrt in den Tropen.

Von

Dr. E. Böse und Ezequiel Ordóñez.

Einleitung.

Wenige Gegenden der Erde bergen so viele überraschende Schönheiten, wie das alte Wunderland der Azteken. Wer von Veracruz sich der Hauptstadt nähert, findet die Eigentümlichkeit aller Zonen auf seinem Wege; sobald er die Dünen-gegend des Strandes verlassen und sich auf der allmählich ansteigenden Fläche der Küste dem Gebirge nähert, tauchen vor seinem Blicke die bewaldeten Gebirge der Sierra Madre Oriental auf, welche in so mancher Hinsicht der Landschaft des mittleren und südlichen Appennin ähneln; sie werden von dem Riesengipfel des Pic von Orizaba (Citlaltepetl) überragt, dessen ewige Schneedecke bis ans Meer hinüberleuchtet. Je höher der Reisende hinaufsteigt, desto wildromantischer werden die Thäler, bis sich mit einem Schlage die ganze Scenerie ändert, wenn er in die Mesca central, das centrale Hochplateau eintritt. Überwucherte unten die Vegetation auch die steilsten Felsabstürze, so ist hier alles kahl; kaum dass mit spärlichem Wald bedeckte Höhenzüge die breiten flachen Mulden durchziehen und begrenzen. Während in den tieferen Regionen die Sedimentärgesteine bizarre Formen erzeugen, praedominiert auf der Hochfläche das vulkanische Material in Form langer Hügelreihen oder eruptiver Kegel. Das Thal von Mexico ist von solchen Kegeln ganz bedeckt, von denen der grossartigste der Popocatepetl (5440 *m*) ist. Nördlich von ihm und durch eine Hochfläche mit ihm verbunden liegt ein anderer gewaltiger Schneeberg, dessen Kamm auffallend der Gestalt einer auf dem Rücken liegenden Frau gleicht, weshalb die Azteken ihn Ixtaccihuatl (von *ixtac* = weiss, *cihuatl* = die Frau), die Spanier aber *la mujer blanca* nannten, was beides »die weisse Frau« bedeutet. Die Indianer erzählen, vor Zeiten hätte hier eine Göttin gelebt, welche eines Frevels wegen von den Göttern getötet worden und verflucht sei, immer auf diesem Felsen liegen zu bleiben; also eine Frau Hütt ins Aztekische übertragen. Aber die Sage geht weiter; sie erzählt, dass der Popocatepetl ihr Geliebter gewesen sei, der seine Geliebte nicht habe verlassen wollen; er gäbe seinem Kummer nun durch Seufzen und Stöhnen, sowie durch Thränengüsse von Lavaströmen Ausdruck.

Dass dem Ixtaccihuatl von den Indianern göttliche Ehren erwiesen wurden, dürfte den meisten unbekannt sein; auch sind die Quellen in Europa schwer zugänglich, wir halten es deshalb für angezeigt, einen Passus aus dem compilatorischen Werke »*México á través de los siglos*« zu übersetzen und hier zu citieren. Die betreffende

Stelle befindet sich im ersten Band S. 697. Dort heisst es: »Es gab auch ein Fest der Gebirge, welches Tepeihuatl genannt wurde. Die Indianer waren von der Grossartigkeit der mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge überrascht, und machten deshalb aus dem Popocatepetl und dem Ixtaccihuatl Gottheiten. Ixtaccihuatl bedeutet »weisse Frau«. Sie hatte an verschiedenen Orten Tempel und besonders in einer Höhle an dem Berge selbst. In dem Haupttempel von Mexico hatte sie ihr Holzbild, welches ein blaues Kleid und auf dem Kopfe eine Tiara von weissem mit schwarzen Malereien versehenen Papier trug. Hinten hatte sie eine silberne Medaille, von der einige schwarze und weisse Federn ausgingen, die ihr bis auf die Schultern hingen, sowie verschiedene schwarz bemalte Bänder. Die Statue hatte das Gesicht eines jungen Mädchens mit gefärbten Wangen, und Frauenhaar, das an der Stirn und an den Schultern abgeschnitten war. Sie stand auf einem Altar in einer besonderen Abteilung, deren Wände mit verzierten Tüchern und reichem Schmuck bedeckt waren. Dort wurde ihr Dienst bei Tag und Nacht von den Würdenträgern des Tempels vollzogen. Man opferte dieser Göttin eine Sklavin, die eine weisse Tiara trug, um anzudeuten, dass der Berg in seinem bewaldeten Teile grün, auf seinem Gipfel aber durch den ewigen Schnee weiss ist. Ausserdem wurden ihr auf dem Berge selbst zwei Knaben und zwei Mädchen geopfert.«

Die Anwohner bezeichnen den Ixtaccihuatl meistens als die »Sierra nevada«, was schon ausdrückt, dass wir hier heute keinen Vulkankegel mehr sehen, während der Popocatepetl kurzweg »el volcan« genannt wird. Es giebt wohl kaum einen grösseren landschaftlichen Gegensatz, als den, welcher zwischen diesen beiden Bergen besteht: auf der einen Seite der Popocatepetl mit seiner wundervollen Abhangcurve, deren Scheitel nach dem Gesetz des goldenen Schnittes gelegt zu sein scheint; auf der andern Seite der wildzerrissene Kamm der »Sierra« mit den zersägten Abhängen, ein Anblick, der uns in die Welt der Centralalpen versetzt. Beide Berge sind grossartig und schön, jeder in seiner Art, die von der des andern gänzlich verschieden ist. Ebenso verschieden wie ihr Anblick ist auch der Weg zum Gipfel; beim Popocatepetl bis zur Langweiligkeit einformig, ohne jede technische Schwierigkeit, beim Ixtaccihuatl in jeder Beziehung mannigfaltig und abwechslungsreich, und in den Schneeregionen selbst schwierig. Jedem, der die Geschichte des Bergsports kennt, wird es verständlich sein, dass man lange eine Besteigung des Berges gescheut hat, und dass man ihm seinen höheren Nachbar vorzog. In früheren Zeiten bildete auch der Rauch, der dem Popocatepetl (zu deutsch: der rauchende Berg) entstieg, viel Neugierde, so dass nach den Briefen des Hernan Cortez schon im Jahre 1519 sein Feldhauptmann Diego Ordaz¹⁾ den Gipfel bestieg, nur »um das Geheimnis des Rauches zu erkennen«, also zu keinerlei praktischen Zwecken. Dies war für jene Zeit eine kühne That, die man als eine der ersten Hochtouren bezeichnen kann. Der Kuriosität halber wollen wir auch anführen, dass schon unter Moctezuma, dem unglücklichen König der Azteken, eine Besteigung unternommen worden sein soll. Das schon vorher citierte Werk »México á través de los siglos« giebt darüber Folgendes an: »Da Moctezuma sah, dass aus dem Popocatepetl Rauch aufstieg, so schickte er zehn Leute aus, welche auf den Gipfel stiegen. Von diesen starben acht und die anderen sagten dem König, dass jener Rauch nicht aus einer grossen Öffnung käme, sondern aus einer grossen Spalte im harten Felsen.« Wenn nun auch noch 1787 der mexicanische Naturforscher Antonio Alzate behauptete, die Besteigung des Popocatepetl sei auf natürlichem Wege unmöglich, so haben sich doch die Anschauungen über Bergtouren und die technischen

¹⁾ Es giebt übrigens gewichtige Gründe zur Annahme, dass Diego Ordaz in der That gar nicht bis auf den Gipfel, sondern nur bis an die ersten Fumarolen gelangt sei, doch ist hier nicht der Ort, diese Frage zu beantworten.

Leistungen wesentlich verändert, so dass heute, wenn einige Festtage zusammen treffen, zahlreiche Personen den Gipfel des Popocatépetls besteigen, und gerade die deutsche Kolonie in Mexico zeichnet sich durch eine grosse Anzahl von Leuten aus, denen es gelungen ist, bis zum Kraterand und Gipfel emporzusteigen.

Ganz anders liegt die Sache beim Ixtaccihuatl. Auch hier sind zahlreiche Expeditionen unternommen worden, um den Gipfel zu erreichen, aber nur bei zweien ist es wahrscheinlich, dass sie thatsächlich gelungen sind.

Geschichte der Besteigungen.

Der erste, welcher behauptet, auf dem Ixtaccihuatl gewesen zu sein, ist der Franziskanerpater Bernardino de Sahagun, der im 16. Jahrhundert lebte. Seine Ausdrucksweise ist jedoch so unbestimmt, dass man wohl nicht fehl geht, wenn man annimmt, dass er nur sagen will, er sei auf den Abhängen des Berges gewesen, nicht aber, dass er den Gipfel erreicht habe. Nach ihm versuchte lange Zeit kein Mensch mehr die Besteigung des Berges. Erst 1770 versuchte ein deutscher Bergmann Namens Friedrich Sonneschmidt den Gipfel zu erreichen; nach seiner Beschreibung¹⁾ zu urteilen, gelangte er auf den südlichsten und niedrigsten Gipfel des Berges, dessen Höhe er barometrisch mass, als Resultat erhielt er 4516 m; er befand sich nach unseren Messungen also noch etwa 750 m unter dem Hauptgipfel. Merkwürdigerweise hat Humboldt, der doch sonst vor Schwierigkeiten nicht zurückscheute, keinen der grossen Vulkane Mexicos bestiegen, wohl aber am Popocatépetl und Ixtaccihuatl trigonometrische Messungen vorgenommen. Für den letzteren fand er 4786 m, eine viel zu niedrige Zahl. Mehr als 80 Jahre vergingen seit dem ersten Besteigungsversuch durch Sonneschmidt, bevor wieder einer versuchte, auf den Gipfel zu gelangen. Dieses Mal war es ein Franzose, der durch sein Projekt, einen Teil der Sahara unter Wasser zu setzen, bekannte Geologe Virlet D'Aoust²⁾, welcher am 15. April 1853 einen Besteigungsversuch unternahm. Er kam jedoch nur auf einen der beiden Sättel, welche die drei Gipfel von einander trennen; man kann aber nicht entscheiden, auf welchen, es ist wahrscheinlich, dass es der zwischen dem »Kopf« und dem mittleren (höchsten) Gipfel ist, da die einzige Höhenbestimmung sich auf den Rancho de la Cienega (oberhalb Tlalmanalco) bezieht. Im Jahre 1857 wurde von der mexicanischen Regierung eine wissenschaftliche Expedition ausgesandt, die den Popocatépetl vermessen sollte. Sie bestand aus den Ingenieuren A. Sonntag, J. Laverrière, F. Sumichrast, Salazar und Ochoa. Über die Ergebnisse haben Laverrière und Sonntag getrennt berichtet. Letzterer begab sich Anfang Februar 1857 auf die Abhänge des Ixtaccihuatl, überschritt am 5. Februar die Schneegrenze und gelangte ohne Mühe bis zu einem Punkte, von dem er glaubte, dass er 600 Fuss tiefer als der Gipfel sei³⁾. Er stellte Messungen des höchsten Gipfels an und gelangte dabei zu ganz anderen Resultaten als Humboldt. Er ermittelte für den Hauptgipfel eine Höhe von 5204,9 m, für den südlichen 5077,2, Zahlen, welche von Lenk und Felix ziemlich unberechtigterweise angezweifelt wurden. Dass Sonntag der wahren Höhe am nächsten kam, beweisen die Messungen der Comisión geográfica exploradora und unsere eigenen. Wieder vergingen mehr als 30 Jahre, bis ein neuer Versuch, den Hauptgipfel zu erklimmen,

¹⁾ Mineralogische Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerksreviere von Mexico oder Neu-Spanien. Schleiz 1804, S. 321 ff.

²⁾ Coup d'oeil général sur la topographie et la géologie du Mexique et de l'Amérique central. Bull. de la Société géol. de France 1865, S. 30.

³⁾ Observations on terrestrial magnetism in Mexico, Smithsonian Contributions to Knowledge, Washington 1860, S. 60.

gemacht wurde und zwar von Dr. Hugo Topf und Dr. Hans Lenk¹⁾. Sie entdeckten den Gletscher Ayoloco und gelangten am 12. April 1888 nach ihrer Aneroidmessung bis zur Höhe von 4666 m; dabei nahmen sie an, noch 150 m unter dem Gipfel zu sein, während sie sich in Wirklichkeit ca. 600 m darunter befanden²⁾, und das schwierigste Stück noch vor sich hatten. Ein Schneesturm zwang sie zur Umkehr. Endlich im nächsten Jahre, am 4. November 1889, scheint zum ersten Male der Gipfel erreicht worden zu sein, und zwar von J. von Salis, einem Schweizer, doch wissen wir hierüber nur durch einige Bemerkungen von H. Remise Whitehouse und Freiherrn v. Zedtwitz, welche fünf Tage später auf dem Gipfel Spuren jener Expedition entdeckt haben wollen. Der Originalartikel des ehemaligen amerikanischen Geschäftsträgers Whitehouse ist uns unbekannt geblieben, und auch Farrington wusste davon nur durch ein Referat im Geographical Journal 1896. Dagegen liegt uns eine Beschreibung der Tour durch den ehemaligen deutschen Gesandten Freiherrn v. Zedtwitz³⁾ vor. Sie erreichten den Gipfel auf derselben Anstiegsroute, die wir benutzten, nur dass sie direkt zur Einsattlung emporsteigen konnten. Während Whitehouse, nach dem erwähnten Referat, behauptet, dass der Gipfel aus drei fast gleich hohen Punkten bestände, und eine phantastische Angabe über einen mit Schnee ausgefüllten Krater macht, sagt v. Zedtwitz in seiner Beschreibung ganz richtig: »Dafür fehlt freilich der Krater. Der Ixtaccihuatl bietet übrigens dem Auge des Laien nicht die geringste Spur vulkanischen Ursprungs.« Eine sehr verständige Bemerkung; leider haben aber gerade in Beziehung auf den Ixtaccihuatl andere Laien, darunter auch wissenschaftliche, weniger richtige Selbsterkenntnis gehabt und infolgedessen die wunderbarsten Dinge über Vergletscherung und Kraterbildung gefabelt. Am 26. April 1890 machten die amerikanischen Gelehrten Angelo Heilprin⁴⁾ und Frank C. Baker einen Versuch, den Gipfel zu erreichen; auch dieser misslang; sie erreichten eine Höhe von 5099 m (16,730 Fuss), wären also darnach nahe an das Joch gelangt, welches wir als Portezuelo del Espinazo bezeichnet haben. Dort sollen zwei quer verlaufende Spalten sie am Weitersteigen verhindert haben. Jedenfalls lag der betreffende Punkt tiefer als 75 Yards unter dem Gipfel, denn das Joch ist wohl der letzte Platz, wo solche Querspalten auftreten können. Der von Heilprin erwähnte »Selis« von Miraflores, der im November 1889 den Gipfel erreicht haben soll, ist jedenfalls identisch mit Herrn von Salis, der ebenfalls in Miraflores wohnt. Im Jahre 1893 versuchte Ezequiel Ordoñez⁵⁾ zweimal den Gipfel zu erreichen, und zwar am 26. April von Amecameca und am 29. Oktober von Tlalmanalco aus. Das erste Mal gelangte er bis nahe an den südlichen namenlosen Gipfel, besuchte auch den Gletscher Ayoloco; das zweite Mal überschritt er nur wenig die Schneegrenze am Gletscher Ayolotepito; beide Male verhinderte schlechtes Wetter weiteres Vordringen. Immerhin gestatteten diese Exkursionen eine weitere Untersuchung der Gletscher. Im Jahre 1896 stattete der amerikanische Geologe Oliver C. Farrington⁶⁾ dem Ixtaccihuatl einen Besuch ab, doch wie er angiebt, wollte er den Gipfel nicht erreichen. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit der

¹⁾ Felix und Lenk, Beiträge zur Geologie und Palaeontologie der Republik Mexico, Leipzig 1890, I, S. 52 ff.

²⁾ Falls nicht etwa die Höhenbestimmung vollkommen unrichtig ist.

³⁾ v. Zedtwitz, Eine Besteigung des Ixtaccihuatl. — Mitteilungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins in Mexico. Bd. I, Heft 1. Mexico 1890, S. 24—26.

⁴⁾ Heilprin, Barom. observ. among the high volcanoes of Mexico etc. — Proceed. of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia. Bd. 1890; Philadelphia 1891, S. 258—260.

⁵⁾ Ordoñez, Notas acerca de los ventisqueros del Ixtaccihuatl. — Mem. de la Sociedad científica »Antonio Alzate«. Bd. VIII. Mexico 1894, S. 31—42.

⁶⁾ Farrington, Observations on Popocatepetl and Ixtaccihuatl. — Field Columbian-Museum, Publ. 18, Geol. Ser. Vol. I, Nr. 2. Chicago 1897, pag. 103—120.

Untersuchung des Ayolocogletschers, den er nach Heilprins Vorgang Porfirio Diaz Glacier nennt. Wir müssen diesen Namen ablehnen, weil die ältere Bezeichnung Ayoloco den Anwohnern durchaus geläufig ist.

Die letzte der Expeditionen ist die unsrige, welche vom 30. Oktober bis zum 2. November 1898 dauerte. Den Gipfel erreichten wir am 1. November.

Topographie des Ixtaccihuatl.

Wie allgemein bekannt ist, zerfällt Mexico der Hauptsache nach in ein mittleres Hochplateau mit mehr oder weniger hohen Randgebirgen, zwei Küstenlandschaften im Westen und Osten und ein gebirgiges Land im Süden. Da, wo das Hochplateau fast unmerklich in das südliche Gebirgsland übergeht, findet man eine ganze Reihe hoher Vulkane, eine Zone eruptiver Thätigkeit, die schon Humboldt aufgefallen ist. Auf der Karte scheinen die Vulkane zum Theil in ostwestlicher Anordnung zu liegen, in Wirklichkeit aber erstrecken sich die meisten von Südsüdost nach Nordnordwest oder von Südost nach Nordwest. Einen dieser Gebirgszüge bilden auch der Popocatépetl und Ixtaccihuatl, die, wie schon in der Einleitung erwähnt, auf dem gleichen Höhenzuge liegen und durch eine breite Einsattlung getrennt sind, welche ihrerseits den Vulkan Cortés trägt. Über diese Einsattlung weg ist seinerzeit Hernan Cortez nach Mexico marschiert, nachdem ihm seine Verbündeten, die Tlaxcalteken, zuvor einen Weg für seine Kanonen über das Gebirge gebaut hatten. Die beiden höchsten Gipfel des Höhenzuges sind der Popocatépetl und der Pico mayor des Ixtaccihuatl; ersterer liegt ungefähr unter $19^{\circ} 1'$ nördlicher Breite, der andere unter $19^{\circ} 10,7'$ nördlicher Breite. Der Höhenzug erstreckt sich fast genau in der Richtung Süd nord mit ganz geringer Abweichung nach Nordwest. Nach Osten wird der Gebirgszug von dem Thal von Puebla, nach Westen von dem Bassin von Mexico begrenzt. Der Fuss des Gebirges liegt schon ziemlich hoch, nämlich in der Durchschnittshöhe von 2300 m über dem Meer. Die vulkanische Kette ist dem tieferen, aus Kalksteinen und Schiefern der Kreideformation bestehenden Grundgebirge sozusagen nur aufgesetzt; man kann die Sedimentgesteine am Südwestfusse des Popocatépetl unter den Laven liegend beobachten.

Wenden wir uns nunmehr zum eigentlichen Ixtaccihuatl. Sein Bau ist einfach genug. Er hat die Richtung Nordnordwest—Südsüdost; der schneebedeckte höchste Kamm hat eine Länge von ungefähr 7 km. Der Kamm besitzt drei prononcierte Gipfel, von denen der mittlere der höchste ist; die Comisión geográfica explorada hat seine Höhe trigonometrisch mit 5286 m bestimmt, womit unsere Aneroidmessung, 5280 m, recht gut übereinstimmt. Dem Namen »weisse Frau« entsprechend, hat das Volk den nördlichen Gipfel als Cabeza (der Kopf) bezeichnet, seine Höhe wird von der Comisión geográfica exploradora mit 5148 m bestimmt; der mittlere Gipfel heisst La Panza, der Bauch.

Über das, was man als Los Pies zu bezeichnen hat, scheint einige Unsicherheit zu herrschen. Wir nennen, dem allgemeinen Gebrauch folgend und in Übereinstimmung mit Farrington, den nördlichen, ziemlich hohen (circa 5200 m oder etwas weniger) Gipfel Los Pies, während die Comisión geográfica exploradora den Namen auf die letzte Schnee führende Erhebung im Süden anwendet. Auf diese dürfte auch wohl Sonneschmidt gelangt sein, falls er nicht nur auf dem Cerro Gordo war. Dagegen hat Sonntag wohl den von uns Los Pies genannten Gipfel gemessen. Auf den ganz im Süden liegenden Gipfel bezieht sich vielleicht auch die Angabe von Saussure.

Zwischen den drei hauptsächlichsten Gipfeln befinden sich zwei Einsattlungen. Bei der südlichen, welche wir als Portezuelo del Espinazo bezeichnen, ermittelten wir eine Höhe von 5140 m. Das nördliche Joch ist noch nicht gemessen.

An jeder der Einsattlungen haben sich auf der Westseite kleine Gletscher gebildet; doch finden sich auch noch an weiteren Stellen der Westseite Gletscher.

Moränenwälle umziehen die ganze Westseite in einer Durchschnittshöhe von 4500 *m* über dem Meere. Im übrigen ist der Bau des Berges sehr einfach, das Wasser hat sich zahlreiche Schluchten — Barrancas — gegraben, die radialstrahlig vom Kamme nach allen Richtungen ausgehen. Je nachdem an den Seiten der Schluchten die Lavamassen zu Tage treten oder bedeutende Massen von Humus, Asche oder Tuffen vorhanden sind, finden wir zackige Kämmе (besonders in grösserer Höhe) oder sanfte Rücken. Im übrigen ähneln diese Schluchten alle sehr einander. In der Tiefe sind sie stark bewachsen und zwar mit Laub- und Nadelholz (besonders fallen schöne Stämme der Libanonceder auf), weiter oben verschwindet allmählich das Laubholz, bis schliesslich in einer Höhe von circa 4000 *m* sich nur noch Wettertannen finden; die Baumgrenze liegt auf der Westseite des Ixtaccihuatl in einer Höhe von 4150 *m*. Höher hinauf finden sich Wiesen, die reichliches, recht hartes und spitziges Gras, das sogenannte Zacate, tragen, dazwischen kommen auch andere niedere Pflanzen vor, doch fehlt es an Buschwerk. Gegen den Gletscher hin nimmt die Vegetation mehr und mehr ab, selbst das Gras verschwindet in einer Höhe von 4300—4400 *m*. Am Gletscher selber finden sich noch einzelne Blumen, Disteln und hauptsächlich Flechten und Moose; auf den höheren Moränen sind nur noch Flechten spärlich vorhanden. Die Ostseite ist ein wenig verschieden von der Westseite, was sich hauptsächlich auf die warmen Winde zurückführen lässt, welche gewöhnlich von jener Seite herkommen. Von Gletschern liess sich bisher auf jenem Abhange nichts entdecken. Am Kamme hat sich wohl Firn und Eis gebildet, welches von so zahlreichen und mächtigen Spalten durchzogen wird, dass man sich in die Seracs eines alpinen Gletscherabsturzes versetzt fühlt. Die Schneegrenze liegt etwas höher als auf der Westseite. Auch auf der Ostseite sind die Thäler ganz gleich jenen der Westseite, sowohl in Beziehung auf die Form wie auf die Vegetation, doch fehlt es noch an genauen Untersuchungen.

Nach Norden schliesst sich an den Ixtaccihuatl eine Reihe bewaldeter Kuppen an, von denen wir als die hauptsächlichsten nennen: Cerro Papayo, Cerro Telapon, Cerro Tlaloc, Cerro Tlamacaz, alles Eruptivgebilde. Der Höhenzug er stirbt westlich von Mexico ungefähr unter der Breite von 19° 34'. Man könnte allerdings noch eine weitere Fortsetzung nach Norden finden, aber unter der angegebenen Breite wird der Bergzug so stark eingeschnürt, und er verliert zugleich derartig an Höhe, dass wir diese Stelle als das natürliche Ende ansehen können.

Wir stellen hier die Höhenmessungen zusammen, welche sich auf die Hauptgipfel beziehen, und lassen unsere Höhenbestimmungen folgen.

Na m e	Meter	A u t o r
Nördlicher Gipfel (La Cabeza) . . .	4595	Saussure.
	5080,9	Sonntag 1857.
Mittlerer (höchster) Gipfel (La Panza	5148	Comisión geográfica exploradora.
oder Pico Mayor)	4785	Humboldt 1803.
	4816	Felix und Lenk 1894, 150 <i>m</i> geschätzt.
	5168	Heilprin 1890, 75 Yards geschätzt.
	5205	Sonntag 1857.
	5280	Böse und Ordoñez.
	5286	Comisión geográfica exploradora.
	5326,6	Almazan.
Südlicher Gipfel (Los Pies)	4512	Saussure.
	5077,3	Sonntag 1857.
	5200	Böse und Ordoñez, 60 <i>m</i> geschätzt.
Südlichster Gipfel (Namen unbekannt) .	4516	Sonneschmidt 1770.
	4740	Comisión geográfica exploradora.

Weitere Höhenbestimmungen von Böse und Ordoñez.

	Meter
Höhe von Corrazolco oberhalb des Rancho Tetepetongo	3390
„ „ Acholula	4110
„ „ Potrereros	3985
„ „ Cienega chica gegenüber der Cañada de Maculexcatl	4170
„ „ Caluca	4335
Höhe der Baumgrenze von Los Pies	4150
Höhe der Baumgrenze westlich von der Cabeza	4150
Grenze des Gletschers Ayoloco (1. Nov. 1898)	4545
Ausserste Stirnmoräne	4525
Obere Grenze des Gletschers Ayoloco (1. Nov. 1898)	4690
Portezuelo del Espinazo	5140
Lavastrom von Texcal-xopolco	4200
Grenze des Gletschers Ayolotepito (2. Nov. 1898)	4610
Einsenkung vor der Endmoräne von Ayolotepito	4590
Lavastrom von Nahuualac	4000
Rancho Nexualango	3465
Puerto de la Puebla	4250
Oberhalb Cienega Grande	4480
Gipfel von Cienega Grande	4540
Gipfel des Kraters von Maculexcatl	4680
Felsgipfel südlich von den Pies	4770

Touristischer Teil.

Wir, d. h. die beiden Verfasser und Herr Aragón, ein mexicanischer Geograph, brachen am Morgen des 30. Oktober von Mexico auf. Die interoceanische Eisenbahn führte uns am Lago de Texcoco vorüber, langsam ansteigend, unserem Ziele Amecameca (2532 m) zu, das wir gegen 10 Uhr erreichten. Dies ist ein ziemlich trauriger Ort mit ungefähr 10000 Einwohnern. Er unterscheidet sich gar nicht von anderen mexicanischen Pueblos: in der Mitte der Stadt einige schlecht gepflasterte Strassen mit kleinen Läden, eine Plaza, in den Vororten ungepflasterte Strassen, in deren Schmutz man während der Regenzeit wie in einem Sumpfe versinkt. Der Ort hat eine kleine Garnison von Rurales (eine militärisch organisierte Polizei), eine Anzahl von Musikkapellen, die an bestimmten Tagen auf der Plaza spielen, das ist alles. Doch halt, Amecameca hat auch ein recht gutes und vor allem reinliches Hotel, das von einer Spanierin geführt wird. Dergleichen findet man in den mexicanischen Pueblos nicht immer.

In Nepantla, nahe bei Amecameca, wurde die mexicanische Dichterin »la musa mexicana« Sor Juana Inez de la Cruz im 17. Jahrhundert geboren. Sie ist die Celebrität des Ortes. Südwestlich vom Orte befindet sich ein Hügel, Sacro Monte genannt, mit einer Kapelle, man hat von oben eine entzückende Rundsicht, von der unsere Abbildung einen Teil wiedergibt. Mächtig bauen sich die beiden riesigen Vulkane, der Ixtaccihuatl und der Popocatepetl, auf, und besonders der erste zieht seiner schön gegliederten Form wegen immer wieder den Blick an. Mit Recht sagt Janvier in seinem »Mexican Guide«, der uns wohl oder übel den Baedeker ersetzen muss: »The view from the terrace of the Sacro Monte is one of the great views of the world.«

Die Legende erzählt von dem Sacro Monte, dass einige Maultiertreiber Kruzifixe und dergleichen nach dem Süden transportierten; ein mit einem grossen Christusbild beladenes Maultier entflo, und nach langem Suchen fand man es in der Höhle am Sacro Monte. Die Bewohner von Amecameca erkannten daran, dass das Christusbild hier bleiben wollte, sie kauften es und stellten es auf einem Altar in der Höhle auf. Nach einer anderen Legende wurde das Bild von Fray Martin

de Valencia, dem Führer der »Zwölf Apostel in Mexico«, die 1524 hierher kamen, dorthin gebracht. Der Sacro Monte war der Lieblingsaufenthalt Fray Martins, der von den Indianern hoch verehrt wurde.

Ein uns bekannter Führer auf den Popocatépetl rief einen Mann zu uns (die ganze Verhandlung wurde auf der Strasse geführt), der schon seit langer Zeit Eis und Schnee von den Gletschern der »Sierra nevada«, d. h. vom Ixtaccihuatl holte, er behauptete, auf der Spitze gewesen zu sein. Wir verlangten ausser ihm drei Träger. Er wollte uns zuerst vorreden, wir müssten Maultiere nehmen, was wir verweigerten, da wir allein ein Tier mit Futter hätten beladen müssen. Nun ging es dann an das Feilschen um den Preis. Zuerst verlangte der Mann für jeden Träger 2 Pesos pro Tag (etwa 4 M.), für sich aber extra für den Aufstieg 10 Pesos. Schliesslich einigten wir uns dahin, dass ihm pro Tag 2 Pesos (4 M.), jedem Träger 1 Peso zu zahlen sei, so dass uns also unsere vier Leute ungefähr

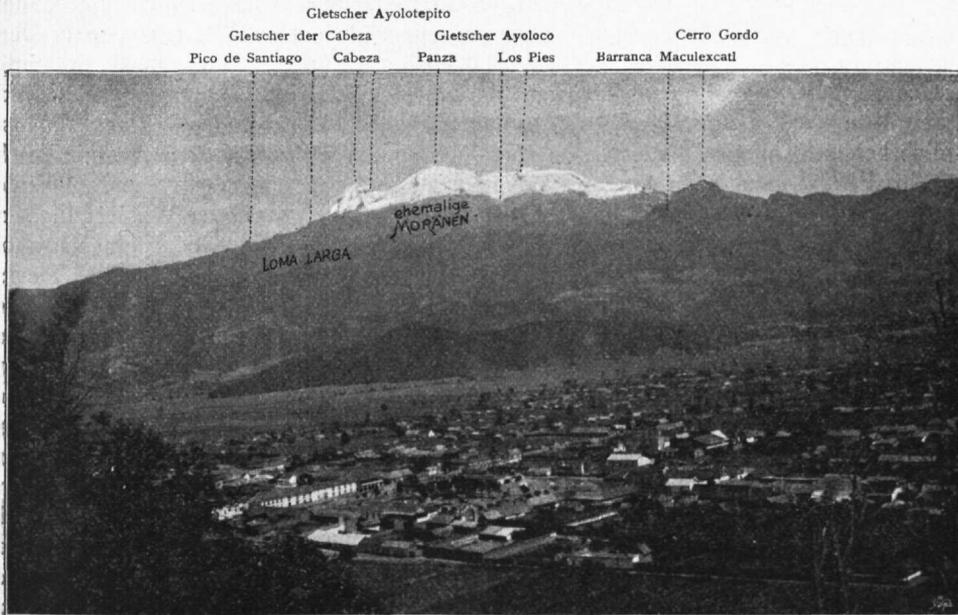


Fig. 1. Blick vom Sacro Monte auf Amecameca und den Ixtaccihuatl.

10 M. täglich kosteten, ein Preis, der nicht gar zu hoch ist, den wir aber nur zahlten, weil wir Eile hatten. Wir sagten dem Führer, dass wir um 1 Uhr aufbrechen wollten, und dass er zum Hotel kommen solle, wohin wir uns nun begaben, um zu essen. Das Essen war gut und reichlich, wenn auch nicht ganz billig, wir hatten jeder circa 3 M. zu zahlen, wobei man allerdings zu bedenken hat, dass die Flasche (besser gesagt: das Fläschchen) Bier allein 50 Pfg. kostet. Wir haben nämlich in Mexico eine ganze Reihe grosser Brauereien, die gewöhnlich von Deutschen geführt werden und ein erträgliches Bier liefern, das ja allerdings mit Münchener Gebräu nicht zu vergleichen ist. Nach dem Essen warteten wir einstweilen geduldig. Gegen 3/42 Uhr kam ein Träger, und es wurde uns bedeutet, dass der Führer gesagt habe, wir wollten um 2 Uhr aufbrechen. Schliesslich erreichten wir denn um 2 Uhr den Führer an einer Pulquekneipe. Pulque ist bekanntlich das mexicanische Nationalgetränk, es wird aus dem Saft des Maguey, der amerikanischen Aloë, gewonnen und wirkt sehr berauschend. Zu unserem Erstaunen war aber der Führer

gar nicht der von uns engagierte, sondern sein jüngerer Bruder. Er führte ein gesatteltes Pferd herbei, gegen das wir lebhaft protestierten, bis er erklärte, die Träger würden die Kosten dafür auf sich nehmen.

Endlich, endlich war auch das geordnet, und wir konnten bald nach 2 Uhr aufbrechen. War morgens um 10 Uhr die Temperatur noch so niedrig gewesen, dass wir uns gern in die Wettermäntel hüllten, so stieg sie jetzt so, dass es uns fast zu warm wurde. Allerdings hat das mexicanische Hochplateau die Annehmlichkeit, stets trockene Luft zu besitzen, so dass man auch bei grösserer Wärme nur selten schwitzt. Wir gingen zuerst auf der staubigen Strasse und benutzten dann einen Fussweg, der uns durch Maisfelder führte. Nach ungefähr 2 km begann bereits der eigentliche Aufstieg; vulkanische Tuffmassen bilden dort eine wallartige Erhebung, die wir bald überwandten, um auf einen Maultierweg zu gelangen. Dieser Saumpfad ist nicht, der grosse, auf dem die Neveros ihr Eis herunterbringen, und dem Farrington bei seiner Expedition folgte, sondern er bildet eine Abkürzung und mündet weiter oben in jenen ein. Der Weg tritt nun in den Laubwald und folgt dem Rio de Ameca oder Rio del Salto. Mächtige Laubbäume und Cedern neben vereinzelt Fichten spenden hier Schatten, Schlinggewächse verstricken ihre Zweige, und dichtes Buschwerk bedeckt den Boden. Der Weg ist ziemlich bequem, ab und zu etwas steinig, steigt aber längere Zeit nur ganz sanft an. Plötzlich scheint er in einem Thalkessel zu endigen, von dessen oberen Ende her man ein dumpfes Brausen hört; es ist der Salto de Aguas, der Wasserfall, von dem der Fluss seinen Namen hat. Im Hintergrunde des Thales liegt ein Rancho, dessen Besitzer ein Deutscher ist. Er braut für die Umgegend und für die Tierra caliente ein dünnes aber ganz wohlschmeckendes Bier. Bei der abgelegenen Lage des Hauses — es ist von Amecameca ungefähr 1¼ Stunde entfernt — schickt der Besitzer Herr Z. seine Leute abends stets weg, um sie nicht zum Raub zu verleiten. Er hält sich zu seiner Sicherheit eine ganze Meute von grossen Hunden, ist aber doch schon einmal überfallen worden. Jetzt ist ja, dank der segensreichen Regierung des Präsidenten Porfirio Díaz, der nunmehr seit 14 Jahren ununterbrochen an der Spitze der mexicanischen Republik steht, das Räuberwesen so gut wie vernichtet; er hat kurzen Prozess mit den Gaunern gemacht und den grössten Teil einfach erschossen lassen. Heute ist hier die öffentliche Sicherheit bedeutend grösser als in den Vereinigten Staaten; ist doch unter anderm die Southern Pacific Eisenbahn in diesem Jahre circa achtmal überfallen und ausgeraubt worden, etwas, was bei mexicanischen Bahnen schon seit langer Zeit nicht mehr vorgekommen ist.

Wir hielten uns bei Herrn Z. nicht lange auf, sondern stiegen an der östlichen Thalwand empor und folgten nun einem Bergrücken, der sich vom Kamm des Ixtacihuatl her in westlicher Richtung herabsenkt. Still und feierlich ist es hier im Walde, nur unser Führer schnattert ununterbrochen, offenbar unter der erhebenden Einwirkung des Pulque. Bald öffnet sich auf freien Feldern ein Ausblick auf die Ebene, den Popocatépetl und die westlichen Bergzüge. Nach kurzer Zeit nimmt uns der Hochwald wieder auf, nur selten bietet sich ein Blick in waldige Thäler und auf ganz in Grün gekleidete Bergrücken, wir befinden uns in den engen Schluchten der unteren Region, in denen es ziemlich mühsam bergauf geht. Schon wird es Abend, als wir an einem einsam gelegenen Rancho vorüberkommen; bald folgt etwas höher ein zweiter, Tetepetongo genannt. Die Sonne war bereits im Sinken, als wir einen Bach überschritten und auf einer kleinen Wiese anlangten. Da es bei der Verspätung, die wir durch die Träger erlitten hatten, nicht möglich war, die Höhle Acholula, unser eigentliches Ziel des Tages, zu erreichen, so mussten wir hier übernachten, womit wir darauf verzichten mussten, am nächsten Tage auf den Gipfel zu gelangen. An der rechten Thalseite befand sich ein stark überhängender

Felsen, der uns einen Ruheplatz für die Nacht bieten sollte; leider war der Boden feucht; doch schützte andererseits das Buschwerk vor dem Nachtwinde. Mit Messer, Eispickel und den geologischen Hämmern wurde der Platz von den Pflanzen gesäubert, die Träger schafften dürres Holz heran, und der Führer hielt Reden. Während wir drei Weissen — die Träger und Führer waren Mestizen — unser Abendessen vorbereiteten, dessen Hauptbestandteile Knorr'sche Erbswurst, Brot und Kaffee waren, beschäftigten sich unsere Leute hauptsächlich mit dem Anzünden des Feuers und einer genauen Inspektion ihrer Pulqueflasche, die etwa 4—5 l enthalten mochte. Wenn man berücksichtigt, dass 1 l dieses diabolischen Getränkes bereits einen gutgenährten trinkfesten Mitteleuropäer umzuwerfen vermag, so kann man sich wohl die Wirkung auf einen schlechtgenährten Mestizen einigermaßen vorstellen. Bei unserem Führer äusserte sich diese darin, dass er immer mehr Blödsinn schwatzte, laut lachte und uns wohl zehnmal zu seinem Abendessen lud, bis wir schliesslich energisch unangenehm wurden. Diese Einladung ist eine Höflichkeitsformel, die jeder Mexicaner oder Spanier ausspricht, wenn andere bei seinem Mahle zugegen sind, die aber auch ebenso höflich mit einer bestimmten Formel abgelehnt wird. Wir drei breiteten unsere Gummidecke auf dem Boden aus, darüber kamen zwei wollene Decken, so dass wir eine warme trockene Unterlage hatten, die übrigen Zarapes dienten zum Zudecken; wir litten nicht unter der Kälte. Gegen 5 Uhr erwachten wir, und leider nahm die Vorbereitung für den Aufbruch, da uns die Träger keinerlei Hilfe zu leisten vermochten, so viel Zeit weg, dass wir erst gegen 6¹/₂ Uhr den Marsch antreten konnten. Die Höhle, welche den Namen Corrazolco führt, lag nach unserer Aneroidbestimmung 3390 m hoch. Wir folgten der Barranca, in welcher die Höhle liegt, aufwärts und gelangten nach einer Stunde auf eine kleine Hochwiese; die Bäume wurden spärlicher, nach Süden erhob sich eine phantastisch gezackte Felsmauer, nach Westen zeigte sich ebenfalls eine Wand von Laven, die auf einem Fussweg im Zickzack überwunden wurde. Der Blick wurde freier, eine weite Hochalm, die auf ihrem unteren Teile Wettertannen von schöner und bizarrer Form hat, gestattete eine Aussicht auf die ganze Südwestseite des Kammes. Schon konnten wir deutlich die Moränenwälle des Gletschers Ayoloco und Ayolocotl unterscheiden. Wir stiegen allmählich bergan und gelangten, einen kleinen Rücken der Länge nach überschreitend, gegen 9 Uhr zu dem steilen Abfall des Kammes. An einer Stelle in der Höhe von 4100 m machten wir Rast. Unser Gefährte Herr Aragon war leider schon sehr ermüdet. Da in der Nähe sich die Höhle befand, wo wir in der Nacht bleiben wollten, so liessen wir mit einem Träger den grössten Teil unseres Gepäcks zurück; nur die photographischen Apparate und etwas Proviant wurden mitgenommen. Herr Aragon bestieg das Pferd, welches glücklicherweise einen Reitsattel hatte. So ging es denn um 10 Uhr wieder langsam bergauf. Der Weg führte über einen mit Geröll besäeten Abhang empor. Bei 4150 m überschritten wir die Baumgrenze, bald verlor sich fast vollständig aller Pflanzenwuchs; kleine Bäche, welche von oben herabkamen, hatten Eis an den Rändern angesetzt, die Temperatur betrug $\pm 5^{\circ}$ C. Wasser und Luft hatten die Lavamassen, welche unter dem Geröll heraustraten, so poliert, dass man manchmal versucht war, an Gletscherwirkung zu denken, doch zeigte sich die Politur hauptsächlich an Wasserriegen, und die charakteristische Streifung war nicht vorhanden. Der Weg war ausserordentlich einformig und ermüdend, doch wirkte der überwältigend grossartige Anblick des Schneekammes immer wieder anregend und belebend auf uns ein. Endlich gelangten wir auf die eigentliche Endmoräne, wo der Weg noch miserabler, ja zum Teil ganz ununterscheidbar wurde. Sobald wir sie überquert hatten, zeigte sich vor uns die charakteristische Rundhöckerlandschaft, die Lavafelsen waren wunderhübsch gerundet und poliert, derartig, dass sie im Sonnenglanze spiegelten, und im

Hintergrunde tauchte endlich die noch stark mit Schnee bedeckte Zunge des Gletschers Ayoloco oder Ayolocotl auf. Sein unteres Ende hat die Höhe von 4545 m, das Ende der Moräne liegt dagegen nur 4525 m hoch. Über der schmalen Zunge erhebt sich breit und rein glänzend das Firnfeld, aus dem nach Norden und Süden Felswälle auftauchen; nach Norden überragt Alles die schöngerundete Kuppe des Hauptgipfels, wir studierten nun vorerst mit dem Fernrohr unsere Anstiegsroute für den nächsten Tag; es war eigentlich nur eine möglich, da alle anderen mehr Schwierigkeiten und Umwege darzubieten schienen; trotzdem mussten wir am folgenden Tage im letzten Teile etwas von der Route abweichen.

Nun wurde fotografiert, gezeichnet, gemessen und schliesslich bestimmte Felsblöcke mit roten Ölfarbemarken versehen, die wir dem Schutze unserer Führer empfahlen. Ordoñez hatte schon früher Marken mit Pfählen bezeichnet, um die Bewegung des Gletschers zu messen. Davon war nichts mehr zu sehen, da die



Fig. 2. Gletscher Ayoloco.

- a) Heilprin Peak; b) Pico del Medio día, 5265 m; c) Arbeitsplatz der Neveros; d) Portezuelo del Espinazo, 5140 m; e) Spaltenregionen; zwischen den beiden e liegt auf dem Grat die Fumarole.

Indianer vermutlich das Holz zum Aufwärmen ihrer Tortillas benutzt hatten. So war es uns leider unmöglich, da der Gletscher frei von Steinen war, Marken anzubringen, mit der wir die Schnelligkeit der Gletscherbewegung hätten messen können, vielleicht lässt sich dieses in einem der nächsten Jahre machen; wir haben die Absicht, unsre Untersuchungen mit Regelmässigkeit fortzusetzen. Wenn man unser Bild des Gletschers betrachtet, so sieht man unten auf der rechten Seite eine gerade Linie im Eis, das ist jedoch keine Spalte, sondern nur die Spur, welche die Neveros hinterlassen; es ist hier der Ort, einige Worte über diese Leute zu sagen. Die Neveros holen den Schnee oder das Eis aus dem Gebirge und verschicken es weit in das Land hinein. Früher, als die grossen Brauereien mit ihren Eismaschinen noch nicht existierten, war natürlich ihr Geschäft noch viel wichtiger und ausgebreiteter. Jetzt sind die Preise gedrückt. Für eine Maultierlast bekommt der Nevero ungefähr 2 Mark, davon muss er mit seiner Familie und seinem Tier

einen Tag lang leben, denn mehr als eine Maultierlast kann er nicht herunterbringen, und dabei muss er noch vom frühesten Morgen bis spät abends arbeiten. Der Nevero nimmt das Eis nicht vom untersten Ende des Gletschers, weil es da zu viele Löcher und Luft enthält, er geht etwas höher hinauf; wir sehen auf unserem Bilde den Ort (c) oberhalb der erwähnten Linie. Dort macht er mit einer Axt einen Einschnitt im Quadrat mit einer seitlichen Länge von je ca. 50 cm, dann schneidet er den Block so los, dass er eine Dicke von 25—30 cm erhält; das alles geschieht mit der Axt. Ein solcher Block wiegt durchschnittlich 4 Arrobas, das sind ungefähr 50 kg. Zwei bis drei solcher Blöcke kann das Maultier gut tragen, zwei solcher Blöcke kosten heute circa 2 M. in Amecameca. Nachdem der Block losgelöst ist, wird er an Stricken auf der mehrfach erwähnten Spur hinuntergelassen und unten sorgfältig mit dem groben, Zacate genannten Gras umwunden und eingehüllt, dann stark verschnürt. Abends werden die Blöcke hinuntergeschafft. Die Neveros haben sich am Wege eine eigentümliche Uhr eingerichtet. Im Centrum eines Kreises steckt ein Stab, und eine bestimmte, jedenfalls durch Beobachtung erlangte und durch einen radialen Strich im Sande angedeutete Linie zeigt an, wohin der Schatten fällt, wenn die Neveros zur rechten Zeit dort eintreffen. Je nachdem müssen sie ihren Marsch beschleunigen oder verlangsamen.

Wir werden an einem anderen Orte die Anschauung vertreten, dass zum Rückgange der Gletscher auch die Arbeit der Neveros stark beigetragen hat. Das wird manchem sehr unwahrscheinlich vorkommen, und doch ist es sicherlich so. Man berücksichtige nur folgende Zahlen: bevor die grossen Brauereien in Mexico eröffnet wurden, wurde von den Gletschern Monate hindurch täglich ein Zug von 100 Maultieren mit Eis beladen hinunter gesandt; jedes der Tiere trug 150 kg (12 Arrobas), also im Ganzen wurden täglich 15 Tons Eis versandt; das sind im Jahre 5475 Tons. Nun gebe ich zu, dass nicht im ganzen Jahre mit 100 Maultieren gearbeitet wurde, sondern der Hauptsache nach nur zwei Monate lang, doch wurde auch in der übrigen Zeit mit mindestens 25—50 Tieren das Eis heruntergeschafft. Wir können also wohl 50 Lasten als den Durchschnitt annehmen, das ergäbe täglich $7\frac{1}{2}$ Tons, jährlich 2737 $\frac{1}{2}$ Tons, also 2737,5 cbm. Auf jeden Fall ist es unbestreitbar, dass diese Menge von Eis auf den Rückgang der Gletscher einwirken musste; um so mehr, als das Eis nur aus den beiden Gletschern Ayoloco und Ayolotepito gewonnen wurde. Es ist also unrichtig, wenn Felix und Lenk meinen, die Neveros holten das Eis nur aus den tiefen Eiscascaden; die Hauptmasse wurde stets aus den Gletschern geholt. Für den Touristen sei erwähnt, dass er bei den Führern nicht nach den Ventisqueros (Gletscher) fragen darf, sondern nach den Cortes, d. h. den Orten, wo Eis gebrochen oder geschnitten wird; man sagt also z. B. Corte de Ayoloco, Corte de Ayolotepito.

Bereits mittags gegen 1 Uhr fingen auf dem Kamme dünne leichte Nebelsäulen sich zu erheben an; sie glichen von ferne in überraschender Weise Schneewirbeln. Bald wurde der Nebel dichter, bald wieder heller, in phantastischen Gestalten stieg er am Kamme auf und ab. Als wir gegen 3 Uhr mit unserer Arbeit fertig waren, war bereits der ganze Kamm verhüllt. Wir machten uns an den Abstieg und sahen zu unserem Erstaunen, dass der Popocatepetl, der in wundervoller Beleuchtung vor uns lag, gänzlich von Nebeln frei war, nur im Süden zeigte sich eine strichartige Wolke. Deutlich hob sich der Kraterand ab, und weit hinunter reichte der zu oberst etwas schmutzig aussehende Schnee; unterhalb konnte man ein Stück des Weges unterscheiden, der bis zur Schneegrenze führt. In zarten Duft gehüllt lagen die südlichen Gebirge da, in greller Beleuchtung das Thal von Amecameca mit seinen Kraterreihen; es war ein Anblick, wie wir ihn selten erlebt hatten. Und unsere Hoffnung auf schönes Wetter am nächsten Tage wuchs nun

auch; wir stiegen zufrieden den miserablen Weg hinunter. Ungefähr an der Baumgrenze bogen wir nach Süden ab und überwandten kletternd eine kleine Felswand, um zur Höhle von Acholula zu gelangen. Wir bestimmten ihre Höhe mit 4110 m. Dieses Mal hatten wir eine wirkliche Höhle als Nachtquartier, die eventuell für 20 Personen ausreichen würde. Unsere Träger hatten bereits Feuer angezündet, aber leider waren wir nicht so glücklich wie die Herren Freiherr von Zedtwitz und Whitehouse, denn der Rauch schlug in die Höhle, so dass wir es einstweilen nicht darin aushalten konnten. Die Träger hatten Zacate geschnitten und in der Höhle für uns aufgehäuft; wir begannen vorderhand das leidige Geschäft der Kocherei. Mittlerweile wurde auch das Nachtlager zubereitet, doch fanden sich verschiedene Übelstände; vor allem kann man nur an wenigen Stellen der Höhle aufrecht stehen, ferner ist sie zum grössten Teil durch Pferde- und Maultiexkrementen beschmutzt, und an den Wänden hat sich bereits förmlich Salpeter gebildet; das Schlimmste aber war, dass an vielen Stellen Wasser herabtropfte. Wir suchten uns die besten Plätze aus, wo wir etwas gegen die Feuchtigkeit geschützt waren. Um 8 Uhr konnten wir uns schliesslich zur Ruhe legen, und da die Träger keinen Pulque mehr hatten, so störten sie uns nicht so wie in der vorhergehenden Nacht. Schon hatten sich die Nebel wieder zerstreut, hell blinkten die Sterne zur Höhle herein und in der Ferne heulten die Coyoten (Prairiewölfe). Das Gehcul schien unser Packpferd unruhig zu machen, es suchte sich vom Lasso loszumachen und die Träger banden es deshalb direkt vor der Höhle an. Wir schliefen bald ein, hatten aber eine schlechte Nachtruhe, da wir öfters vor Kälte aufwachten. Um 3 Uhr erhob sich ein Rumor, dessen Ursache wir erst erfuhren, als wir uns um 4 Uhr definitiv erhoben. Das Packpferd hatte sich losgemacht und war ausgerissen; gleich um 3 Uhr war ein Träger ihm nachgeschickt worden, aber, wie wir am Abend erfuhren, hatte er es erst eine Stunde vor Amecameca eingeholt. Leider zeigte sich nun auch, dass Herr Aragon sich sehr unwohl fühlte und zugleich an heftigen Ohrenschmerzen litt; das war wohl die vereinigte Wirkung der Nachtkälte, der dünnen Luft und der Anstrengungen der vorhergehenden Tage; er musste sich wohl oder übel entschliessen, zurückzubleiben, und später nach Amecameca hinunter zu reiten, sobald nämlich das Pferd wieder zurückgebracht war. Wir andern ordneten an, dass ein Träger das Gepäck nach der Höhle de los Potreros hinüber schaffe, einer Herrn Aragon beim Abstieg begleite, während der Führer und ein Träger mit uns auf den Gipfel gehen sollten. Wir liessen alles zurück mit Ausnahme der Aneroide, eines kleinen photographischen Apparates, einiger Messinstrumente und weniger Lebensmittel. Unsere Ausrüstung war recht primitiv, nur Dr. Böse hatte einen schweren Führerpickel von Heinrich Schwaiger in München (Schweizer Form), Ordoñez und der Führer besaßen Bergstöcke, der Träger bloss einen Knüppel, der im Feuer an der Spitze etwas gehärtet war. Noch schlimmer sah es mit der Fussbekleidung aus. Dr. Böse hatte schwere bayerische Bergschuhe mit Algäuer Griffen, Ordoñez genagelte Schnürschuhe, Führer und Träger Sandalen, hier Huaraches genannt, was die Eingeborenen Guaratsches aussprechen. Des Schnees wegen hatten sie die nackten Füße mit Sackleinwand umwickelt und darüber die Sandalen geschnallt; man kann sich kaum eine unpraktischere Fussbekleidung für eine Gletschertour denken. Wir hatten das später beim Stufenschlagen zu büssen, da die Stufen sehr gross gemacht werden mussten. Hätten wir alle Steigeisen gehabt, so wäre das Stufenschlagen fast unnötig gewesen. Das einzige Paar Steigeisen, welche Dr. Böse besass, liessen wir in der Höhle leider zurück, ein Seil besaßen wir nicht, und der Lasso war zu kurz und zu schwach; grosse Dienste leistete uns, da wir natürlich vom Gletscherende an kein Wasser mehr fanden, eine Gummiflasche, von Heinrich Schwaiger in München geliefert.

Um 5 Uhr notierten wir eine Temperatur von $+ 2^{\circ}$ C. Kurz nach 5 Uhr wurde aufgebrochen. Soeben legte sich der graue Schein der Dämmerung über die Landschaft; das Licht des Mondes schien an Stärke abzunehmen, als wir unseren Marsch begannen. Die kleine Felswand wurde rasch überwunden, dann ging es den schon bekannten Weg zum Gletscher hinauf. Dieses Mal lag im Thal nur sehr wenig Nebel, nicht wie am Tage vorher, wo man morgens nirgends ein Thal sehen konnte, da ein dichtes Nebelmeer alles verdeckte. Heute lag vielmehr das Nebelmeer bedeutend weiter im Norden, das Thal von Amecameca war ganz, das von Mexico halb frei. Da wir den Weg zum Gletscher nicht wieder als Abstieg benutzen wollten, so suchten wir noch die uns fehlenden Beobachtungen auszuführen, was den Marsch ein wenig verzögerte, so dass wir erst gegen 7 Uhr am Gletscherende, oder besser bei der Endmoräne anlangten. Wir berieten nun noch-

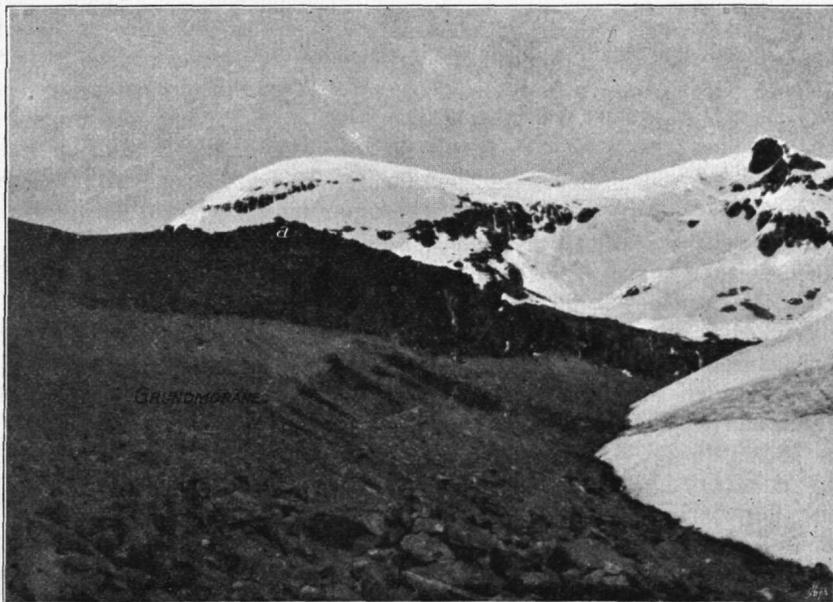


Fig. 3. Der Hauptgipfel des Ixtaccihuatl.

Links der Pico mayor oder Cima del Norte, 5286 m; in der Mitte der Pico del Mediodia (Eiskuppe), 5265 m; rechts der Heilprin Peak; a) älteste Seitenmoräne des Gletschers Ayoloco.

mals über den Weg und gelangten zu folgendem Beschluss. Südlich vom Hauptgipfel tauchen zweimal Felspartien aus dem Schnee des Kammes auf, zwischen beiden befindet sich anscheinend ein ziemlich glatter Schneehang; wir wollten nun suchen, an den Fuss der südlichsten Felsen (Teil vom Gipfel Los Pies) zu gelangen, und dann zum Fuss der stärker ansteigenden Gipfelkuppe, d. h. zu einem kleinen Joch auf dem Kamm hinüberqueren; es sah aus, als ob wir da fast gar keine Steigung zu überwinden hätten. Wir kletterten also tapfer an der südlichen Moräne oder besser zwischen einer jüngeren und einer älteren hinauf. Der lose Schutt, die nachgebenden Gerölle, dazwischen wieder das Einsinken in weiche Erdmassen, das Alles erinnerte schmerzlich an ähnliche Wanderungen in den Alpen. Bald stellten sich die ersten grösseren Schneeflecken ein, denen wir nach links auswichen, um den Kamm der Moräne zu erreichen. Endlich um 8 Uhr gelangten wir an das Firnfeld und zugleich aus dem Schatten in die Sonne; die Temperatur war hier 0° . Der erste Teil des Schnees zeigt eine ungemein rauhe und höckerige

Oberfläche, was darauf zurückzuführen ist, dass hier eine Menge von oben herunter gestürzter Steine mit einer dünnen Schmelze bedeckt wurde (während der Regenzeit) und später die unregelmässige Oberfläche durch ungleiche Abschmelzung noch stärker hervorgehoben wurde. Der Schnee war steinhart und es ging sich recht gut darauf. Die Schneegrenze hatte nach unserer Messung eine Höhe von 4690 m. Der Blick über die weite Schneefläche hinüber zu den grotesken Felsformen unterhalb des schön gerundeten Gipfels war wundervoll, leider hatten wir nicht lange Zeit, uns aufzuhalten; wir konnten nur eine Photographie aufnehmen, dann ging es weiter, über eine sanft ansteigende Schneefläche hinauf. Bald jedoch wurde der Anstieg steiler; es kam eine tiefe trichterförmige Öffnung im Eis, die wir nach oben umgingen, trotzdem Führer und Träger Angst hatten. Der Schnee war so hart wie Eis und ausserordentlich steil. Dr. Böse begann deshalb mit dem Stufenschlagen; dieses musste von hier ab bis zur Spitze des Gipfels fortgesetzt werden, so dass wir im ganzen mindestens 2000 Stufen zu schlagen hatten, eine Anstrengung, die bei der dünnen Luft ausserordentlich beschwerlich fällt. Unser Blick richtete sich zunächst auf zwei mächtige Querspalten circa 200 m oberhalb unseres Standpunktes, wir beschlossen, sie nach Süden zu umgehen; dies wurde dadurch ausgeführt, dass wir im Zickzack gegen die südlichen Felswände hin anstiegen. Dort war die Spalte kaum einen halben Meter breit und oben mit Schnee ausgefüllt, sie wurde mit Leichtigkeit genommen. Kaum 20 m höher trafen wir auf eine weitere Spalte, die ebenfalls übersprungen wurde. Leider war überall der Schnee so steil, dass wir keinen Ruheplatz fanden; wir hätten lange mit dem Pickel arbeiten müssen, um aus dem eisharten Schnee eine genügende Menge herauszuschlagen; es lohnte sich nicht der Mühe, deshalb vorwärts. Es ging steil hinan, und durchaus nicht so gemütlich, wie es von weitem ausgesehen hatte; immerhin für einen sichern Steiger ganz gefahrlos. Leider war es mit dem einfachen Queren der Schneefläche nichts, es zeigten sich uns jetzt gerade unterhalb des Joches riesige Spalten, die 4—5, ja 10 m weit klafften. Wir entschlossen uns also in mehr oder weniger gerader Richtung bergan zu steigen, was dann auch ausgeführt wurde. Der Abhang war ausserordentlich steil, er musste in Serpentin und durch Stufenschlagen überwunden werden. Das hielt lange, lange auf, um so mehr, als den beiden Eingebornen das Steigen durch ihre unbequeme Fussbekleidung sehr schwer wurde. Die Stelle, welche wir zunächst zu durchschreiten hatten, lag noch im Schatten, so dass der Schnee besonders hart war. Oberhalb zur Rechten war wundervolles, geschichtetes blaues Eis sichtbar, von Spalten stark zerrissen; ähnlich zur Linken, doch waren rechts die Eisabstürze phantastischer. Als wir kaum 100 m unter dem Kamm waren, machte der »Führer«, dem die Geschichte zu steil wurde, gar den verrückten Vorschlag, nach rechts zum Kamm hinüber zu queren, was uns sicherlich in ein Spaltengewirr gebracht hätte. Wir hörten natürlich nicht auf ihn, sondern stiegen gerade aus. Da wurde denn bald der Anstieg sanfter und gegen 11 Uhr nahten wir uns dem Kamme. Ein widerlicher Geruch von Schwefelwasserstoffgas und geringer Beimengung von schwefliger Säure schlug uns entgegen, der auf dem Kamm geradezu unangenehm wurde; er drang aus einer Fumarole hervor, die sich einige Meter unterhalb des Kammes auf der Ostseite des Berges befindet. Leider konnten wir den Ursprungsort nicht genau bestimmen, da das Eis auf jener Seite von riesigen 20—30 m weit klaffenden Spalten durchzogen war, und wir kein Seil bei uns hatten; der Hang erinnerte an die Seracs grosser alpiner Gletscherabbrüche. Wir hatten übermässig lange Zeit zum Aufstieg gebraucht, zur Überwindung einer Höhe von 500 m nahezu drei Stunden ohne Rast. Das erklärt sich aus der Notwendigkeit, viele Spalten zu umgehen und fortwährend Stufen zu schlagen. Unser Träger, der aber fast nichts

zu tragen hatte, nämlich nur ein wenig Lebensmittel, da Ordoñez den photographischen Apparat selbst trug und der Führer die Wasserflasche hatte, fühlte sich sehr erschöpft. Wir sahen nun nach Norden einen Eis- und Schneeegrat vor uns, der, wie wir schon unten beobachtet hatten, nach Westen in eine starke, überhängende Schneewächte auslief. Nach Osten befand sich ein sehr steiler Schneehang (50° und mehr). Der Kamm endigte anscheinend in einen kleinen Gipfel; was dahinter folgte, konnten wir nicht erkennen. Unser Führer, der behauptete, schon einmal auf dem Gipfel gewesen zu sein, meinte, wir müssten noch lange Zeit auf dem Grate entlang, der eigentliche Gipfel läge viel weiter nach Norden. Uns erschien das, nach dem, was wir von unten aus gesehen hatten, nicht recht wahrscheinlich. Der Gipfel, den wir sahen, war offenbar eine kleine, aus geschichtetem Eis bestehende Kuppe, die sich jedenfalls in der Höhe nur wenig vom Hauptgipfel unterschied; gleich dahinter musste dieser folgen. Nach Osten zeigte der höchste Teil des Kammes prachtvolle Abstürze und Wände aus blauem Eis. Nachdem einige Photographien aufgenommen waren, machten wir uns an den weiteren Aufstieg. Wir liessen nun alles zurück, aus Versehen leider auch die Wasserflasche. Der Träger konnte nicht mehr weiter und blieb bei den Rucksäcken; nur der photographische Apparat und die Aneroide wurden mitgenommen. Der Kamm war an dieser Stelle ziemlich breit, wir stiegen schnell die wenigen Meter bis zur eigentlichen Einsattelung nördlich von uns hinab. Wir ermittelten auf dem Joche eine Höhe von 5140 m; da die Stelle keinen Namen hat, so bezeichneten wir die Einsattelung als Portezuelo del Espinazo. Zuerst ging es sanft in die Höhe, dann begann wieder das Stufenschlagen, doch war der Schnee an der Oberfläche schon ein ganz wenig weicher. Wir fühlten uns sehr müde, alle fünf Schritte mussten wir stehen bleiben, um uns auszuruhen, erst nachdem wir einige Zeit wieder in Bewegung waren, ging es schneller. Wirkliche Atembeschwerden fühlte keiner, ebensowenig Unwohlsein oder Brechreiz; es war nur das Gefühl der Ermattung vorhanden. Wir haben schon oben die Gestalt des Grates beschrieben; beim Näherkommen bemerkten wir nun noch, dass die überhängende Wächte durch zwei bis drei verdächtige Spalten, die dem Grat parallel liefen, zerrissen war. Unser »Führer« hatte keine Ahnung von der Gefahr, in die er sich begab; da die Oberfläche der Wächte zum Steigen natürlich viel mehr Fläche bot, weniger geneigt und bequemer war, so wollte er sie absolut benutzen; und es bedurfte ganz energischen Auftretens von unserer Seite, um ihn davon abzubringen und ihn zu veranlassen, den steilen aber sicheren Schneehang zu benutzen; der Pickel gestattete uns ja, genügend grosse Stufen herzustellen. Dieses Stück war wohl das unangenehmste des Aufstieges, um so mehr, als wir vom Führer nicht nur keine Hilfe hatten, sondern auch noch seine Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit bei jedem Schritte bekämpfen mussten. Endlich glaubten wir an der Eiskuppe zu sein und stiegen westlich bergauf; nach wenigen Metern waren wir oben, und zu unserer grossen Freude zeigte sich, dass wir Recht gehabt hatten. Die Eiskuppe war ein Stück des Hauptgipfels, der jetzt leicht erreicht wurde. Der Gipfel hat eine eigentümliche Gestalt; er gliedert sich in drei höchste Erhebungen, die im Dreieck geordnet sind, und zwar derartig, dass eine Seite des Dreiecks nordsüdliche Richtung hat, während die dieser Seite gegenüberliegende Spitze nach Osten liegt. Die südliche Spitze bildet die mehrfach erwähnte Eiskuppe, die nördliche der vom Gletscher aus sichtbare Hauptgipfel; den östlichen Gipfel kann man von der Westseite aus nicht sehen. Wir bezeichneten die Gipfel als Pico del Mediodia (Eiskuppe), 5265 m, Cima del Norte, 5280 m, und Cima del Este, wohl ebenso hoch wie der nördliche; die kleinen Unterschiede konnten wir mit dem Aneroid nicht mehr bestimmen. Zwischen den drei Gipfeln befindet sich eine seichte Mulde, die höchstens 5 m

tiefer als der niedrigste Gipfel ist. Herr J. von Salis hatte hier oben eine Flasche mit einer Visitenkarte gelassen, die Herren Frhr. v. Zedtwitz und Whitehouse hatten sie gefunden und ihre Karten hinzugefügt. In den vergangenen neun Jahren war sie vollkommen verschneit, so dass wir sie nicht mehr aufzufinden vermochten. Leider hatten wir selber keine Flasche bei uns, konnten also kein Zeichen zurücklassen. Steine gab es oben nicht, so dass wir auch kein Steinmandl bauen konnten. Vielmehr scheinen auf dem Gipfel 50—100 m Eis und Schnee zu liegen. Die Mulde ist offenbar jene Bodensenkung, welche Herr Whitehouse für einen Krater hielt. Das ist aber unrichtig, von einem Krater ist hier oben nichts zu sehen.

Wir konnten uns für unseren Aufstieg kaum besseres Wetter wünschen. Erst um 12 Uhr waren wir auf den Gipfel gelangt, und trotzdem war nirgends eine Spur von Nebel zu sehen, auch die Täler waren rein. Um uns lagen die riesigen Massen von Eis und Schnee, welche auf der Ostseite, von Spalten zerrissen, an vielen Stellen Wände und Abstürze bildeten. Nach Norden liegt der zum Teil mit Schnee bedeckte Felskopf la Cabeza, nach Süden ein langer Eisgrat mit Felswänden und im Hintergrund der Gipfel des Popocatépetl. Nach Westen wirkt besonders der Blick in jenen Abgrund imposant, dessen Tiefe vom Gletscher Ayoloco aufgefüllt wird. Weiter hinaus nach Süden öffnet sich das Thal von Cuautla; von hier oben ist das Ende der Mesa Central kaum zu unterscheiden, so flach ist der Abhang; in der Ferne liegen von Duft umhüllt die gewaltigen Sierren des Hochlands von Oaxaca und Guerrero, ohne dass sich einzelne Gipfel hervorheben. Imposant ist der Blick nach Westen auf die Thalsenkung von Amecameca mit den zahlreichen kegelförmigen Kratern, schon entfernter erhebt sich der langgestreckte Gipfel des Nevado de Toluca (4621 m), der aber zur Zeit keinen Schnee trägt; mehr im Vordergrund hebt sich die Sierra de las Cruces (3175 m) und der Ajusco (3921 m) hervor, weiter nördlich der Cerro di Xocotitlan. Auf der Ostseite fesselt den Blick natürlich vor allem der erhabene Pico von Orizaba oder Citlaltépetl (5589 m), dessen schneebedeckte Spitze über alle anderen Gipfel emporragt, daneben fällt der gewaltige Cofre de Perote auf.

Die grösste Anziehungskraft, welche der Blick vom Gipfel auf uns ausübte, dürfte wohl in der riesenhaften Grösse, in der überwältigenden Ausdehnung des Horizontes liegen. Details interessieren hier oben nicht, denn sie verschwinden; die kleinen Unebenheiten werden in dieser Höhe nivelliert, der Reiz liegt in der Unermesslichkeit. Wir sind überzeugt, dass eine ganze Menge von Personen die Aussicht vom Wendelstein, vom Rigi, von der Schaubachhütte derjenigen vom Ixtaccihuatl, Pic von Orizaba oder Popocatépetl vorziehen wird. Diese Leute werden sagen, dass diese Gipfel zu vereinzelt liegen, dass man nichts mehr genau erkennen kann, dass die Aussicht langweilig ist. Sie haben von ihrem Standpunkte aus recht, viele nennen ja auch das Meer langweilig und trotzdem zieht es Tausende jährlich an, die es nicht um der Mode willen aufsuchen.

Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr begannen wir den Abstieg auf der alten Fahrte. Der Träger lag noch an der alten Stelle und hatte sich wieder erholt. Beim Aufstieg hatten Führer und Träger die Stufen in ziemlich grossem Abstand geschlagen, das mussten sie nun beim Abstieg büssen, da ja mittlerweile der Schnee weicher geworden war und sie mit ihren Sandalen nur schwer einen sicheren Standpunkt gewinnen konnten. Wir kamen deshalb in der Spaltenregion nur langsam vorwärts. Als wir diese überwunden hatten, konnte das Abfahren beginnen, zunächst bis zu einer grossen Spalte. Dr. Böse und der Führer fuhren voran und stellten sich dann als Sicherung für Ordoñez und den Träger auf, welche dergleichen Dinge noch nicht gemacht hatten. Der Führer hatte übrigens eine originelle Art abzufahren; er setzte sich auf seinen Hut, um sich vor der Nässe zu schützen und nahm den Stock zwischen

die Beine. Wir fuhren auf alpine Art, mit dem Stock oder Pickel unter dem Arm, ab; es war eine Lust, so die steilen langen Hänge hinunterzusausen. Schon um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr waren wir wieder an der Moräne, wo die erste Rast gehalten und die erste Mahlzeit eingenommen wurde; merkwürdigerweise hatte keiner Hunger, so ass denn jeder nur ein Stück Chokolade. Nun ging es langsam die Moräne hinunter, den Träger schickten wir voran auf den Weg hinaus, auf dem wir gekommen waren, damit er sähe, ob der andere Träger thatsächlich nach der Höhle hinüber sei, wo wir an diesem Tage übernachten wollten. Wir selber verfolgten ein Stück weit unseren Weg vom Morgen und stiegen dann in das Thal des Gletscherbaches hinab. Dieser ist abgeleitet worden, um sein Wasser einem Kanale zuzuführen, der einer Fabrik, Tomacoco genannt, die Betriebskraft liefert. Wir gelangten auf der anderen Seite des Thälchens in stufenförmig abfallende Felsen mit Rasenköpfen, über die wir ein Stück weit hinunterstiegen; dann giengen wir in östlicher Richtung ganz langsam absteigend weiter. Streckenweise waren die Felsen mit Asche bedeckt, die vom Popocatépetl herübergeweht worden ist, wie aus der mineralogischen Zusammensetzung hervorgeht. Wir gewannen endlich das rechte Ufer der Barranca und stiegen nun auf kaum erkennbarem Fusspfad an den mauerartigen Felsen entlang. Wir hatten schon von oben her eine Rauchsäule bemerkt, wussten aber nicht, ob unser Träger oder etwa Hirten das Feuer angezündet hätten. Plötzlich standen wir, bei einem Felsen um die Ecke biegend, vor der Höhle, der Träger mit unseren Sachen befand sich dort. Es war mittlerweile 5 Uhr geworden, wir waren also zwölf Stunden unterwegs gewesen. Schon gegen 3 Uhr hatten sich aus dem Thale Nebelfetzen an den Berghängen in die Höhe geschoben, das deutete auf ein Umschlagen des Wetters. Die Höhle, welche Cueva de los Potreros (Höhle der Weiden) genannt wird, ist klein aber trocken und liegt gänzlich vor dem Winde geschützt; der Träger hatte so viel Zacate geschnitten, dass wir ein weiches Lager hatten. Unsere Leute machten sich gleich daran, ihre Tortillas, das sind kleine, runde, aus Mais gebackene Fladen, von ziemlich insipidem Geschmack, am Feuer heiss zu machen. Sie luden uns dazu ein, und wir füllten die Tortillas mit Käse und etwas Salz und assen jeder vier bis fünf davon; dann legten wir uns nieder, um noch eine Cigarre zu rauchen; zum Kochen waren wir heute zu träge. Unsere Nachtruhe war vermöge der vorzüglichen Lage der Höhle, sowie des Mangels an Pulque bei unseren Mestizen ausgezeichnet. Die Mestizen hatten jetzt nur einen aus Zuckerrohr hergestellten und mit Zucker versüßten Schnaps, der übrigens gar nicht schlecht schmeckt.

Morgens brachen wir um 5 Uhr auf; wir hatten als die Höhe der Höhle 3985 m ermittelt. Ein Träger sollte wiederum das Gepäck nach Norden bis zu einem verabredeten Punkte schaffen; wir nahmen dieses Mal beide photographische Apparate, sowie alle Messinstrumente mit. Die Felsen, in denen die Höhle liegt, sind an einigen Stellen leicht ersteigbar, was wir benutzten, um auf ein kleines Plateau, das mit Wiesen bedeckt war, zu gelangen. Wir trafen hier auf einen verhältnismässig guten Weg, der in Serpentina über einen sanften Abhang bergan führte. Der Abhang bestand aus Laven, oberhalb desselben befindet sich ein kleines Thalbecken (4200 m), das durchschritten wurde; man nennt den Abhang Texcalxopolco.

Wir hatten vom Thalboden aus ein wundervolles Rundbild vor uns. Zu oberst leuchteten die beiden Gipfel des Ixtacihuatl, die wildzerrissene Cabeza und der schön gerundete Pico Mayor; davor zog sich ein breiter, dunkler Streifen von Moränen und Felsen fast horizontal am Berghang entlang; zu unterst erblickten wir wüste Schottermassen und sanfte Rasenhänge.

Wir stiegen nun auf dem Serpentinaweg hinan, erreichten schon ziemlich hoch oben einen sanften Abhang, dessen Hintergrund eine Felsmauer bildete, und

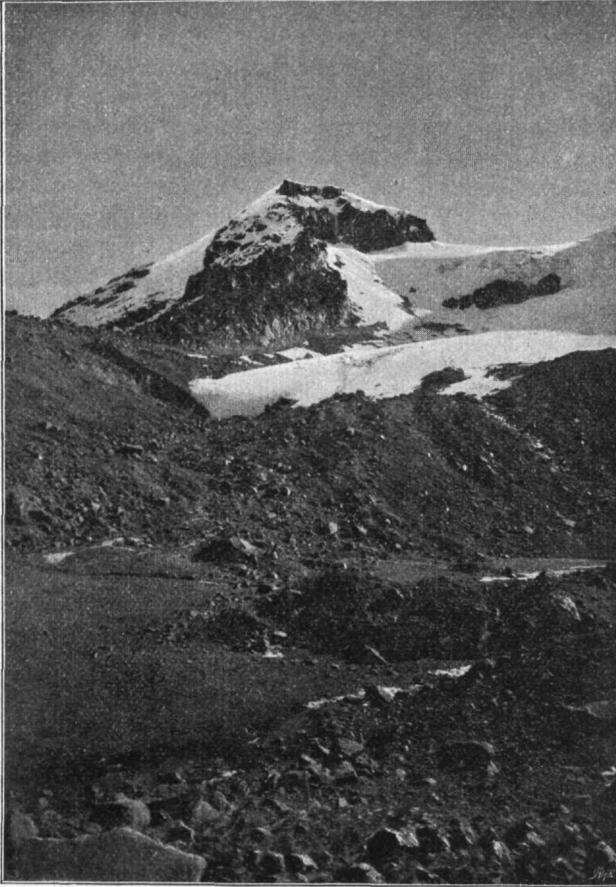


Fig. 4. Der nördlichste Gipfel (la Cabeza) des Ixtaccihuatl mit den Resten des Gletschers Ayolotepito im Vordergrunde.

fertig und stiegen nun in grösster Eile bergab, denn wir wollten womöglich noch die Pferdebahn in Tlalmanalco erreichen, welche um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr dort abgeht und Anschluss an den Zug nach Mexico hat. Der Abstieg lässt sich nur schwer beschreiben, da wir eine Menge von kleinen Plateaus, Thalkesseln, Felswänden auf kaum sichtbaren Fufssteigen überwand. Bei 4150 m kamen wir an die Baumgrenze und stiegen ein Thälchen hinab, in dessen Hintergrund sich eine prächtige Eiscascade zeigte. Etwas tiefer trafen wir unter schönen alten Ocoteebäumen (ein pinienartiges Nadelholz) auf den Träger um 10 Uhr 25 Min. Wir machten bis 11 Uhr Frühstückspause, dann ging es in westlicher Richtung abwärts. Östlich zeigte sich ein phantastisch gestalteter Felsturm, Pico de Santiago genannt, dann hörte die Aussicht auf, nur hier und da erhielten wir einen Blick auf die Vorberge und die Ebene. Wir überquerten eine Reihe kleiner Thäler und stiegen schliesslich an einem langen Bergrücken hinab, der Loma larga genannt wird. Der Weg, soweit einer da ist, ist hier im Walde nicht leicht zu finden, sogar unsere Führer waren verschiedene Male unsicher. Endlich nach langem, anstrengenden Marsch gelangten wir in ein hübsches Waldthal, von dem aus der Weg wieder ein Stück bergauf und jenseits eines Höhenrückens bergab führte. Wir kamen hier an dem Rancho Nexcuallango vorüber, der in der Höhe von 3465 m liegt. Auf etwas besserem Wege ging es durch Tuffe

wendeten uns nach Norden, um an den Gletscheranfang zu gelangen. Wir erreichten 7 $\frac{1}{4}$ Uhr eine kleine ebene Stelle (4590 m) vor dem Gletscher, dessen Ende gegenwärtig 4610 m hoch liegt. Gleich am Eingang fanden wir von Ordoñez 1893 ausgeführte Marken in roter Farbe. Jetzt erst merkten wir, dass das Ausreissen des Packpferdes einen schmerzlichen Verlust zur Folge gehabt hatte: in der Satteltasche war nämlich unsere rote Farbe zurückgeblieben. Da war guter Rat teuer; wir mussten, um Marken anbringen zu können, uns mit Meissel und Hammer behelfen. Unsere beiden Bilder (IV und V) zeigen das Panorama des Gletschers, sie sind von einem kleinen Wall der Endmoräne aus aufgenommen; das eine giebt die Cabeza, das andere den Pico Mayor wieder. Der darunter liegende Gletscher heisst bei den Indianern Ayolotepito. Um 9 Uhr 20 Min. waren wir mit unseren Untersuchungen

steil hinab, unten trafen wir in einem Thälchen auf einen gemauerten Kanal, der sein Wasser nach der Papierfabrik von S. Rafael hinabsendet. Der Fussweg wurde nun breiter, man hatte eine Menge Stufen angelegt, so dass man sich auf einen Weg in der Berchtesgadener Gegend versetzt fühlen konnte. Er führte ziemlich steil in zahlreichen Windungen in ein an manchen Stellen klammartiges Waldthal hinab, das von den in Mexico lebenden Deutschen häufig seiner Schönheit wegen aufgesucht wird. Leider war es bereits 1 Uhr, als wir noch lange nicht den Thalgrund erreicht hatten, und wir gelangten erst gegen 2¹/₂ Uhr nach der Papierfabrik von S. Rafael, wo zahlreiche Deutsche und Schweizer angestellt sind. Dann ging es auf dem Camino real weiter. Der Camino real, also eigentlich der königliche Weg, d. h. Landstrasse, ist ein sonderbares Ding. Zum Reiten und Gehen ist er ganz gut, aber zum Fahren? Man muss die Todesverachtung der Leute bewundern, welche im Innern des Landes mit der Diligence fahren. Der Weg hat sich mit der Zeit durch das Fahren von selber gebildet, verbessert wird er selten oder niemals. Natürlich bilden sich tiefe Geleise, die ab und zu in der Regenzeit vom Wasser mit Erde und Steinen zugeschwemmt werden. Einem solchen Wege folgen wir nun, doch war er keiner der schlechtesten; die ziemlich harten vulkanischen Tuffe, welche den Untergrund bilden, schützen ihn etwas dagegen, dass er gänzlich ausgefahren wird; ausserdem verkehren hier kaum Lastfuhrwerke, da die Papierfabrik sich ihre eigene Pferdebahn gebaut hat. Wir gingen zwischen weiten Gersten- und Maisfeldern dahin; in der Ebene liegen hier nur noch niedere, aber gut erhaltene, wenn auch ganz überwachsene vulkanische Kegel; jeder Blick nach rückwärts zeigt

uns den Ixtacihuatl in seiner ganzen Schönheit. Um 4 Uhr trafen wir in Talmanalco ein; es ist ein recht elendes Nest, zum grössten Teil aus Adobe (Luftziegeln) gebaut. Dabei trägt eine solche Lehmhütte, die eher einer Ruine ähnlich sieht, oft einen hochtönenden Namen. Gleich am Anfang sahen wir eine Pulquekneipe, in die höchstens vier bis fünf Personen eintreten konnten; sie hiess El templo de Baco; armer Bacchus! dachten wir. Man muss lange durch die einzige Hauptstrasse wandern, bis man an den Marktplatz gelangt. Dieser hat reizende Anlagen, wie man sie in Europa nur in ganz grossen Städten findet; solche Marktplätze sind eine Specialität Mexicos. Sie bestehen aus schattigen Baumgängen, kleinen Rasenplätzen, prächtigen Blumenbeeten u. s. w., in der

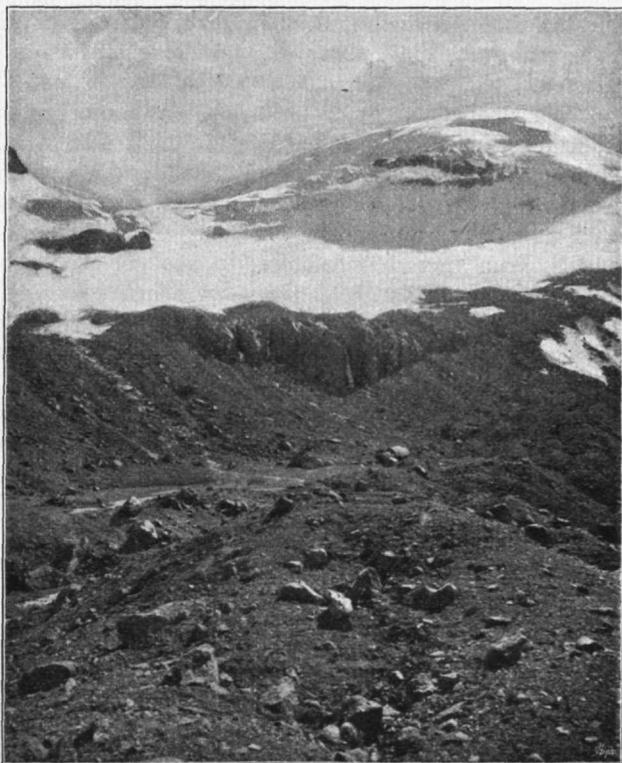


Fig. 5. Der Hauptgipfel des Ixtacihuatl von der Endmoräne des Gletschers Ayolotepito aus gesehen.

Mitte befindet sich häufig ein Springbrunnen oder ein Musiktempel. In diesen Anlagen findet man meistens eine Vegetation, die fast tropische Üppigkeit entwickelt.

Nach längerem Suchen fanden wir zu unserer Freude bei dem Besitzer eines Kramladens eine recht gute Verpflegung und Unterkunft.

Morgens um 5 Uhr erhoben wir uns, bezahlten unsere Rechnung, welche die gewaltige Summe von $1\frac{1}{2}$ Pesos = 3 M. für Beide ausmachte und begaben uns zur Pferdebahn. Da die Schienen genügenden Fall haben, so macht man die Thalfahrt ohne Maulthiere; sie geht sehr geschwind von Statten. In La Compañía erreichten wir den Zug, der uns um 8 Uhr nach Mexico brachte.

Es seien uns noch einige Worte in Hinsicht auf die technisch bergsteigerischen Leistungen gestattet, welche eine Besteigung des Ixtaccihuatl erfordert. Man kann sich die Tour sehr dadurch erleichtern, dass man bis zur Schneegrenze reitet; für uns war das, unserer Untersuchung wegen, unmöglich. Die eigentliche Schneegletschertour erfordert bei den Verhältnissen, welche kurz nach der Regenzeit herrschen, wohl nur Ausdauer, eigentliche Gefahr ist für den Alpinisten kaum vorhanden; vorausgesetzt wird natürlich, dass er nicht an Schwindel leidet und gewohnt ist, in hartem Schnee sicher zu gehen. Im Frühjahr werden die Verhältnisse schon ganz anders liegen; die Spalten sind breiter, haben kaum noch Schneebrücken, und man wird sich darauf gefasst machen müssen, dass verschiedene alpine Kletterkünste zur Verwendung kommen; vor allem wird man der Steigeisen und des Seiles benötigen. Dass eine Besteigung im Frühjahr unmöglich sei, halten wir für unwahrscheinlich; aber sie wird nur von tüchtigen Hochtouristen ausgeführt werden können. In solchem Falle werden die Führer auch mehr eine Last sein, als eine Hilfe, da ihre Ausrüstung und Erfahrung gänzlich ungenügend ist; man wird also am besten thun, die Führer da, wo die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen, zu entlassen.

Wir wollen nicht unterlassen, zu bemerken, dass wir zwei weitere Stellen entdeckten, an denen ein Aufstieg möglich sein wird. Wenn man vom Gletscher Ayolotepito bis auf das Joch zwischen der Cabeza und dem Pico Mayor steigt, so wird man von dort aus wahrscheinlich unter nicht bedeutenden Schwierigkeiten die Cima del Norte erreichen. Der zweite der noch möglichen Anstiege würde ebenfalls vom Gletscher Ayolotepito aus vor sich gehen müssen. Man müsste die südliche Moräne hinansteigen bis zur Schneegrenze und dann in östlicher Richtung weiter bis auf den Gipfel steigen. Auch hier werden sich kaum bedeutende Schwierigkeiten ergeben, da anscheinend keine grösseren Spalten vorhanden sind. Alles in Allem genommen ist die Besteigung des Ixtaccihuatl in Beziehung auf Schwierigkeit kaum mit einer der schwierigen Gletschertouren der Alpen zu vergleichen, allerdings unter der Annahme, dass diese ohne Führer gemacht werden.

Auf den Gran Sasso d'Italia.

Von

Dr. Julius Mayr.

Als fröhlichen Touristen, einen guten Freund zur Seite, ohne jede wissenschaftliche Prätension, so haben mich die Sommerferien 1898 in der bella Italia nach dem Sabinergebirge und auf den Gran Sasso d'Italia geführt.

Am Abend des 2. August sassen wir in Gesellschaft heiterer Römer in der Restauration Castello di Costantino in Santa Prisca am Aventin. Welch' ein Sitz auf dieser Terrasse! Die Ruinen der Kaiserpaläste in ihrer Mächtigkeit und Erhabenheit liegen vor uns, unten der Judenfriedhof, ein wahrer Cypressenhain, und die Reste des Circus maximus und hinaus gegen Osten das echt römische Thal der Marrana, halb lachend, halb schwermütig, hinter dem die Albanerberge hereinschauen. Dort vor uns liegt der Semenzaio comunale, der einstige Hain der Nymphe Egeria, der das Liebesidyll des Romulus mit der Nymphe sah. Das ist schon so lange her! Aber auch heute glänzt der Vollmond am klaren Himmel und sein Schein spielt da und dort noch Leben selbst auf die Ruinen und nährt die Phantasie. Das ist Rom und römische Nacht. Gross, und grösser noch, wenn die Nacht das Moderne verhüllt, wenn der Mond allein, der alte Zauberer, seine Macht der Suggestion entfaltet.

Die nächsten zwei Tage führten uns über Valmontone nach dem herrlichen Olevano romano mit dem langschattigen Monte Scalambra und der gemütlichen Casa Baldi und an den schönen Mammelle d'Italia vorbei nach Subiaco mit seinen stillen Klöstern. Dann aber ging's von der Station Cineto romano aus über Tagliacozzo, wo das volle Unglück über den letzten Hohenstaufen hereinbrach, und über das lachende Sulmona in die Abbruzzen hinein nach dem feinen Städtchen Aquila degli Abbruzzi, das in reizender Gebirgsgegend hoch oben auf dem Mittelgebirge liegt. Im Hotel d'Italia finden wir sehr gutes Unterkommen und vom Balkon aus bewundern wir die hübschen Abbruzzeserinnen, Schnitt im Gesichte, braunen Teint und funkelnde Augen, riesige, einfache Goldringe in den Ohren, auf dem schwarzen Haare die tadellos weissen, hinten nach Schleierart herabhängenden Tücher, die grünen, nach oben weit abstehenden Mieder und die schwarzen Tücherröcke, von grünen Schürzen geziert; die Füsse mit weissen Tuchlappen nach Schuhart umwunden. — Das ist ein schöner Menschenschlag und selbst bei den Alten ist noch Grazie und Geschmeidigkeit des Körpers vorhanden. Wir durchwandern gegen Abend die Stadt, die reich ist an Gärten mit sauberen Strassen, wo schelmisch lachend loses Mädels- und Frauenvolk die Fremdlinge betrachtet, hinter denen in Aquila jedermann richtig Deutsche und Gran Sasso-Besteiger vermutet. — Aber überall freundliches Entgegenkommen, gefällige, nicht

prüde Sitte, keine aufdringliche Neugierde, durchaus Vertrauen erweckendes Betragen. Das sind nun jedenfalls noch keine Abbruzzen-Räuber, von denen man bei uns in untrennbarer Begriffsverbindung zu träumen gewohnt ist.

Am 5. August um $1/27$ Uhr sitzen wir schon im Wagen. Eine unheimlichere Spitzbuben-Physiognomie als die des Padrone, unseres Kutschers, habe ich noch nicht leicht gesehen. Doch wir handeln nicht und zahlen ihm, was er verlangt, 7 Lire für den Einspanner bis Assergi und obendrein 1 Lira Trinkgeld. Die Strasse ist schon lebhaft, die Bauern schleppen Getreide, Früchte und Gemüse zum Markt. Die kleinen Esel tragen Lasten, dass sie selbst von vorne nur mehr an den Spitzen der Ohren erkennbar sind. Wir fahren durch fruchtbares Land und im weiten Thalkessel von Paganica ist's noch rührig auf den Feldern. Viel Hanf in üppigem Wachstum steht hier; bei einem kleinen Dorfe ist frisches Leben, alles, gross und klein, ist auf einem weiten Platze damit beschäftigt, die Spreu von dem Weizen

Monte Cefalone

Passo delle Portelle

*Assergi mit dem Monte Cefalone.*

zu sondern, wie es in der Bibel heisst. Diese wenig und lässig gekleideten Gestalten, aber diese Freiheit und Elastizität der Glieder, dies geschmeidige Hin und Wieder, dies feine Gleichmass in Körper und Bewegung! Eselreiter begegnen uns, drei Bauern und ein Kapuziner. Lachend und schwätzend sitzt der Pater, ein grosser Mann, auf seinem kleinen Tiere, einen mächtigen Regenschirm als Schutz gegen die Sonne aufgespannt, mit den Füßen schlenkernd, — ein echt italienisches Bild. — Von Paganica aus, einem grossen Dorfe, nähern wir uns den Bergen und nachdem wir den Felsdurchbruch bei der alten Kirche Madonna da Para passiert, sind wir in eine Schlucht eingefahren, durch welche ein kleiner, reissender Bach sich zwängt. Bald aber weichen die steilen Felsen hängendem Terrain, auf dem bescheidene Felder Platz finden und wo die strahlende Sonne zwischen kleinen Welschnüsshainen ihre wechselnden Lichter legt. Links oben ist Camarda, ein russiges Dorf; am Bache arbeiten Weiber und freundliche Bauern ziehen mit

ihren Tieren des Weges. Um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr kommt Assergi in Sicht, ein stattliches, altes Abbruzzennest, eng auf einem Hügel zusammengedrängt; in einer langen Windung führt die Strasse zu ihm empor und durch ein kleines, aber architektonisch stolzes Thor fahren wir in seine engen Gassen ein und halten bei Francesco Sacco, dem Krämer und Wirt.

Giovanni Accitelli, der Gran Sasso-Führer, hat unser Gefährte wohl längst schon gesehen und bewillkommt uns aufs höflichste. — Über einigen Schmutz muss man in Italien überall hinwegsehen; aber sonst ist's behaglich hier in der kleinen Gaststube hinter dem Krämerladen, und was sie vermögen, das bringen die freundlichen Leute. Der Wein ist schlecht; er wächst nicht besser hier; kostet auch nur 40 centesimi der Liter, a portar via, also über die Gasse gar nur 30. Das ist eine praktische nachahmenswerte Einrichtung; denn Bedienung, Platz und Licht müssen doch auch gerechnet werden. — Accitelli ist ein höflicher Mann und als ich ihm das Weinglas biete, ruft er, noch ehe er es an die Lippen setzt, der Kellnerin, sie möge ein frisches Glas bringen; er meint damit, ich solle das Glas, aus dem er getrunken, nicht mehr benützen. — Er ist im Sommer Abruzzen-Führer, im Winter Maurer in Rom; daher diese gentilezza romana.

Das ganze Städtlein mit seinen malerischen, schwarzen Gassen ist in Aufregung und als wir um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr die Pferde besteigen, umringt uns eine Unzahl Buben, um einen Soldo bettelnd; wir werfen ihnen ein paar Mal einige Münzen die Strasse hinauf und unter Geschrei und Raufen stürmen sie davon, um sofort wieder zu kommen; doch solches Geldspiel hat seine Grenzen. — Wir reiten; wer in Italien ist, soll sich den Landessitten anbequemen und so lassen auch wir, wie die Italiener, lieber die bestia schwitzen. Mit jedem Pferde geht ein Führer; als Leiter der ganzen Expedition fungiert Accitelli. — Wir reiten, bequem in den mächtigen Sätteln sitzend, über einen weiten Schuttkegel dahin, der von der Bergmulde heraustritt; vor uns der Monte Cefalone, ein schöner, gewaltiger Felsberg, dessen Fuss ein Wald von bedeutenderer Ausdehnung zierte, rechts von ihm der Passo delle Portelle, über den wir heute müssen. Der Weg ist steinig und nur wenige Kartoffelfelder sind unter den spärlichen Nussbäumen angelegt. Zwei Mädel jäten Unkraut. Welch' rasche, sichere Bewegung, wie sind sie, die Zerlumpten, schön in ihrer Pose, wie sprechen sie trotz der Gegenwart der Fremdlinge frei zu unsern Führern, Welch' sonnige Lebenslust liegt auf dieser Armut!

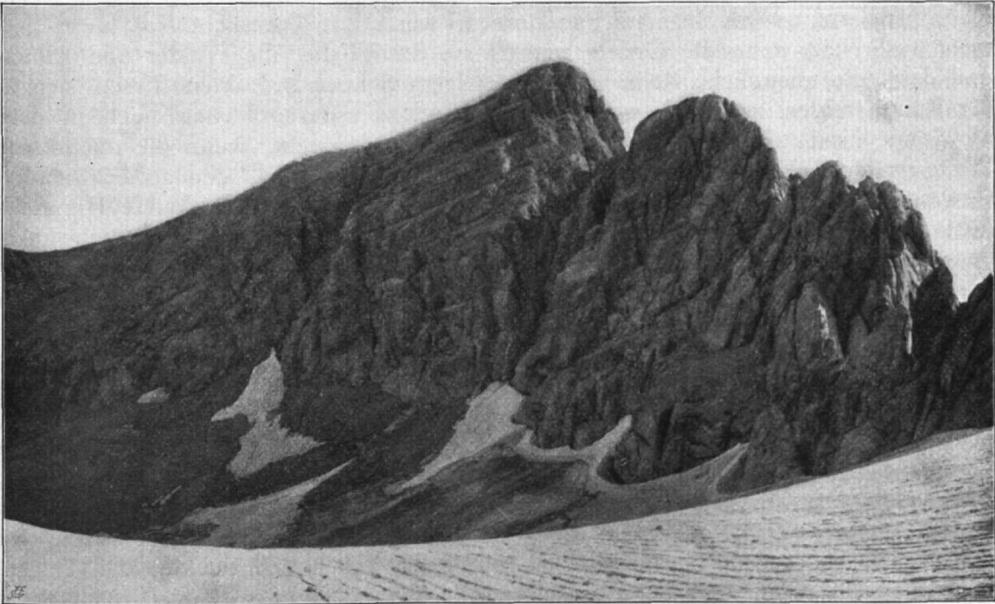
Nun aber ist's vorbei mit Bäumen und nur mehr dürftige Matten liegen den steilen Hang hinan, über den sich der Steig in Windungen zieht. — Nach $2\frac{1}{2}$ Stunden rasten wir beim Fonte delle Portelle, einer klaren, wohlschmeckenden Quelle, 1866 m hoch gelegen. — Hier ist ein herrlicher Rückblick auf Assergi und das enge Thal, durch das wir von Aquila herkamen, und auf den schön geformten Monte Velino und die Montagne di Bagni. Oberhalb der Quelle auf einem Plateau ist eine Schafalpe, die nach Tausenden von Tieren, zerstreut im ganzen Gebirge, zählt. Sie ist ohne jegliches Dach und vom Juni bis September kampieren Menschen und Tiere im Freien, sich bei seltenem Regen in Löcher verkriechend. Sie macht einen eigentümlichen Eindruck, diese Alpe ohne Hütte. Die Männer bereiten Käse, und wie ergiebig die Ausbeute ist, beweisen die vielen Pferde, Muli und Esel, die, jedes Tier mit einer Glocke behangen, ihr Futter an den Matten suchen; sie dienen zum Transport ins Thal. Riesige, farbige Tragsättel sind in Stößen geschichtet. Halbschlafende, wilde Männer liegen umher und rufen uns ein freundliches buon viaggio zu. — Immer kahler und steiniger wird der Berg. Eine Muli-Karawane begegnet uns, die gefrorenen Schnee aus einem Schneefelde des Gran Sasso nach Aquila bringt; auch eine italienische Industrie. — Auf dem Passo delle Portelle, einem Sattel im Gebirgskamm mit drei kleinen Scharten oder Thörln, steigen wir von

den Pferden. Nun geht es steil abwärts. — Wir sind jetzt geschieden von jedem Leben, im Herzen des Gran Sasso-Stockes. Ein ungeheurer Felskessel mit massigen Felsgipfeln liegt vor uns, Schutthalden, in denen die schönsten Ammoniten gefunden werden, ziehen von den Wänden und alles Leben ist erstorben, nichts zeugt davon, dass wir uns dennoch im Lande der Zitronen befinden. Wir überqueren eine Schutthalde und begegnen vier italienischen Touristen, alle auf Pferden mit ebenso vielen Pferdetreibern und einem Führer. Sie machen, wie sie uns erzählen, einen Ausflug durch die Abbruzzen; sie haben alle Gewehre auf dem Rücken; zum Jagen giebt es nichts, also wohl zu persönlicher Sicherheit. — Nach Passierung des Schuttes besteigen wir wieder die Pferde; drei Viertelsunden nach dem Passo delle Portelle, fünf Stunden nach dem Austritt von Assergi ist das Rifugio di Gran Sasso d'Italia del Club alpino italiano erreicht.

Es ist eine ungemein massive, mit mehr als 1 m dicken Mauern aus Quadern im Jahre 1886 erbaute Hütte, die eine stark versicherte Thüre und ein einziges, mit dicken Eisenstäben versorgtes Fenster hat. Sie ist leider ohne Wasser und am Feuer geschmolzener Schnee muss dasselbe ersetzen. — Die Hütte liegt 2200 m hoch. — Die Einrichtung ist schlecht, die Hütte hat keine Matraze, nur Strohhäcksel auf Holzpritschen. Die Luft im Innern ist dumpf und feucht wie in einem Keller. Das einzig Gute ist an der Hütte, dass man kein Quartiergeld bezahlt. — Vor der Hütte ist es schön. Wir sind in einem weiten Bergkessel, der felsige Spitzen, Kuppen und Wände, aber auch grüne Einsattlungen und Matten zeigt; der Charakter des Gebirges erinnert an die Berge am Wolayersee. Ungemein einsam ist es hier. Zerstreute Schafe sind an den Hängen zu sehen und da und dort erscheint ein Hirte, dessen Füße und Arme im Schafspelz stecken, mit seinem zottigen, scheuen Hunde, der mehr einem grimmen Wolfe ähnelt. Dieses Auftauchen der halbwildten Gesellen auf einer Kuppe und das baldige Wiederverschwinden trägt in dieser tiefen Verlassenheit in den verrufenen Bergen etwas Unheimliches an sich. Aber die Natur entschädigt; gewaltige Felsmassen ringsum, Mauern und Riffe, Schneefelder und Kare, grüne Kuppen und blendende Felsen und darüber das tiefe Blau des italienischen Himmels. In der Dämmerung beginnen die Riffe des Gran Sasso zu glühen, während wallende Nebel an ihnen auf und niederfahren, selbst durchleuchtet von der scheidenden Sonne. Wie schön ist dies und wie kurz währt es! — Vor der Hütte ist's schon um 6 Uhr abends empfindlich kalt, 10° C. — Wir vertreiben uns die übrige Zeit mit Fremdenbuchstudien, aus denen wir entnehmen, dass der Gran Sasso am 30. Juli 1794 von Orazio Delfico zum ersten Male erstiegen wurde und dass die jährliche Besucherziffer seit drei Jahren circa 70 beträgt, darunter etwa 60 Italiener; Deutsche kommen nur sehr wenige hier herauf; immerhin mehr als Engländer und Franzosen.

Früh hatten wir uns niedergelegt, aber an Schlafen war nicht zu denken. Gar manches Heu und Stroh hat mich schon aufgenommen, aber so etwas habe ich noch nie erlebt, nicht einmal in der Kaserne; der reinste Hexensabbath der Flöhe. Um 1 Uhr (6. August) treibe ich zum Aufbruch; klar ist der Himmel, köstlich die Luft. — Um 1 1/2 Uhr marschieren wir bei helleuchtendem, vollem Monde ab; einzelne dünne Nebel hängen da und dort an den Spitzen. — Zunächst muss der Berggrat gewonnen werden, der vom Gran Sasso gegen Westen zieht; teils auf Grasbändern, teils auf Schutt steigen wir ohne Beschwer hinan. Wir befinden uns nun auf der Nordseite des Gran Sasso und auf gut gangbarem Terrain geht es in geringer Steigung fort; bereits werden Schneeflecke überquert und am Fusse der mauergleichen Wände des Gebirges ziehen sich firnartige Schneefelder in der weiten Runde des Kessels herum. Nahe der sog. *Conca degli invalidi* — die ihren Namen erst seit wenigen Jahren nach einer Gruppe von Touristen trägt, die hier die

Besteigung aufgab — fließt eine Quelle, in ihrer Klarheit und Frische derjenigen der Knorrhütte zu vergleichen. Bei ihr halten wir in der Kälte der Nacht, in dem unsicheren Lichte des keimenden Morgens 15 Minuten Rast; es ist 3 Uhr. Ich zeige Giovanni das Sternbild des grossen Bären und setze hinzu: dorthin liegt meine Heimat. Wie kalt, meint er, muss es dort sein und erschauert. Unter dem Eindruck der momentanen Kälte denkt der Italiener wohl, meine Heimat sei nahe dem Nordpol. — Der weitere Aufstieg wird durch Geröll wieder beschwerlicher, bis der Ostgrat erreicht ist; auf ihn aber kommen wir dann mit sicherem Tritte über festes Gestein und über den obersten Rand des Gletschers. Eingebettet zwischen den beiden Gran Sasso-Hörnern fällt das nicht unbedeutende Firnfeld steil gegen Nordosten ab und seine Starrheit und Ruhe in Verbindung mit den Felsabstürzen, die es begrenzen, vervollständigt den Kontrast dieser Höhen gegenüber den lachenden Thalgefilen Italiens. Nunmehr ist der Gipfel des Corno occidentale, des höheren der beiden, rasch erreicht; es ist etwas vor 4 Uhr morgens. Wir haben, einschliess-



Gran Sasso d'Italia von Nordosten.

lich der Rast, 2 St. 25 Min. vom Rifugio her gebraucht und stehen nun 2962 m über dem Meere, auf dem höchsten Gipfel der Apenninen. — Empfindlich kalt ist's, die Erde ist gefroren und die Tramontana braust mit einer Gewalt, dass die Steine klirren. Schon rührt sich der neue Tag; düstergrau sind die nahen Berge, aber schon sind die grünen Grasflecke an ihnen erkennbar und die Schneefelder stechen da und dort aus der Dunkelheit aufdringlich hervor. — Die Sterne erleichen allmählich und werden kleiner, der Mond wird zu immer glänzenderem Silber, im Osten kommt schon einige unruhige Bewegung in die weitgedehnte, scheinbar auf Dunst und Wolken lagernde Morgenröte. — Auf das Gebirge im Westen fallen jetzt die ersten schwachen Lichter, wie mit einem Schleier sind die Berge noch umfangen. Das erste Erwachen des Tages; da und dort weisse Wölklein auf den Gipfeln. Dann aber kommt über die Berge des Westens jene blaue Färbung, so fein und zart, wie sie nur Italien kennt. Nun wird's heller und heller; im nahen Gebirge lässt sich schon jede Rippe und Runse und Kante unterscheiden und klar

und rein zeichnen sich die Formen; das Corno piccolo mit seinen gewaltigen Felsmassen steigt bleich und starr, ein Bild der Gewalt, vor uns auf. — Im Osten aber erheben sich aus der Morgenröte kleine, rosafarbene Wölklein, leicht und duftig, sie schweben höher, werden breiter und zerfliessen; denn die kleine goldene Sichel, die rasch gross und grösser und feuriger wird, treibt sie vor sich her; es ist die Allspenderin, die Sonne, die als sprühender Ball her austauchet aus dem vermeintlichen Dunste, aus der Adria; vor ihr zerfliessen die Nebel. Nun liegt das adriatische Meer glänzend und immer glänzender vor uns und so nahe, dass seine gezackte Küste in allen Einzelheiten deutlich zu erkennen ist. — Und je höher sie kommt, um so mehr giesst sie ihr Licht in die Weite; tiefe, waldige Thäler gegen Osten, weite Thäler, freie Hochebenen und schöne Berge gegen Westen liegen vor dem Blicke und weit draussen, silbern und glatt, der Spiegel des Tyrrhenischen Meeres. Das ist der Blick über die ganze Breite Italiens, ein weites, ein glänzendes Bild, und Giovanni, der all die Herrlichkeit schon oft gesehen, sagt ruhig vor sich hin: *che bella Italia!* — Es war auch ein Sonnenaufgang von seltener Pracht. Wie schön ist's auf unsern heimatlichen Bergen, wenn das Tageslicht sich mehr und mehr ausbreitet, wenn die Örtlein und Flüsse des Thales, die Wälder und Almen und dann die unendliche Reihe der mit ewigem Schnee bedeckten Riesen sich in der Runde zeigen! — Doch wenn ein Bergland zu unseren Füssen liegt, in dem die Sonne bis in die kleinsten Winkel als Königin herrscht, wenn die unendliche Weite zweier Meere den Horizont begrenzt und der Sonnenball den aufleuchtenden Gewässern entsteigt und wenn über all dem jenes abgeklärte, lachende Himmelslicht liegt, wie es nur dem Süden zu eigen ist, dann steht man nicht nur unter dem Zauber des Ungewohnten, ja Ungeahnten, sondern vor allem unter der Macht der Begeisterung und Sehnsucht, die der Nordländer von alters her für Italien empfindet. — Und dass die Schönheit dieses Morgens sich vollende, bietet sich uns eine wundervolle Luftspiegelung. *Ecco l'ombra del Gran Sasso!* ruft Giovanni. Und in der That! Im Nordwest, wo starker Dunst liegt, steht der tiefblaue Schatten eines Berges von riesenhaften Dimensionen, aufrecht, nach oben frei in der Luft, nach unten über die Abbruzzen fallend — der Schatten des Gran Sasso, auf dem wir uns befinden; welch' herrliches, seltenes Naturschauspiel ist diese Erscheinung; sie hält etwa 20 Min. an und wird blässer und blässer, je mehr die Sonne emporsteigt. — Noch einen Blick in die Runde, auf die glänzenden Meere und die farbigen Berge, auf die sonnigen Thäler und die nahen Schneefelder und Felsen. Anders ist dieses Gebirge als die Alpen; hier breite, sonnige Thäler mit kahlen Bergen, langgezogen und doch formenreich und dazwischen oft weite Hochebenen; dort, in den Alpen, enge Thäler und Schluchten, Wald und Matten bis hoch hinan, schroffe, zerrissene Formen; hier Sonne, dort Schatten vorherrschend. — Das ist's, was die letzte Umschau noch einmal bestätigt, die letzte Umschau von jenem Gipfel, der den Einblick ins Mächtige und Prächtige der Erde in sich schliesst, auf dem sich die Liebe zu den Bergen und zu Italien so innig verband.

Etwa drei Viertelstunden waren wir auf dem Gipfel gestanden; nun war's nicht mehr möglich, auszuharren, wir »nackelten« vor Frost. — Rasch, um die Glieder zu wärmen, ging's abwärts, über das Gerölle in mächtigen Sätzen fahrend, über die Halden springend und in 55 Min. hatten wir das Rifugio wieder erreicht, wo noch kleine Reste des mitgenommenen, an Quantität wie Qualität geringen Proviantes unser harreten. Pünktlich um 7 Uhr, wie bestellt, brachten die Führer die Pferde, welche nachts einfach im Freien umherliefen und sich ihr Futter suchten, und bergab ging's in bequemem Ritte. Wie anders sieht sich ein gewonnener Gipfel an als ein erst angestrebter. Vergnügt dampften wir die schlechte Toscana und zweifelhafte Spagnollette und das buon giorno der Hirten beim Fonte delle Portelle wurde froher

erwidert als tags zuvor. Um 10 Uhr waren wir wieder in Assergi. Vor dem auf dieser Seite noch mit einer Mauer umgebenen Städtlein war's heute ausserordentlich geschäftig; überall wurde im Freien Weizen gedroschen; er war in dicken, kreisrunden Haufen geschichtet, und Pferde, Ochsen, Muli oder Esel, wie der Besitzer sie eben zur Verfügung hatte, wurden darauf herumgetrieben; dazu das viele Volk, arbeitend, sich neigend und beugend in malerischer Abbruzzentracht, alte Frauen in der Nähe stehend und mit der Spindel von dem in den Gürtel gesteckten Rocken spinnend, die goldgelbe Frucht und die altersgrauen Häuser und Scheunen, all das übergossen von dem farbenspendenden Blau des Himmels. Das war ein Bild so ursprünglich und wahr, als wäre es aus jenen Zeiten, da Ceres eben erst ihre Gaben der Erde geschenkt hatte.

Bei Francesco Sacco kochte schon die bestellte Henne im Kessel, der, auch altvorderlich, in einer Nische der Wand über offenem Feuer hing. — Das schmeckte! Giovanni war unser Gast und à rivederci klangen die Gläser hin und her. Noch führte uns Accitelli in die Kirche seines Städtleins, die ein uraltes römisches Portal zeigt und zu den Brieftauben. Die Sektion Rom des italienischen Alpenclubs hat nämlich hier eine Brieftaubenstation, in der sie 42 Tiere ständig hält. Sie dienen zunächst alpinen Zwecken, d. h. sie werden häufig auf Bergexkursionen mitgenommen, um sie als Glücks- und Unglücksboten nach Assergi herab zu benützen; schöne, praktische Tragkästen, nach Art der Apparate photographischer Amateure, welche je 6 Tauben fassen, werden zum Transport benützt. Zum Abschied giebt uns Accitelli noch kleine Edelweissblüten, die im Gran Sasso-Gebirge wachsen; sie heissen auch hier »Delweis« oder gesucht »Stella d'Italia«. — Dann besteigen wir wieder unser Gefährte von gestern und in Staub und unsäglicher Sonne und dem augenfeindlichen Blenden italienischer Strassen, ein Kontrast gegen den Frost von heute morgen, fahren wir nach Aquila zurück, wo wir uns im Hotel d'Italia an dem guten Weine laben. — Die ganze Tour — den geringen Proviant ungerechnet — kostete mit reichlichen Trinkgeldern 52 Lire, für einen also 26 Lire. Das hatte ich mir teurer vorgestellt.

Um 6 Uhr ging unser Zug; der zweigipfelige Gran Sasso, er allein felsig unter grünen Bergen, grüsste uns noch einmal; wir fuhren durch herrliches Land, über Pässe und Wildbäche, an üppigen Fluren und Wäldern, an zerborstenen Steinbrücken und zerfallenen Nestern, aber auch an neuen Villen und freundlichen Orten vorüber nach Terni, wo wir, nachdem der Zug zuletzt nach abwärts durch die vielen Tunnels ein unheimliches Tempo angeschlagen hatte, um 1/210 Uhr nachts ankamen und im Hotel Europe et d'Angleterre — *Superflua non nocent*, denkt sich wohl der Besitzer bei diesem Namen — einem sehr empfehlenswerten Gasthofs, abstiegen. Der elektrisch beleuchtete Platz wimmelte noch von Menschen und die *amati* und *amate* freuten sich des süssen Abends. — Wir aber, fern von solchen Gefühlen, schliefen alsbald in köstlichen Betten, so, wie eben nur solche schlafen können, welche die Nacht vorher am Rifugio di Gran Sasso zugebracht haben.

Die nächsten Tage wurden teils in Olevano romano, teils in Rom zugebracht und wie am ersten Abend, so sassen wir auch am letzten an einem herrlichen, echt römischen Platze. Weit draussen vor Trastevere, auf gehöhltm Tuffgestein liegt die Vigna Pellegrini, dachförmig gestutzte Linden und Schilfhäuschen im Zechgarten, manch' antiker Säulenrest da und dort. Der Wein ist gut und die Abendluft weich. Das grüne Tiberthal liegt unter uns und San Paolo, die Riesensbasilika gegenüber; draussen das ganze Albanergebirge in einem wundervollen tiefen Blau. Die Orte an und auf ihm, die vielgenannten, weitgepriesenen Ariccia, Albano, Grottaferrata, Frascati, Rocca di Papa glänzen »wie aus dem Bade gestiegen«,

wie Viktor Hehn treffend sagt, und der Monte cavo ruft Reiseerinnerungen wach. Die Sonne will scheiden und blässer wird die Ferne. Aber nahebei ist noch feines, zartblaues Licht über dem Thal, aus dem dunkle Cypressen und Pinien ragen. Still wird's ringsum und es ist so feierlich, als erstünde aus des Eintags Sterben das Leben tausendjähriger Zeit. Das macht das grosse Rom mit seiner grossen Seele, der weltenbauenden Geschichte. — Das ist aber auch das sachte Erstehen des Heimwehs nach Rom, der Nostalgia di Roma.

Und als tags darauf der Eilzug uns durch Mittelitalien, auf dem die heisse Sonne lag, nach Norden entführte, da dachte ich, welch' herrliche Genüsse gerade die Sommertage in Italien mir gebracht hatten. Warum soll man im Sommer nicht nach Italien gehen? Die Tage sind ja heiss, — in Rom waren es 37° C. im Schatten — aber die Nächte so angenehm, ja, da wo der Einfluss des nahen Meeres sich geltend macht, köstlich. Bequemt man sich dabei zu italienischen Sitten, wie nachmittägiges Ruhen, stetes Fahren und Reiten und lässt der Purga freundliche Hilfe rechtzeitig walten, so erfreut man sich doppelt an den vom Frühjahrsschwarm der Reisenden nicht beeinträchtigten Genüssen. Nirgends liegt die Sonne so mächtig über der Erde als in dem Lande der Sonne, und die Sonne ist schliesslich doch das Leben.

Das habe ich in Italien geschrieben. — In Bozen aber und am Achensee da fühlte ich wieder den Zauber der Heimat. Die Alpen sind doch das Schönste auf der Welt! Die Berge und Wälder, die erfrischenden Bäche und Seen und Gräser und Blumen der Almen — die stille Strenge der Arbeit, die durch alles Leben zieht — das ist die Mutter Natur, der dein Innerstes entsprossen, dabei bist du reif geworden. — Ich glaube, er hatte recht, wenn er ins Brünstein-Buch schrieb:

Mag dir Wanderns Freude werden,
 Kehre nicht zu spät zurück,
 Schönheit hat die ganze Erden,
 Doch die Heimat hat das Glück.

Hochtouren auf Corsica.

Von

Felix von Cube.

Corsica! Wer kennt es nicht, jenes meerumspülte Bergland, wo der blaue Himmel Italiens lacht, wo der leuchtende Schnee von den Höhen herniedergrüsst auf Lorbeer, Ölbaum und Myrte? Wer kennt es nicht, jenes Land, wo noch andere Begriffe von Ehre und Gerechtigkeit herrschen, wo der finstere Geist der Vendetta von Haus zu Haus schleicht, jetzt noch immer, wie vor Jahrhunderten? Welche Welt von Romantik liegt doch in jenen Erzählungen, deren Helden Banditen sind, die alles für ihre Familienehre erdulden und aufs Spiel setzen in fortwährendem Kampfe auf Leben und Tod!

Als ein pfadloses, unwirtliches Hochland wird uns stets in diesen Erzählungen das Innere der Insel geschildert, bedeckt mit undurchdringlichem Buschwerke und dichten Wäldern. Nur die wenigsten wissen von der Existenz eines wirklichen Hochgebirges. Bis tief in das Frühjahr hinein lastet der Schnee auf seinen stolzen Gipfeln und Kämmen, in seinen einsamen Hochkaren und wilden Tobeln, und oft erst im Juni bricht die südliche Sonne den winterlichen Bann. Dichter Wald von gewaltigen Lariccio's steht hochstämmig in seinen Thalgründen bis weit hinauf, wo sich der bunte, farbenprächtige Granit zu wuchtigen Wänden und zerrissenen Graten aufbaut.

Wer in Corsica die breiten Strassen wandelt, sieht nicht die Einsamkeit und Grossartigkeit seines Hochgebirges; er darf Mühe, Zeit und Entbehrung nicht scheuen, in die verborgensten Winkel und verlassensten Hochthäler einzudringen, er muss vorlieb nehmen mit einem dürftigen Lager auf hartem Fels unter freiem Himmel oder bei loderndem Feuer in der armseligen, offenen Schafhütte des corsischen Hirten — dann wird auch er die seltenen Reize kennen lernen, die ein wildes und unerschlossenes Bergland auf den Naturfreund auszuüben vermag.

Als Freund L. L. Kleintjes und ich im Sommer des Jahres 1899 den Entschluss fassten, der Insel einen Besuch abzustatten, da geschah dies mit der hauptsächlichlichen Absicht, jenes Gebirge in seinem Inneren zu durchstreifen. Aus der einschlägigen, ohnehin spärlichen Litteratur konnten wir über die ausgedehnten Ketten des nördlichen Corsica mit Ausnahme seiner beiden Kulminationspunkte, des Monte Cinto und des Monte Rotondo, so gut wie nichts eruieren und so mit Recht vermuten, dass manche Teile dieses Gebietes überhaupt noch keine Touristen gesehen hatten. In dieser Vermutung hatten wir uns keineswegs getäuscht, ja wir konnten sogar mit Genugthuung konstatieren, dass der weitaus schönste und grossartigste Teil des corsischen Gebirges es ist, der bisher überhaupt touristisch unbetreten gewesen war.

So mögen denn die folgenden, schlichten Schilderungen unserer corsischen Bergfahrten in diesem Sinne auch als ein kleiner Beitrag zur Erschliessungsgeschichte der europäischen Hochgebirge aufgenommen werden.

Zur Orographie.

Betrachtet man oberflächlichen Blickes eine etwas detaillierte Karte der Insel, so fällt zunächst das Auge auf ein Chaos von Bergen, ein Gewirr von Gebirgszügen und Ketten, die scheinbar regellos kreuz- und querziehend fast das ganze Areal der Insel ausfüllen. Es ist nicht leicht, dieses Chaos einem gewissen System unterzuordnen, und man thut am besten, dabei die hydrographischen Verhältnisse der Insel einer näheren Würdigung zu unterziehen. Denn scheidet man gewissenhaft die Flussgebiete der Ost- von denen der Westküste, so wird man klar und deutlich den längs dieser Grenzlinie streichenden Hauptzug, gleichsam das Rückgrat der Insel, verfolgen können.

Diesen kann man nun in drei ungefähr gleich lange Abschnitte einteilen. Der erste reicht vom Cap Corse, dem nördlichen Vorgebirge der Insel, bis zum Col de Tenda; er kulminiert mit 1563 m in dem Monte Asta und bietet vom hochtouristischen Standpunkt nur geringes Interesse. Der zweite Abschnitt beginnt am Col de Tenda, zieht im allgemeinen parallel der Westküste, und beschreibt so einen weiten, nach Osten offenen Bogen. Er erreicht sein Ende am Col von Vizzavona, 1162 m, der bedeutendsten Einsattlung im Hauptkamm, über welchen an dieser Stelle der einzige die Insel querende Schienenweg führt.

In diesem Abschnitte des Hauptzuges haben wir den Ausgangspunkt, den Knoten des ganzen orographischen Systems zu suchen. Wir treffen hier ausgeprägten Hochgebirgscharakter, der nicht etwa den Hauptzug allein auszeichnet, sondern in fast noch höherem Masse auch den Nebenketten eigen ist, die ihrerseits wieder reichlich verästelt noch bedeutende Höhen aufweisen und sogar die Kulminationspunkte der ganzen Insel tragen. Die geringe Entfernung des Hauptkammes und seiner Nebenketten von der Westküste (an manchen Stellen kaum 15 km) bedingt hier natürlich einen viel schrofferen Abfall. Die Seitenzüge, die der Hauptkamm nach dieser Richtung aussendet, sind kurz und enden meist unmittelbar in steilen Vorgebirgen, so dass die Westküste mit ihren vielen tief in das Gebirge einschneidenden Golfen und Buchten im Gegensatze zur bedeutend flacheren Ostküste von hoher landschaftlicher Schönheit ist. Dieser Abschnitt des Hauptzuges, der, wie schon erwähnt, das eigentliche Hochgebirge der Insel darstellt, erheischt deshalb unser besonderes Interesse.

Es fallen uns hier sofort drei selbständige, durch markante Einsattlungen getrennte Gruppen von sehr verschiedener Grösse und Ausdehnung in die Augen: 1. Die Gruppe des Monte Cinto, 2. die des Monte Rotondo, 3. die des Monte Oro.

Die Gruppe des Monte Cinto ist die weitaus grösste und bedeutendste Hochgebirgsgruppe der ganzen Insel und auch die einzige, die ausgeprägten Kettengebirgscharakter aufweist. Von orographischen Gesichtspunkten ausgehend, haben wir eine dem Verlaufe des obenerwähnten Hauptzuges folgende, im allgemeinen von Nord nach Süd streichende Hauptkette von den von ihr ausgehenden Seitenketten zu unterscheiden. Sie hat eine Länge von rund 25 km (von der Bocca Roce bis zum Col de Vergio gemessen). Ihre Eckpfeiler sind im Norden die Punta Radiche, 2010 m, im Süden der Capo alla Cuculla, 2052 m. Ungefähr in



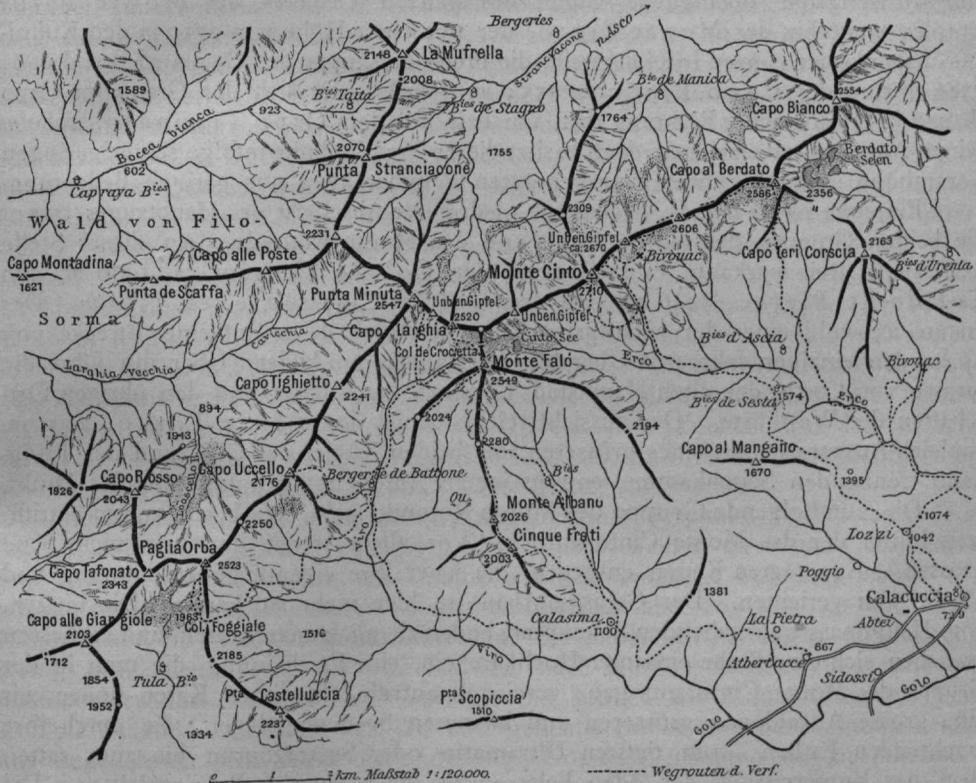
Nach einer Naturaufnahme von L. L. Kielntjes.

Bruckmann repr. Schüttele's Pfr.-Korn-Pap.

Corsika: Meeresküste bei Porto.

der Mitte ihres Verlaufs, an der Punta Minuta, 2547 m, die gleichsam als der Knotenpunkt der ganzen Gruppe anzusehen ist, erfährt die Hauptkette eine Knickung; hier entsendet sie nach Nordosten ihren bedeutendsten Seitenast. Durch diese Knickung wird die Hauptkette in zwei unter sich ganz verschiedenartige Teile geschieden, in einen nördlichen von geringerer Kammhöhe und weniger ausgeprägter Gipfelbildung und einen südwestlichen, welcher sowohl was Grat- und Gipfelbildung wie Kammhöhe betrifft, gleichsam als Fortsetzung jener hervorragenden Seitenkette gelten kann, mit welcher gemeinsam er zweifelsohne die imposanteste Gebirgskette der Insel darstellt.

Von hervorragenden Gipfeln wären zu nennen: im nördlichen Teil der Hauptkette der Monte Corona, 2130 m, von dem sich ein längerer gegen Nordost



Der centrale Teil der Cinto-Gruppe.

ziehender Seitenzug, der des Monte Padro, 2396 m, loslöst, la Mufrella, 2143 m, als Teilpunkt eines nach Westen streichenden Seitengrates und die durch ihre kühne Form auffallende, den oberen Thalboden des Stranciacone beherrschende doppelgipfelige Punta Stranciacone, 2070 m. Weiterhin schwingt sich der Hauptgrat ziemlich unvermittelt zur spitzen Pyramide der Punta Minuta, 2547 m, empor, mit der, wie oben erwähnt, der südwestliche Teil der Hauptkette beginnt. Dieser zeichnet sich in seinem Verlauf bis zum Capo Tafonato durch seine überaus ausgeprägte, zerrissene Gratbildung, seine kühnen Gipfformen und seine gewaltigen Abstürze aus, und bildet den wildesten Teil der Insel überhaupt. Seine Kulminationspunkte sind der Capo Tighietto, 2241 m, der Capo Uccello, 2176 m, das auffallende Horn der Paglia Orba, 2523 m, und der Capo Tafonato

2343 *m.* Vom Capo Tafonato ab, der seinerseits wieder den Ausgangspunkt zweier nach Norden und Süden ziehender Seitengrate bildet, nimmt die Kammhöhe der Kette wieder ab und der wilde Felscharakter geht zum Teil wieder verloren. Mit dem breiten Felstrapez des Capo alla Cuculla, 2052 *m.*, der vom Aitonethal einen immerhin noch recht stattlichen Eindruck macht, schliesst die Kette im Süden ab.

Der grosse, an der Punta Minuta abzweigende Seitenast der Hauptkette schlägt zunächst eine südöstliche Richtung ein, um sich dann scharf nach Nordost zu wenden. Bei seiner durchschnittlichen Kammhöhe von 2450 *m.* überragt er um ein bedeutendes die Hauptkette; seine Länge von der Punta Minuta bis zum Capo Bianco beträgt ca. 7½ *km.* Unter seinen Gipfeln ragen besonders hervor der ungemein schroffe, turmartige Aufbau des Capo Larghia, 2520 *m.*, wohl der am schwierigsten zugängliche Gipfel des ganzen Gebietes, der Monte Falò, 2549 *m.*, weiterhin der Monte Cinto, der mit einer Höhe von 2710 *m.* den Kulminationspunkt der ganzen Insel darstellt, die breite Felskuppe des Capo al Berdato, 2586 *m.* und der Capo Bianco, 2554 *m.* Wohl setzt sich der Grat vom Capo Bianco in nordöstlicher Richtung fort, um erst mit dem Capo Traunato, 2180 *m.* seinen Abschluss zu erreichen, doch besitzt dieser Gratabschnitt infolge seiner geringen Kammhöhe und seines wenig ausgeprägten Felscharakters nur geringe Bedeutung.

Ein etwa 10 *km.* langer, bedeutend niedrigerer Abschnitt des Hauptzuges trennt die beiden Gruppen des Monte Cinto und des Monte Rotondo. An dieser Stelle treffen wir drei markante Einsattlungen, den Col de Vergio, ca. 1400 *m.*, den Col de St. Pierre, 1446 *m.*, und den Col de Ciarnente, ca. 1550 *m.* Der erstere ist wohl einer der wichtigsten Pässe der Insel, da er auf einer Strecke von 75 *km.* den einzigen fahrbaren Übergang im Hauptkamm bildet. Über ihn führt die Strasse von Corte, der alten Hauptstadt Corsica's, nach Evisa und den übrigen Ortschaften der Westküste. Der aussichtsreiche Gipfel des Monte Tozzo, 2003 *m.*, zugleich Ausgangspunkt eines grösseren, die beiden Thäler des Golo und des Tavignano trennenden Seitenkamms, entragt jenem Abschnitt als kulmimerender Punkt.

Die nun folgende Gruppe des Monte Rotondo steht, was Flächenraum betrifft, weit hinter der des Monte Cinto zurück. Vor allem treten uns hier nicht jene grossen, ausgeprägten Ketten entgegen, die jener ihre eigentliche Ausdehnung und Mächtigkeit verleihen. Der Gebirgsaufbau ist hier mehr stockartig. Die kurzen, vom Hauptmassiv ausgehenden Seitengrate enden ziemlich unvermittelt, und schliessen zwischen sich eine Reihe einsamer Hochkare ein, eine Erscheinung, die man in der Gruppe des Monte Cinto nur ganz vereinzelt antrifft. In diesen Karen finden wir eine grosse Anzahl von grösseren und kleineren Seen eingelagert, die durch ihre leuchtenden Farben, vom tiefsten Ultramarin oder Smaragdgrün bis zum satten Blau des Kupfervitriols der öden Felscenerie einen eigenen Reiz verleihen. Die Gruppe gipfelt im Monte Rotondo, 2625 *m.*, der vermöge seiner relativ leichten Erreichbarkeit und seiner centralen Lage der besuchteste Hochgipfel der Insel ist.

Die Monte-Oro-Gruppe, die durch die 1453 *m.* hohe Einsattlung des Col de Oreccia von der des Monte Rotondo getrennt ist, bildet einen gedrungenen, mehrgipfeligen Gebirgsstock, der mit 2391 *m.* im Monte Oro kulminiert. Als charakteristisch mag für dieses Massiv die auffallende Tobelbildung angeführt sein.

Der dritte Abschnitt des Hauptzuges endlich, der am Col von Vizzavona beginnt und mit dem Cap de Feno bei Bonifacio endet, hat gleich dem ersten Abschnitte mehr Mittelgebirgsgepräge; doch erhebt er sich stellenweise zu immerhin nennenswerten Höhen, von denen die bedeutendsten die Massive des Monte Renoso, 2357 *m.*, und des durch seine Ambossgestalt auffallenden Monte Incudine, 2136 *m.*, — daher der Name — darstellen.

Touristisches.

Es war am Spätnachmittag des 4. August 1899, als wir in unserem sehr primitiven, von drei dünnen Maultieren gezogenen Vehikel die holperige Dorfstrasse von Calacuccia hereingefahren kamen, ein ziemlich armseliges Dörfchen im Herzen von Corsica, an den Südhängen der Cintokette gelegen. Endlich am Ziel! Wir hielten vor einem kleinen Hause mit der Aufschrift »Hotel Verdoni«, krochen aus dem Inneren des Wagens, der uns lange genug beherbergt hatte, und folgten unserem Wirte, einem kleinen, buckeligen Manne, durch die gaffende Menge ins Haus. Ein dunkler, enger Hausgang und eine noch dunklere, steile Treppe leiteten zu unseren Gemächern. Wir traten in eine kleine, mit Granitflüssen gepflasterte Kammer, unsere Behausung für die nächsten 14 Tage. Ein viereckiges Fensterchen ging auf die Dorfstrasse hinaus, wo reges Leben herrschte. In eifriger Unterhaltung standen da Gruppen von Männern und Frauen; dazwischen trieb sich die lärmende Gassenjugend herum in buntem Durcheinander mit Schweinen, Hunden, Hühnern, Katzen und sonstigen Haustieren. Unsere Ankunft schien also doch einen gelinden Aufruhr im stillen Dorfe verursacht zu haben. Kaum hatten wir uns notdürftig in unser neues Quartier gefunden, als ich schon den Vorschlag machte, den weiten Bergeskranz, in dessen Mitte Calacuccia liegt, einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Wir verliessen also das Dorf nach Westen. Sofort hatten sich uns zwei Männer angeschlossen; der eine war ein »Führer« aus Lozzi, der andere gab sich als Mouflonjäger aus. Ersterer schien unsere Absicht, bereits morgen den Monte Cinto in Angriff zu nehmen, gemerkt zu haben und eröffnete uns ohne weitere Präliminarien, sein Führerpreis betrage 20 Francs. Wir erwiderten ihm, dass uns dies ausnehmend freue, dass wir aber seiner Dienste nicht benötigten. Der biedere Mann, dem führerlose Hochtouren etwas Undenkbares schienen, war darüber sehr verdutzt; offenbar hielt er uns für grosse Geizhalse und konnte uns nicht genug vor den schrecklichen Gefahren einer Cinto-Besteigung warnen.

Eine kleine Anhöhe ergab einen guten Orientierungspunkt. Im Westen drüben fiel uns sofort ein gewaltiges Felsorn auf — unzweifelhaft die Paglia Orba, davor fünf charakteristische Zacken, die Cinque frati, die corsische Fünffingerspitze, wie wir sie später scherzhaft nannten. Gegen Nordwesten aber zog sich wie eine lange Riesenmauer die Kette des Monte Cinto hin. Sie bildete einen langen, anscheinend wenig gegliederten Grat, der von Südwest nach Nordost ziehend uns rund um 2000 m überhöhte. Dieser Kette entragte zur Linken der Monte Cinto als eine stumpfe Pyramide. Leider war die untergehende Sonne der Beobachtung seiner uns zugekehrten Seite nicht ganz günstig; trotzdem glaubten wir zu erkennen, dass sich seiner Besteigung keine allzugrossen Schwierigkeiten entgegenstellen würden. Der weitere Gratverlauf nach Osten bis zur breiten, geröllbedeckten Felskuppe des Capo al Berdato erregte unser besonderes Interesse, und es seien mir an dieser Stelle einige orographische Bemerkungen über diesen Grat gestattet.

Die Entfernung vom Capo al Berdato bis zum Monte Cinto beträgt $3\frac{1}{2}$ km. Der Verbindungslinie zwischen diesen beiden Gipfeln folgt auch im wesentlichen der Grat, der zwei vollständig selbständige Erhebungen aufweist, die allerdings von Calacuccia aus infolge seiner bedeutenden Länge und der grossen Entfernung¹⁾ nicht so sehr als solche hervortreten. Die östliche dieser Erhebungen ist auf der französischen G.-K. mit 2606 m kotiert; sie bildet einen gegen Osten steil aufgesetzten, nach Westen jedoch flacher abfallenden Felskamm; die westliche liegt genau zwischen dem P. 2606 und dem Monte Cinto und stürzt mit einem kurzen, steilen

¹⁾ Erwa 8—9 km; daher auch die Bemerkung von P. Montandon, Jahrb. des S. A.-C. XXIX, S. 195.

Abbruch in die Scharte ab, an der der Nordostgrat des Monte Cinto ansetzt. Zwischen diesen beiden Erhebungen, deren Entfernung von einander 1 km beträgt, ist ein kleiner Geröllsattel eingelagert.

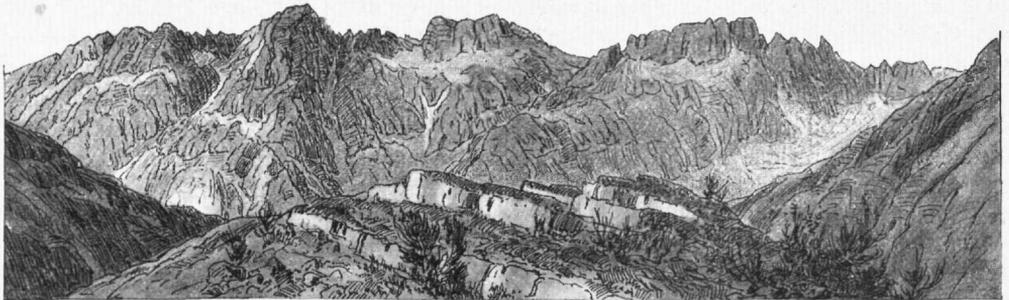
Je länger wir diesen Grat betrachteten, desto lauter wurde in uns der Wunsch, auf demselben vom Capo al Berdato ausgehend bis zum Cinto vorzudringen. Wir beschloßen daher bereits am nächsten Morgen in aller Frühe diese Tour in Angriff zu nehmen. Zufrieden mit unserer vorläufigen Orientierung kehrten wir mit dem Jäger und dem Führer, die einen Erfolg unseres Projektes für absolut ausgeschlossen erachteten, ins Dorf zurück.

Capo al Berdato, 2586 m. — **P. 2606 d. franz. G.-K. (I. Erst.)** — **Unbenannter Gipfel, ca. 2670 m, (I. Erst.)** — **Monte Cinto, 2710 m, (I. Abst. über den Nordostgrat).** Am 5. August um 4 Uhr morgens richteten wir uns zum Aufbruch; es tagte bereits, und zu unserer Freude sahen wir, dass der Himmel ein recht heiteres Gesicht aufgesetzt hatte. Langsam schritten wir die dürren Hänge gegen Lozzi empor. Wie traurig und unendlich armselig war die Gegend ringsum! Weithin kein Baum und kein Strauch sichtbar, der Boden steinig und ausgedörrt, auf den Feldern nur vereinzelte Halme — das war so im allgemeinen der Charakter

Monte Cinto, 2710 m.

Punkt 2606 der franz. Generalstabskarte.

Unbenannter Gipfel, ca. 2670 m.



Kette des Monte Cinto von Süden.

jener Gegend, die vor nicht allzulanger Zeit noch dichter Hochwald bedeckte und die nur der masslose Unverstand der Bewohner in eine Wüste verwandelt hat. Lozzi ist so ziemlich das schmutzigste Bergdorf, das wir in Corsica angetroffen haben. Die Häuser sind aus rohen Steinen aufgeschichtet und gleichen allem anderen eher als Behausungen einer doch immerhin zivilisierten Bevölkerung. Im Geschwindigkeit durcheilten wir die engen Gassen und wandten uns dem Höhenrücken zu, der uns vom Thale des Erco trennte.

Uns gegenüber erhoben sich kahle, zerfurchte Felshänge, Ausläufer des Capo Teri Corscia, durch deren steile Tobel in rauschenden Stürzen die Wasser dem Erco zueilten, der in seinem trümmererfüllten Bette zwischen grossen Blöcken und Felsen zu Thal stürmte. Mit der Vegetation sah es hier unten schon besser aus: dichter Adlerfarren und Erlengestrüpp wucherten an den Hängen, stacheliges Brombeergerüst, Bergberberitze und die grosse corsische Christwurz (*Helleborus Corsica*) erschwerten uns das Vorwärtkommen und bald verschwanden auch die letzten Steigspuren, die uns noch hinterlistig in den engen Tobel geleitet hatten. Mühsam drangen wir im Bachbette vor. Gegen 7 Uhr war bei einer alten, halbverfallenen Steinbrücke der obere Kessel des Erco erreicht und langsam begannen wir am nördlichen Gehänge anzusteigen.

Zur Linken war inzwischen in seiner ganzen Grösse der Monte Cinto aufgetaucht. Seine Ostseite sah wenig vertrauenerweckend aus, dagegen schien er uns von Süden sehr gut zugänglich zu sein. Auch die Südseite des ganzen nach Nordost ziehenden Kammes war nicht so stark geneigt, wie es von unten den Anschein hatte; zwischen den steileren Abstürzen waren grössere Terrassen und Geröllflecke eingelagert, die die Neigung der Wand oftmals unterbrachen. Nach unten setzten sich die die Wandstufen durchbrechenden Rinnen in enge Tobel fort, deren Wasser sich im Grunde des grossen Kessels zum Erco vereinigten.

Je höher wir stiegen, desto dürre wurden die Hänge, desto heisser brannte die Sonne, und desto weiter entfernte sich unser Gipfel. Hohes stacheliges Ginstergestrüpp stand weithin auf dem steinigen Hange — wir hatten es von unten für kleine Rasenpolster gehalten; ein Geröllfeld, das wir in längstens einer Stunde zu erreichen gehofft hatten, entpuppte sich als Getrümmer gewaltiger Granitblöcke. Unser Gespräch war verstummt, nur hier und da entfuhr uns eine derbe Verwünschung. Drei Stunden waren schon seit Verlassen des Bachbettes verflossen — und noch immer dieser öde, farblose, eintönige Felshang! Drüben, jene Zackenkronen im Südosten, die schon längst unter den Horizont gesunken war, war der Capo Teri Corscia; wir mochten uns also in 2400 m Höhe befinden.

Endlich, nach fast siebenstündigem, ermüdendem Aufstieg winkte der Gipfel und gegen die Mittagszeit standen wir neben der übermannshohen Steinpyramide, die die Kuppe des Capo al Berdato, 2586 m, krönt. Unser erster corsischer Gipfel! Wir empfanden offen gestanden mehr Ärger als Freude. Eine Steinwüste, ein Trümmerwerk von dunkelrotem Granit, darüber der tiefblaue, dunkle Himmel und heisse, zitternde Luft. Unter uns das Hochthal von Asco, einsam und weltvergessen mit seinen dichten, dunklen Lariciowäldern und seinem felsstarrenden Thalschlusse. Aus ödem Karboden, in den unser Gipfel nach Osten abstürzte, leuchteten die Seen des Berdato zu uns herauf. Die Sonne brannte, und die Steine waren so heiss, dass ihre Berührung schmerzhaft war. Drüben am Cinto ballte sich dichtes Gewölk, und ferner Donner drang an unser Ohr. Wir eilten weiter — die Zeit drängte. Unser Weg führte nach Westen, dem Grat entlang, der Gewitterwolke entgegen. Bald war die Sonne verschwunden; ein kühler Wind trieb die Nebel aus den Felscoullissen zu uns empor. Der Kamm hatte sich zugschärft, die Kletterei begann. Der Nebel wurde immer dichter. Plötzlich ein lautes srrr, srrr unserer Pickel — schleunigst eilten wir unter die Grathöhe. Einzelne grosse Tropfen fielen; das Gewitter war mit unheimlicher Schnelligkeit hereingebrochen.

Unausgesetzt grollte der Donner, strömte der Regen. Unter einem hohen Überhang hatten wir notdürftig Schutz gefunden. Wohl lichteteten sich die Nebel hie und da auf Augenblicke; ein kurzer Sonnenstrahl, ein schneller Blick in den Thalgrund tief unter uns — dann kamen neue Regenschauer, neue Wolkenmassen drängten sich heran, und hüllten alles in gleichmässiges, lichtloses Grau. Wir warteten und warteten; Stunde um Stunde verrann. Endlich am späten Nachmittag sanken die Nebel; die Sonne war nun endgültig in ihre Rechte getreten. Wie herrlich glitzerten in tausend Lichtern die nassen Granitplatten, über die noch das Wasser herabsickerte, welches farbiges Bild boten die grell beleuchteten, im Winde spielenden Nebelfetzen auf dem dunklen Grunde der abziehenden Gewitterwolke! Neues Leben, neue Farben ringsum!

Vier volle Stunden hatten wir ausgeharrt; jetzt verliessen wir unser Versteck und wandten uns wieder der Grathöhe zu. Eine bedeutende Erhebung im Westen war unser nächstes Ziel. Kurz vor ihrem steilen Abbruch drängte uns jedoch der plattige Fels auf die Nordseite, wo sich uns ein gar seltsamer Weiterweg eröffnete:

Senkrecht durchsetzte ein mindestens 50 m hoher, kaum meterbreiter Spalt das ganze Massiv, und gestattete den Durchblick auf die gegenüberliegende Gratseite. In genau horizontaler, nicht leichter Kaminkletterei wurde dieses merkwürdige Hindernis überwunden und über steile Platten der erste Kulminationspunkt unseres Grates gewonnen. Es war der Punkt 2606 der franz. G.-K. Wir eilten jedoch ohne Aufenthalt weiter; denn erstens drängte die Zeit, und zweitens erhob sich kaum 1 km von uns entfernt im Westen ein zweiter, noch höherer Punkt, der turmartig dem Kamme entragte und mit fast senkrechter Wand in das Ascothal abstürzte. Einige kurze, glatte Abbrüche ermöglichten den Weiterweg, dann aber drängte uns der zackengekrönte Grat auf die Nordseite, von wo wir jenen Geröllsattel erreichten, der, wie eingangs erwähnt, die beiden Erhebungen trennt. Anfangs über Geröll, dann auf der rauhen Granitschneide näherten wir uns zusehends unserem Ziele.

Es war um die sechste Nachmittagsstunde — die Sonne hatte sich bereits bedenklich gegen den westlichen Horizont geneigt — als wir unseren Fuss auf jene einsame, unbekannte Hochzinne setzten. Wie eine Landkarte lag im Glanze der untergehenden Sonne die ganze Insel vor uns ausgebreitet. Tief unter uns das Ascothal, bereits im Dämmerlichte des Abends; denn der Thalschluss im Westen sandte schon lange, dunkle Schatten aus, und im obersten Grunde, dem Quellgebiete des Stranciacone, lagen dichte, bläuliche Nebelmassen. Gegen Westen, in die Glut des Abendhimmels tauchend, nur wenig verdeckt durch die schwarze, dräuende Gipfelpyramide des Monte Cinto ein Gewirr von Zacken und Spitzen, unter ihnen die herrliche Gipfelgestalt der Punta Minuta mit ihren gewaltigen Wänden und ihren zersägten Graten; gegen Norden das auffallende Nadelpaar der Punta Stranciacone und darüber hinaus über rosig angehauchten, wallenden Nebeln der Spiegel des Mittelmeers, eine gleissend leuchtende Fläche in purpurnem Lichte des untergehenden Tagesgestirns. Es war ein Bild seltener Pracht und erhabener

Grossartigkeit, von dem wir uns lange nicht zu trennen vermochten. Erst als die Sonne unter den Horizont gesunken war, und ein frischer Windzug aus der dämmernden Tiefe feuchte Nebel zu uns emportrieb, verliessen wir unsere luftige Schneide, ohne es jedoch vorher unterlassen zu haben, auf dem jungfräulichen Gipfel einen gewaltigen Steinmann aufzubauen.

Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als wir uns unter einem grossen, überhängenden Blocke, eingehüllt in unsere Mäntel, auf dem harten, kalten Fels zur Ruhe legten. Die Nacht dauerte endlos lange. Langsam, ganz langsam zogen die Sterne ihre Bahn, einer nach dem anderen ging hinter der schwarzen Wand des Monte Cinto unter, aber nur, um immer wieder neuen Platz zu machen. Gegen Mitternacht erhob sich ein scharfer Wind. Es wurde empfindlich kalt; wir hüllten uns fester ein und



Im Schutze der Felsen.

rückten näher zusammen. Endlich um die vierte Morgenstunde verkündete ein blasser Schein am östlichen Horizonte das Nahen des Tages. Noch hatte er die Dämmerung nicht verscheucht, als wir bereits aufbrachen.

Unseren ursprünglichen Plan, den Monte Cinto von Osten anzupacken, hatten wir in Anbetracht der durchwachten Nacht und angesichts der glatten, rötlichen Wände, die in greifbarer Nähe vor uns emporstrebten, aufgegeben. Nach einer kurzen Rekognoscierung gegen den Nordostgrat wandten wir uns einer breiten, plattigen Rinne zu, die ein rasches Absteigen ermöglichte, umgingen tiefer unten das ganze Gipfelmassiv auf der Südseite, und kamen so auf die gewöhnliche, von Calacuccia aus meist benützte Route. Über leichte Felsen und Absätze, zuletzt über Getrümmer roten Granits erreichten wir um 7 Uhr morgens den Monte Cinto, 2710 *m*, und somit den höchsten Punkt von Corsica.

Die Morgenfrühe war der Rundsicht sehr günstig, einer Rundsicht, wie sie eben nur ein Hochgipfel in unmittelbarer Nähe des Meeres bieten kann. Frei und ungehindert schweift der Blick in unendliche Fernen. Er sucht die feine, weisse Brandungslinie, die der zerrissenen Küste der Insel folgt, er ruht bewundernd auf der regungslosen, leuchtenden Meeresfläche, die sich ausbreitet, so weit das Auge reicht, ja er sucht sogar die Umrisse der französischen und italienischen Küste, deren Lage aber meist nur dichte, am fernen Horizont sich auftürmende Wolkenmassen kennzeichnen. Der Fernblick ist es, der die meisten Besucher des Cinto im Banne hält und fesselt; denn nur dadurch erscheint es mir erklärlich, dass ein Gebiet in nächster Nähe unseres Berges bisher der Aufmerksamkeit der Touristen entgehen konnte, das an Wildheit und Grossartigkeit des Aufbaues, an imponierender Wucht seiner Wände und Abstürze, an Zersägtheit und Zerrissenheit seiner Grate und Kämme sich mit mancher gepriesenen Gruppe unserer Kalkalpen messen kann — ich meine die ganze Kette zwischen dem Monte Cinto und dem gewaltigen, im Südwesten aufragenden Felshorn der Paglia Orba. Dass ein solches Gebiet mit Gipfeln wie Capo Larghia, Punta Minuta, Capo Tafonato u. a., die im Panorama des Monte Cinto einen hervorragenden Platz einnehmen, bisher vollständig jungfräulich bleiben konnte, dürfte sicher befremdlich erscheinen, umso mehr als manche namhafte Hochtouristen, u. a. auch Compton, Rochat, Tuckett bereits auf dem Gipfel des Cinto gewilt haben. Uns interessierte diese Kette in hohem Masse; noch niemals hatten wir von irgend welchen Besteigungsversuchen im Bereiche derselben vernommen — unbedingt mussten wir ihr einige Tage widmen.

Fast drei Stunden verweilten wir auf dem Gipfel, dann aber wurde der Abstieg über den noch unbegangenen Nordostgrat angetreten. Eine jähe, hart neben der Gratkante verlaufende, tiefeingeschnittene Rinne mit auffallend violetter bis purpurotem Gestein von sehr brüchiger Beschaffenheit leitete hinab. Sie umging die abschreckenden Abbrüche, die uns heute morgen zur Umkehr bewogen hatten, auf der Nordseite. Dann nahm uns ein langer, enger Kamin auf, der unterhalb einer tiefen Scharte im Hauptgrat endete, und dessen Fortsetzung nach abwärts jene Plattenrinne bildete, die wir in ihrem unteren Teil bereits heute benutzt hatten. Durch sie gelangten wir auf die obersten Weideböden, die das Quellgebiet des Erco bilden.

Zufrieden mit der strammen Arbeit zweier Tage traten wir nach einer ausgiebigen Rast unseren Heimzug an. Tausend silberne, glitzernde Bächlein und Wasserläufe rauschten hinab, dichtes Erlengesträuch, Christwurz und Berberitze wucherten an den sonnigen Hängen, und unzählige buntschillernde Eidechsen huschten über den Weg.

Gegen 5 Uhr nachmittags erreichten wir über die aussichtsreichen Bergeries de Sesta, 1574 *m*, wieder Calacuccia, empfangen von blöckenden Schafen, gackernden Hühnern und grunzenden Schweinen, deren ungezählte Mengen die Dorfstrasse bevölkerten.

Den folgenden Tag hatten wir dem Capo Bianco, 2554 *m*, zugedacht, da wir unsere Touren in der engeren Cintokette nicht beschliessen wollten, ohne diesem ihrem wichtigen, östlichen Eckpfeiler einen Besuch abgestattet zu haben; und zwar hatten wir gleich nach unserer Rückkehr vom Monte Cinto einen diesbezüglichen Plan entworfen, demzufolge in der Nacht vom 7. zum 8. August an den Hängen des Capo Teri Corscia ein Biwak bezogen werden sollte; den Capo Bianco hofften wir dann über die Seen des Berdato von Süden her zu erreichen.

Anfangs ging Alles nach Wunsch; am 7. abends hatten wir in einem steilen Tobel des Capo Teri Corscia ein Biwak bezogen. Dann aber überraschte uns dort oben mitten in der Nacht ein heftiges Gewitter. Unausgesetzt rauschte der Regen hernieder, der reissende Bach neben uns und die Wasserfälle ringsum dröhnten, der Sturm heulte. Morgens hingen die grauen, feuchten Nebel tief herab. Vollständig durchnässt traten wir den Rückweg nach Calacuccia an. Glücklicherweise war es der einzige böse Streich, den uns das Wetter in Corsica gespielt hat.

Col de Nino, 1743 *m*, — Lac de Nino, 1720 *m*, — Bocca la Croce, 1624 *m*. Vom corsischen Hochwald mit seinen gewaltigen, uralten Lariccios hatten wir bereits früher Wunder singen hören. Bisher hatten wir ihn nur von weitem gesehen; denn in der Umgebung von Calacuccia oder gar im öden Felsenzirkus des Ercothals würde man vergebens nach einem Wald suchen. Freudig nahmen wir deshalb die Aufforderung unseres Hausgenossen an, eines französischen Botanikers aus Clermont, ihn auf seinem »Jochbummel« zu begleiten, der uns durch den berühmten Wald von Valdioniello über den Col de Nino zum Ninosee und durch das Tavignanothal und über die Bocca la Croce wieder nach Calacuccia zurückführen sollte.

Wir machten uns also am 9. August schon um 4 Uhr morgens auf den Weg, und verfolgten über Albertacce das Golothal aufwärts. Nach etwa 2½ Stunden nahm uns beim Forsthaus Frascajo der dunkle Lariciowald auf. Die pinus Larix, in Corsica Lariccio genannt, eine unserer nordischen Kiefer sehr nahestehende Art, soll der mächtigste Baum Europas sein, ist aber auf Corsica beschränkt, wo er in den höheren Regionen ausgedehnte Wälder bildet. Die Durchschnittshöhe des ausgewachsenen Baumes beträgt 25—30 *m*; Exemplare von 35, 40 und mehr Metern gehören jedoch durchaus nicht zu den Seltenheiten. Compton mass einen behauenen, zum Transport bereiten Stamm mit 35 *m*, der 30 *cbm* vollständig astfreies Holz enthielt.¹⁾ Wir selbst beobachteten in dem bis dahin von Touristen noch unbesuchten Thal des Viro Exemplare von noch viel bedeutenderen Dimensionen. Als Solitärbaum und an der Waldgrenze erreicht die Lariccio nicht diese Höhe, imponiert aber dann durch die Majestät und Wucht ihrer Erscheinung, da sie bereits wenige Meter über dem Boden nach allen Seiten ihre gewaltigen Äste aussendet. Solche Bäume weisen oft einen Stammumfang von 5—7 *m* auf.

Wir waren, immer im dichten Hochwald auf der neuen Forststrasse dahinschreitend, zum Forsthaus Popaya gelangt. Hier wandten wir uns scharf nach links einer Schlucht zu, die vom Monte Tozzo herabzog und an deren Abhang ein Pfad durch Bestand mächtiger Lariccios gegen den Col de Nino emporleitete, der zwischen Monte Tozzo, 2003 *m*, und Punta Artica, 2329 *m*, gelegen, einen selten benützten Übergang vom Niolo- ins oberste Tavignanothal darstellt. Bald hatten wir uns der Waldgrenze genähert. Das Unterholz war verschwunden, nur einzelne Farren und Gräser sprosseten im Granitgetrümmer. Staunend sahen wir zu den verwitterten, zerzausten und doch noch so imposanten Baumgreisen empor, die

¹⁾ Ö. A.-Z. 1892, S. 107.



Naturaufnahme von L. L. Kleintjes.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Punta Minuta und Capo Larghia vom Monte Falò.

146

dort oben, in einer Höhe von etwa 1700 m sich noch fest mit ihrem knorrigen Wurzelwerk im Granit festkrallten, Sturm und Wetter trotzend.

Um 1/210 Uhr überschritten wir den Col de Nino, 1743 m, um gleich darauf eine einsame Mulde zu betreten, in deren Mitte ein smaragdgrüner, kleiner Hochsee, der Lac de Nino, die im Westen aufragenden, rötlichen Felszacken des Monte Tozzo widerspiegelte. Ein leichter Nebelstreif lag über dem Wasser und erhöhte den landschaftlichen Reiz dieses abgeschlossenen Winkels. Langsam schritten wir am Nordostufer des Sees entlang dem Tavignanothal zu. Steil und pfadlos gingen hinab bis zur Thalbiegung, wo uns dichter Buchenwald aufnahm. Über umgestürzte Baumstämme, Blöcke und Rinnsale mussten wir uns den Weg bahnen; endlich stiessen wir auf einen Steig, der nach links in horizontaler Richtung den Berghang entlang führte, und bald lag der Tavignano, der in enger Schlucht dahinbrauste, wieder tief unter uns. Wir aber strebten über die felsigen Abhänge der Bocca la Croce, 1624 m, zu, die wir nach fünfstündigem Marsch vom Ninosee um 4 Uhr nachmittags erreichten. Ein herrlicher Blick auf den unter uns liegenden Niolo (wie das ganze Thalbecken des Golo kurz genannt wird) und die ganze im Norden aufragende Kette mit all ihren trotzigen Gipfeln vom kühnen Horn der Paglia Orba bis zum Felskamm des Capo Bianco überraschte uns dort oben. Durch dichten Wald, in dem einzelne gewaltige Stämme geradezu Ehrfurcht einflössen, der aber leider durch die Feuerbrände der Hirten viel zu leiden hat, führte der Pfad nach Casamaccioli herab, einem Dorf, das jahrhundertlang der Vendetta halber mit dem benachbarten Calacuccia in Todfeindschaft lebte. Heute selbst soll noch nicht alles im Reinen sein.

Gegen Abend überschritten wir wieder die gastliche Schwelle des »Hôtel Verdoni« — unser liebenswürdiger Begleiter beladen mit einer Mappe seltener Pflanzen, wir bereichert um eine hübsche, genussreiche Tour.

Cinque frati (nördl. Gipfel, 2003 m, I. Überschreitung), — **Monte Albano**, 2026 m, — **Punkt 2280** der franz. G.-K.

Wer von Calacuccia aus seine Blicke westwärts richtet, bemerkt alsbald fünf auffallende, hinter einer Felscoulisse frei in die Lüfte ragende Spitzen, die Cinque frati, denen nordwärts der Monte Albano vorgelagert ist. Diese Gipfel bilden, weit nach Süden vorgeschoben, die östliche Begrenzung des Virothals und gewähren, wie sich der Leser durch einen Blick auf die Kartenskizze überzeugen kann, einen vortrefflichen Einblick in das Virothal und die ganze Kette zwischen Paglia Orba und Punta Minuta; ausserdem versprachen sie, insbesondere die Cinque frati, eine nette Kletterei, so dass das Nützliche mit dem Angenehmen vorteilhaft verbunden werden konnte.

Unser gestriger 16stündiger »Spaziergang« lag uns zwar noch etwas in den Gliedern, doch sah uns bereits der frühe Morgen des folgenden Tages bei der Arbeit. Rüstig schritten wir die Strasse nach Albertacce hinaus, und nahmen dann einen Maultiersteig zur Rechten auf, der uns über Calasima in den gleichnamigen Thalkessel im Osten der Cinque frati bringen sollte. Durch Haine von Edelkastanien zog sich der Pfad empor. Zur Linken rauschte unten im Thal das klare Bergwasser des Viro, im Hintergrunde erhob sich über dunklen Wäldern die charakteristische Gestalt der Paglia Orba. Wir waren von Albertacce aus etwa 1 Stunde gegangen, als sich plötzlich vor uns ein schluchtartiges Thal öffnete, an dessen gegenüberliegender Flanke, dicht an den Felswänden der Cinque frati Calasima, wohl das höchst gelegene Dorf der Insel, wie ein Schwalbennest an dem Hang haftend, sichtbar wurde. Bald hatten wir die ersten niedrigen, schmutzigen Häuser des Dörfchens erreicht. Da es uns nicht sonderlich gelüstete, dasselbe zu

betreten, folgten wir einer Art Wasserleitung, die uns in den öden, nördlich gelegenen Thalkessel führte. Um 8 Uhr standen wir bereits dicht an den Ostabstürzen unseres Berges.

Eine Gratwanderung über sämtliche Spitzen der Cinque frati wäre eine dankbare und gewiss schwere Klettertour — wir aber begnügten uns heute damit, nur den »ältesten« der »fünf Brüder« auf unser Programm zu setzen. Einige seichte, rinnenartige Vertiefungen zogen sich hoch bis gegen die Grathöhe hinauf. Nach kurzer Rast beschlossen wir eine dieser Rinnen zum Aufstiege zu wählen. Sie bot keine sonderlichen Schwierigkeiten, so dass wir unerwartet rasch an Höhe gewannen. Oben verflachten sich die Rinnen und wir wurden nach links gedrängt. Nach etwa zweistündiger Kletterei betraten wir um $1\frac{1}{2}$ Uhr den Grat, der uns nach wenigen Schritten auf einen dem Gipfel südlich vorgelagerten Turm brachte. Jenseits fielen die Wände, von Kaminen und Rissen durchfurcht, fast senkrecht einige hundert Meter ins Virothal. Eine tiefe, schmale Scharte, welche uns noch von

Paglia Orba.

Capo Uccello.

Capo Tighietto.



Südostabstürze der Paglia Orba-Kette.

unserem Ziele trennte, konnte einige Meter oberhalb ihrer Kehle überspreizt werden. Nach Überwindung der kurzen, jenseitigen Wand setzten wir um 11 Uhr unseren Fuss auf den höchsten Punkt der Cinque frati, 2003 m. Ob dieser schon vor uns betreten worden war, konnten wir nicht entscheiden, auch späterhin darüber nichts in Erfahrung bringen.

Durch einen tiefen Kammeinschnitt getrennt, überhöhte uns im Norden der Monte Albano. Er versprach einen ausgezeichneten Überblick über die Hauptkette. Nach einer kurzen Rast verliessen wir also das kleine Gipfelplateau und wandten uns der Nordwand zu, die etwa 100 m tief sehr steil gegen jenen Kammeinschnitt abstürzte. Schmale, exponierte Grasbänder durchsetzten im Zickzack die Wand, über die vorsichtig der Abstieg bewerkstelligt wurde. Eine kurze Steilstufe, die wir durch Abseilen überwandten, leitete auf weniger geneigtes Terrain und bald konnten wir den begrünten Sattel betreten. Eine Schafherde, die uns neugierig zugesehen hatte, stürmte in wilden Sprüngen zu Thal, als wir an ihr vorbei dem Monte Albano zuschritten, der sich von hier als breiter, rinnenddurchfurchter Felskegel darstellt. Tief eingerissene Rinnen von mässiger Neigung und einige kurze Wandstellen brachten uns wieder zur Höhe, und bereits eine Stunde nach unserem Aufbruch vom Nordgipfel der Cinque frati standen wir auf dem breiten, mit Blockwerk bedeckten Gipfel des Monte Albano, 2026 m.

Der Blick auf die sich uns gegenüber auftürmende Hauptkette war überraschend grossartig. Aus der waldigen Tiefe des Virothals, dessen stiller Grund wohl von keines Touristen Fuss betreten worden, und dessen Bestand uralter Laricciokiefern noch keine Axt berührt hat, starrten gewaltige, rote Granitwände empor, gekrönt von trotzigen Gipfeln und kühnen Zacken und Zinnen.

Einige kurze Bemerkungen über diesen Teil der Hauptkette, der bisher bei keinem Autor irgend welche Beachtung erfahren hat, mögen hier ihren Platz finden. Den Abschluss nach Süden bildet das so charakteristische Felshorn der Paglia Orba, 2523 m, das mit einem ungefähr 400 m hohen, beinahe senkrechten Abbruch nach Nordosten auf den zersägten Grat, die Fortsetzung des Hauptkammes, abstürzt, der hier eine Reihe auffallender Türme trägt. Der nördlichste derselben ist besonders markant und ist auch auf der franz. G.-K. mit 2250 m kotiert. In einer Entfernung von fast 2 km von der Paglia Orba folgt als nächster kulminierender Punkt im Hauptkamm der Capo Uccello, dessen Kote mit 2176 offenbar viel zu niedrig gegriffen ist. Von seiner edel geformten Pyramide setzt sich der Grat als scharfe, ausgeschartete Schneide zum Capo Tighietto, 2241 m, fort. Auf der franz. G.-K. ist dieser Gipfel mindestens 1 km zu weit nordöstlich eingetragen. Der etwa 2 km lange, stellenweise recht zerrissene Verbindungskamm zur dominierenden Gipfelgestalt der Punta Minuta, 2547 m, weist in seiner Mitte eine breite Einschartung auf, (eventuell ein Übergang in das Thal von Larghia Vecchia). Östlich der Punta Minuta türmen sich die trotzigen Felsbauten eines unbenannten Gipfels, ca. 2470 m, und des dreigipfeligen, schroffen Capo Larghia, 2520 m, auf, die von unserem Standpunkt aus leider durch die breite Südwestflanke des Monte Falò teilweise verdeckt erschienen. Von irgend welchen Erstigungen dieser Gipfel war uns nichts bekannt, nur die Paglia Orba war einmal bei der Landesaufnahme betreten worden.

Höchst zufrieden mit den Resultaten unserer Rekognoscierung verliessen wir unseren Gipfel nach einstündigem Aufenthalt. Eigentlich war es ein gewagtes Unterfangen, für heute noch den im Norden aufragenden Monte Falò, 2549 m, auf unser Programm zu setzen; konnten wir es uns doch an den fünf Fingern abzählen, dass uns Mangel an Zeit alsbald zur Umkehr zwingen würde. Trotzdem verfolgten wir über zwei Stunden lang den Grat und erreichten schliesslich den P. 2280 der franz. G.-K., einen wenig markanten Vorsprung, wo wir umzukehren beschlossen.

Unseren Abstieg nahmen wir direkt in den Kessel von Calasima. In der Nähe einiger armseliger Schafhütten stiessen wir auf einen kaum kenntlichen Steig, der uns, sich längs der steinigten, ginsterbewachsenen Hänge hinziehend, nach Calasima selbst brachte. Ohne Aufenthalt setzten wir unseren Weg fort und wanderten noch am selben Abend thalans nach Calacuccia.

Virothal—Capo Uccello, 2176 m (?) (I. Erst.). Am 12. August war endlich der Tag angebrochen, an welchem wir unsere Expedition in den wildesten Teil der Insel antreten sollten. Den ganzen vorhergehenden Tag waren die nötigsten Vorbereitungen getroffen worden. Wir hatten ein kräftiges Maultier gemietet, das unser umfangreiches Gepäck, bestehend aus den zwei wohlbepackten Rucksäcken, Pickeln, vier photographischen Apparaten, dicken wollenen Decken und Proviant für fünf Tage, an Ort und Stelle schaffen sollte. Im obersten Thalboden des Viro war auf unserer Karte eine Schafhütte eingezeichnet, die Bergerie de Battone. Trotzdem sie in Calacuccia niemand kannte, so hegten wir doch über ihre Existenz keinen Zweifel, und da sie uns als Ausgangspunkt für unsere geplanten Hochtouren ausgezeichnet geeignet erschien, beschlossen wir kurzer Hand, für fünf Tage von dieser Bergerie Besitz zu ergreifen.

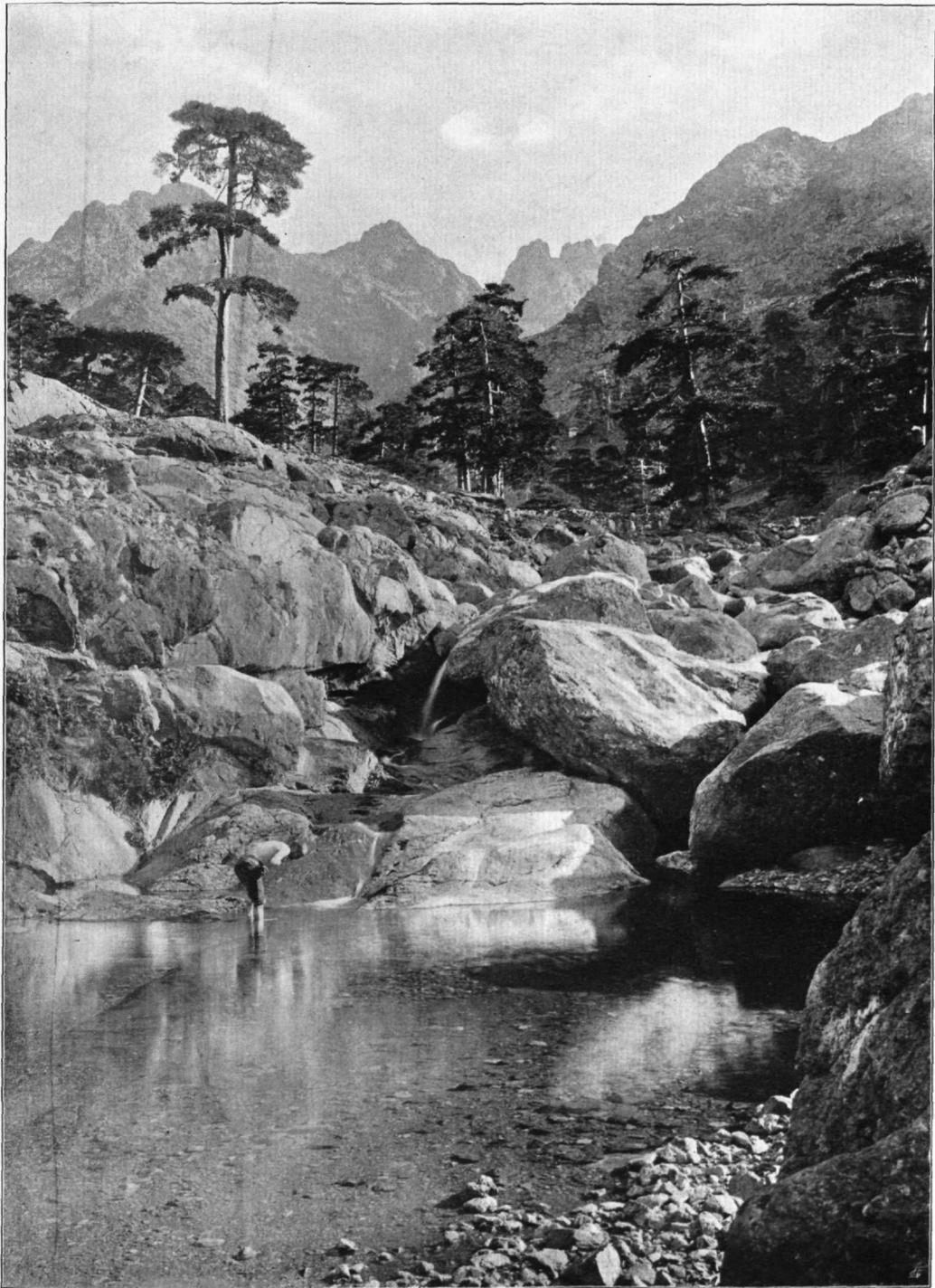
Es dämmerte noch, als wir aufbrachen. Eine Stunde thaleinwärts verliessen wir die Strasse, und stiegen auf bekannten Pfaden nach Calasima empor. Diesmal blieb uns keine andere Wahl, als unseren Weg durch das Dorf selbst zu nehmen und uns durch die engen, schmutzigen Gassen und grunzenden Schweine zu winden. Das grösste Hindernis bildeten aber die Bewohner dieses weltentlegenen Nestes selbst. Gruppenweise umringten sie uns, betasteten neugierig unsere Pickel und bestürmten unseren Treiber mit Fragen. Endlich hatten wir den Ausgang des Dorfes gewonnen und bald lag diese letzte menschliche Wohnstätte hinter uns — wir waren in das Virothal eingebogen.

Ein holperiger, steiniger Pfad führte an den Berghängen entlang, durch kümmerliche Weiden. Die gegenüberliegende Thalseite war mit dichtem Hochwald bestanden, aus dem die Punta Castelluccia ihr edelgeformtes, felsiges Haupt erhob. Die brennenden Sonnenstrahlen machten sich bereits unangenehm bemerkbar, und wir sehnten uns nach Schatten. An der Thalbiegung betraten wir den Wald, einen Bestand gewaltiger Laricciokiefern, wie wir ihn an keiner Stelle der Insel mehr angetroffen haben. Wie die Säulen eines gotischen Doms strebten jene kolossalen Stämme empor, ohne Unterholz dem farrenbestandenen Waldboden entragend, in angemessener Entfernung von einander; kaum vermochten die Sonnenstrahlen das dichte, dunkelgrüne Dach zu durchdringen, das jene Säulen trugen. Aber Sturm und Wetter und frevelnde Menschenhand haben auch hier gewüthet. Mancher gestürzte Baumriese redet hievon eine beredete Sprache. Der corsische Hirte mag den Wald nicht leiden, er zündet ihn an, wo er kann; die schärfsten Strafen konnten bisher diesem Frevel keinen Einhalt gebieten. Und welchen Vorteil haben die Leute davon? Für einige Jahre kärgliches Weideland für ihre Ziegen und Schafe; dann wird selbst für diese genügsamen Tiere der Weideboden zu arm, die Hirtenhütten werden verlassen, und an der Stelle, wo einst dichter, kräftiger Wald bis hoch zu den Felsen reichte, trifft heute der Wanderer ausgebrannte, steinige Hänge, die höchstens noch dem stacheligen Ginster und dem Bergwacholder Boden und Nahrung bieten. Ganze Striche der Insel sind auf diese Weise ihres Waldbestandes beraubt worden, und noch heute sind die Waldbrände in Corsica an der Tagesordnung. Im Hochgebirge ist zwar der grösste Teil des Forstareals erhalten geblieben, doch auch hier zeigen Thäler wie das schon geschilderte Ercothal, welchem Schicksal der Hochwald der Insel entgegenseht.

Wir waren inzwischen bis zur obersten Thalstufe vorgedrungen, über die der junge Viro in lustigen Kaskaden herabeilte. Der Wald hatte sich gelichtet. Unmittelbar vor uns erhoben sich die glatten, roten Granitmauern, die jeden Weiterweg abzusperrten schienen, zur Linken stürzte in einer einzigen, wohl 1200 m hohen Plattenflucht die Paglia Orba zu Thal, deren Gipfelturm wie aus Erz gegossen zum Himmel ragte. Etwa um 9 Uhr erreichten wir einen kleinen, freien Platz, dicht am Fusse der zum Capo Ucello emporziehenden Plattenwände. Aus rohen Granitblöcken waren hier eine Reihe von Steinmauern aufgeschichtet — wir hatten die Bergerie de Bartone vor uns. Zur Rechten rauschte ungestüm der Bach; vereinzelte mächtige Lariccios standen im Hintergrunde. Inmitten einiger für die Ziegen bestimmter Steinpferche lag das »Wohnhaus«. Vier niedrige Mauern primitivster Art umgaben einen Raum von höchstens 6 qm; einige Balken waren darüber geschichtet — das war alles. Im russigen Inneren hingen an den Wänden ein paar dicke, selbstgewobene Wollmäntel — die »pelone« der corsischen Hirten — und zwei Gewehre. Draussen bemerkten wir an Pfählen eine Anzahl Holzkübel und Kupferkessel. Kein Mensch liess sich weit und breit sehen, nur einige schwarze, magere Schweine schnüffelten am Boden herum. Feierlich nahmen wir von der Bergerie Besitz, brachten so gut es ging unsere Sachen unter, und entliessen unseren Treiber mit der Weisung, uns nach fünf Tagen wieder abzuholen.

Punta Minuta

Capo Larghia



Naturaufnahme von L. L. Kleintjes.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Bei der Bergerie de Battone.

Von diesem Augenblicke an mussten wir auf die Gastfreundschaft jener Leute rechnen, von denen wir nichts wussten, die wir noch nie gesehen, und in deren Behausung wir es uns obendrein mit der grössten Unverfrorenheit bequem gemacht hatten. Unwillkürlich trat uns das corsische Banditenleben vor die Augen und wir waren begierig der Dinge, die da kommen sollten.



Bergerie de Battone.

Es war noch früh am Tag. Wir mussten heute noch etwas unternehmen, es trieb uns aufwärts in die luftigen, unbekanntenen Höhen. Als nächster Gipfel konnte für heute nur der Capo Uccello in Betracht kommen. Eine steile, S-förmig gebogene, plattige Schlucht, welche dicht an der Bergerie mündete, und über deren letzte Steilstufe ein Wasserfall herabrauschte, zog sich anscheinend hoch hinauf; sie musste den Aufstieg vermitteln. Bevor wir aber die Hütte verliessen, hinterlegten wir einen Zettel, es seien zwei Touristen gekommen, die für fünf Tage um das Gastrecht in der Bergerie bäten. Natürlich war es noch sehr zweifelhaft, ob einer der Leute zu lesen verstand. Dann aber wandten wir uns den Felsen zu. Der Einstieg befand sich etwa drei Minuten entfernt, die Kletterei konnte sofort beginnen. Die Schlucht, welche (orogr.) rechts von einem nach Südosten ziehenden Seitengrat des Capo Uccello begrenzt war, führte uns bald leichter, bald schwieriger zur Höhe, und bereits nach 1½ Stunden betraten wir bei ihrer zweiten Biegung eine von roten Wänden eingeschlossene Mulde. Zur Linken strich ein scharf ausgeprägter Grat herab, der in wenig einladenden Wänden zur Schlucht abfiel.

Was thun? Über die Lage unseres Gipfels konnten wir uns nicht einigen. Wir hielten Kriegsrat. Ich schlug vor, zu einer nordwestlich gelegenen Scharte emporzuklettern, während Kleintjes den Gipfel viel weiter links vermutete und den Grat für den einzig richtigen Zugang hielt. Die Wand, die zu diesem emporführte, sah aber sehr böse aus. Zunächst kam ein enger, schiefer Riss in Betracht, der die unterste, steilste Partie der Wand durchzog. Nach harter Arbeit mussten wir ihn aufgeben und wandten uns einer weiter links gelegenen Felskante zu, an deren äusserster Ecke wir aufwärts kletterten. Die wenigen Griffe und Tritte waren wegen der Brüchigkeit des Gesteins nur mit Vorsicht zu benützen. So gewannen wir die obersten, weniger geneigten Platten und bald darauf auch den Grat. Ein grossartiger Blick auf den prallen, gewaltigen Absturz der Paglia Orba überraschte uns oben. Leider fielen aber schon überall dichte Nebel ein. Nach kurzer Zeit setzten wir unseren Weg auf der steilen, luftigen Gratschneide fort. Einige Türme wurden teils überklettert, teils umgangen, und um 1 Uhr betraten wir den Gipfel des Capo Uccello.

Nirgends eine Spur menschlicher Anwesenheit. Nach Norden fiel unser Gipfel mit mauerplatten Wänden ab; dort unten brauten und wallten die Nebel, die uns leider auch die übrigen Gipfel verhüllten. Nur zeitweilig tauchte ein imposanter Gratturm aus den Wolkenmassen auf. Erst um 1½ Uhr verliessen wir unseren Steinmann. Diesmal stiegen wir direkt nach Osten in die Schlucht ab, ohne auf ernste Schwierigkeiten zu stossen. Diese Route dürfte demnach auch

für den Aufstieg die empfehlenswertere sein. Zum Abstieg benötigten wir etwas über zwei Stunden, so dass wir gegen 5 Uhr wieder vor unserer Bergerie standen.

Es liess sich noch immer niemand blicken. Endlich gegen Abend erschien einer der Hirten mit struppigem Bart und ein Gewehr um die Schultern. Er schien sehr erstaunt, Fremde vorzufinden. Als wir ihn höflich baten, hier einige Nächte verbringen zu dürfen, brummte er ein paar zustimmende Worte. Offenbar traute er uns nicht recht. Unterdessen erschien noch eine ganze Anzahl solcher Gestalten, die meisten mit Flinten bewaffnet. Sie wollten, wie sie sagten, morgen auf die Jagd gehen.

Es war dunkel geworden. Mitten in der Hütte hatten die Hirten ein Feuer angemacht, um welches sie sich im Kreise lagerten. Draussen in den Pferchen wurden die Ziegen gemolken, die inzwischen ebenfalls eingetrieben waren. Wir betraten die Bergerie; es war sehr eng, aber die Leute machten uns Platz, wohl mehr aus Neugier. Das flackernde Feuer warf unruhige, phantastische Lichter auf die wilden Gestalten, die sich halblaut im corsischen Dialekt unterhielten. An der Wand hingen ihre Gewehre und Pistolen — es lag unbedingt etwas Romantisches in der Situation.

Aus der Unterhaltung, die wir mit ihnen anknüpften — zwei sprachen ein gebrochenes Französisch — konnten wir entnehmen, dass sie selbst die wichtigsten Berge ihrer Umgebung nicht kannten, trotzdem sie lange Jahre bereits die Bergerie bezogen, und auch oft der Jagd auf das Mouflon — das corsische Bergschaf — oblagen. Der Begriff der Touristik war ihnen vollkommen fremd, und als wir ihnen erzählten, wir seien von ferne hergekommen, um das Gebirge zu erforschen und die höchsten Gipfel ihrer Berge zu besteigen, da hatten sie für uns nur ein mitleidiges Lächeln übrig; so was Einfältiges war ihnen augenscheinlich noch nie vorgekommen.

Spät abends erst verstummte das Gespräch. Die Hirten hüllten sich in ihre Pelone; auch wir legten uns zur Ruhe. Das Feuer wurde die ganze Nacht unterhalten.

Paglia Orba, 2525 m. Es war ein herrlicher Morgen, der des 13. August. Zwar herrschte noch Dämmerung ringsum, als wir uns erhoben, und der nasse Tau glänzte an den Gräsern und Ginsterbüschen vor unserer Bergerie. Doch oben, hoch über uns machte der anbrechende Tag bereits seine Herrschaft geltend; der Nebel, der Nachts die Spitzen umlagert hatte, war gesunken und purpurn erglühten die Gratzacken des Capo Uccello im Lichte des aufgehenden Tagesgestirns.

Der Paglia Orba sollte heute unser Besuch gelten, dem charakteristischsten Felshaupt von Corsica. Von der uns zugekehrten Ostseite dem Gipfel beizukommen, war — das hatten wir gesehen — völlig aussichtslos. Der stolze, dunkelrote Granitturm ist hier mit einem Plattenpanzer angethan, so erschreckend, so steil und mauerglatt, dass dessen Bezwingung ohne künstliche Hilfsmittel wohl niemals gelingen dürfte. Wohl wäre ein Vordringen bis zur Höhe des nach Nordosten sich fortsetzenden Grates möglich, dann aber erscheint jeder Weiterweg an dem 400 m hohen, beinahe senkrechten Gipfelabbruch unbedingt ausgeschlossen. Es blieb uns also nichts übrig, als das ganze Massiv zu umgehen und von Südwesten dem Gipfel beizukommen zu versuchen. Wir verabschiedeten uns von den Hirten und verliessen die Bergerie; unser nächstes Ziel war der Col Fuggiale, eine breite Grateinsenkung südlich der Paglia Orba.

Was es heisst, in einem unbewohnten und unbekanntem Bergland, wo nicht die geringste Wegspur, sei es auch nur der dürftigste Schafsteig, den Wanderer durch den verwahrlosten Hochwald und das widerspenstige Unterholz zur Höhe

führt, stundenlang über Blockwerk, gestürzte Baumstämme und Wasserrinnsale, bald an der Felswand entlang, bald durch dichtes, stacheliges Gebüsch von mannshohem Ginster, Wachholder und Berberitze sich durchzuarbeiten, das hatten wir in den Vormittagsstunden jenes 13. August reichlich auszukosten. Wir hielten uns stets über der Baumgrenze, dicht unter den Plattenwänden entlangquerend, die vom Hauptgrat gegen Südwesten herabschossen.

Ein kurzes, schluchtartiges Querthal gebot plötzlich Halt. Es entsprang direkt aus den senkrechten Abstürzen der Ostwand der Paglia Orba, die von hier aus einen so überwältigenden Eindruck machte, dass wir lange staunend zu diesem Riesenzahn emporblickten, dessen feuerrote Felsflanken gar seltsam mit dem Blau des Himmels kontrastierten. Es war zweifelsohne das imposanteste Hochgebirgsbild, das uns in Corsica entgegengetreten war.

Nach etwa zwei Stunden standen wir am unteren Ende eines mit dichtem Erlengesträuch bestandenen, sehr steilen Grabens, durch dessen zähes Gestrüpp wir uns in der glühendsten Sonnenhitze förmlich durchringen mussten. Es war ein hartes Stück Arbeit, bis wir endlich erschöpft die Passhöhe erreicht hatten. Zu unseren Füßen rauschten die Quellwasser des Golo in öder Schlucht, draussen im Westen brandete das Meer an den roten, granitnen Vorgebirgen. Trotzdem das einförmige Geröll der Jochhöhe wenig zur Rast einlud, verliessen wir erst nach einer Stunde unseren sonnendurchglühten Ruheplatz, um uns einer auffallend roten Felsstufe zuzuwenden, die im Norden jäh aus dem Geröll aufragte und allem Anscheine nach zunächst überwunden werden musste. Langsam strebten wir aufwärts; zur Linken eröffnete sich ein trümmererfüllter Karboden, dessen nördliche Begrenzung der schroffe, dreigipfelige, wahrscheinlich noch jungfräuliche Capo Tafonato, 2343 m, darstellt. Ein gewaltiger, angeblich 150 m im Durchmesser betragender, natürlicher Felstunnel durchsetzt von Nord nach Süd das ganze Gipfelmassiv, ein seltenes Beispiel ausgedehntester Verwitterung.

Bald standen wir vor unserer Wandstufe, in die drei Breschen geschlagen waren, zur Linken ein schluchtartiges Couloir, dessen unteres Ende gewaltiges Getrümmer kennzeichnete, zur Rechten zwei parallele Risse. Den rechten derselben erkoren wir uns als Angriffsobjekt — was sich später als recht unzweckmässig herausstellte — und gelangten durch diesen zu einem horizontal verlaufenden Band, an dessen Ende sich eine kurze, aber ganz seichte, grifflose Rinne von ausserordentlicher Steilheit emporzog. Die Überwindung dieser kaum 8 m hohen Kletterstelle war sehr anstrengend und gelang erst nach mehrfachen Versuchen. Dann aber waren die Schwierigkeiten zu Ende; ein schwach geneigter Felshang brachte uns ohne jede Kletterei zum weithin dominierenden Gipfel der Paglia Orba, 2525 m. Aber statt der erhofften Aussicht empfingen uns oben dichte Nebelmassen, die uns in einem Augenblick in ihr feuchtes Grau eingehüllt hatten.

Etwas unterhalb des Gipfels, auf einem vom Thal aus sichtbaren Vorsprung, erhob sich ein Steinmann. Unsere sofort unternommene Suche nach Notizen

Paglia Orba, ca. 2600 m. Capo Tighietto, ca. 2200 m.
Capo Uccello, 2270 m.



Paglia Orba und Capo Uccello.

blieb erfolglos; wahrscheinlich hatten wir es mit einem Vermessungszeichen zu thun.

Jetzt lichteten sich auf einige Minuten die Nebel. Wir sahen staunend auf jenen riesigen, senkrechten Abbruch hinab, auf die Fortsetzung des Grates, dessen Türme wie die Finger einer ausgestreckten Riesenhand zu uns emporstarrten. Gegen Norden und Osten aber fand das Auge erst weit über 1000 *m* tiefer einen Ruhepunkt, dort zwischen wallenden Nebeln in einem einsamen Hochkar, dessen Wasser sich tiefer unten in den Wildbach von Larghia Vecchia ergossen, hier aber über die glatte Plattenflucht hinab ins Virothal, wo dichter Wald freundlich zu uns emporgrüßte. Über den wogenden Wolken aber am nördlichen und westlichen Horizonte glänzte die weite Meeresfläche — es waren selten schöne Kontraste. Doch das herrliche Bild verschwand, so schnell es gekommen. Wie jagten und huschten die wirren Nebelgestalten empor an den glatten Wänden und durch die Schluchten und Korridore, wie ballten und bäumten sie sich um die starren, dunklen Felszacken zu unseren Füßen! Die heisse Sonne, unser unlieber Quälgeist, war verschwunden, und ein kalter Wind, der gar unfreundlich aus der Tiefe zu uns emporgebraust kam, mahnte zur Umkehr.

Spät abends erst waren wir heute zur Bergerie gekommen. Den Abstieg hatten wir durch das obenerwähnte schluchtartige Couloir genommen, das mit seinen oft hausgrossen, zwischen Wänden von feuerrotem Granit eingeklemmten Blöcken des Originellen genug bot. Ein riesiger Granitwürfel krönt in seltsamer Weise den östlichen der Pylonen und mag als markantes Zeichen für denjenigen erwähnt sein, der durch diese Schlucht aufzusteigen beabsichtigt.

Vor der Bergerie war es noch recht lebendig. Die Hirten waren von der Jagd zurückgekommen und eben dabei, ihre Beute, ein junges Mouflon, das sie in den Wänden der Mufrella erlegt hatten, auszuweiden. Mitten aufs Blatt hatte es die Kugel getroffen und zufrieden mit ihrem Erfolg, besprachen sie lange noch dies wichtige Ereignis.

Inzwischen leuchteten bereits die ersten Sterne am Himmel auf; immer tiefere und tiefere Schatten senkten sich in die einsamen Schluchten und auf die finster aufragenden Wände ringsum; neben uns rauschte der Bach sein eintöniges Lied und ein leiser Wind strich durch die Wipfel der nahen Laricciokiefern. In der Bergerie aber flackerte ein lustiges Feuer. Hartes corsisches Brot, das uns die Hirten anboten, mit Steinen klein geschlagen und in einen Kübel Milch gebrockt, war heute unser Nacht Mahl. Dann aber trat der Schlaf in seine Rechte, der trotz des unbequemen Lagers uns bald umfangen hatte.

Punta Minuta, 2547 *m*, (I. Erst.) Der Morgen des 14. August nahte. Um die Dämmerstunde hatten sich die Hirten erhoben. Ein mehrtägiges Fest wurde in Calasima unten gefeiert und da durften sie bei Messe und Absinthglas nicht fehlen. Viel Glück und Erfolg wünschten sie uns; wir dankten ihnen für ihre Gastfreundschaft; dann wandten sie sich mit geschulterten Flinten zum Gehen und waren bald unseren Blicken verschwunden.

Wir aber lenkten unsere Schritte gen Norden dem engen Thalschluss zu, in dessen Hintergrunde die stolze, noch unerstiegene Punta Minuta, einer der bedeutendsten Hochgipfel der Insel, im Morgensonnenglanze zu uns herniedergrüßte. Ein Hain hochstämmiger Laricciokiefern nahm uns auf, der Tau perlte an den üppigen Wedeln der Adlerfarren, daneben stürmte in lustigen Sprüngen das klare Bergwasser des Viro zu Thal. Nach etwa 20 Minuten gebot der Vereinigungspunkt zweier breiter Schluchten Halt und Überlegung. Zur Linken der ausgeschartete Hauptgrat, zur Rechten eine sanft ansteigende plattige Schlucht, in

Paglia Orba

Punta Minuta



Naturaufnahme von L. L. Kleinfes.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Paglia Orba und Punta Minuta vom Monte Cinto.

deren obersten Teil der eigenartige Turmbau des Capo Larghia in erschreckender Wand abstürzte. Nach kurzer Rast fiel die Entscheidung auf die östliche der beiden Schluchten. Von ihr aus musste versucht werden, über die Südostflanke unserem Gipfel beizukommen.

Das Terrain bot zunächst keine grossen Schwierigkeiten; auf ungeheuren schwachgeneigten Granitafeln, die nur hie und da in charakteristischer Weise von kleinen Absätzen unterbrochen waren, ging es aufwärts. Dann aber öffnete sich uns zur Linken eine steile, plattige Nebenschlucht, welche uns ein Vordringen bis dicht unter den Hauptgrat in Aussicht stellte. Über eine Stunde kletterten wir in ihr ununterbrochen aufwärts, bis wir um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr auf dem Hauptgrat standen und zwar in einer tiefeingeschnittenen Scharte zwischen Punta Minuta im

Paglia Orba.
Capo Uccello. Capo Tafonato. Capo Rosso.



Ausblick von der Punta Minuta gegen Südwesten.

Westen und einem unbenannten Gipfel zweiten Ranges im Osten. Ein rauhes Hochkar, dessen Boden wohl noch keines Menschen Fuss betreten, lag nordwärts zu unseren Füßen. Über dem ausserordentlich zerrissenen und mit imposanten Türmen gekrönten Nordgrat der Punta Minuta glänzte das Meer. Unten aber im Quellgebiet des Stranciacone und am Monte Cinto im Osten bewegten sich träge die grauen Wolken. Auch von Westen fielen jetzt die Nebel ein, ein Zeichen für uns, schleunigst die Anstiegslinie festzusetzen.

Eine Rinne vor uns führte ziemlich hoch ins Gewänd. An ihren Ende musste ein Quergang in eine westwärts gelegene Parallelrinne ausgeführt werden, die dann in der Nähe des Gipfels auf leichteres Terrain zu leiten schien.

Wir waren eben mit unserer Überlegung zu Ende, als uns schon ein dichter, grauer Schleier umfing. Das obere, in steile und glatte Platten ausgehende Ende der ersten Rinne war bald erreicht. Hier musste also anscheinend die Traverse nach Westen gemacht werden. Dichtes Grau verhinderte jede Orientierung. Vorsichtig überkletterten wir auf schmalen Bande eine südwärts verlaufende Felscoullisse. Auf Augenblicke riss jetzt der Nebelschleier unter uns; wir blickten direkt einige hundert Meter in die Schlucht hinab, die wir zum Aufstieg benützt hatten. Richtig — nach einigen Schritten standen wir in einer zweiten Rinne, die oben auf geröllbedeckten Fels leitete. Wir kletterten noch in der Rinne, als es plötzlich hell um uns wurde und der tiefblaue italienische Himmel über uns sichtbar wurde. Noch einige Schritte, und wir betraten die weithin dominierende Spitze.

Der orographischen Bedeutung der Punta Minuta habe ich bereits zu Eingang dieses Aufsatzes kurz Erwähnung gethan — ihr aber geradezu klassisches Panorama, das neben einer imposanten Fernsicht vor allen Dingen auch interessante Einblicke in den wildesten und verworrensten Teil des corsischen Hochgebirges gestattet und darin das des Monte Cinto weit übertrifft, stempelt unseren Gipfel unbedingt zu dem besuchenswertesten der ganzen Insel. Trotz der grösseren Entfernung von Calacuccia (etwa $8\frac{1}{2}$ Std.) und trotz ihrer geringeren Höhe ist die Ersteigung der Punta Minuta weit empfehlenswerter und interessanter als die des Monte Cinto, der von jener Thalstation aus eine höchst eintönige und ermüdende Tour darstellt.

Drei Stunden weilten wir bei herrlichem Wetter auf der luftigen Zinne. Die drei gewaltigen Granitketten, auf deren Ausstrahlungspunkte wir uns befanden, der imposante Tiefblick über die glatte Nordostwand fast 2000 m tief hinab in den dunklen Thalgrund von Filosorma, darüber das Meer mit seinen tiefen Buchten; das alles hielt uns lange in Bann. Dann aber wünschten wir unserem stattlichen Steinmann gute Unterhaltung mit Wind, Wetter und Sonnenschein, nahmen unsere Pickel zur Hand, und abwärts ging's wieder unserer Bergerie zu.

Heute abend hofften wir allein zu sein. Als wir vor die armselige Steinhütte traten, war alles still; die Hirten waren ja weit über alle Berge. Allmählich brach die Dunkelheit herein. Unter den nahen Larixkiefern holte ich harziges Holz herbei; und bald loderte ein lustiges Feuer auf, bei dem wir unser frugales Mahl, bestehend aus Käse und hartem Brot, einnahmen.

Es mochte 9 Uhr sein, als sich in unserer unmittelbaren Nähe ein schriller Pfiff vernehmen liess. Wir eilten vor die Bergerie und hörten Schritte, die von der Bergseite her kamen. Einige Augenblicke später standen wir einem bewaffneten Manne gegenüber; ein grosser schwarzer Hund war sein Begleiter. Offenbar hatte er die Hirten vermutet; denn als er uns sah, schien er etwas verdutzt und fragte uns hastig nach unserem Begehr. Es war ein unheimlicher Geselle, die gespannte Flinte im Arm, die Kleidung zerfetzt, Gesicht und Hände beschmutzt. Wir unsererseits begrüßten ihn zuvorkommend, und boten ihm an, mit uns in der Hütte die Nacht zu verbringen. Nach einigem Zögern trat er herein, sein Hund aber legte sich in die Thüröffnung, einen Platz, den er auch die ganze Nacht hindurch nicht verliess.

Anfangs misstrauisch und wortkarg, wurde er allmählich mittheilsamer; offenbar schien er eingesehen zu haben, dass ihm von unserer Seite keine Gefahr drohe. Lange erzählte er uns von seiner wechselvollen Vergangenheit, seiner Dienstzeit in Afrika und Tonkin, seinem rastlosen Umherstreifen in den heimatlichen Macchies, und entrollte uns ein Lebensbild voller Gefahren und Entbehrungen. Unwillkürlich empfanden wir Mitleid mit diesem Menschen — ein beneidenswertes Dasein schien er gewiss nicht zu führen; dafür war uns sein heruntergekommenes Aussehen ein gar zu beredtes Zeugnis.

Lange hatten wir schon den Wunsch gehegt, einmal einen »echten« corsischen Banditen zu sehen. Amanda Blankenstein weiss in ihren »Reiseskizzen aus Corsica« gar romantisch über ihr Zusammentreffen mit solchen Banditen zu plaudern. Nun hatten wir unzweifelhaft einen solchen vor uns — was uns auch später in Calacuccia bestätigt wurde. Möglich, dass sich diese Opfer der Vendetta gegen jene Dame doch in etwas anderem Lichte gezeigt haben; uns aber liess dabei der Gedanke an Romantik und Heldentum im Stich. Es sind doch recht arme Teufel, diese Banditen!

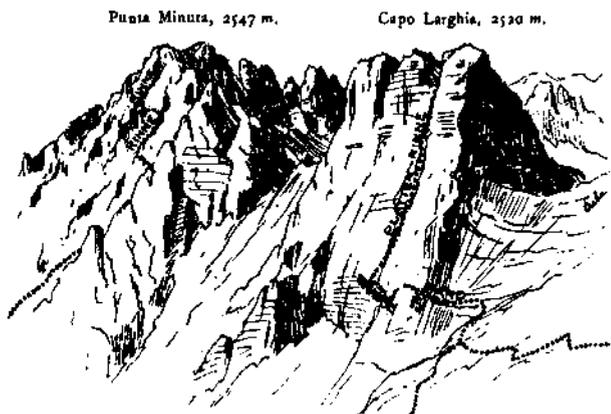
Als wir am nächsten Morgen aufwachten, hatte unser Schlafgenosse bereits die Bergerie verlassen.

Capo Larghia, 2520 m, (I. Erst.) — Monte Faló, 2549 m. Das Beste zuletzt! So hatte unsere Devise gelautet. Die trotzigste Gipfelgestalt Corsicas, der Capo Larghia, ein unnahbar aussehender, glattpolierter Granitklotz, starrte dort im Thalchluss so abweisend und doch so anziehend! Ihm galt heute unser letzter Tag im nordcorsischen Hochgebirge; darum auf zu frischer, fröhlicher Kletterarbeit!

Zunächst ging es noch auf bekannten Pfaden aufwärts. Jene Schlucht, die vom Col de Crocetta herabzieht, und die gestern in ihrem unteren Teil zum Aufstieg auf die Punta Minuta benützt worden war, sie sollte uns heute unmittelbar an den Wandabsturz des Capo Larghia führen. Wir waren um 6 Uhr aufgebrochen und um 7 Uhr brannte bereits die Sonne empfindlich. Die (orogr.) linke Begrenzung der Schlucht bildet der Südwestgrat des Monte Faló; hier, dicht an den Wänden des Faló aufwärtschreitend, fanden wir Schatten. Imposant präsentiert sich von hier die Kette der Paglia Orba durch die Wucht ihrer Wände und die Formenschönheit ihrer Gipfel. Die feingeschnittene Felspyramide des Capo Uccello neben dem riesigen Turm der Paglia Orba im Hintergrunde ist ein Bild seltener Grossartigkeit und Schönheit (s. Textbild S. 178 u. 183).

Eine Eisrinne musste stufenschlagend gequert werden. Dann bildete ein auffallender Felszahn, der in etwa 2150 m Höhe die Schlucht gabelt, unser Direktionsobjekt. Wir näherten uns zusehends unserem Berge; denn die Kletterei war leicht und ging flott von statten. Oben fanden wir noch Wasser und hielten kurze Rast (8³⁰—9 Uhr).

Eine merkwürdige Berggestalt, dieser Capo Larghia! Wir hatten jetzt Musse, ihn zu betrachten: Als riesiger, vierkantiger, stumpfer Felskeil erschien er dem Hauptkamme aufgesetzt. Die zersägte Gipfelschneide zeigte drei ungefähr gleichhohe Kulminationspunkte, deren westlicher durch eine kolossale, etwa 60 m tiefe, rechteckige Scharte von den beiden übrigen getrennt war. Die uns zugekehrte Südwand schien mauerglatt, ein einziger Plattenschuss ohne jede Gliederung. Nur zur Rechten nahe der Südostkante konnten wir eine ganz seichte, in derselben Richtung verlaufende Plattenrinne erkennen, die in einer Länge von etwa 200 m in der Wand eingekerbt war. Nach unten brach sie ab, und wenn nach oben von



Punta Minuta und Capo Larghia vom Monte Faló.

ihr ein Zugang zum Gipfelgrat überhaupt möglich war, so konnte nur ein feiner, vertikaler, schwarzer Riss in Betracht kommen.

Ich muss offen gestehen, dass meine Hoffnung auf ein Minimum gesunken war, als wir uns, einen grösseren Geröllhang querend, der Wand näherten, wo wir ein Band entdeckt hatten, das uns wenigstens in die Nähe der Plattenrinne zu führen versprach. Es brach nach etwa 20 m in einen senkrechten, umgekehrt trichterförmigen Kamin ab. Gelang es uns, tiefer unten aus diesem herauszuqueren, so stand uns der Zugang zur Rinne offen. Wir legten die Kletterschuhe an und spreizten uns etwa 6 m ab, bis uns die glatten, weit auseinandertretenden Kaminwände zwangen, den Quergang nach rechts über stark geneigte Platten auszuführen. Etwa zehn Minuten nach Verlassen des Bandes standen wir am Beginn der Rinne, welche sich in einer durchschnittlichen Neigung von 50° emporzog. Über die Kletterei selbst lässt sich wenig sagen. Aussergewöhnliche technische Schwierigkeiten waren nicht zu überwinden und doch geboten die Stellen grösserer Neigung Ruhe und Vorsicht. Wir näherten uns dem schwarzen Riss; er erwies sich als eine Reihe tiefeingeschnittener Kamine, die ein Aufwärtsspreizen an ihrer exponierten Aussenkante erforderten; ihre Überwindung war anstrengend.

Gegen 1/211 Uhr betraten wir den Gipfelgrat, eine scharfe Schneide. Drüben fielen die Wände senkrecht auf ein in die Nordwand unseres Gipfels eingelagertes Schneefeld ab. Dann noch einige Schritte, und wir standen auf dem kleinen, geröllbedeckten Plateau des Ostgipfels. Ein weithinschallender Juchzer verkündete der stillen Umgebung unseren Sieg. Weit dort unten lag unsere Bergerie mit ihren kaum erkennbaren Steinpferchen. Wie oft hatten wir von dort zu dem kecken Gesellen emporgeblickt — jetzt lag er zu unseren Füßen!

Eine kurze Kletterei brachte uns noch auf den ungefähr gleich hohen Mittelgipfel, den wir wie seinen östlichen Nachbarn mit einem grossen Steinmann krönten. Der Übergang zum Westgipfel erwies sich als unmöglich. Ein glatter, wohl 60 m tiefer, senkrechter Gratabbruch gebot gebieterisch Halt. Doch erschien uns seine Erreichbarkeit von Norden aus wahrscheinlich.

Eine Stunde ungetrübten Naturgenusses verbrachten wir auf dem schneidigen Gipfel. Keine Wolke liess sich heute sehen, die Luft war klar bis in die weiteste Ferne. Die Aussicht steht der der Minuta etwas nach; diese selbst schiebt sich allzusehr in den Vordergrund. Doch bietet gerade die wilde Felsscenerie dieses Vordergrundes zusammen mit dem duftigen Blau des Meeres die wirksamsten Gegensätze. Auch der Tiefblick in das Ascotal, in welches unser Gipfel einen steilen, durch riesige Abbrüche gekennzeichneten Grat entsendet, lohnt reichlich die Mühe.

Der Abstieg vollzog sich auf dem nämlichen Weg und bereits um 2 Uhr waren wir wieder bei unserem Gepäck angelangt, das wir auf dem Einstiegsbande zurückgelassen hatten.

Der ganze Nachmittag stand uns noch zur Verfügung. Wir stiegen zum Col Crocetta auf, einem etwa 2300 m hohen Sattel zwischen einem unbenannten Punkt des Hauptkammes und dem Monte Faló. Dieser Sattel soll hier und da von den Hirten als Übergang vom Viro- in das Ercóthal benützt werden.¹⁾ Drüben lag in einem kleinen Kar eingebettet der tiefblaue Cintosee; fast senkrecht stürzt die Gipfelpyramide des Monte Faló zu ihm ab. Über den wahrscheinlich noch unbegangenen Nordgrat hatten wir in kurzer Zeit die Spitze gewonnen, die infolge ihrer weit nach Süden vorgeschobenen Lage einen hervorragenden Orientierungs-

¹⁾ Siehe auch Alpine Journal, Vol. X, S. 317. F. F. Tuckett vermutet hier irrthümlicherweise unter dem Col Crocetta einen Übergang über den Hauptkamm vom Virothal in das Thal von Larchia Vecchia.

punkt darstellt. Während der von Calasima leicht zugängliche Südgipfel eine grosse Steinpyramide trug, schien der etwas höhere Nordgipfel sehr selten betreten zu sein. Einen Glanzpunkt der Aussicht bildet der Blick auf die Punta Minuta und den Capo Larghia, auf den sich unsere Anstiegslinie durch die Südwand genau überblicken liess (s. Textbild S. 187).

Erst am späten Nachmittag verliessen wir unseren Gipfel. Zum letztenmal überblickten wir mit einem freudigen Gefühl der Befriedigung unser dankbares Arbeitsfeld, das vom Capo al Berdato im Osten bis zur Paglia Orba im Westen vor uns lag und liessen noch einmal die genussreichen Stunden, die wir in diesem Gebiete durchlebt hatten, an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Dann aber riefen wir all' unseren stummen Bekannten ringsum ein herzliches »Auf Wiedersehen«! zu — und wandten uns thalwärts.

Die letzte Nacht, die wir in der Bergerie de Battone zubrachten, waren wir allein und ungestört. Am nächsten Tage fand sich zur festgesetzten Frist unser Treiber mit seinem Tier ein. Rucksäcke, Pickel und Apparate wurden aufgeschnallt und langsam ging's das Virothal hinab.

Monte Rotondo, *2625 m, — Punta de la Galiera, ca. 2550 m. Über eine Woche war seither verflossen.

Wir hatten Calacuccia verlassen und waren nach einem festen Tagesmarsch über den Col von Manuela und durch den dichten Wald von Aitone an den stillen, tief in die felsige Westküste eingeschnittenen Golf von Porto gelangt. In einem armeligen Bauernhäuschen am Meer hatten wir für einige Tage Unterschlupf gefunden. Porto ist unzweifelhaft der landschaftlich hervorragende Punkt der Westküste. Die brandende



Corte.

Bucht, die rötlichen, an manchen Stellen über 100 m senkrecht ins Meer fallenden Granitwände, die üppige Vegetation des Südens, die dicht an die Küste tretenden, zerrissenen Gebirgsformen, dazu ein aus dem Grunde der Bucht weit ins Meer vorspringender, ruinengeschmückter Felssporn, das alles vereinigt sich zu einem Bilde märchenhafter Schönheit. Da ausserdem erquickende Seebäder für unser körperliches Wohl sorgten, so war es kein Wunder, wenn wir uns lange nicht von diesem bevorzugten Stückchen Erde zu trennen vermochten —, aber die Berge riefen.

Die primitive corsische Diligence hatte uns nach Ajaccio gebracht; von dort führte der Schienenweg über das Gebirge hinüber, und am 24. August abends sassen wir wieder im Hôtel Paoli in Corte.

Reichlich mit Proviant ausgerüstet, galt unser Kriegszug diesmal der Rotondogruppe. Wir hatten vor, denselben auch auf den westlichen, bisher touristisch noch unbesuchten Teil der Gruppe auszudehnen. Allzugrosse Sparsamkeit ist meistens unangebracht, auch wenn es sich nur um die Miete eines Maultieres handelt, das sollten wir an jenem Morgen erfahren. Jeder von uns schleppte einen Rucksack von weit über 20 kg und dazu an einem Hochsommertag unter corsischem Himmel. Recht langsam ging's daher aufwärts, das gewundene, dicht-



Bergerie von Timozzo am Monte Rotondo.

war mit unseren gewichtigen Rucksäcken ein schweres Stück Arbeit und eine ausgiebige Rast bei den freundlichen Hirten der Bergerie wohl angebracht.

Die Hirtenhütten von Timozzo sind im Gegensatz zu denen der Cinto-Gruppe wahre Paläste, wenn auch noch viel ärmlicher als die kleinste Almhütte unserer Ostalpen. Vor allem gewahrt der überraschte Tourist ein Dach — es war die einzige, wirklich gedeckte Schafhütte, die wir überhaupt angetroffen hatten, — und sein Erstaunen wird noch intensiver, wenn er beim Eintreten in den kleinen Raum den Boden mit Brettern belegt findet. Eigene, grosse Käseräume, ausgedehnte Ziegenpferche und noch eine grössere Anzahl kleinerer, ebenfalls gedeckter Steinhütten vervollständigen die »Alm«.

Der grösste Teil des Gepäcks blieb hier zurück. Ein steiler, erlenbestandener Hang zog sich zum Karriegel empor, hinter dem der Rotondosee liegen musste. Nach 1¹/₂stündigem Aufstieg, den uns die unerträgliche Sonnenhitze nicht gerade angenehmer gestaltete, standen wir am See und hatten damit einen ausgedehnten Karboden betreten, in dessen Grunde sich zur Linken das Gipfelmassiv des Monte Rotondo aufbaute. Eine zackige Felsmauer zog sich nach Westen zur Punta de la Galiera¹⁾ hin.

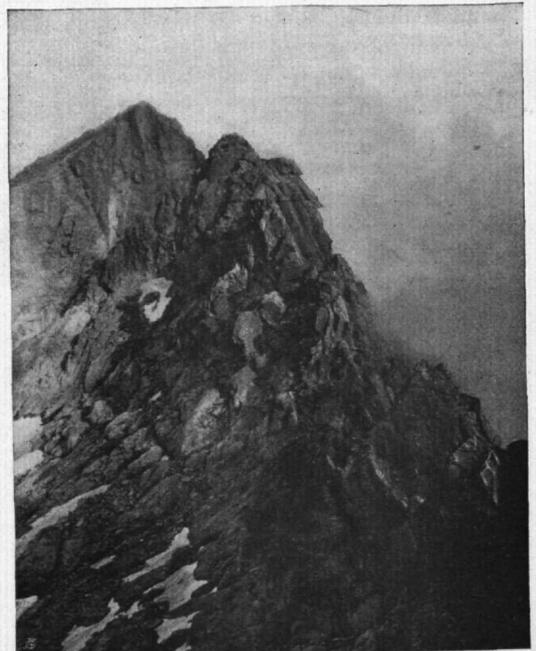
Tiefe Stille ringsum; die kleine Seefläche lag spiegelglatt vor uns. Geräuschlos schritten wir auf moosigem Graspolster dem Nordende des Beckens zu.

Der Aufstieg zum Rotondo führte anfangs über Gras und grosse Granitfließen, dann über grobes Getrümmer von gewaltigen Blöcken. Der Gipfelaufbau

¹⁾ Zweigpunkt eines nach Norden verlaufenden Seitengrates, auf der Karte weder benannt noch kartiert. Obige Bezeichnung ist bei den Hirten von Timozzo die gebräuchliche.

bewaldete Restonicathal, in dessen Hintergrund die Felsen des Rotondo grüssten, und oft und gern wurde am Wege gerastet.

Hinter einem auffallenden, in das hier schluchtartige Thal vorspringenden Felskopfe überschritten wir auf primitiver Steinbrücke die rauschende Restonica und wandten uns dem südlichen, mit hohen Lariccios bestandenen Thalgehänge zu, wo ein kleiner, schlechter Steig bergan führte. Der Aufstieg zu den Bergeries von Timozzo



Westgrat des Monte Rotondo.

rückte immer näher. Eine tiefingeschnittene, kaminartige Rinne leitete von links nach rechts durch den kurzen Wandabbruch; nur an einer Stelle erforderte sie Kletterei, und um 2½ Uhr nachmittags betraten wir den Gipfel, 2625 m.

Der Monte Rotondo ist der bekannteste und besuchteste Berg der Insel, und galt lange Zeit als Kulminationspunkt, bis die Vermessung für den Monte Cinto ein Plus von 85 m ergab. Von Corte leicht erreichbar und im Zentrum der Insel gelegen, war er von jeher viel öfters besucht als sein nördlich gelegener Rivale.¹⁾ Die Aussicht, wenn auch sehr umfassend, steht derjenigen der Gipfel der Cinto-Gruppe in vielen Punkten bedeutend nach. Es fehlen hier fast vollständig die Kontraste, die dort durch die Felswildnis des Vordergrundes, die überraschenden Tiefblicke und die Nähe des Meeres bedingt sind. Die Cintokette selbst präsentiert sich von ihrer ungünstigen Seite, und lässt kaum die Schönheiten vermuten, die sie in der That bietet.²⁾

Nach einstündigem Aufenthalt verliessen wir den Gipfel, umgingen seinen Westabbruch auf der Südseite, überschritten den Hauptkamm, und wandten uns dann der Punta de la Galiera zu, die uns Aufschluss über den westlichen Teil der Rotondogruppe versprach. Anfangs bereitete uns der Grat einige Schwierigkeiten, später umgingen wir seine Zähne auf der Nordseite und erreichten nach kurzer Kletterei gegen 4 Uhr die verwitterte Gipfelschneide der Punta de la Galiera, ca. 2550 m. Die Aussicht nach Westen gewährte, wie wir erwartet hatten, einen guten Einblick in die wilde Karumrandung von Melo, in deren Mitte, von schroffen Felswänden umgeben, die farbenprächtigen Seen von Melo, Capitello und Rinoso zu uns emporleuchteten.

Die Zeit drängte, die Sonne stand bereits tief im Westen. Morgen in aller Frühe, das stand fest, sollte zur Bergerie von Melo aufgebrochen werden, die einen vorzüglichen Ausgangspunkt für Touren in jenem Gebiet abzugeben schien. Rasch wurde der Abstieg zu einem kleinen, auf der Karte nicht verzeichneten See bewerkstelligt. Die Personalaufnahmen und der Taufakt — wir nannten ihn Lac de la Galiera — erheischten noch einige Minuten Rast, und erst mit Einbruch der Nacht überschritten wir wieder die gastliche Schwelle der Bergerie.

Den Thalschluss von Melo sahen wir nicht mehr. Ein plötzliches Unwohlsein, das Freund Kleintjes betroffen, vereitelte jede weitere Unternehmung, und da ohnehin die Frist abgelaufen war, die wir uns für Corsica gesetzt hatten, verabschiedeten wir uns von den Hirten, warfen noch einen letzten Blick auf die ferne, wolkenumtürmte Cintokette und schritten dann fürbass bergab.

Zwei Tage später standen wir wieder, wie vor vier Wochen, auf dem Passagierdeck des »Adriatico«, der sich aber heute langsam mit dem Kurs auf Livorno von der Küste entfernte. Die blauen, langgezogenen, wolkenumlagerten Bergketten wichen mehr und mehr zurück, und bald waren auch die letzten Umrisse von Corsica in der zitternden, undurchsichtigen Luft des heissen Augusttages verschwunden. — Die Erinnerung aber blieb; darum ein frohes: »Auf Wiedersehen!« unseren corsischen Bergen!

¹⁾ Die jährliche Besucherzahl beläuft sich für den Monte Rotondo auf ca. 10—15, für den Monte Cinto auf kaum 8 Touristen.

²⁾ Vergl. auch *Alpine Journal*, Vol. X, S. 205. Wie schwer es übrigens ist, sich vom Monte Rotondo aus ein Urteil über die, wenn auch nur 20 km entfernte Cintokette zu bilden, zeigt auch eine Bemerkung von D. W. Freshfield auf S. 214 obigen Werkes.

Montblanc über die Aiguille blanche de Peteret.¹⁾

Von

Dr. Heinrich Pfannl.

Rasttag auf dem Col du Géant! Still liegen und träumen mit offenen Augen, ein-saugen für immer ein herrlichstes Bild: die Ostflanke des Montblanc! Vom Zacken-walde des Montblanc du Tacul über die scharfe Nadel des Mont Maudit in immer einheitlichere, grossartigere Formen übergehend, schwingt er sich links vom Brenva-sattel in einer einzigen, ungegliederten Riesenwand zu Himmel! Ungegliedert? Wohl weil sie nicht in Zacken zersplittert wie am Tacul und Maudit? Armes Auge! Musst ja erst schauen lernen, um all die plastischen Möglichkeiten zu fassen, die hier in buntem Wechsel sich drängen, in Farben und Formen, in Linien und Lichtern ein reicher Reigen, in holde Harmonie getaucht. Woher dieser Einklang, der wie süsse Musik die Sinne ergreift, woher die Ruhe, die im reinen Felsbau nicht atmet? Das Auge weist mir die Antwort: Schnee und Sturm sind es, der schmiegsame Stoff und der ungebundene Meister, die alle schroffen Einzelheiten zu reinster Gesamtwirkung lösen; jede Form im Fels wirft ihre Schatten in Formen von Schnee, der sie in reinen, weichen, sanft vergleitenden Linien dem Gesamt-bilde eint; kein Sprung, keine Willkür; jede Form all ihren gestaltenden Faktoren voll entsprechend, in ununterbrochener Kette bedingt und wieder bedingend. Und welch' zarte Bestimmtheit, welche Weichheit bei aller Schärfe leiht der Schnee diesen Formen, wie unterstützt er ihre Wirkung tausendfach mit seinen Lichteffekten: hell leuchten die Firne, matt glänzen die eisigen Rinnen, ewiges Dunkel blaut unter den Wächten. Dort links baut der Fels aus der Tiefe in wuchtigen Wänden düster dräuend empor, Eistrinnen dringen ein, der Fels zerbirst in schmale Rippen, die Eistrinnen dazwischen schwellen an, stauen sich auf zu vergänglicher Hänge-gletscher gefährlicher Zier, sie schlagen in weissen Wellen über die Rippen, fliessen zusammen, verschlingen den Fels und fleckenlos in schimmernder Schöne wölbt der schneeige Dom sich empor, des Berges Krönung und Grab! Ein Abgrund von Schönheit! Selbstvergessen saug' ich mich fest an all der Pracht, wunschlosem Glück fraglos hingegeben.

Dann tönt in mir die Frage, der ich keine Antwort weiss: Woher solch' Glück aus äusserer Schönheit Schau, wozu die Fähigkeit zu solchem Glück? Woher? Wozu? Es sind die Fragen, die, seit Menschen denken, Ursprung und Ende jedes Seins umkreisen. Und mit den Fragen ist der Mensch erwacht, und Mensch sein heisst wünschen. Hell auf lodert die alte Lust, einzudringen in dieser Schönheit ver-schlossenes Reich. »Narr!« lächelt der Berg, »was kriecht ihr an mir herum, als wolltet ihr in ein Geheimnis dringen! Des Lichtes Zauber und der Lüfte Duft sind mein Geheimnis, und Sünde ist es an der Schönheit Dienst, wenn ihr euch versucht in fröhlichem Wagen, statt meine Schönheit langsam verstehend in euch

¹⁾ Vortrag, gehalten im Ö. A.-C. am 20. Dezember 1900.



Naturaufnahme von Donkin.

Pétéretgrat des Montblanc von Osten.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

einzusaugen, in stillem Versenken euch selbst verlierend um köstlichsten Lohn.«
 »Das lügst du, Berg! Was bist du mir? Ein toter Stein, mit Eis bedeckt! Der Mensch, das Ich allein ist mir an dir, das was mich fesselt. Ein leerer Tempel ist die Natur, der Mensch erst stellt seine Götter hinein. Allumfassend gestattet sie jedem die freie Bethätigung der eigenen Art, kennt kein alleinseligmachendes Bekenntnis — auch kein alpines; Raum für alle hat die Erde! Und wer die eigene Art als Richtschnur für andere setzen will, verkennt, dass er gerade in dem, worin er persönlich ist, in dem, worin er sich von den andern unterscheidet, ein Zufallsprodukt, kein Typus ist; drum fort mit den alpinen Programmen, und muss schon ein Programm gelten, so heiße es: Freiheit in den Bergen! Das umfasst alle andern, denn es giebt jedem die Freiheit, treu der eigenen Art mit der Natur zu verkehren; und wer so mit reinem Willen und offenem Sinn zu ihr kommt, der findet, was er sucht: sich selbst. Ja, mich, o Berg, finde ich, wenn ich deiner Formen Schwung in heiligem Rausch als Schönheit empfinde, mich ahne ich, wenn aus deinen Eisgefilden ein Hauch der Ewigkeit mich anweht, mich lebe ich, wenn ich an deiner starken Felsenbrust die kleine Kraft einsetze, mit der Erfahrung List mir meinen Weg zu suchen, wo die Lawinen an deinem zitternden Leibe niederdonnern und Stein auf Stein von deinem stolzen Bau zur Tiefe fährt. Und der Peteretgrat dort, dessen herrliche Linie so scharf in den tiefblauen Himmel schneidet, sei der schwindlichte Steg, über den wir zu deiner Spitze dringen, aus sichrer Höhe den Schrecken deiner Flanken lauschend.«

Ich will nun im Rahmen eines kurzen Vortrages zu schildern versuchen, was eine Ewigkeit gebaut, auch in flüchtigen Umrissen die Stimmungen festhalten, die zwei reiche Tage mir geschenkt — Gleichgesinnten ein Gruss, Fremden zum Trutz.

Der Montblanc, 4810 m, sendet unter einheitlicher Firnhaube drei Kämme aus: 1. nach Westnordwest den ganz vergletscherten Rücken, der die Bosses du Dromadaire, 4550 m, und den Dôme du Gouter, 4331 m, dann westlich und zuletzt südwestlich biegend, die Aiguille de Bionassay und den Dôme de Miage bildet; 2. nach Nordnordost den Kamm, der über den Mont Maudit, 4471 m, und den Montblanc du Tacul, 4249 m, zum Col du Midi zieht und, jenseits mit der Aiguille du Midi beginnend, die stolze Reihe der inneren Aiguilles entsendet, 3. nach Südost den kurzen, firnbedeckten Rücken zum Montblanc de Courmayeur, 4753 m, der sich hier nach Südsüdwest wendet, um im mächtigen Felsrücken des Mont Brouillard allmählich abzustreichen.

Vom Col du Géant betrachtet erscheint die steile Ostsüdostwand des Mont Brouillard als die Fortsetzung der in gleicher Richtung streichenden Riesenmauer, deren Krone durch die Punkte Montblanc—Mont Maudit—Montblanc du Tacul festgelegt ist und deren überwältigenden Eindruck ich eingangs zu schildern versuchte; der kurze Vorstoss des Montblanc de Courmayeur erscheint hier lediglich als nach Südost heraustretende Knickung der Wand, welche Auffassung noch dadurch unterstützt wird, dass der Montblanc de Courmayeur östlich einen starken Pfeiler entsendet, der im höchsten Teile als stumpf vorbauchende Eiswand sich darstellt, etwa 300 m tiefer auf eine kurze Strecke als scharfer Fels- und Firngrat aus dem Berge austritt, um bald mit dem 4381 m hohen, gewaltigen, einer sturmfreien Bastion gleichenden Eckturm zu enden.

Dieser Eckturm zeigt östlich, also thalwärts, zwei Kanten, die eine seichte Mulde einschliessen: die eine Kante streicht ein kurzes Stück bei mässiger Neigung in östlicher Richtung weiter, um dann allseits in gewaltigem Abschwung niederzubrechen, mit mehr als 1000 m hohen Wänden auf den Brenvagletscher absetzend, die zweite Kante streicht südöstlich 400 m tief steil hinab, um dann als selbständiger Felszug mit mächtiger Wand- und formenschöner Gratentwicklung aus dem Berge herauszutreten, Peteretgrat genannt.

Er gipfelt in der 4109 *m* hohen Aiguille blanche de Peteret, nahe dem Hauptstock und endet mit der von schwarzen Platten gepanzerten, in trotziger Wildheit aufbäumenden Aiguille noir de Peteret, 3780 *m*, die unvermittelt in Schutthalden wohl 2000 *m* hoch abbricht; dazwischen ist aus der Grathöhe die gewaltige Bresche herausgefallen, in der die schlanken, noch unerstiegenen Dames Anglaises stehen.

Der ganze Gratzug erscheint als reiner Felsbau, da der an seinem Fusse entlang ziehende Brenvagletscher nur mit kurzen Firnzungen an ihm emporleckt; einzig und allein zu dem 3984 *m* hohen, Col Peteret genannten Sattel, mit dem der Grat an die Südostkante des Eckturmes des Hauptmassivs anschliesst, zieht vom inneren Brenvagletscher eine enorm steile Firnhalde, in der die Seracs gleich Nebelbailen über ihren eigenen Schatten schweben, empor und lässt den Felszug noch selbständiger erscheinen, indem der breite, weisse Streifen die dunklen Felsmassen links und rechts energisch auseinanderreißt.

Hiernach wäre der natürliche Anstieg von dieser Seite: vom inneren Winkel des Brenvagletschers über das steile Firnfeld zum Col Peteret, über die Südostkante des Eckturms auf seine Höhe, über den kurzen Fels- und Firngrat und die Eiswand zum Montblanc de Courmayeur und von ihm bequem zur Hauptspitze. Uns aber hatte es ebenso wie den ersten Ersteigern die herrliche Gestalt der Aiguille blanche de Peteret angethan, so dass wir beschlossen, ihren Besuch in unsere Tour einzubeziehen. Ihre schwache Stelle ist schon vom Col du Géant erkennbar, ja aus jedem Bilde und selbst aus der Karte ersichtlich: die höchste, firngekrönte Spitze der Aiguille blanche erscheint nordöstlich durch eine senkrechte Kante gestützt, welche hoch über dem Brenvagletscher in die allgemeine Südostrichtung einschwenkt, als steile, deutliche Rippe in südöstlicher Richtung längs der Felsflanke bis zu einer breiten Eisrinne abstreicht, jenseits welcher sie sich als mächtige Schütt-, im Frühsommer Schneeterrasse bis zu dem steilen Firnfeld fortsetzt, das vom mittleren Teil des Brenvagletschers gegen die Scharte der Dames Anglaises emporstösst. Unser Plan war also einfach, am gangbaren Ufer des Brenvagletschers entlang den Hängen des Mont de la Brenva so hoch anzusteigen, bis uns nach Überwindung des unteren, steilen, stets von einstürzenden Eistürmen durchstrichenen Teiles des Gletschers dessen Überschreitung in seinem mittleren Teile möglich würde, ihn hier zum Fusse des Firnfeldes unter den Dames Anglaises zu queren, über das Firnfeld bis zur Höhe der Terrasse rechts davon aufzusteigen, dann über die Terrasse und die sie fortsetzende Rippe so lange rechts aufwärts zu klettern, bis uns ein Emporklimmen links zur Spitze der Aiguille blanche möglich würde, von hier über den scharfen Firnkamm, der, ihr den Namen gebend, vom Col Peteret, mehrfach von Felszacken durchstossen, zu ihrem Scheitel hinanstreicht, zum Col abzusteigen und nun, wie bereits erwähnt, über den Eckturm, den Grat und die Eiswand zum Montblanc de Courmayeur vorzudringen.

Am 22. Juli 1900, um 3 Uhr 15 Min. früh, verliessen wir (Thomas Maischberger, Franz Zimmer und ich) das Ideal eines Bergsteigerhotels, das Hotel Montblanc in Courmayeur. Spät abends waren wir bei Regen vom Col du Géant kommend, eingetroffen, keine Hoffnung auf besseres Wetter erhellte uns die pechschwarze Nacht; aber als am Morgen die Sterne vom Himmel blinkten, packten wir auf und bald wanderten wir unter den schweren Säcken thalein.

Proviand auf drei bis vier Tage, Reservewäsche, Mantel, Steigeisen, Seil und Schlafsack erweckten ein niederdrückendes Bewusstsein, auch das Wetter war nicht jenes, bei dem allein loszugehen wir uns mehrfach gelobt hatten; hochstehende weisse Nebel überzogen den Himmel und wässerig erglänzte die Ostwand des Berges im Morgensonnenschein; aber nun träumten wir ein Jahr von der Tour und der Anblick gestern hatte es entschieden: einen ernstern Versuch müssen wir wagen.

Da wir den Weg zur Brenvaalpe übersahen, stiegen wir von der untersten Eiszunge des Brenvagletschers auf seine riesige linke Seitenmoräne, auf ihrer Höhe über lockere Blöcke und durch dichtes Gestrüpp bis zu jenem Punkte vordringend, wo sie an den glattgeschliffenen Plattenhängen des Mont de la Brenva landet, mit ihm den grünen Winkel bildend, in dem die Brenvaalpe liegt, ein gewaltiger Schutzdamm, den der Eisstrom sich selbst als Ufer gesetzt.

Knapp über dem Gletscher klettern wir nun über Plattenschüsse vorwärts, bis uns die zunehmenden Schwierigkeiten und wiederholter Steinfall aus den Überhängen rechts ober uns belehren, dass es besser sei, diese Steilwand emporzusteigen; bald fand sich Gelegenheit dazu und in stellenweise schwieriger Kletterei an der ausserordentlich steilen, dabei vielfach rasendurchsetzten Wand gewannen wir die bequem gangbaren Rasenhänge, die hier dem Mont de la Brenva vorgelagert sind. Ich möchte etwaigen Nachfolgern empfehlen, statt unseres Weges die Brenvaalpe zu berühren und von ihr an den Südosthängen des Mont de la Brenva so hoch anzusteigen, bis ein leichtes Betreten der erwähnten Rasenhänge knapp über deren Abbruch zum Gletscher möglich wird. An einer köstlichen Quelle hielten wir von 7—8 Uhr Frühstücksrast, bei warmem Sonnenschein in weichem Moose und blühenden Alpenrosenbüschen eine selige Stunde verträumend, bevor wir eindringen in jene Wildnis von Fels und Eis, wo uns kein Leben grüsst, nicht Tier noch Pflanze. Und neben uns krachen die Seracs über die Felsinsel im Gletscher — Moulin Graynot heisst sie — herab, ein donnernd Willkommen.

Um 8 Uhr brachen wir auf, zunächst von Gemsfährten an und über die Schutthalden geführt, die über den Rasenhängen zwischen Glacier und Mont de la Brenva eingeschoben sind; wo die letzte Schuttzunge unter den andrängenden Eismassen verschwindet, wandern wir über Schneefelder und bequem gangbare Eistrücken noch so lange gerade aufwärts, bis wir die Höhe jener riesigen Felsschwelle erreicht haben, über die der Brenvagletscher in prächtigem Eissturze niederbricht, und die im erwähnten Moulin Graynot sichtbar wird. Dann wenden wir uns links, dringen über das gut geschlossene Eis des Firnstroms, der aus dem Winkel des Tour Ronde herauskommt, noch ohne Seil ein gutes Stück vorwärts. Nun betreten wir den eigentlichen Brenvagletscher; derselbe ist auch hier in seinem vergleichsweise sanften mittleren Teil in schmale Eistrücken zerborsten, welche von tiefen Klüften getrennt und auch in ihrer, quer über den Gletscher laufenden Längsrichtung von zahlreichen Spalten durchsägt sind; da diese Richtung der Rücken der von uns einzuhaltenden entsprach, vertrauten wir uns auf gut Glück einer dieser Rückenfolgen an und kamen, unter Überwindung namhafter Schwierigkeiten gut in der gewünschten Richtung vorwärts. Trotz der erwähnten bedeutenden Schwierigkeiten kann ich Paul Güssfeldts Meinung, dass auch der erfahrenste Eisführer für ein wirkliches Durchkommen durch das Spaltengewirr nicht bürgen könne, bei dem jetzigen Zustande des Gletschers nicht teilen; weitgehende Zusammenhangstrennungen, die ein Fortkommen in Frage stellen würden, kommen, offenbar infolge des riesigen Druckes; unter dem die Eismassen stehen, nicht vor und auftauchende Schwierigkeiten sind bei der Festigkeit des Eises kein Hindernis, so dass ich diesen Gletscherübergang eher mit einer schwierigen Fels-tour, als mit der Begehung eines tückischen Firnkeeses vergleichen möchte; erst nahe dem Peteretufer wird der Gletscher offener, zusammenhängende Spaltensysteme zwingen zu kleineren Umwegen — wohl eine Folge des hier entlang der firnfreien Felswände fehlenden Zuflusses. Prachtvoll sind während der ganzen Wanderung die Tiefblicke in die blauen Abgründe links und rechts, in denen das Wasser bald in hellen Tönen niedertropft, bald unheimlich brausend zur Tiefe schiesst. Reizend ist der Wechsel der Technik: bald tief unten zwischen steilen

Eiswänden eine Spalte an der schmalsten Stelle zu überspringen, bald hoch auf luftigem Eisgrat zu reiten, bald an steiler Eiswand in selbstgehackten Tritten und Griffen zu hängen. Rasch verfliegt die Zeit und schon ist es 12 Uhr, als wir am Fusse des gegen die Bresche der Dames Anglaises hinaufziehenden Firnfeldes stehen, gegen die aus der Schutterrassse rechts davon unaufhörlich herabprasselnden Steine durch einen riesigen Einsturz geschützt. Hier halten wir Mittagsrast. Zunächst handelt es sich darum, ein Urteil zu gewinnen, ob das Firnfeld, dessen Fuss von Steinen schwarz bedeckt ist, zum Anstiege benützt werden kann. Ob die aus der Terrasse rechts davon herabfallenden Steine aus der Terrasse oder von höher oben kommen, können wir nicht beurteilen; während der halbstündigen Mittagsrast haben wir Gelegenheit, mehrere Steinlawinen zu beobachten, die hoch oben im gelben Gemäuer der Dames Anglaises losbrechen, Staub aufwirbelnd herabkommen, aber bald von den schon tiefen Steinrinnen aufgefangen und unschädlich zur Tiefe geführt werden. Thomas steigt nun als erster den untersten Steilabsatz des Firnfeldes hinan, während wir das Terrain über ihm scharf beobachten, um ihn nötigenfalls warnen zu können. Nach wenigen Minuten hat er freien Ausblick nach oben; nun folgen wir nach, während er den Wachtdienst übernimmt. Wir gehen zunächst unangeseilt, später bindet sich Zimmer an das eine, von Thomas zur Kraftersparnis frei nachgezogene Seil; ich bleibe frei, da wir es vermeiden wollen, in doch nicht völlig steinsicherem Gebiet zu dreien an einem Seile zu gehen, wodurch möglicherweise der mittlere gerade in der Steinlinie festgehalten werden könnte. Die ausgezeichnete Beschaffenheit des nur selten von kurzen vereisten, zum Stufenhacken nötigen Flächen unterbrochenen Firns liess diese Massregel völlig unbedenklich erscheinen. Rasch gewannen wir an Höhe, der Gletscher versank in der Tiefe, die riesigen Türme werden zum Spielzeug; bald haben wir die Höhe eines links von uns aus dem Schnee ragenden Felsriffes erreicht; zu unsrer völligen Überraschung sehen wir von oben einen mächtigen Steinmann dort stehen, das letzte Lebenszeichen für lange Zeit, ein Lebenszeichen — aus Stein. Hatten wir bisher gemeint, genau auf dem Wege der ersten Ersteiger zu sein, so wurden wir nun eines anderen belehrt; das Felsriff links stellt nichts anderes dar, als die Fortsetzung der Terrasse rechts, über die unser Anstieg führen soll. Deutlich erkennen wir nun, dass beide Terrassen und die mächtige als Fortsetzung rechts emporstreichende Rippe zusammengehören; hier zwischen Felsriff links und Terrasse rechts haben offenbar die gewaltigen Felsmassen, die da oben aus dem morschen Gratstücke herabstürzten, wo nur mehr die gelben, abbröckelnden Ruinen der Dames Anglaises in tiefer, weiter Scharte stehen, sei es als riesiger Bergsturz oder in kleineren Partien, die mächtige Terrasse durchgeschlagen oder weggeschliffen, so dass jetzt ein enorm steiles Firnfeld in fast gleichmässiger Neigung emporstreicht, und erst links von uns, wo die festen Felsmassen der Aiguille Noir dem Zerfalle standgehalten, ist die Terrasse stehen geblieben. Doch ist dort ihr innerer Rand eingesunken und mit Firn erfüllt, der als steile Zunge zwischen dem Riff und dem Fuss der Aiguille Noir zum Brenvagletscher hinabzieht; dass auch jene Eisrinne dort rechts zwischen Terrasse und Rippe der abschleifenden Wirkung dauernden Streichens von Steinfall seine Entstehung verdankt, sollten wir heute noch fast an der eigenen Haut erfahren.

Unsre Vorgänger hatten also den Brenvagletscher offenbar weiter links und tiefer verlassen und waren zum Felsriff und über dieses zu den oberen Teilen des von uns schon vom Brenvagletscher aus benützten Schneefeldes aufgestiegen, eine Massregel, die in späterer Jahreszeit, wenn die zahlreichen Schründe in unserem Schneefelde schon offen sind, notwendig sein dürfte. Gleichmässig weitersteigend, erreichten wir nach sehr interessanter Überwindung eines letzten Bergschrundes kurz vor 3 Uhr kletterbare Felsen, die uns rasch zur Höhe der Schutterrassse rechts

von uns brachten; dieselbe stösst oben an eine ziemlich zerklüftete Wand, aus deren Rinnen unaufhörlich Steine herabkamen, die, von dem lockern Terrassenschutt verstärkt, zum Gletscher hinabpoltern. Doch gestattet uns das bequem gangbare Terrain so vollständige Bewegungsfreiheit, dass wir eine besondere Gefahr in diesem Steinfall nicht sehen können und nur bestrebt sind, die Terrasse rechtshin querend, möglichst bald den mächtigen Schuttrücken, der dort emporzieht und uns Sicherheit vor Steinfall verspricht, zu erreichen; auch hoffen wir in einem der schwarzen Überhänge unter den mächtigen Blöcken auf seiner Höhe Güssfeldts erstes Biwak zu entdecken. Wir finden aber nichts. Eben sind wir beim obersten der grossen, hohlliegenden Blöcke angelangt, als — um 4 Uhr — ein leichter Gewitterregen einsetzt; mit Rücksicht auf das bevorstehende Biwak wollen wir unsre Kleider trocken halten und kriechen unter, die unfreiwillige Rast zur Jause benützend. Leider kommt es zu keiner ordentlichen Entladung, die Nebel, welche früher nur die höchsten Spitzen umspinnen, sind viel tiefer herabgesunken, doch der Regen hört auf und schon um $3\frac{4}{5}$ Uhr können wir unser Vorrücken fortsetzen.

Wir stehen nun am Rande der etwa 30 m breiten Eisrinne, welche die Terrasse von der sie fortsetzenden Rippe trennt. Etwa 80 m über uns beginnt sie an senkrechter Wand, die in riesiger Höhe im Nebel verschwindet; nach unten streicht sie noch etwa 100 m steil hinab, um dann scheinbar ins Bodenlose abzubrechen. Aus der Tiefe grüsst der Brenvagletscher herauf; drüben beginnt die Rippe mit einem gewaltigen gelben Turme, hinter dem eben einige Blöcke in weitem Bogen gespenstisch lautlos durch die Luft fliegen und ohne Aufschlag in der Tiefe verschwinden. Wir steigen längs der Rinne noch einige Meter zu ihrer schmalsten Stelle empor, wo einige Blöcke eine Art Brücke über sie bilden, einen schnellen Übergang versprechend. Kaum haben wir die Rinne betreten, als wir über uns ein dämonisches Geheul vernehmen. Aufblickend gewahren wir unter dem Nebel eine Schar schwarzer Körper scheinbar unbeweglich in der Luft schweben: Steinfall! Die Freunde, die erst wenige Schritte in die Rinne gemacht, können zurück und sich decken; ich bin zufällig weiter vor und kann nichts thun, als rasch auf eine stehen gebliebene Rippe aus Winterschnee springen; schon sind die Steine da, rasen durch die Rinnen links und rechts hinab und der einzige Ausreisser, der von weit links drüben herüberkommt, wird glücklicherweise rechtzeitig von mir bemerkt, so dass ich ihm mit einem kurzen Ruck ausweichen kann; dann bin ich mit wenigen Sprüngen am andern Ufer unter einem Überhang, und schon prasselt die zweite Steinsalve nieder. Nun wird Ruhe; bald stehen wir beisammen. Erwähnen musste ich den Vorfall, um keinen Zweifel über die Abhängigkeit der Tour vom Wetter aufkommen zu lassen; nachdem ich ihn erwähnt, muss ich auch auf die notwendigen Vorwürfe der Vernünftigen antworten. »Nur Glück« werden diese sagen! Wohl in jedem Augenblick unseres Lebens stehen wir unter dem Einwirken von Umständen, deren Gestaltung unserm Einflusse mehr oder minder entzogen ist; aber wenn einer alles gethan, was er thun konnte, um dem günstigsten Ausgange die Thüre weit zu öffnen, den ungünstigsten möglichst auszuschliessen, dann hat er sein Glück verdient, und das hatten wir damals. Klug war es ja nicht und auch unser Wunsch, durch möglichstes Hinaufrücken des ersten Biwaks ein zweites zu vermeiden, kann es nicht völlig entschuldigen, dass wir bei weichem, teilweise unsichtigem Wetter über Terrain vordrangen, dessen Steingefährlichkeit wir klar erkannten; aber da wir den Übergang genügend weit von der Wand verlegt hatten, um nicht direkt im Fallkegel der Steine zu stehen, konnten wir fast mit Sicherheit darauf rechnen, dass ein Steinfall sich so abspielen müsse, wie es geschah. Und nun, da es geschehen, freu' ich mich des Vorfalles, der mich in einem Augenblick tiefer und sicherer ins eigene Wesen hineinblicken liess, als es Jahre voll unerprobter

Selbststudien könnten — und wer die reine Freude kennt über etwas Gutes, das er an sich oder andern findet, wird mir nicht einwerfen; es sei Eitelkeit — fühlte ich mich davon nicht rein, hätte ich diesen Vorwurf nicht so bequem gemacht. Für Spötter (nach Verdienst) eine Phrase: Freiheit in den Bergen ist die Lösung!

Die Rippe, in deren Felsen wir nun standen, brachte uns in zweifacher Hinsicht eine Überraschung: erstens stellte sie sich hier nicht mehr als eine einheitliche, nach rechts emporziehende Rippe dar, sondern als eine Folge nach rechts hin immer höher aus der Wand tretender, senkrechter Rippenstücke, von senkrechten Rinnen getrennt; zweitens war der Fels nicht, wie man bei der enormen Neigung hätte erwarten müssen, ein festgefügtter Bau, sondern morsch und locker, so dass er den Eindruck eines im Sturze stecken gebliebenen Trümmerhaufens machte. — Rasch klettern wir aufwärts und immer rechts hin; die Steine, die anfangs noch manchmal von oben kommen, machen uns bei der auf Schritt und Tritt sich bietenden Deckungsmöglichkeit keine Sorgen; weit mehr Sorgfalt verlangt die Brüchigkeit des Gesteins, da selbst bei behutsamstem Vordringen sich manchmal ganze Bergstürze löslösen; allmählich wird der Fels besser, doch dichter Nebel umgibt uns und bei heftigem kalten Winde setzt ein leichtes Schneetreiben ein. Plötzlich erklärt Thomas, »aus dem Überhange gehe ich nicht mehr heraus;« lachend steigen wir die paar Meter hinab, sorgsam achtend, dass das von lose vorstehenden Platten gebildete Dach nicht einstürzt; doch wir wurden bekehrt: das Dach ist zwar schlecht, aber gegen die Rippe springt eine Felskante in scharfem Winkel vor, dahinter ist es windstill und erscheint es uns behaglich wie in einem Zimmer. Wie beglückwünschen wir uns erst zu der getroffenen Wahl, als wir beim Weiterklettern am nächsten Tage sehen, dass es der letzte Platz gewesen, wo mehr als einer liegen konnte. Nun begann ein emsig Treiben, die ganze Poesie und Prosa eines Freilagers: den Platz von Steinen säubern, mit flachen Platten pflastern, Wasser suchen — glücklicherweise nicht weit —, kochen, essen und trinken, dabei plaudern über das Überwundene und raten an dem Kommenden. Bald wird es heller, die Nebel weichen zurück; über dem Brenvagletscher tritt der Col de la Tour Ronde aus dem Nebel, etwas tiefer als wir sind, wird vorne die Schulter der Aiguille Noir sichtbar, wonach wir die Höhe unsres Nachtlagers auf circa 3700 m schätzen. Allmählich zerreißen die Nebel, Spitze auf Spitze wird frei, Stern auf Stern erblinkt und als wir um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr in die dünnwandigen Schlafsäcke aus Billrothbattist kriechen, hält nur mehr der Mont Maudit seine Nebelfahne eigensinnig fest; lange seh' ich ihr zu, wie sie am Abendhimmel zerfliesst — dann herrscht der Sterne Pracht.

Denk' ich dieses Abends, fasst mich Sehnen nach der Erneuerung solch' innern Erlebens: hehre Stille liegt über dem All, Frieden ringsum; Frieden im Atmen der Freunde, Frieden im Leuchten der Sterne, Frieden über Berg und Thal, ein Frieden, so hehr und gross und rein wie der Sternenhimmel, der sich über die Erde wölbt, die Erde da unten mit ihrer Hast! Matt leuchten Lichter herauf, in dichten Sippen beisammen sitzend, als fürchteten sie sich vor der schwarzen Nacht, die sie umschlingt; wohl manches Licht eine Sorge, manches ein Leid! Die Sorge der Mutter am Lager des Kindes, das Leid des Weibes an der Leiche des Mannes, das Sorgen des Mannes bei erdrückender Arbeit Last um die Erhaltung der Seinen, die ihm nie gestattet, sich aufrichtend aus dem schweren Joche des freien Geistes Kraft an der engen Welt zu messen, die ihn umgibt! Wie vergänglich das Alles! Wenn Menschen sterben, wenn Völker vergehen, so wirft dies nicht so viel Schatten auf diese Welt, wie der leichte Morgennebel, den die Sonne aus den Firnen küsst! Und die Ewigkeit schaut vom Himmel still und gross mit tausend leuchtenden Sternenaugen nieder ins kleine Erdendasein! Ein anderer Himmel da unten, andre Sterne: ein Himmel voll endlosen Leids, Sorgen die Sterne, die ihn durchwandern,

Hoffnung die Sonne, die ihn erhellt! Doch 'sist Menschenorgen, Menschenleid und deine hellen Sterne, du kalter Himmel, erblassen vor den trüben Lichtern da unten! — Die ewige Welt willst du fassen, o Mensch, die Unendlichkeit im pochenden Herzen fühlen, und löst der Sternennacht Zauber dich von der Erde, versinkt sie dir, so wird sie dir zum Stern, zum Stern deiner Sehnsucht, und Heimweh erfasst dich nach der Menschen Leid! Und in heissem Mitleid mit dem armen Sklaven da unten erkennst du, dass du in deiner Freiheit, unfähig ein Glück zu stiften, noch tausendmal ärmer bist als der Unfreie da unten im Joch, das er für andere trägt. Dann bin ich aus wachem Traum in traumlosen Schlaf gesunken. — Um 1 Uhr ruft der Wecker; finster ist es und frostig; düster mit gewaltigen Gliedern dehnt sich die Erde; weit draussen im Osten schwebt ein dunkler Ballen von nächtlichen Blitzen durchzuckt. Gegen zwei Uhr springt der Mond hinter einem Zacken am Mont de la Brenva hervor, unsre Umgegend matt erhellend. Rasch erheben wir uns, packen sorgsam unsere schweren Säcke, nur die leere Porzellan-kanne, in der Butter gewesen, lassen wir zurück; das Thermometer zeigt 4° unter Null. Um 2 Uhr nachts verlassen wir den Platz, der uns durch acht Stunden beherbergt hatte. Langsam klettern wir im unsicheren Mondlicht an der Rippe aufwärts, in deren Felsen wir geschlafen; bald endet sie und ein kurzes Schneefeld führt uns rechtshin zur nächsten; es ist die letzte. Rechts schimmert schon das Firnfeld herüber, das vom Brenvagletscher zum Col Peteret hinanstreicht. Allmählich wird es heller; im Osten ein lichter Streif, dann erglüht der Himmel in feurigem Scheine, wie schwarze, in hellen Gluten schwimmende Schlacken erscheinen die Berge, scharf glimmt das Feuer in den tiefen Scharten, als wollte die Glut die Berge schmelzend verschlingen. Dann kommt die Sonne! Andacht ist sie zu schauen, Gottesdienst ist sie zu grüssen! Zum Wunder wird auf ragender Höhe dies tägliche Wiederkehren, wohl niemand kann sich der mächtigen Symbolik entziehen, die daraus strahlt! Längst stehen wir still und staunen; wortlos, thatlos, zum Schauen gebannt. Alles was wir thun und denken können, versinkt vor dem, was wir schauend genießen; so hat Hamerling recht: »Thaten sind Stümperwerk und was du denkst, ist Traum, nur das Geniessen ist das echte Thun!«

Doch der Sonne heller Schein treibt alle Träume aus Leib und Seele, weckt fröhliche Thatkraft und gesunde Freude an der wirklichen Welt! Rasch klettern wir aufwärts; die Rippe tritt über uns immer steiler und energischer aus der Wand, zuletzt als senkrechte Kante die höchste Spitze der Aiguille blanche stützend; dort nach links gedrängt, klettern wir möglichst nahe der Kante, über schwieriges und äusserst steiles, aber endlich auch festes Gestein zum obersten Felsbord und betreten, hier uns mit dem Seil verbindend, bald nach 5 Uhr die höchste Firnspitze, den feinen Dreikant. Eng stehen wir beisammen, die Pickel in die Spitze einstossend, jeder auf einem der Schneedreiecke. Eine selige Schau! Nach Süd und Ost liegt alles schon weit unter uns; scharf sticht die schwarze Nadel der Aiguille Noir herauf; dort drüben aber in hellem Morgenschein steht des Montblanc gewaltige Front, schier unangreifbar. Vor uns leitet der schmale Steg der Schneekante zum Col Peteret, jenseits erhebt sich der grosse Eckturm zu gewaltiger Höhe, dahinter steht Turm auf Turm, dann schwingt sich eine scharfe Eisschneide hinüber zu der vom Montblanc de Courmayeur herabziehenden Eiswand, zieht an ihr steil als kecke Kante empor, allmählich in eine flache Aufwölbung ver- gleitend, hoch droben, wo dräuende Wächten niederhängen auf die Wand; — dies unser Weg!

Um 1/26 Uhr verlassen wir die herrliche Spitze und verfolgen den zunächst leicht gangbaren Firngrat, der, einmal von einer unschwierigen Felsstufe unterbrochen, uns bald zum tiefsten Punkte zwischen Aiguille blanche und dem namen-

losen, halbwegs zwischen ihr und dem Col Peteret aufragenden Felszacken bringt. Statt nun, wie gehofft, einen bequemen Quergang durch die Nordflanke dieses Turmes machen zu können, mussten wir, da dieselbe sich als festes, blankes Eis erwies, der Ersparung von Kraft und Zeit wegen, an der Gratkante festhalten und den Zacken bis zu den aperi Gipfelfelsen ersteigen. Drüben an der Eiskante ging es hinab zu seiner Schulter, über deren schwierige Platten zum höchsten First des vom Col heraufziehenden Schneerückens und über diesen leicht zum Col Peteret. Ausser den beiden kurzen Stücken von der Spitze der Aiguille blanche und von den Felsen des Zackens zum Col fanden wir nirgends Firn, sondern überall blankes Eis; diese beiden Stücke machten offenbar deshalb eine Ausnahme, weil sie gegen den Montblanc zu, also gegen Nordwesten absinken, durch diese Richtung gegen die Morgensonne und durch den Schatten des Montblanc auch gegen den grössten Teil der Nachmittagssonne geschützt sind. In den untersten Felsen des grossen Eckturmes hielten wir auf trockenen, flachen Platten in warmer Sonne bequem lagernd, in wildgewaltiger Umgebung Frühstücksrast; wir fühlten uns so urbehaglich, dass es wirklich der ernstesten Musik der Steinlawinen bedurfte, die dicht neben uns aus den Eistrinnen des Mont Brouillard unaufhörlich zur Tiefe donnerten, um uns zu mahnen, dass wir noch Ernstes vor uns hatten.

Nachdem wir uns durch kräftigen Imbiss und kurzen Schlummer erquickt ($\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Uhr), brachen wir auf; wir gingen wieder ohne Seil. Da die Südostkante des grossen Turmes nur an drei Stellen kurze Schneeeinlagerungen gezeigt hatte, so bummelten wir, jeder, wo es ihn freute, an der bald leicht gangbaren, bald in hohen Plattenstufen aufbauenden Felskante aufwärts. Ich halte an ihr fest, die Freunde lassen sich durch das herabrieselnde Wasser in die Mulde rechts davon locken, treffen aber in derselben schwierigen, vereisten Fels, so dass sie sich durch das Seil verbinden müssen, das sie gleich beibehalten. Nahe der Spitze des Turmes überschreiten wir, nachdem wir unsere Flaschen gefüllt, die Mulde, wenden uns der weniger steilen Ostkante des Turmes zu (siehe Eingang) und erreichen über sie leicht seine Spitze, 3481 m; er sowie die andern vermeintlichen Türme stellen sich hier gar nicht als solche, sondern als Gratstufen dar, so dass wir auf der Spitze eines jeden einen horizontalen Firnkamm vor uns haben, der uns leicht zum nächsten Turm, richtiger Grataufschwung, bringt. Nach kurzer Zeit leichten Vordringens stehen wir vor einem hohen, gelben Turm, der mit lotrechter, praller Wand, weit rechts und links vortretend, den ganzen Grat sperrt; schon von der Aiguille blanche war er uns als der trotzigste all der Gesellen aufgefallen. Nach kurzer Besichtigung stiegen wir nördlich einige Meter ab, querten die vor dem Turme hinabstreichende Eistrinne zu einer Nische in seiner Ostwand, gewannen aus ihr mit Schulterstand, der letzte mit Steigbügel, die unterste hohe Stufe, von wo es möglich war, in sehr steilem Fels die Nordkante des Turmes und über sie leicht seinen Scheitel zu gewinnen. Bald stockt unser Vordringen wieder vor einem Turm; hat uns der erste mit breiter Brust empfangen, so stemmt uns dieser eine schmale, senkrechte Schulter entgegen. Aber auch er liegt bald unter uns; wieder folgt leichteres Terrain. Inzwischen hat uns, im Eifer des Vordringens nicht bemerkt, dichter, warm brütender Nebel umspinnen, der jeden Ausblick verhindert. Mehrere Stunden sind seit der Frühstücksrast vergangen und noch immer sind wir nicht am Massiv; nun endlich zieht ein feiner Eisgrat mit gänzlich durchweichter Wächte etwas absteigend hinaus in den Nebel, die Verbindung durchs Seil wird nötig und von hier bis zur Spitze bleiben wir nun verbunden. Wir steigen zunächst in der Nordflanke der Eiskante ca. 15 m tief zu dem etwa handbreit vortretenden Felsbord hinab, auf dem sie aufsitzt, verfolgen denselben einige Seillängen weit, bis wir bemerken, dass das ganze Terrain

wieder energisch zu steigen beginnt. Wir wenden uns hier wieder zur Eiskante empor, einige Seillängen mit Stufenschlagen auf ihr vordringend; dann bemerkten wir trotz des dichten Nebels, dass sich der Berg vor uns mächtig in die Breite entwickelt, wir stehn an dem Hauptstock! Da seit der Frühstücksrast fünf Stunden vergangen sind, gehen wir nun auf einem Seitenaste der Eiskante eine Seillänge tief zu einem Turme hinab, der im Nebel sichtbar wird (3/42 Uhr). Kaum haben wir uns niedergelassen, entführt ein heftiger Windstoss meinen Gletscherhut; es ist der erste Anprall eines plötzlich aufgesprungenen Nordsturmes, der uns zwar sofort von den Nebeln und der drückenden Hitze befreit, aber erstarrend durch Mark und Bein dringt. Klar sehen wir nun, was noch vor uns liegt; überwältigend baut sich die Eiswand vor uns auf, wir sind gerade am Ansatz des Fels- und Eisgrates an sie; er verschwindet aber nicht in der Wand, sondern zieht an ihr, zunächst schroff links wendend, als scharfe, steile Eisrippe empor zu einer senkrechten Eisnase und von hier, sich wieder gerade aufwärts wendend, etwas weniger steil knapp rechts an zwei niedrigen Felsstufen vorbei und verflacht über denselben allmählich zum verschwommenen Wulst. Hoch oben grüssen die Wächten, in blendendes Licht getaucht, turmhohe Schneewirbel reisst der Sturm in die Höhe und tanzt mit ihnen seine wilden Reigen zur selbstgesungenen Melodie. Hatten wir bisher ein Bummeltempo eingehalten, so treibt uns nun die Kälte und die augenscheinliche Notwendigkeit, die Wand vor uns in einem Anlauf zu überwinden, energisch vorwärts. Von fern war uns die Eiskante als weisser Firnkamm erschienen, nun entpuppt sie sich als Eis, von dünnstem Schneeelage gedeckt. Zwar links, südlich der Kante, besteht der ganze Eiskörper aus bohngrossen, locker aneinersitzenden Körnern, die dem Einstossen des Pickels und Fusses keinen allzu grossen Widerstand leisten, aber auch in bedeutender Tiefe keinen sichern Stand gewähren, so dass wir es bei der Steilheit des Ganzen vorzogen, uns nördlich der Kante in hartem, grünem Eise unsern Weg stufenschlagend zu bahnen. Wir schlagen sie zwar so hoch und klein als möglich, aber doch fordern sie viel Kraft und Zeit. Um 3 Uhr schwingt sich der erste im Reitsitz auf die Eisnase; nun halten wir an der Kante selbst aufwärts, bis nahe an die beiden Felsstufen. Von denselben zieht links hin zusammenhängender Fels zu den höchsten Teilen des Mont Brouillard; hier vermuten wir den Punkt, wo Paul Güssfeldt sich in die Felsen wandte, aus Besorgnis, die Kraft seiner Führer könnte erlahmen. Wir bleiben unserm Vorsatze treu; doch war, was nun folgte, das schlimmste Stück. Schutzlos waren wir in blanker, steiler Wand dem Anprall des Nordsturmes ausgesetzt und insbesondere die vom nassen Firn am warmen Mittag durchnässten Schuhe schützten uns nicht. Doch hatte der Sturm auch sein Gutes: der dünne Schneeelag war nun beinhart gefroren und wo er nur die Stärke von 2—3 cm annahm, gewährte er schon sicheren Stand; ab und zu trafen wir auf solche Stellen, welche es uns ermöglichten, so rasch im Vortritt zu wechseln, dass der jeweilig erste die volle Kraft von Herz und Lunge hergeben konnte. Längst ist die Eiskante zum flachen Wulst geworden, längst ist dieser spurlos in der Eiswand untergegangen, als wir endlich linkshin den obersten Fels, auf dem eine der riesigen Gipfelwächten ruht, erreichen; noch einige Minuten über sehr schwierigen, vereisten Fels, dann stehen wir unter der Wächte; dort zieht ein Firnkamm auf etwa 1²/₂ Mannshöhe an ihren Rand heran. Rasch hinauf, den Pickel eingerammt, der bis an die Hacke versinkt, als freute er sich, endlich in gutem Firn zu stecken, ein letzter, kräftiger Ruck und wir stehen oben in leuchtender Abendsonne, vor dem Sturme geschützt. In gleissender Glätte schiesst die Eiswand zur Tiefe, über die wir gekommen; sanft wölbt der Berg sich empor, lichtumflossen grüsst das Observatorium von der Spitze! Es ist 5 Uhr 15 Min.; das Thermometer zeigt hier, wo es uns wie in einem ge-

heizten Zimmer vorkommt, -7° . Rasch befreien wir die Füße von den beengenden Eisen, die uns mit festem Griff die Arbeit erleichtert; dann eilen wir knapp unter der Kammhöhe, am vielfach vereisten Südwesthange des Montblanc de Courmayeur weiter zu dem Sattel, mit welchem er an die Schneehaube des Hauptgipfels ansetzt; hier, wo jede Form ihren windgebornen Ursprung verrät, fasst uns der Nordsturm wieder mit atembeengender Gewalt, so dass wir froh sind, als wir um 6 Uhr 30 Min. das Observatorium betreten. Leider sind heute zwei Astronomen und 16 Träger da und unser schöner Traum, heroben die Nacht zu verbringen und morgen die Sonne von hier zu begrüßen, kann sich nicht erfüllen. Nachdem wir uns etwas erwärmt, treten wir den Abstieg auf dem trotz des Sturmes ausgetretenen gewöhnlichen Wege zur Cabane Vallot an.

Als wir heraustraten, geht eben die Sonne in goldiger Klarheit unter; grenzenlos weit liegt die Welt vor uns; der schwere Nordsturm hat mit gewaltiger Faust die Nebel hinabgedrückt, unten liegen sie, ein uferloses weisses Meer, in wilde Wogen aufgetürmt; spurlos versunken die Erde, nur unser Berg ragt mit gewaltigen Flanken in fleckenlosem Weiss empor. Und du Holzbau auf seiner Spitze, der du an die Erde mahnst und an die Menschen, wie fremd stehst du da mit deinen dunklen Farben und scharfen Kanten in diesem weichen, unendlichen Weiss! Vergänglicher als du und doch ewig umgibt dich der Schnee, umtobt dich der Sturm, kost dich der Sonne Licht! Nie sah ich solch' Bild! Keine Spur der Erde, als nur das reinste, was es auf Erden giebt, der Schnee des Himmels, und bei durchsichtigster Klarheit der Luft schauen wir hinaus, ja hinab in den Weltraum, schauen mit Augen die Unendlichkeit, die wir sonst nur ahnen und fühlen. Hier auf dem letzten, höchsten Zacken, mit dem die Erde aufragt, heute ins hehre Himmelslicht, steh' ich, von der Herrlichkeit der Welt durchschauert. Was ein Naturvolk sich im Urwalde holte, den es mit seinen Göttern drum bevölkerte, was ein fromm' Gemüt in seiner Kirche fühlt, was dem Gelehrten aus Phiolen dämmert, was der Inder sich aus Selbstvernichtung träumt, das flammst du, sinkende Sonne, mit leuchtenden Strahlen mir in die Seele: das Heimfinden zum All! Nun weiss ich Antwort auf mein altes Fragen: nicht äusserer Schönheit Schau ist dieses Glück, nein, des eigenen Wesens Vollendung, des Sicherlebens Erfüllung ist's, was in der Schönheit der Welt mir aufgeht, daher die Seligkeit, nach deren Grund ich frug! Für ein äusseres Rätsel ein inneres!

Eisig fährt mir die Kälte durchs Mark, fröstelnd eile ich hinab; dich Bergfrieden kann ich nicht mitnehmen und den Menschen bringen, du gedeihst nicht da unten; aber Sehnsucht bleibt mir im Herzen nach den lichten Höhen und neue Kraft zum Leben aus dem Bewusstsein: Wenn unten tief der Alltag mir den Sinn verdüstert, der Selbstsucht schleichend Gift das Herz umgarnt, der irdischen Zwecke kurzer Verstand das Hirn in Fesseln schlägt, da droben steht mir eine Welt, wo alles das als äussre Hülle von mir sinkt, und ich die Freiheit fühle im jubelnden Herzen. Und käme ich nimmer, verlör ich die Spannkraft in Leib und Seele, so traurig es ist, was thät's? 's wäre das alte Menschenloos: zu sterben! Und was auch kommt, ist für mich nicht mehr von wesentlicher Bedeutung gegenüber der Thatsache, dass ich mich selbst erlebte. Nicht den Sport meine ich, Sport ist Technik, als solcher Mittel, nicht Zweck, Diener nicht Herr! Den Menschen meine ich: es war ein Augenblick, wo ich in heissem, demütigem Danke gefühlt, das höchste Glück ist: Mensch zu sein! Selige Zeit, selige Erinnerung, nur von einem Schmerze getrübt: dass ich unfähig, ändern in stockendem Stammeln ein Glück zu verraten, das mir so oft, so ganz die Seele erfüllt!

Die Ostwand des Monte Rosa.

Von

Dr. V. Wessely.

Von den ungezählten Fremden, die jahraus, jahrein die Strassen Mailands durchwandern, versäumt es sicherlich keiner, den weltberühmten Dom zu besichtigen. Nur ein geringer Bruchteil von ihnen aber unternimmt es, die 494 Stufen zu erklettern, die auf den Rundgang seines gotischen Turmes führen. Diejenigen freilich, die sich dieser Mühe unterziehen, werden sich dafür durch die prachtvolle Rundschau reichlich belohnt sehen. Weithin fliegt der Blick über die lombardische Tiefebene und er findet erst seine Grenze an dem imposanten Baue der Alpen, die einer vielhunderttürmigen, schirmenden Festung gleich jene beherrschen. Nur wenige Punkte der Ebene werden sich eines ähnlichen Gebirgspanoramas rühmen können und der überwältigende Anblick der Alpenkette wird auf ein empfängliches Gemüt sicherlich noch viel nachhaltiger wirken, als es das stimmungsvolle Innere der Kathedrale mit seinen farbenprächtigen Glasmalereien und seinem andacht-erweckenden Halbdunkel zu thun in der Lage ist.

Von allen Bergespitzen nun, die wir von hier aus erspähen, lenkt sich der Blick unwillkürlich einem Gebirgsstocke zu, der mit weithin leuchtenden Schneefeldern vielzackig inmitten der Penninischen Alpen thront. Diese Gipfelzacken sind die Krone einer ungeheuren Wand, die aus arktischer Kälte bis in die heissen Gefilde Italiens herniedersteigt. Vom Dom aus kann man diese Wand allerdings nicht übersehen, wo immer sich aber ihr Anblick bietet, da wird er nicht verfehlen, auf den Beschauer den mächtigsten Eindruck auszuüben. Namentlich aus der Nähe, von Punkten, die ihr gegenüberliegen, aus betrachtet, so von der Alpe Pedriolo oder den Hängen des Colle delle Loccie aus, gewährt diese Riesenmauer ein Bild, dem an Majestät nur wenig in den Alpen gleichgestellt werden kann. Es giebt eben einzelne Schaustücke im Hochgebirge, die in ihrer Art nicht wiederkehren. Nur der Montblanc kann sich des Peteretgrates rühmen, einzig ist die Gestalt des Matterhorns; es giebt aber auch in den gesamten Alpen keinen zweiten Wandabsturz, der in derselben Masse Höhe und räumliche Ausdehnung, Wildheit und Steilheit der Flanken ebenso in sich vereinigen würde, wie die Ostwand des Monte Rosa. Über 3000 m beträgt der Höhenunterschied zwischen dem Gipfelkamm und dem Fusse der Wand, und Stunden vergehen von dem Augenblicke, wo des Sonnenballes helloderndes Licht die höchsten Zinnen beleuchtet, bis dahin, wo es die Bewohner Macugnagas aus friedlichem Schlummer erweckt. Von Osten, von der italienischen Seite muss man daher auch den Monte Rosa betrachten, um einen Begriff von der Grossartigkeit des Berges zu erlangen, und nicht bloss von der Schweizer Seite, wo er weit sanftere Formen aufweist und gegenüber der Kolossalgestalt des Matterhorns nicht zur Geltung gelangt.

Die Ostseite war es daher auch, die zuerst die Aufmerksamkeit der Menschen erregte und der die ersten Ersteigungsversuche des Monte Rosa galten. Noch vor

dem Jahre 1787 unternahm Graf Morozzo einen solchen, der jedoch wie die folgenden noch lange vor Beginn der eigentlichen Schwierigkeiten sein Ende fand. Es bedurfte nahezu des Zeitraumes eines Jahrhunderts, ehe der Alpinismus so weit vorgeschritten war, dass er sich mit Erfolg auch an diese Abstürze wagen durfte. Erst das Jahr 1872 brachte die Lösung dieses ältesten und zugleich grössten Problems unseres Berges. In zweitägiger Arbeit gelang es den englischen Alpenclubisten W. M. und R. Pendelbury sowie Rev. C. Taylor mit drei Führern, dem Schweizer Ferdinand Imseng, dem Italiener Giovanni Oberto und dem Tiroler Gabriel Spechtenhauser, die Dufourspitze von Macugnaga aus zu erreichen, eine Tour, die an Grossartigkeit und sportlicher Bedeutung alle bis dahin vollführten Eistouren übertraf.

Als bald flog die Kunde von dem Gelingen der herrlichen Tour in alle hochalpinen Kreise. Trotzdem verstrichen acht Jahre, bis sie wiederholt wurde, und bis auf den heutigen Tag wurde sie nur in spärlicher Anzahl vollführt. Das hat aber seinen guten Grund. Denn derjenige, der an die Eroberung der Ostwand herantritt, muss sich darüber klar werden, dass es sich nicht nur um eine sehr lange und anstrengende, stellenweise auch sehr schwierige Unternehmung handelt, sondern dass hier überdies ein Gegner mitspielt, dem gegenüber der Tüchtigste wie der Schwächste, der Erfahrene wie der Neuling gleich hilflos sind, dem gegenüber nur ein Mittel verfängt, ihm unter allen Umständen auszuweichen: er muss mit der eminenten Lawinengefahr rechnen, von der der mittlere Teil der Wand bedroht ist und für welche die nachfolgenden Besteigungen einen ebenso unanfechtbaren wie traurigen Beweis liefern sollten.

Schon die erste und die zweite Partie — Dr. R. v. Lendenfeld mit C. Imseng, Jos. Knubel und einem Träger, im August 1880 — hatten Gelegenheit gehabt, die objektive Gefährlichkeit der Wand konstatieren zu können, ohne jedoch selbst einen ernstlichen Schaden zu erleiden. Die dritte Partie, Signore Damiano Marinelli mit den Führern Ferdinand Imseng und Bat. Pedranzini, sowie dem Träger Corsi im Jahre 1881, verunglückte — ein Opfer der Lawine und der eigenen Unvorsichtigkeit. Statt wie die früheren Partien auf dem vollkommen lawinensicheren Baue des Jägerrückens zu nächtigen, trachteten Marinelli und seine Gefährten noch am ersten Tage höher in die Wand vorzudringen, ohne zu bedenken, dass sie dadurch die Lawinengefahr, die sie am folgenden Tage vermeiden wollten, ohne jede Nötigung im erhöhten Masse am Vortage herbeiführten. Vom Jägerrücken weg muss man nämlich jene breite Schlucht überqueren, welche, eine Lawinensstrasse ersten Ranges bildend, südlich von ihm das Gewände zerteilt. Die Gwächten, die von der Grathöhe herniederbrechen, die Seracs, die von den Hängegletschern herabstürzen, die Steine, deren eisigen Kitt die Sonne löst, endlich die Neuschneemassen, die auf der glatten Unterlage zu gleiten beginnen, sie alle finden hier ihre Bahn, auf der sie, zur Lawine geballt, unwiderstehlich zur Tiefe eilen. Unvermeidlich muss der Ostwandstürmer diese Stelle betreten und nie kann er sagen, dass er es mit absoluter Sicherheit thue. Wohl aber kann man wenigstens mit grosser Wahrscheinlichkeit auf die Lawinensicherheit der Rinne rechnen, wenn man sie in kalten Nächten zwischen Mitternacht und Morgen überschreitet. Sie dagegen, wie Marinelli, an einem Augustnachmittage zu betreten, also zu einer Zeit, wo alle lawinenbildenden Kräfte in vollster Thätigkeit sind, muss als höchst unüberlegt bezeichnet werden.

Marinellis Partie wurde denn auch von einer furchtbaren, 50 m breiten Eislawine überfallen und zur Tiefe gerissen. Einzig der Träger, der die Rinne noch nicht betreten hatte, entging dem Verhängnis, um die Kunde von der Katastrophe zu Thal zu bringen. Seitdem führt die berühmte Rinne den Namen Canale Marinelli und auch das Schutzhaus, das die Section Mailand des Club Alpino Italiano

im Jahre 1886 in einer Höhe von ca. 3100 m in den Felsen des Jägerrückens erbaut, wurde nach dem unglücklichen Alpinisten benannt. Der Felshang aber, der jenseits des Canale Marinelli aus dem Eise ragt und den der Leiter der Partie, Ferdinand Imseng, als Schlafplatz benützen wollte, heisst seither Imsengrücken.

Die nächste Bezwingung der Ostwand glückte im Jahre 1883 Herrn Professor Dr. Karl Schulz aus Leipzig, der mit den bekannten Schweizer Führern Alexander Burgener und Clemens Perren bei ausserordentlich günstigen Schneeverhältnissen in der ungeahnt kurzen und nicht wieder erreichten Zeit von 8 $\frac{1}{2}$ Stunden vom Jägerrücken weg die höchste Spitze erreichte. Im folgenden Jahre gelang sodann in den Tagen vom 12.—14. August der Meisterschaft der damaligen Führerlosen, den Herren Ludwig Purtscheller, Emil und Otto Zsigmondy, die erste führerlose Überschreitung des Monte Rosa. Wie die erste Ersteigung dieses Berges von Macugnaga aus in der Geschichte des Alpinismus überhaupt, so bedeutet diese Tour in der Entwicklung des führerlosen Gehens einen ragenden Markstein.

Seitdem wurde die Tour ab und zu wiederholt und bis auf uns stets wieder mit Führern. Die Berichte, welche darüber veröffentlicht wurden, enthalten beinahe alle die ernste Mahnung, ihrer bedeutenden objektiven Gefahren nicht zu vergessen, sie spiegeln aber auch samt und sonders den tiefen Eindruck wieder, den ihre ungewöhnliche Erhabenheit auf jeden Alpinisten ausgeübt. Und in der That, wenn ein so begeisterter Naturfreund und ein dabei doch so nüchterner Beurteiler wie Dr. Emil Zsigmondy schreibt,¹⁾ diese Tour sei von aussergewöhnlicher Grossartigkeit, und wenn ein so viel gereister Alpinist wie Dr. Julius Kugy erklärt,²⁾ diese Tour sei das Gewaltigste, was ihm ein gütiges Geschick in den Bergen beschieden habe, so muss man daraus wohl folgern, das es sich um ein Unternehmen handelt, dem selbst die majestätischen Westalpen nur wenig an die Seite zu stellen haben. Seitdem ich das Studium der alpinen Litteratur betreibe, erschien mir denn auch die Überschreitung des Monte Rosa von Macugnaga nach Zermatt als das Ideal einer Bergfahrt; als ein Ideal ob ihrer Grossartigkeit, als ein Ideal aber auch deswegen, weil ich sie als etwas meinen Kräften nicht Erreichbares betrachtete. Nicht anders waren meine Gedanken, als ich im Jahre 1894 zum ersten Male in die Walliser Berge zog und dabei Gelegenheit hatte, mit eigenen Augen den Riesenbau der Ostwand zu bewundern. Erst die grossen Eistouren, die ich so glücklich war, in den Jahren 1898 und 1899 in der Venediger-, Ortler- und Berninagruppe zu vollführen, bewirkten einen Umschwung in meiner Anschauung und sobald es im Jahre 1900 feststand, dass ich nach Zermatt gehen würde, stand auch schon die Monte Rosa-Überschreitung auf meinem Programm. Ich konnte mich hierzu um so eher entschliessen, als ich wieder Herrn Dr. Franz Hörtnagl-Innsbruck als Gefährten gewonnen hatte, von dem ich wohl ohne die leiseste Schmeichelei behaupten darf, dass er es namentlich im Eise an Erfahrung und Tüchtigkeit mit jedem erstklassigen Führer aufnehmen kann. Er war mit meinem Vorschlage einverstanden und als wir die geplanten Ersteigungen in der näheren Umgebung Zermatts vollführt hatten, machten wir uns an unseren Lieblingsplan.

Zu diesem Zwecke trafen wir am 7. August 1900 über die Cima di Jazzi und das Neue Weissthor in Macugnaga ein. Der Witterungsumschlag, der an jenem Tage fast in den gesamten Westalpen sich vollzog, schien uns beinahe statt der stolzen Monte Rosa-Überschreitung einen regentriefenden Rückzug über den verachteten Monte Moro-Pass in Aussicht zu stellen. Zum Glücke dauerte er nicht lange und schon am nächsten Morgen durchbrach wiederum die Sonne in sieghafter Kraft das Gewölk. An sofortigen Aufbruch war freilich nicht zu denken.

¹⁾ Gefahren der Alpen, 1. Kapitel.

²⁾ Ö. A.-Z., 10. Mai 1900, S. 115.

Denn mit blendendem Weiss verhüllte der Neuschnee die sonst blauschimmernden Seracs der Hängegletscher, wie mit Staubzucker überschüttet zeigten sich die sonst so dunklen Felsen des Gipfelkammes. Da gab es nichts als in Geduld zuwarten und so schoben wir denn einen unbeabsichtigten Rasttag ein, der uns übrigens nach den Strapazen der letzten Woche ganz gut zu statten kam. Als die Sonne zur Rüste ging, zeigte es sich, dass sie mit Erfolg ihres Amtes gewaltet hatte und der Neuschnee bereits zum grössten Teile wieder aus der Wand verschwunden war.

Am Morgen des 9. August verliessen wir, begleitet von den Segenswünschen unserer aufmerksamen und besorgten Wirtsleute, das Hotel Monte Rosa, um zur Capanna Marinelli emporzusteigen. Das Anstrengendste unseres heutigen Marsches war jedenfalls unser Gepäck, das bei dem Umstande, dass wir ausser der gewöhnlichen Ausrüstung für Hochtouren auch Proviant für drei Tage und das Holz für die Hütte mittragen mussten, ein gehöriges Gewicht erreichte. Eine halbe Stunde leitet uns der Pfad eben im grünen Thalboden dahin, dann beginnt er auch schon langsam emporzusteigen. Die Ostseite des Monte Rosa-Stockes weist hier, ziemlich tief unten, eine Unterbrechung ihres Absturzes auf, indem in sie eine Terrasse eingelagert ist, auf welcher der Macugnagagletscher seine Eisströme sammelt, bevor er sie, einem Wasserfalle gleich, in die oberste Thalstufe herniederstürzen lässt. Zur Linken des Gletschers steigen wir empor; bald lassen wir rechts unter uns das mächtige Gletscherthor zurück, dem die junge Anza entströmt und in zwei Stunden erreichen wir das Belvedere, den beliebtesten Ausflugsort der Sommergäste Macugnagas. Fünf Minuten oberhalb dieses Punktes betritt man die rechte Seitenmoräne des Macugnaga-Gletschers und hat nun den gewaltigen Absturz der Ostwand unmittelbar vor sich. Hier halten wir Rast und mit Hilfe der Karte und der gesammelten Litteratur stellen wir in grossen Zügen unseren weiteren Weg fest.

Um ihren übersteilen Aufbau zu stützen, treten aus der mächtigen Eiswand mehrere Felspfeiler hervor, die teils bis zu den Moränen an ihrem Fusse herabstreichen, teils noch vor Erreichung derselben sich wieder unter dem Eismantel bergen. Einer der grössten, der als die natürliche Fortsetzung der Felsenburg des Nordendes erscheint und bis zum Macugnaga-Gletscher herniederreicht, ist der Jägerücken. Er trägt die Capanna Marinelli, unser heutiges Ziel. Um zu ihm zu gelangen, müssen wir den Macugnaga-Gletscher quer überschreiten, sodann den Moränen seines linken (westlichen) Ufers folgen, bis dieselben unter dem Eise des seitlichen Gletscherzuzflusses verschwinden, der nördlich vom Jägerrücken durch die Wand herniederzieht. Durch dessen Überquerung erreichen wir diesen selbst. Deutlich sehen wir weiter das den Jägerrücken südlich flankierende Marinellicouloir und jenseits desselben den Imsengrücken. Von dort an, wo dessen oberes Ende unter dem Firn verläuft, lässt sich infolge der zunehmenden Steilheit und Zerrissenheit der Eiswand der weitere Weg nicht mehr genau überblicken. Von da ab heisst es eben, sowie die Verhältnisse es jedesmal erlauben, mit einer geringen Abweichung nach links, aufwärts gegen den Bergschrund vordringen, nach dessen Überwindung man nach rechts hin die Steilwände des Grenzgipfels erreichen muss, in denen sich die letzte Phase der Ersteigung abspielt.

Wir machen uns daher zunächst daran, das linke Ufer des Macugnaga-Gletschers zu gewinnen. Die Steintrümmer, die denselben hier bedecken und ihn ähnlicher einem Geröllfelde als einem Gletscher erscheinen lassen, bilden die zwar unschöne, aber gut gangbare Brücke, die uns dahin führt. Auf dem linken Ufer folgen wir dann stundenlang, wenig steigend, dem holperigen, ermüdenden Pfade der Moränen. Dort, wo die letzte, schon ganz begrünzte Moräne an den Scheidekamm stösst, der den Fillergletscher von dem nächsten südlichen Hängegletscher trennt, betreten wir den letzteren und steuern über dessen apere, gut gangbare Fläche den Felsen

des Jägerrückens zu, der sich nun unmittelbar vor uns erhebt. Das Klettern in seiner Nordflanke ist ziemlich unschwierig und nur dort, wo wir von ihr auf seinen Rücken übergehen, bieten sich einige schwerere Stellen. Der Rücken selbst ist wieder ziemlich leicht zu begehen und nur ab und zu müssen die Hände zufassen.

In stetem Steigen dringen wir vorwärts in die eindrucksvolle Landschaft, immer höher empor in die mächtige Wand. Nun taucht zu unserer Linken ein zweiter, jedoch weit weniger aus dem Eise herausragender Rücken auf, es ist der Imsengrücken, und mit einem Gemisch von Neugierde und Grauen blicken wir in den finsternen Schlund hinab, der zwischen uns und ihm die Wand durchreißt, in den Canale Marinelli. In lautloser Ruhe liegt er vor uns, beinahe friedlich anzusehen, wie wenn er niemals Menschenopfer gefordert hätte. Verstummt ist heute sein Lawinendonner, die Nebel, welche die Höhen umziehen, haben ihn frühzeitig zum Schweigen gebracht. Nur einmal mahnt ein riesiger Felsblock, der polternd durch die Rinne herabfährt, an das Trügerische dieser Ruhe.

Jetzt erspät mein scharfzügiger Gefährte auch die Capanna, die nicht mehr weit ober uns sich an die Felsen schmiegt und die wir um 4 Uhr erreichen. Sie gleicht in allem den gewöhnlichen Hütten der Westalpen, nur ist sie womöglich noch primitiver eingerichtet als ihre Schwestern. Geschirr war nur das allernötigste vorhanden, Decken fanden wir, entgegen unserer Erwartung, gar keine und auch das Stroh auf der Pritsche war so dürftig, dass es für zwei Personen kaum die nötigste Unterlage darbot. Dazu kam noch, dass eine der Fensterscheiben eingeschlagen war und trotz unseres Bestrebens, die Öffnung mit allerlei Sachen zu verstopfen, sich nicht genügend gegen aussen verschliessen liess. — Nach Verrichtung der notwendigsten Hüttenarbeiten begaben wir uns alsbald wieder ins Freie, um noch vor Einbruch der Dämmerung den besten Zugang zum Canale Marinelli zu finden, womöglich heute noch die Stelle auszuforschen, wo wir ihn bei stiller Nacht überlisten wollten. Es gelang uns auch, einen Durchstieg durch die Felsen zu finden, den wir selbst in der Dunkelheit ungefährlich einschlagen konnten und auf dem wir die Rinne an ihrer schmalsten, dabei etwas weniger geneigten und daher zum Überschreiten geeignetsten Stelle erreichten. Ca. 40 m beträgt hier die Entfernung der beiden Felsufer, einige Meter von jeder Seite weg reicht der Firn und dann ist etwa 25—30 m breit und 5—6 m tief die eigentliche Lawinnenrinne eingerissen. Gespannt betrachten wir die glattgefegte Eiskehle, die noch immer in lautloser Stille vor uns liegt.

Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu, als ich wiederum vor die Hütte trat, um noch einmal das prachtvolle Bild ihrer Umgebung zu schauen, ehe die Nacht ihren allverbergenden Mantel darüber breitete. Vergeblich wird man hier nach Lieblichkeit, nach malerischer Schönheit suchen, einzig trotzige Wildheit und unbeugsame Energie sind der Charakter der Landschaft. Wenn ich den Kopf zurückwerfe, um in die Höhe schauen zu können, so steigt der Blick kerzengerade an der mauerähnlichen Wand empor, in deren Mitte sich die Hütte befindet. So steil ist ihr Aufbau, dass alle Einzelheiten in ihr verschwinden, alles auf das äusserste verkürzt erscheint und der Blick beinahe unmittelbar die Felsen des Grenzgipfels trifft, die, obwohl stundenweit entfernt, in nächster Nähe hereinzuhängen scheinen. Wenn ich dann den Blick herniedersenke, so fällt er viele 100 m tief auf den Macugnaga-Gletscher, der wie ein breites, silbernes Band die ganze Wand umgürtet. Der Eindruck wilder Unnahbarkeit wird noch erhöht durch die wogenden Nebel- und Wolkenbänke, die träge an der Monte Rosa-Wand dahinkriechen, bald mir jede Aussicht benehmend, dann wieder zerreißend und dem Auge freie Bahn gebend. Ergreifend wirkt der Anblick auf das Gemüt, der Geist zeigt sich ernstesten Gedanken zugänglich. Das wechselvolle Spiel, das Sonne und Wind hier oben mit den

Nebelschwaden treiben, unwillkürlich gemahnt es mich an das Leben und Treiben in jener Welt, die zu meinen Füßen sich ausbreitet. Was ist auch das Leben eines Menschen mit seinem Denken und Trachten, mit seinem heißen Sehnen und Fühlen, was ist das Geschick ganzer Völker in dem Entwicklungsgange des Weltalls! Nicht mehr Bedeutung haben sie für dasselbe, wie die Wolke da unter mir und wie sie jetzt in nichts zerfließt, so schwinden auch jene aus der Welt, unwiderbringlich und unbeweint, eine Eintagsfliege wie diese.

Versunken war die Sonne, in zauberhafter Pracht mit Mondenschein und Sternenschein stieg die Nacht auf. Längst ruhen drinnen in der Hütte die beiden Wanderer, vergeblich des erquickenden Schlummers harrend. Das harte Holz der Pritsche und die Kühle der Nacht, die sich bald bemerkbar macht, lassen uns ihn lange nicht finden. Endlich verkünden die tiefen Atemzüge meines Freundes, dass er glücklich gelandet im Lande der Träume. Bei mir dauert es noch eine geraume Weile, bis sich wenigstens ein Halbschlummer meiner Sinne bemächtigt. Bevor sich derselbe jedoch noch zu wirklichem Schlafe verdichtet, werde ich durch ein seltsames Geräusch wieder erweckt, das hoch oben in der Luft zu entstehen beginnt. Wie fernes Donnerrollen klingt es anfangs, rasch jedoch an Stärke zunehmend und der Hütte sich nähernd. Auf fahre ich von meinem Lager und schon ist auch mein Freund erwacht. Ohne ein Wort zu wechseln, horchen wir hinaus in die Finsternis, dem nächtlichen Graus entgegen. Und jetzt kommt es gegen uns herangebraust. Nicht mehr wie Donnerrollen klingt es, ein infernalisches Gebrüll erschüttert die Luft: in allen Fugen ächzt die kleine Hütte, in seinen Grundfesten erbebt der ganze Berg: in unermesslicher Wucht, brüllend und brausend, prasselnd und brandend rast die Lawine zu Thal.

Lautlos lauschen wir der furchtbaren Stimme des Hochgebirges. Nicht als ob uns für den Augenblick gebangt hätte — die Hütte steht ja auf vollkommen lawinensicherem Boden —, was uns aber mit ernster Sorge erfüllte, war der Umstand, dass jetzt noch, Stunden nach Sonnenuntergang, wo ja auch die Kräfte der Berge zu schlummern pflegen, die Lawine niedergegangen war, und natürlich dort niedergegangen war, wo wir in kürzester Zeit unseren Fuss hinsetzen wollten: im Canale Marinelli. Doch was nützt es, düsteren Betrachtungen nachzuhängen, die an der Thatsache nichts ändern. Besser ist es, die kurze Spanne Zeit, die uns noch übrig bleibt, auszunützen zum kräftesammelnden Schlaf.

1 Uhr war es nach unseren Uhren, $\frac{1}{2}$ 1 Uhr nach der Ortszeit, als unsere beiden Taschenwecker abzulaufen begannen. Mit einem Satze war Hörtnagl von der Pritsche herunter und draussen im Freien, während ich aus dem tiefen Schlummer gerüttelt, mir erst den Schlaf aus den Augen reiben musste. Gleich darauf kam mein Gefährte zurück und verkündete mir mit verdriesslicher Miene, dass das Wetter gegen gestern nicht besser geworden sei. Als nun auch ich vor die Hütenthüre trat, empfing mich richtig dichter Nebel. Es dauerte jedoch nicht lange, so zerriss derselbe und gab auf einige Momente dem Blicke Freiheit. Gespensterhaft ragte in unserem Rücken der Gipfelkamm des Monte Rosa in den Himmel, von des Mondes voller Scheibe mit silbernem Lichte übergossen. Gleich darauf schloss sich wieder der Nebel, das schöne Bild verhüllend. Als wir einige Minuten später wieder vor die Thüre traten, ganz das gleiche Bild. Es ist klar, dass die Nebel nur im mittleren Teile der Wand hängen, dagegen in der Höhe schönes Wetter herrscht. Weniger sicher aber ist es, ob es so bleiben wird. Darüber aber müssen wir in Balde Gewissheit haben. Unsere Tour bei sich verschlechterndem Wetter fortzusetzen, wäre Wahnsinn gewesen. Sobald wir das Marinelli-Couloir im Rücken hatten, konnte es nur eine Lösung geben: durch und hinauf um jeden Preis. Hier giebt es kaum ein Zurück und wer gezwungen ist, die Tour abzubrechen und hoch

oben in der Wand umzukehren, ist beim Rückwege stundenlang schutz- und wehrlos ihren furchtbaren Steinschlägen und Lawinenfällen preisgegeben. So rangen denn in unserer Brust zwei Triebe mächtig miteinander. Die Vorsicht, die uns riet, die heiss ersehnte Tour aufzugeben und lieber sicher, wenn auch auf tagelangen Umwegen, nach Zermatt zurückzukehren, und der kühne Wagemut, der die Vorsicht Feigheit nannte und uns die Besserung des Wetters und damit auch das Gelingen der Tour in sichere Aussicht stellte. Immer mächtiger wurde sein Drängen, immer unwiderstehlicher zog es uns hinauf und hinan zur lichten Höhe. Und als sich nach einigen bangen Viertelstunden das Wetter endlich zu bessern schien, da war der Sieg des Wagemutes entschieden: Wohlan denn, wir haben's gewagt!

Um 1 Uhr 55 Min. nach unserer Zeit verliessen wir nach kräftigem Frühstück die Hütte. Die erste hocheufreuliche Wahrnehmung, die wir machten, war die, dass das Wetter nun nicht nur besser zu werden schien, sondern zweifellos schon geworden war. Weniger erbaut waren wir über unsere zweite Wahrnehmung, dass nämlich der Mond, in dem wir einen sicheren Bundesgenossen für unseren Plan zu finden gehofft hatten, bereits hinter die riesenhafte Ostwand getreten war, die nun im Schatten lag. So steil ist eben ihr Aufbau, dass Sonne und Mond, kaum dass sie den Zenith überschritten haben, für denjenigen, der in der Wand sich befindet, auch schon durch diese gedeckt werden. Immerhin war es in Folge des klaren Himmels hell genug, um ohne Laterne gehen zu können, was namentlich beim Klettern und Stufenschlagen ein unbedingtes Erfordernis für ein rasches Fortkommen war. Kühl wehte uns die Nachtluft entgegen und dort, wo bei Tag das schmelzende Wasser herunterrieselte, waren die Felsen von glitzerndem Eise überzogen. Eine gute Vorbedeutung! Denn bis Sonnenaufgang wurde es erfahrungsgemäss noch bedeutend frischer und je kälter der Morgen, desto länger hielt er die Lawinen in seinen frostigen Banden gefangen.

In 20 Minuten erreichten wir den Canale Marinelli, wo ich die Steigeisen anschnallte, die Hörtnagl schon in der Hütte genommen hatte. Dann legten wir das Seil an, das uns von da ab durch viele, viele Stunden verbunden halten sollte. So gerüstet verlassen wir die sicheren Felsen des Jägerrückens und beginnen jenen Gang, der der ernsteste der ganzen Tour war und wohl einer der ernstesten meines ganzen Lebens gewesen ist: Wir betreten den Canale Marinelli.

Mit wenigen Schritten tragen uns die Eisen über den steilen, aber festen Firn und nun stehen wir am Rande der eigentlichen Lawinenrinne. Hörtnagl, der unübertreffliche Eisgänger, geht voran. Das Hineinkommen in das Couloir und das Herauskommen aus demselben gestaltete sich sehr schwierig. In elliptischem Durchschnitte wölbt es sich nach innen und um den dadurch gebildeten Ueberhang herumzukommen, müssen nicht nur Stufen für die Füße, sondern auch Griffe für die Hände aus dem spröden Eise herausgemeisselt werden. In kurzer Zeit überwand Hörtnagl diese Stelle und stand im Innern des Couloirs. Unverweilt geht es weiter. Fieberhaft arbeitet sein Pickel und unter seinen wuchtigen Schlägen wächst Stufe auf Stufe aus dem Eise, gewinnt er Schritt für Schritt an Boden. Ich warte unterdessen am Rande der Eisschlucht, treibe den Pickelstiel so tief ich es vermag in den harten Schnee und schlinge das Seil darum, meinen Freund damit versichernd. Nicht als ob ich ein Ausgleiten des eisgewohnten Gefährten befürchtete, wohl aber bin ich darauf bedacht, ihm bei hereinbrechender Gefahr einen beschleunigten Rückzug zu ermöglichen. Auf das äusserste gespannt, lausche ich daher auch in die dunkle Nacht hinaus, um beim geringsten verdächtigen Geräusch ihn zu warnen. Doch nichts regt sich um uns her, in feierlicher Stille liegt der ganze Berg und nur der Pickelschläge scharfer Klang durchbricht das geheimnisvolle Schweigen. Empfindliche Kälte herrscht rings herum und

während dem Freunde die harte Arbeit den Schweiss aus den Poren treibt, schüttelt mir in meiner Unthätigkeit der Frost die Glieder. Froh bin ich daher, als endlich das Seil abgelaufen ist und auch ich mich in Bewegung setzen kann. Einen Augenblick muss mein Freund innehalten, bis ich mich um den schwierigen Couloirrand rund herum gedrückt habe; stichdunkel ist es hier und nur mit Mühe erstaste ich die Griffe für die Finger; sobald ich diese habe, bin ich auch bald im Couloir. Nun sind wir beide in der Mausefalle. Wenn jetzt eine Lawine kam! Doch fort mit solchen Gedanken, die nur geeignet sind, die Thatkraft zu lähmen und die Sicherheit des Fortschreitens zu beeinträchtigen. Frisch auf! den Pickel gehoben und mit kräftigen Schlägen die Stufen nachgebessert, die mein Gefährte, so klein als nur überhaupt erlaubt ist, geschlagen hat. Das hilft besser als alles andere, das so nötige kalte Blut zu bewahren. Nur wenige Minuten dauert es ja mehr, bis Hörtnagl den jenseitigen Rand der Lawinenrinne erreicht und überwunden hat und weitere 2 3 Minuten, bis auch ich, nunmehr gesichert durch meinen Gefährten, in Eilschritten die Rinne durchschritten habe und aufatmend zu ihm hinaustrete auf den Imseng-Rücken. Längst ist in der Erregung des Augenblickes jedweder Zweifel an dem Gelingen unserer Tour aus unseren Herzen gewichen, fester denn je glauben wir an ihre Vollendung. Wohl werden wir uns noch stundenlange auf gefährdetem Boden bewegen, doch so nahe an den Rand des Verderbens wird uns keine zweite Stelle mehr bringen.

Der Imsengrücken, den wir jetzt betreten, ist keine geschlossene Masse wie der Jägerrücken; vielfach ist er von Firnzungen unterbrochen, die sich in seinen felsigen Bau eingefressen haben. Wo es geht, wählen wir diese zu unserem Fortkommen. Denn dank der Eisen ermöglichen sie uns ein rasches Vordringen, umsomehr, als uns hier die auch im Dunkel der Nacht nicht ganz versagende Schneehelle zu statten kommt. Nur ab und zu müssen wir die vermorschten Felsen und Gesteinstrümmer betreten, um von einem Firnstreifen auf den nächsten überzugehen, doch auch dann finden wir nirgends ein Hindernis. Wir steigen so rasch wir können empor. Höher klopfen alsbald die Pulse, in eilender Hast fliegt der Atem und trotz der zunehmenden Kälte geraten wir tüchtig in Schweiss. Wohl wissen wir beide, dass solch ein Vorgehen am Anfange einer Tour eigentlich nicht zu billigen ist, dass die grosse Anstrengung an ihrem Beginne durch eine grössere Ermüdung an ihrem Ende sich rächen muss. Und doch erhebt keiner von uns einen Einspruch gegen das rasche Tempo, wie um die Wette eilen wir vorwärts. Denn mehr als jede andere Rücksicht, mehr selbst als das Streben nach möglichster Erhaltung unserer Kräfte, treibt uns die Notwendigkeit vorwärts, bis Sonnenaufgang die lawinengefährliche Strecke, soweit es möglich ist, hinter uns zu bringen.

Bald sinken rechts die höchsten Ausläufer des Jägerrückens in die Tiefe, in beträchtlicher Höhe führen dagegen unsere Felsen noch in die Wände hinauf, bis auch sie unter dem Firn verschwinden. Nichts erblicken wir um uns wie lichten Schnee und über uns den dunklen Himmel. Wir wandeln wahrhaftig in »Nacht und Eis«. Doch nicht lange mehr währt die Finsternis, schon beginnt es im Osten sich zu erhellen und die Dunkelheit der starren Nacht weicht dem Zwielflicht des jämmernden Morgens. Leidlich hell ist es bereits, als wir den wildzerborstenen Gletscherbruch erreichen, der den Firnhang drohend beherrscht, auf dem wir bisher emporgestiegen waren und durch den mitten hindurch unser weiterer Weg führt. Nun bekommt der Pickel, der seit dem Verlassen des Marinellcouloirs nichts mehr zu thun hatte, neue Arbeit. Klüfte müssen umgangen, durchschritten oder auf Eisbrücken übersetzt, Seracs sorgfältig vermieden oder überstiegen werden. Bald befinden wir uns im Innern eines Schlundes, umklammert von sturzbereiten Eistürmen, bald wieder balancieren wir hoch oben auf der Schneide eines Seracs,

allseits von Abgründen umstarrt. Nahezu Schritt für Schritt muss auf diesem ebenso heiklen wie spannenden Wege mit des Pickels Haue erkämpft werden, über eine halbe Stunde dauert es, bis wir den Gletscherbruch nach links überwunden haben.

Sofort wechselt die Scenerie. Wieder treten wir hinaus in die freie Wand, die sich aber hier von der Strecke unterhalb des Gletscherbruches nicht zu ihrem Vortheile unterscheidet. Vor allem türmt sie sich weit steiler als die bisher zurückgelegten Stellen vor uns auf und, abgesehen davon, zeigt sie sich noch in ganz merkwürdiger Weise gestaltet. Wie von einer riesenhaften Egge scheint sie dem verblüfften Blicke zerpflegt zu sein, ungezählte Furchen ziehen parallel in vertikaler Richtung durch sie herab. Jede dieser Furchen ist 2—3 m tief und mehrere Meter breit und von ihren Nachbarinnen durch einen schmalen Firnrücken getrennt. Es ist kein Zweifel möglich, der erste Blick zeigt dem kundigen Auge: Wir betreten einen Lawinenstrich ersten Ranges. Wie mögen sie hier vor zwei Tagen, nach dem grossen Neuschneefalle, gewüthet haben; all der massenhafte Neuschnee, den wir von Macugnaga aus in der Frühe in den Gipfelseln und in der oberen Wandpartien gesehen hatten und der abends verschwunden war, musste hier herunter, und während heute lautlose Stille uns umgiebt, verging vorgestern sicher keine Minute, in der nicht in der einen oder anderen dieser Rinnen eine Lawine donnernd herniederging. Unter ihrem gewaltigen Drucke ist kein Sträubchen weichen Schnees zurückgeblieben, beinhart ist er in den Rinnen zusammengepresst, fest, wie aus Eis gefügt, sind auch die trennenden Firnkämme. Auch bei geringerer Neigung hätten die Eisen allein hier nicht genügt und es hätte bei der Härte des Schnees wahrlich nicht der stellenweise ganz kolossalen Neigung bedurft, um den Pickel in ununterbrochener Thätigkeit zu halten. Bald in einer der Furchen, bald auf einem der trennenden Rücken geht es aufwärts, mitten hinein in das grossartigste Lawinenrevier, das ich je betreten habe. Wandauf und wandab fliegt der Blick und dann wieder hinaus ins Freie, hinüber zu den zahllosen Bergeshauptern, die dem erwachenden Morgen entsteigen. Wenn wir ob der grossen Steilheit und der anstrengenden Arbeit einige Sekunden inne halten, um die tiefatmenden Lungen etwas ausruhen zu lassen, dann blicken wir den Schneeschollen nach, die der Pickel losgelöst und die in tollem Wettlaufe über die Wand hinunterspringen. Und dieser Wand entlang fällt der Blick wohl 2000 m tief hinab bis auf den Macugnaga-Gletscher, dessen weitgährende Spalten von hier aus wie zartes, kaum wahrnehmbares Geäder erscheinen. Wahrlich nervenerregend, aber auch nervenstärkend ist dieser Tiefblick! Mit ihm wetteifert noch ein zweites Bild, der Anblick des werdenden Tages. Längst ist im Osten die Morgenröte aufgezogen, ihren Feuerschein über den wolkenlosen Himmel werfend. Immer heller und stärker wird ihr Brennen, immer lebhafter und feuriger ihr Licht. Jetzt umfließt goldroter Schein den Gipfelkamm des Monte Rosa und an seinem Riesenleibe hernieder fluten langsam die Lichtwellen.

Wie auf Kommando halten wir still, minutenlang das herrlichste Schauspiel bewundernd. Jetzt erreicht dasselbe seinen Höhepunkt; denn nun entsteigt dem flammenumwobenen Horizont mit zuckenden Strahlen die Sonne.

»Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag,
Die unbeschreiblich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.«

Auch uns durchdringen belebend ihre Strahlen und neue Kraft erfüllt uns bei ihrem Anblick, den grossartigen Weg zur Spitze fortzusetzen. Nur noch eine kurze Strecke bewegen wir uns im Lawinengebiet, dann wird die Neigung plötzlich geringer, wir schwenken links ab und gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr stehen wir auf einem kleinen

terrassenartigen Platze, der hier, nicht mehr weit unter dem Bergschrunde, in der Wand sich befindet. Damit sind wir endgültig der Macht der Lawinen entschlüpft.

Bis hierher hatten wir von der Hütte $3\frac{1}{2}$ Stunden gebraucht. Conway, der bekanntlich überall die kürzesten ihm bekannten Zeiten anführt, rechnet bis hierher vier Stunden. Zur Überschreitung des Canale Marinelli berechnet er für den ersten, der die Stufen schlägt, $\frac{1}{2}$ Stunde, für jeden folgenden zehn Minuten. Wir hatten zusammen hiezu kaum 20 Minuten gebraucht. Den Steigeisen, die uns, wenigstens auf dem Imsengrücken, manche Stufe ersparten, dem Umstande, dass wir, ausser bei der Überschreitung des grossen Couloirs, stets gleichzeitig und im raschesten Tempo gingen, gewiss nicht zum letzten endlich der beidenswerten Schnelligkeit und Ausdauer Hörtnagls im Stufenschlagen, verdankten wir unseren unerwarteten Erfolg. Wir waren denn auch voll froher Hoffnung; wenn das so fortging, dann konnten wir mit Zugrundelegung der Conway'schen Rechnung in drei Stunden auf der Dufourspitze stehen und, ohne es zu wollen, hatten dann wir, die Führerlosen, den $8\frac{1}{2}$ Stunden-Rekord von Schulz glänzend geschlagen. Ich zweifle auch nicht im mindesten, dass es wirklich so gekommen wäre, wenn die Verhältnisse so wie bisher günstige geblieben wären. Allein es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen und viele Stunden sollten noch vergehen, ehe wir dem Könige der Penninischen Alpen den Fuss auf das Haupt setzen konnten.

Ohne uns auf der Terrasse eine Rast zu gönnen, nahmen wir sofort den Hang ober ihr in Angriff. Schon die ersten Schritte überzeugten uns, dass die Beschaffenheit des Schnees sich gründlich geändert hatte. Während im Lawinenterrain aller Schnee in die Tiefe gefegt worden war, war er hier auf dem weniger geneigten Gehänge liegen geblieben und bald brachen wir bis zu den halben Waden und dann bis über die Kniee in denselben ein. Wir teilten uns ehrlich in die unerfreuliche Arbeit des Schneetretens, die nahezu eine Stunde bis zur Erreichung des Bergschrundes dauerte. Dieser legt sich hoch oben quer über die ganze Ostwand, wie ein Ring die eigentliche Eiswand von dem Felsenbau des Gipfelkammes trennend. Es ist nicht eine einzige Kluft, die sich uns da zeigt, sondern ein ganzes System von Klüften, ein förmlicher Eisbruch, durch dessen verworfene Trümmer wir uns den Durchstieg bahnen müssen. Natürlich trat hier wieder blankes Eis auf, das uns nicht minder aufhielt, als der eben bewältigte weiche Schnee. Waren es dort die Beine, die besonders angestrengt wurden, so hatten hier die pickelschwingenden Arme den Hauptanteil der Arbeitsleistung zu vollführen. Eine halbe Stunde dauerte es, bis wir uns durch dieses Spaltengewirr durchgewunden und -gehackt und den obersten Rand erreicht hatten. Im selben Augenblicke erblickten wir in greifbarer Nähe die Felsen des Grenzgipfels. Doch zwischen uns und ihnen erblitzte in der Morgensonne Glanz in gleissender Glätte die glasige Eiswand.

Wahrlich, die Ostwand war trefflich gewappnet! Konnte sie auch unseren endlichen Sieg nicht mehr hindern, so liess sie uns denselben doch sehr hart erkämpfen. Wiederum beginnen die Pickel ihr hartes Lied zu singen, wiederum kommen wir nur schrittweise vorwärts. Schief nach rechts aufwärts geht jetzt unsere Bahn, unermüdlich arbeitet Hörtnagl an ihrer Herstellung. Von oben, von der Grathöhe kommen ab und zu Schnee- und Eisbrocken oder kleine Steine herab, welche der Wind vom Mauerrand loslöst und über die Wand herabjagt. Bergen sie auch infolge ihrer Kleinheit keine ernstliche Gefahr, so ist ihre Fallhöhe doch gross genug, um sie empfindlich bemerkbar zu machen, wenn sie uns treffen. Eifrig spähen wir daher nach links zur Gipfelwand hinauf und so oft wir das Herannahen solch' unwillkommenen Grusses von oben bemerken, halten wir uns bereit, ihn mit dem Pickel zu parieren oder ihm durch Seitwärtsbeugung des Körpers auszuweichen. Ab und zu aber schauen wir auch nach rechts hinab in die grauen-

erregende Tiefe, der wir entstiegen. Schon lange hat sich das Auge an diesen Blick gewöhnt, fühllos sind wir geworden gegenüber der Exposition, in der wir uns ununterbrochen bewegen. Nur das zuletzt zurückgelegte Stück unseres Weges bis zur Terrasse ober den Lawinenhängen können wir überblicken; von dort ab stürzt die Wand plötzlich in weit steilerem Gefälle hernieder und über den Terrassenrand hinweg streift daher der Blick ins Bodenlose, ins Leere. So gewinnt man den Eindruck, als ob bei der Terrasse die Wandfläche abgeschnitten wäre und wir samt dem Boden, auf dem wir stehen, in der Luft schweben würden. Volle 1½ Stunden dauert die Eisarbeit, dann endlich um 9 Uhr 15 Min. betreten wir die Felsen. Von der Terrasse bis hierher hatten wir mehr als das doppelte der Zeit gebraucht, auf die wir dort gerechnet hatten.

Auf einem schneefreien, sonnenbeschieneren Plätzchen lassen wir uns zur Rast nieder. Über sieben Stunden Weges liegen hinter uns, sieben Stunden rastloser, harter Arbeit. Nicht länger lässt sich das Gefühl des Hungers unterdrücken, gebieterisch verlangt der ganze Organismus nach einer Rast. Mit einem wahren Löwenhunger plündern wir den Proviantstasche, und blind sind wir während der nächsten halben Stunde für das herrliche Bild, das uns umgiebt, taub für den Lawinendonner, der nun allmählich in den Wänden zu erwachen beginnt.

Drei Viertelstunden gönnten wir uns Ruhe, dann rüsteten wir zum Weiterwege. Die Felsen, die nun ununterbrochen bis zum Grenzgipfel führen, sollen, wenn sie warm und trocken sind, keine besonderen Schwierigkeiten bieten und in 1½—2 Stunden das Erreichen dieser Spitze ermöglichen. Mit dieser Zeit konnten wir heute freilich nicht rechnen. Weit mehr Schnee lag in den Felsen als es von Macugnaga aus geschienen hatte, und vielfach zeigten sich die Platten übereist. So mögen auch Purtscheller und Zsigmondy diese Felsen getroffen haben und jene benötigten zu ihrer Überwindung fünf Stunden. Selbstverständlich behielten wir das Seil bei, dagegen legten wir die Eisen weg, deren Nutzen auf den vereisten Stellen durch ihren Nachteil im aperen Gewände uns mehr als aufgewogen schien. Punkt 10 Uhr legten wir die erste Hand an die Felsenwand.

Schon die ersten Kletterstellen bestätigten mir vollat die Richtigkeit unserer Befürchtung, die Felsen erwiesen sich in dieser Beschaffenheit durchwegs nicht leicht, stellenweise sogar als erheblich schwierig. So viel als möglich kletterten wir der Zeitersparnis wegen gleichzeitig, an einzelnen Stellen liess es sich aber vorsichtsweise nicht vermeiden, einzeln zu gehen. Wo es ging, vermieden wir die eisigen Stellen, um das zeitraubende Stufenschlagen zu ersparen, gänzlich ausweichen liess sich jedoch auch ihnen nicht und dann gab es immer harte Hackarbeit. Dazu musste das Eis noch sehr vorsichtig behandelt werden, damit man nicht, statt eine Stufe aus dem Eise zu gewinnen, die ganze Eisschichte lossprengte und so die glatte Platte zu Tage förderte. In aufregender und aufreibender Arbeit kamen wir immer höher, immer höher wuchs aber auch die Wand über uns in den Himmel. Wir trachteten sobald als möglich nach rechts hin den Grat zu erreichen, der vom Grenzgipfel durch diese Felsen herunterzieht und auf dem wir bessere Verhältnisse zu finden hofften. Schon ganz nahe an ihn herangelangt, machte ich einen energischen Versuch, ihn zu erreichen, der jedoch trotz aller Anstrengung an einem haltlosen Plattenhänge scheiterte. Während ich wieder herunterkletterte, nahm Hörtnagl, um keine Zeit zu verlieren, die alte Richtung gerade aufwärts wieder auf und kam so an die Spitze. Einige senkrechte, verschneite und übereiste Wandstufen gaben neuerdings harte Arbeit; dann aber bot sich endlich die Möglichkeit, den erstrebten Grat zu betreten. Auf ihm ging es bedeutend rascher vorwärts, Sonne und Wind hatten hier mit Eis und Schnee tüchtig aufgeräumt und durchwegs konnten wir nun gleichzeitig klettern. Wohl stellten sich uns noch einzelne

schwierige Stellen entgegen, allein sie liessen sich alle entweder überklettern oder durch Ausweichen in die Gratflanken vermeiden. Allmählich wurde die Kletterei leichter, die Neigung des Gehänges immer geringer und drei Stunden nach Beginn der Kletterarbeit betraten wir den Grenzgipfel.

Laute Rufe begrüssen uns. Sie kommen von der Dufourspitze herüber, die in nächster Nähe vor uns als kühner Felsturm aufragt, und rühren von Bekannten aus Wien und Graz, die den Gipfel über seinen Südgrat erstiegen hatten und, um unser Vorhaben wissend, uns als erste zu seinem Gelingen beglückwünschen.

Einen Blick noch werfen wir hinab auf die ungeheure Wand, die uns gestern und heute beschäftigt. Wir können sie nicht mehr in ihrer ganzen Mächtigkeit übersehen, die Wolkenbank, die, den Gefilden Italiens entstammend, sich in ihren Hängen eingenistet, hindert uns daran. Dann geht es ohne Aufenthalt weiter. Der Zackengrat, der die schwindelnde Brücke über die tiefe Scharte bildet, welche zwischen uns und dem höchsten Gipfel gähnt, ist leichter zu begehen, als es auf den ersten Blick scheint. In 20 Minuten leiten uns seine festen, schneefreien Felsen auf die zweithöchste Spitze Europas, 4638 m über dem Meere. Es ist 1 Uhr 15 Min.!

Fast programmässig waren wir eingetroffen. Auf eine elf- bis zwölfstündige Arbeit hatten wir uns im Thale gefasst gemacht, 11 Stunden 20 Min. hatte sie gedauert. Schon haben unsere Freunde die wolkenbeherrschende Stätte verlassen und allein geben wir uns dem Eindrucke der hehren Rundschau hin. War auch die Aussicht lange nicht mehr ungetrübt, so gab es ja doch noch genug zu sehen und insbesondere die herrlichen Berggestalten des Zermatter Gipfelkranzes ragten noch in wolkenreiner Glorie gegen Himmel.

Eine dreiviertelstündige Rast genügte, um den müden Gliedern die alte Spannkraft zu verleihen. Um 2 Uhr machten wir uns an den Abstieg nach Zermatt, das noch 3000 m unter uns lag. In drei Viertelstunden erreichten wir über den windumbrausten Westgrat — den einzigen interessanten Teil des gewöhnlichen Weges — den Sattel. Von dort ging es im Eilschritt weiter zum oberen Plattje; die breite Trace, welche die zahlreichen Partien des heutigen Tages hinterlassen hatten, überhob uns jeder Mühe des Wegsuchens und in zwei Stunden langten wir unten an. Hier wurde endlich das Seil eingerollt. Bei der Betempshütte am unteren Plattje holten wir unsere Bekannten ein und mit ihnen vereint wanderten wir nun gemächlich hinüber über den Grenzgletscher, auf dem bequemen Saumwege hinauf zum Sattel zwischen Riffelhorn und Gornergrat und dann wieder in beschleunigtem Tempo hinab nach Zermatt. Um $\frac{3}{4}$ 9 Uhr rückten wir daselbst ein.

Über 18 Stunden waren wir heute unterwegs und die Rasten, die wir gemacht hatten, sie zählten nach Minuten und nach Viertelstunden, dazu kam noch, dass wir schon am Vortage eine kleine Hochtour vollführt hatten, denn der siebenstündige Weg zur Marinellihütte allein ist entschieden schwieriger und anstrengender als der gewöhnliche Monte Rosa-Weg. Die Nacht aber die dazwischen lag, hatte für uns nur vier Stunden gehabt und von diesen vier Stunden haben sowohl Hörtnagl wie ich höchstens zwei Stunden geschlafen. Trotzdem fühlten wir uns, wenn wir auch tüchtig müde waren, doch durchaus nicht übermüdet. Dafür sprach der Appetit, den wir abends entwickelten und der zehnstündige traumlose Schlaf, der uns umging, als wir um 11 Uhr nachts nach dem gewohnten Abendtrunke in der bekannten Veranda des Hotels Mont Cervin unser Bett aufsuchten.

Vier Tage nach der geschilderten Tour standen wir auf dem Gipfel des Montblanc. Der Nordsturm, der in der Höhe herrschte, hatte die Atmosphäre von allen Dünsten und Wolken gereinigt. Unabsehbar, einem wogenden Meere gleich, breitete sich zu unseren Füßen das Heer der Alpengipfel aus. In der Klarheit eines Wintertages erhoben sich im Osten die Walliser Berge, allüberraht von einer

gewaltigen, vielgipfeligen Berggestalt, die sich durch ihr strahlendes Firngewand noch deutlicher von den dunklen Felsleibern ihrer Nachbarn abhob. Immer wieder kehrten zu ihr unsere Blicke zurück, und frohbewegt werde ich sie grüssen, so oft ich noch in meinem Leben das Glück haben werde, sie zu schauen. Ist doch für alle Zeiten die Erinnerung an meine grösste Eistour unzertrennlich verknüpft mit des Monte Rosa unvergleichlicher Ostwand. — —

Es sei mir noch gestattet, meine Ansicht über die objektive Gefährlichkeit und damit zugleich über die Berechtigung der geschilderten Tour in einigen Worten zu entwickeln. Dass diese Tour unter Umständen objektive Gefahren birgt, wird angesichts der Katastrophe Marinelli wohl niemand ernstlich bestreiten wollen. Das thun aber unter den gleichen Umständen auch viele andere und weit häufiger ausgeführte Touren. Es kann sich daher nur darum handeln, ob mit der Überschreitung des Monte Rosa objektive Gefahren in einem so hohen Grade verbunden sind, dass sie infolge dieses Übermasses besser vermieden wird. In dieser Beziehung gehen nun bekanntlich die Meinungen sehr auseinander. Ich für meinen Teil kann mich zwar durch die Thatsache, dass unsere Partie wie die des Herrn Professors Karl Schulz auch nicht einmal durch Lawinen, Steinschläge oder stürzende Seracs bedroht wurde, noch lange nicht zu der optimistischen Auffassung dieses Alpinisten bekehren. Wenn aber andererseits Dr. Paul Güssfeldt, denjenigen, der den Monte Rosa von Macugnaga aus ersteigen will, mit einem Manne vergleicht, der einen kühnen Griff in eine Urne mit weissen und sehr vielen schwarzen Kugeln thut, wobei die weissen Kugeln den Erfolg, die schwarzen aber den Untergang bedeuten, so kann ich dieser Anschauung noch weniger beipflichten. Und ich glaube, dass Güssfeldt, den ich im übrigen nicht nur als unübertroffenen Stilisten bewundere, sondern auch als erfahrenen Kenner und scharfblickenden Beurteiler alpiner Verhältnisse hochschätze, nur deswegen zu diesem überaus scharfen Urtheile gelangt ist, weil er es nur auf Grund von Beobachtungen aus dem Thale und von Mittheilungen anderer gefällt, dagegen die Tour nicht selbst unternommen hat. Das eine ist ja zweifellos richtig, dass auf der Ostwandroute die gefährdeten Stellen weit länger dauern, als bei anderen Touren; denn vom Jägerrücken weg bis zum Firnhange, knapp unterhalb des Bergschrunbes bewegt man sich fortwährend auf lawinen- und steinflausgesetztem Terrain, und die Seracs des Bergschrunbes selbst können auch noch gefährlich werden. Allein diese Gefahren können, und zwar überall, sogar an der kritischsten Stelle, im grossen Couloir, bei der nötigen Vorsicht auf ein Minimum reduziert werden. Zu der erforderlichen Vorsicht aber gehört es, die Tour nur bei sicherem Wetter, in klaren und kalten Nächten und in den allerfrühesten Morgenstunden anzutreten, sowie sie nur dann zu unternehmen, wenn alle Teilnehmer im Stande sind, mehrere Stunden hindurch ununterbrochen in schnellem Tempo zu steigen und insbesondere auch bei schwierigen Stellen gleichzeitig und ohne zeitraubende Inanspruchnahme der Hilfe der Gefährten vorzudringen.

Treffen diese Umstände zu, dann wird man demjenigen, der gestützt auf sie der Ostwand zu Leibe rückt, füglich nicht den Vorwurf tollkühner Waghalsigkeit machen können, zumal ihm ja eine Tour von seltener Erhabenheit und erlesenster Schönheit als unbezahlbarer Lohn winkt. Man wird einen solchen Vorwurf um so weniger erheben können, als eben — wie im menschlichen Leben überhaupt so namentlich in den Bergen — derjenige, der nie etwas wagt, auch nichts gewinnt.



Das Parzinn in den Lechthaler Alpen.

Von

Dr. Hermann Uhde-Bernays.

Der
Spiehlerturm.

In der Stelle, wo hinter Elbigenalp der Lech in breitem, ruhigem Laufe dahinzufließen beginnt, wo die bisher eng an seine Ufer sich drängenden Höhen weit auseinandergehen, um dem grauen, nur im Frühjahre von gewaltigen Hochfluten ganz ausgefüllten Flussbette und daneben den grünen, weidenumsäumten Wiesen Platz zu machen, führt von der grossen Landstrasse ab ostwärts der Weg in einsame Hochthäler, hinauf zu ragenden Felsgipfeln. Dem stillen Wanderer, der hier dem Pfade zu folgen frischen Mutes sich entschliesst, öffnet sich nach geraumer Zeit zur rechten ein neues Thal, über dessen noch verborgenen Abschluss wilde Berggestalten herniederschauen. Dieser als grünumzogene Felsenterrasse sich darstellende Thalabschluss führt den Namen Parzinn. Nach und nach ist diese Bezeichnung auf den in weitem Bogen das ganze Thal von drei Seiten einschliessenden Bergkamm übergegangen, dessen Flanken im Rücken des Thales nach Süden sich fortsetzen und östlich erst am Inn ihr Ende finden. Diese Erhebungen bilden die Mitte des östlichen Teiles der Lechthaler Alpen, die in mächtigen Mauern vom Arlberg bis zum Fernpasse sich hinziehen. Wie die Lechthaler Alpen überhaupt viel mehr als bisher besucht zu werden verdienen, kann vornehmlich das Parzinngebiet mit seinen dolomitverwandten Formen entschieden Anspruch darauf machen, die Bewunderung bescheidener Thalwanderer, die Anerkennung wilder Gipfelstürmer zu finden.

Um neue Freunde dieser wenig bekannten Bergeswelt zuzuführen, hatte Ludwig Purtscheller die Absicht, eine ausführliche Darstellung zu veröffentlichen, in welcher die Monographie des Parzinns den ersten Teil bilden sollte. »Ich bin der Meinung«, schreibt er selbst, »dass die Lechthaler Alpen mehr als es bisher geschehen ist, den Bergfreunden empfohlen werden müssen.« Aber der frühe Tod, der unsern grössten Alpinisten jäh dahinraffte, hat ihn verhindert, zum Ruhme des Lechthales und seiner Berge die Feder zu ergreifen. Die Aufgabe zu übernehmen,

der unser Bester sich widmen wollte, ward meinen bescheidenen Kräften zugemutet.¹⁾

Es liegt in der Natur der alpinen Monographie, dass fast nur der eigentliche Hochtourist sie befriedigt aus der Hand legt. Diesem Übelstande habe ich nach Möglichkeit abzuhelpen gesucht — ganz lässt er sich selbstverständlich nicht vermeiden — indem ich die Notizen über die Erschliessung des ganzen Gebiets, die sonst getrennt bei der Beschreibung jedes einzelnen Gipfels sich finden, zu einem kurzen Überblick zusammengefasst, an die Spitze des Ganzen gestellt habe. Hier sind auch mit Absicht Anmerkungen über Quellenangabe, Litteratur etc. fortgeblieben. Diese durften umsoweniger bei dem zweiten, dem eigentlich hochtouristischen Teile fehlen. Die zwanglos niedergeschriebenen Schilderungen des letzten Abschnittes beabsichtigen die Eindrücke wiederzugeben, die in raschem Fluge auf fröhlicher Fahrt gesammelt worden sind.

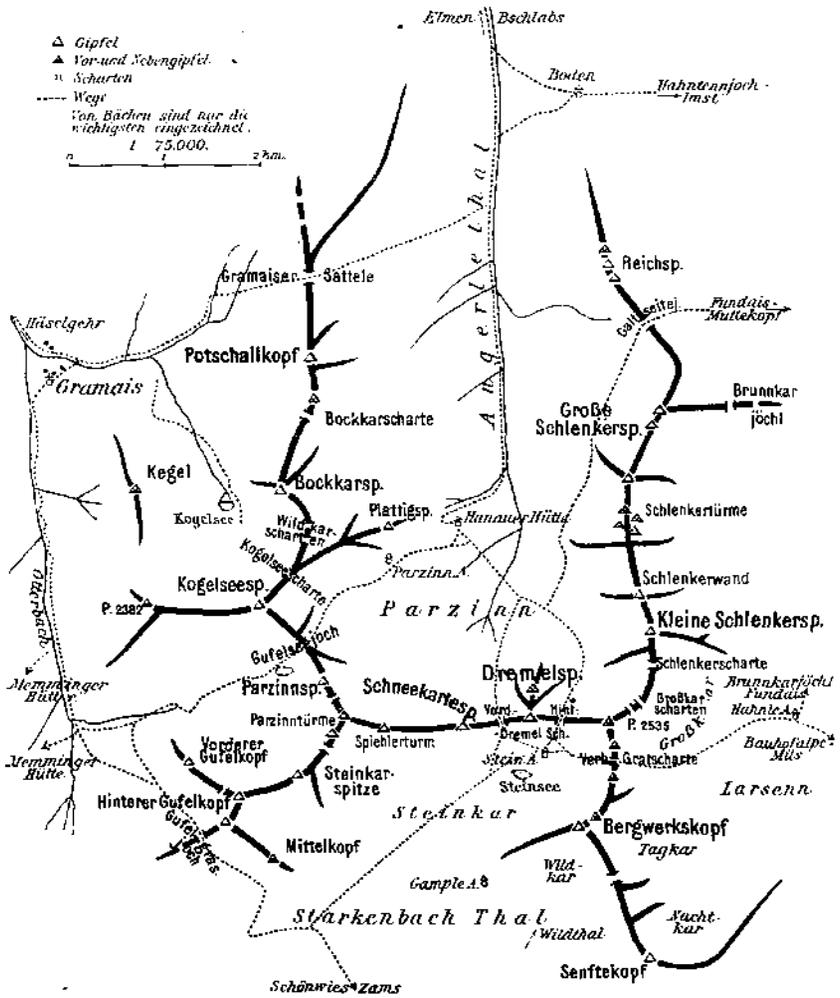
Unterhalb des Parzinns, am Ende des langgedehnten, zum Lech hinausführenden Seitenthales, liegt der kleine Ort Boden. Wo hinter Boden der zur Hanauerhütte führende Weg sich links wendet und den zweiten kleinen Bach überschreitet, wird unser Blick aufs mächtigste gefesselt durch eine Berggestalt, wie sie die nördlichen Kalkalpen zum zweiten Male nicht aufweisen können. Sind wir näher und bis zur Hütte selbst gelangt, wird diese fein nach rechts zugespitzte Pyramide ihren Reiz noch in vergrössertem Masse ausüben. Sie ist der dominierende Mittelpunkt des Parzinns, auch im geographischen Sinne, die Beherrscherin des Thals und der Bergwelt rings um uns, selbst die höheren Gipfel zur Linken müssen hinter ihr, der stolzen Dremelspitze, zurückstehen.

Neben der Dremelspitze erscheint westlich, als sanfter Bruder der wilden Schwester, der breite Felsbau der Schneekarle-Spitze. Von ihnen beiden gehen die mächtigen, weit hinausragenden Bergkämme aus, die mit riesigen Mauern das Angerlethal umschliessen. Nordöstlich das lange Zackenriff der Schlenkerspitzen, von der doppelgipfeligen Reichspitze flankiert, nordwestlich die Felswand der Parzinnspitze, dann in sanften Formen ansteigend die Kogelseespitze, und, einen östlichen Ausläufer weit ins Thal sendend, die Plattigspitze. Endlich wieder eine scharfe Gratkante, Bockkarspitze und Potschallkopf. Wo der von der Dremelspitze östlich

¹⁾ Indes darf meine Arbeit den Anspruch unbedingter Selbständigkeit wohl erheben. Ausser den Einträgen im Hüttenbuche und einigen belanglosen Briefen stand mir keine Zeile Purtschellers zur Verfügung. Spiehlers mustergültige Monographie des Lechthales in den Jahrgängen der Zeitschrift 1883, 1885, 1886, 1887, 1888 musste ich aufs genaueste benutzen, sie ist grundlegend für Jeden, der ernstere alpine Forschungen im Lechthale beabsichtigt. Vor allem möge seine folgerichtige Nomenclatur ausdrücklich gerühmt werden. Hier möchte ich die Gelegenheit ergreifen, denjenigen Herren zu danken, die in der freundlichsten Weise mich bei der Fertigstellung des touristischen Teiles dieser Arbeit unterstützt haben. In erster Linie nenne ich Herrn Dr. E. Fues, Vorstand der Alpenvereinssection Hanau, der den Fortgang meiner Arbeit mit vielfachen erspriesslichen Ratschlägen begleitet hat, und dessen eingehende Kenntnis des Gebiets vornehmlich der Kartenskizze zu Gute gekommen ist, wie auch Herr Apotheker Deutsch, Vorstand der Alpenvereinssection Imst, die Güte hatte, die Karte aufs genaueste zu prüfen. Bei Ausführung dieser Kartenskizze diente mir als Grundlage die österreichische Specialkarte (Zone 16 und 17, Col. III), für die westliche Hälfte auch die von der Section Augsburg herausgegebene Karte der Parseiergruppe. Weitere Mitteilungen verdanke ich den Herren Dr. W. Hammer und O. Melzer in Innsbruck. Die erforderlichen alpinen Werke stellte mir mein alter Freund Privatdozent Dr. W. Seitz in Würzburg bereitwilligst aus seiner vortrefflichen alpinen Bibliothek zur Verfügung.

Doch würde die ganze Arbeit nicht zu Stande gekommen sein, wenn nicht mein langjähriger treuer Begleiter, Bergführer Franz Braxmair aus Oberstdorf, seine hervorragenden Eigenschaften als Führer allerersten Ranges hier aufs neue bewährt hätte. Seinem fast einzig dastehenden Orientierungssinn verdanke ich vor allem, dass es mir möglich wurde, in kurzer Zeit das ganze Gebiet und seine sämtlichen Hauptgipfel kennen zu lernen.

ausgehende Kamm entschieden die Richtung nach Norden nimmt, wendet sich in gleichartiger Formation, doch kürzer, nach Süden ein Felszug, in abwechslungsreichem Gewirr zu dem gewaltigen Bergwerkskopf führend, dessen bescheidener Trabrant, der Senftekopf, völlig unbeachtet bleibt. Ähnlich auch auf der anderen Seite, im Westen, wo zwischen Schneekarle- und Parzinnspitze der nördliche Parzinturm an der Seite des kecken Spielerturmes sich erhebt. Hier biegt südlich, später südwestlich der Grat zu dem zweiten Parzinturm ab, von welchem er in breitem



Dache zur Steinkarspitze ansteigend, bei den beiden Gufelköpfen wieder abenteuerlich zerrissen und zersplittert, zum Gufelgrasjoch hinüberleitet.

Wenn ich es nun versuche, in kurzen Zügen über die touristische Erschliessung des Parzinngebiets zu berichten, so stellt sich wie von selbst der Name Anton Spiehler an die Spitze. Als der unvergessliche Apostel des Lechthals vor nunmehr bald 20 Jahren seine Schritte alljährlich dorthin lenkte und nicht müde wurde, in begeisterten Worten seine Stimme zu erheben, um dem liebgewonnenen unbekanntem Gebiete Freunde zu erwerben, führte ihn sein Weg auch in die jungfräuliche Bergeswelt, die zur rechten und linken der Dremelspitze das Angerlethal umgiebt. Die ersten Eindrücke scheint Spiehler gelegentlich seiner in

Begleitung des Kuraten Maurer von Gramais mit Anton Wechner als Führer am 10. September 1881 ausgeführten Besteigung der Kogelseespitze in sich aufgenommen zu haben. Schon im nächsten Jahre gelang dem Unermüdlichen die erste Ersteigung der Grossen Schlenkerspitze direkt von Boden durch das Fundaisthal unter der kundigen Leitung Michael Friedels aus Boden. Das Jahr 1883 brachte einen vergeblichen Versuch auf den Bergwerkskopf, den Spiehler mit Professor von Vogl und Praxmarer aus Mils, vom Larsenthal ausgehend, am 25. August von Süden erreichen wollte, wobei er nur 50 m unterhalb des Gipfels zur Umkehr gezwungen wurde. Ein neuer Angriff wurde erst nach zwei Jahren, am 17. August 1885 gewagt, ein »ganzes Sachverständigen-Kollegium« trat in Starkenbach vorher zusammen, als Begleiter wählte Spiehler Alois Hammerl, »der als flinker Kletterer im Innthal weit auf und ab seines gleichen suchen dürfte«, und Alois Sauer. In reizvoller Schilderung wird über die Schwierigkeiten des Anstiegs und über den errungenen Sieg berichtet. Auch hier konnte von einer ersten Ersteigung die Rede sein, da bei den Vermessungsarbeiten der Gipfelblock selbst wegen Unbesteiglichkeit ausser acht gelassen worden war. Weitere Blätter seinem alpinen Ruhmeskranze einzufügen, war Spiehler nicht vergönnt, aber ein würdiger Nachfolger war es, der als nächster seinen Spuren folgte: kein geringerer als Ludwig Purtscheller, der in Gemeinschaft mit J. Reichl aus Steyr am 17. und 18. Juli 1886 in der Bauhofalpe im oberen Larsenthale nächtigte. Am 18. Juli bestiegen die Genannten die Grosse Schlenkerspitze, und diesmal ward auch der zweite südwestliche Gipfel, somit der höchste Punkt erreicht. Am nächsten Tag erreichten sie als zweite den Bergwerkskopf, von dessen vorheriger Ersteigung durch Spiehler Purtscheller übrigens keine Kenntnis gehabt hatte.

Anlässlich der Vermessungsarbeiten für die reambulirte österreichische Specialkarte wurde 1888 eine Reihe von Gipfeln mit Signalstangen versehen. Die Steinkarspitze, Kogelseespitze, Plattigspitze und der Potschallkopf haben eine solche noch in jüngster Zeit getragen.

Nun begann für das Parzinn eine Zeit völliger touristischer Verödung. Wohl steigerten sich von Jahr zu Jahr die Anforderungen, die von ersten Hochtouristen und ihren Leistungen verlangt wurden, der unberechtigte Name »Sport« ward Tagesordnung. Aber während von der Klimmwütigkeit himmelanstrebender Dolomitstürmer fast kein Zacken Südtirols unbetreten blieb, fand sich niemand, der seine Kräfte an das wahrlich nicht zu unterschätzende »Problem«, an die Bezwingung der Dremelspitze, »des letzten unbestiegenen und unbesteiglichen Lechthaler Berges« wagen wollte. So blieb eine der herrlichsten Gegenden Nordtirols, die wohl mit den hervorragendsten Dolomiten an Schönheit und — nunmehr ward ja nicht mehr hierauf allein gesehen — vielleicht auch an Schwierigkeit den Wettstreit hätte aufnehmen können, einsam und unbekannt. Es ist das hervorragende Verdienst von C. Deutsch, in seiner Bearbeitung der Lechthaler Alpen (Erschliessung der Ostalpen, Bd. I) ausdrücklich auf die Formenschönheit der Felsbauten im Parzinn hingewiesen zu haben. Dem Worte folgte aber auch die That. Es gelang Deutsch, den Vorstand der am 1. Januar 1894 gegründeten Alpenvereins-Section Hanau, Dr. E. Fues, für ein von ihm angeregtes Projekt zu gewinnen. Dies ging dahin, im oberen Angerlethal auf dem sog. Parzinnbühel zur leichteren Erreichbarkeit der umliegenden Gipfel eine Unterkunftshütte zu bauen. Nur flüchtig war der Besuch, den im August 1894 Dr. Fues dem Angerlethal abstattete. Trotzdem war er von der Gegend so entzückt, dass er seine Section veranlasste, in der Generalversammlung vom 2. Oktober 1894 den Bau der Hütte zu beschliessen.

Bevor aber die Hanauerhütte ihre gastlichen Pforten öffnen konnte — die Unbilden der Witterung verhinderten die Fertigstellung bis zum Jahre 1896 —, erfolgte

die Ersteigung der Dremelspitze. Hiemit brach eine neue Zeit für das Parzinn an, und bald fiel auch die letzte stolze Zinne dem unaufhaltsamen Siegeslauf einer kleinen Zahl von Bergsteigern, zumeist Mitgliedern des akademischen Alpenclubs Innsbruck. Zunächst war es der Herrscher der Gruppe selbst, der nach achtstündigem Kampfe den vereinten Kräften O. Ampferers und W. Hammers sich ergab.¹⁾ Nicht zufrieden mit der Leistung liessen die Sieger kaum vier Wochen ins Land gehen, als sie von neuem zu fröhlicher Fahrt sich rüsteten; schon der Abend des 12. Juli findet Ampferer, Hans Beyrer und Heinrich Hammer in einer Blockhütte des oberen Starkenbachthals. Am 13. Juli fielen dem Ansturm ohne Schwierigkeit die beiden am gleichen Tage so getauften Parzinntürme, Ampferer und Beyrer wandten sich hierauf der Parzinnspitze zu, Heinrich Hammer erstieg die bis dahin wohl jungfräuliche Schneekarle-Spitze, wohin die anderen Freunde folgten. So trugen zwei weitere Hauptgipfel den stolzen Steinmann. Am nächsten Tage führten Ampferer und Beyrer die Erstersteigung der beiden Gipfel des hinteren Gufelkopfs aus. Noch ein Tag — W. Hammer war unterdessen an die Stelle seines Bruders getreten — und die Türme des »Verborgenen Grates« hatten ihren Besuch erhalten. Erst wurde der mittlere, dann der südliche Zacken erklettert, und die Wanderung bis zum östlichen Vorgipfel des Bergwerkskopfs fortgesetzt. Hiermit waren die hochtouristischen Leistungen beendet, aber nur für kurze Zeit. Wieder waren es Ampferer und W. Hammer, denen am 8. Oktober 1896 die Ersteigung der Kleinen Schlenkerpitze gelang.

Am 19. Juli 1897 fand in Gegenwart einer grösseren Zahl von Bergfreunden die feierliche Eröffnung der Hanauerhütte statt. An den der Einweihung vorhergehenden Tagen hatte Dr. Fues die Erstersteigung einiger, jedoch meist wenig bedeutender Gipfel in der nächsten Umgebung ausgeführt. Er besuchte am 9. Juli die Plattigspitze, am 10. die Reichspitze und betrat von der Parzinnspitze kommend am 13. als erster Tourist die Steinkarspitze. Bei einer Besteigung der Dremelspitze am 12. Juli wurde der Abstieg in der Richtung auf die Vordere Dremelscharte vorgenommen. Dies war also die erste im Parzinnggebiet gelungene Überschreitung, die deshalb erwähnenswert ist, weil durch Dr. Fues aufmerksam gemacht, später Purtscheller den direkten Anstieg von der Vorderen Dremelscharte versuchte.

Abgesehen von einer Ersteigung der Schneekarle-Spitze durch die Südwand, welche K. Grisse mann und O. Melzer aus Innsbruck ausführten, und einer am nächsten Tage durch die gleichen bewerkstelligten Überschreitung der Dremelspitze, wobei auch der nordöstliche Vorgipfel besucht wurde, ist Neues aus dem Jahre 1898 nicht zu berichten.

Dafür entschloss sich 1899 Purtscheller, seinen vor 13 Jahren abgestatteten Besuch zu wiederholen, vom 16.—19. Juli verweilte er mit dem bekannten Maler E. T. Compton und dessen Sohne in der Hütte. Damals entstanden die hier beigegebenen künstlerischen Arbeiten. Dass Purtschellers Absicht, in einer Monographie des Parzinn seiner Liebe zu den Lechthaler Alpen Ausdruck zu geben, durch seinen allzufrühen Hingang vereitelt wurde, habe ich bereits erwähnt. Das hochtouristische Resultat seines Aufenthalts war ausser der ersten touristischen Ersteigung der Bockkarspitze und daran anschliessend der ersten Ersteigung der Kogelseespitze von Nordwesten vornehmlich die Auffindung eines neuen, kurzen Weges auf die Dremelspitze. Dieser Weg ist nunmehr in Erinnerung an die letzten Bergfahrten, die Ludwig Purtscheller in der Heimat ausgeführt hat, »Purtschellerweg« benannt.

In den gleichen Tagen war auch W. Hammer Gast der Hanauerhütte, diesmal mit E. Beyrer. Sie durchkletterten am 19. Juli die Westwand des sogenannten

¹⁾ Den Ruhm, die Erstersteigung der Dremelspitze ausgeführt zu haben, behauptet auch Führer Lechleitner in Boden beanspruchen zu können.

Nordgipfels der Kleinen Schlenkerspitze und wanderten bis zur grossen Schlenkerspitze. Am 21. Juli wurde von ihnen zum ersten Mal der Bergwerkskopf vom Vorgipfel über die Ostwand erreicht.

Im Jahre 1900 waren es wieder Innsbrucker, die neue und schöne Besteigungen von allgemeinem Interesse ausführten. Der von Ampferer so benannte Spiehlerturm, ein scharfer Gratzacken zwischen Schneekarle-Spitze und nördlichem Parzinnurme, wurde am 6. Juli von E. Beyrer, Th. Mayer und H. von Ficker erklettert. Die beiden letztgenannten trafen am 30. August nochmals in der Hütte ein und erstiegen mit Professor Dr. E. Demelius am 31. die Parzinnspitze vom Gufelseejoch aus direkt über den Nordgrat, die erste Überschreitung des Berges anschliessend. Tags darauf, am 1. September, durchkletterten sie die Westwand der eigentlichen Kleinen Schlenkerspitze (es war dies erst die zweite Besteigung des Berges) und stiegen über den Nordgrat zum sogenannten Nordgipfel, der Schlenkerwand, wie die topographisch richtige Bezeichnung lautet. Unterdessen war es am 28. August F. v. Cube und L. L. Kleintjes aus München gelungen, eine Variante des Purtschellerweges auf die Dremelspitze zu finden.

In den Tagen vom 19.—22. September, sowie am 8. und 9. Oktober 1900 führte ich mit Franz Braxmair aus Oberstdorf eine Reihe von Hochtouren im Parzinn aus. An neuen Anstiegen sind zu vermerken die erste Durchkletterung der Ostwand der Schneekarlespitze, der erste vollständige Übergang von der Grossen zur Kleinen Schlenkerspitze, endlich die erste touristische Ersteigung des Potschallkopfs.

So bleibt dem Erstersteigungssüchtigen wenig oder nichts mehr übrig. Wie alle Gebiete in den Ostalpen ist jetzt das Parzinn — wenn auch spät — vollständig erschlossen, zu Nutz und Frommen des ernstesten Steigers, den die Liebe zu seinen Bergen in diese zwar erforschte, aber immer noch viel zu wenig gewürdigte Gegend führt.

Bevor ich im folgenden mit der genauen deskriptiven Schilderung der sämtlichen zu den Gipfeln des Parzinn führenden Anstiege beginnen kann, ist es erforderlich, über die Eintrittsrouten wenigstens eine kurze Übersicht zu geben.¹⁾

Durch die Erbauung der Hanauerhütte, 1920 m, auf dem Parzinnbühel im hintersten Angerlethal, etwa zwei Stunden von Boden entfernt, ist für den Hochtouristen, der mit Pickel und Seil die stolzen Zinnen zu erobern trachtet, wie auch für den bescheidenen Thalwanderer und Jochbummler ein gemüthlicher Aufenthaltsort geschaffen, der auch an und für sich, seiner herrlichen Lage wegen, besucht zu werden wohl verdient. Von kahlen Schrofen und wilden Felswänden im Rücken eingeschlossen, steht die Hütte da, von grünbewachsener Höhe aus dem friedlichen Thale, den sanftansteigenden Vorbergen gebietend.

Thalstation für die Hütte ist der am Ende des Thales von Bsclabs schön gelegene, kleine Ort Boden. Dorthin gelangt man von Elmen im Lechthal auf bequemem Wege in etwa drei Stunden. Elmen selbst wird von Füssen oder Reutte mit der Post, am schönsten von Oberstdorf über das Hornbachjoch erreicht. In

¹⁾ Über einige der schönsten Zugänge zur Hanauerhütte wird in meinen Schilderungen am Schlusse dieser Arbeit ausführlich berichtet. Weitere Beschreibungen von Thalwegen finden sich in den Mittheilungen des D. u. Ö. A. V. 1899, Nr. 13, 14. Hochalpine Spaziergänge: V. Von der Memmingerhütte zur Hanauerhütte. Von Otto Gessle in Memmingen. VI. Hanauerhütte—Muttekopfhütte—Imst von A. Rother in Bieber. Die Lage der Hütte wird in letzterer Arbeit folgendermassen gerühmt: »Sie bietet ausser dem Bilde der herrlichen Berggestalten in der Runde einen weiten Ausblick auf das in der Tiefe zum Lechthale hinausziehende, einsame, von bewaldeten Bergen eingefasste Angerlethal und braucht also, was die Lage angeht, einen Vergleich mit anderen schön gelegenen Alpenvereinsthütten nicht zu scheuen.«



Muttekopfhütte.

nauerhütte die lohnende und durch die freundliche Muttekopfhütte erleichterte Besteigung des Muttekopfs zu verbinden, von welchem durch das Fundaisthal und über das Galtseitejoch zur Hütte selbst abgestiegen werden kann. Eine reizvolle, aber langwierige und anstrengende Wanderung ergibt sich ebenfalls von Imst oder Mils durch das Larsenenthal und über die Schlenkerscharte, ferner von Schönwies durch das Starkenbachthal am kleinen Steinsee vorüber und über eine der beiden Dremelscharten. Letztere Wege sind als von einer Bahnstation ausgehend und von einer solchen am schnellsten zur Höhe führend nur für denjenigen von Wichtigkeit, der in kurzer Zeit seinen Besuch erledigen will. Sie eignen sich indessen mehr für den Austritt aus dem Gebiete. Wer endlich von der Memmingerhütte oder durch das obere Lechthal und über Gramais kommt, dem möchte ich das Gufelseejoch zum Eintritt empfehlen.

Wir haben also unter folgenden Wegen die freie Wahl:

A. Vom und zum Innthal: 1. Imst (Bahnstation)—Hahntennjoch—Boden—Hanauerhütte (7—7¹/₂ Stunden). Leichter und schöner, bezeichneter Weg. 2. Hanauerhütte—Vordere Dremelscharte—Schönwies (Bahnstation), (acht Stunden). Leichter, markierter Weg, südlich des Steinsees etwas einförmig. 3. Hanauerhütte—Grosskarscharte—Larsenenthal—Gunglgrün—Imst (6—7 Stunden). Zum Teil nicht bezeichnet. Sehr interessant und lohnend. Der steile Abstieg nach Mils ist nicht anzuraten. 4. Imst—Muttekopf—Fundaisthal—Galtseitejoch—Hanauerhütte (neun Stunden). Siehe Mitth. des D. u. Ö. A.-V. 1899, Nr. 14.

B. Vom Lechthal: 1. Elmen—Boden—Hanauerhütte (fünf Stunden). Bequemer Weg, leichtester Zugang, äusserst lohnende Wanderung. 2. Häselgehr—Gramais—Gufelseejoch—Hanauerhütte (sieben Stunden). Bezeichneter Weg, ebenfalls sehr lohnend. 3. Gramais—Kogelseescharte—Hanauerhütte (3¹/₂ Stunden). Kein Weg. Schwer zu finden.

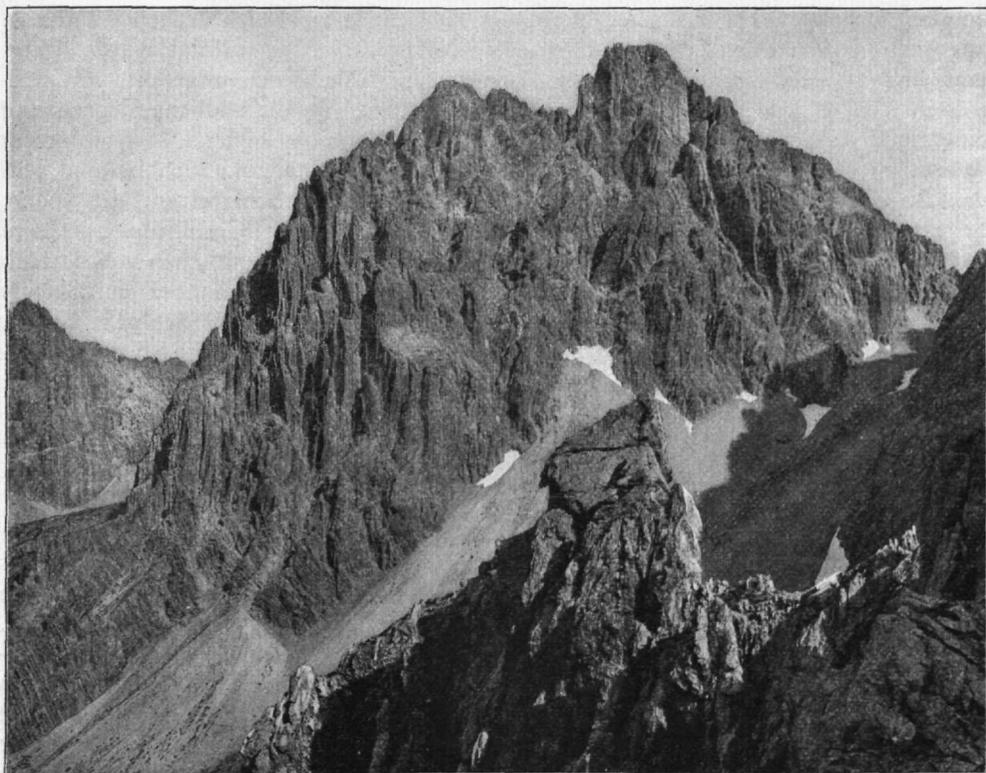
Es folgt nun die Besprechung der einzelnen Gipfel.¹⁾

¹⁾ Bezüglich der etymologischen Ableitung einzelner Namen konnte mir Herr Privatdozent Dr. Schatz in Innsbruck Auskunft geben. Derselbe stellte in dankenswerter Weise seinen höchst belehrenden Aufsatz »Über die Schreibung tirolischer Ortsnamen (Ferdinandeums-Zeitschrift, III. Folge, 40. Heft, Innsbruck 1896)« zur Verfügung. Es sind hier namentlich Ortsnamen des Oberinnthals nach der in der lebenden Mundart gesprochenen Lautform untersucht, und hiernach ihre Schreibung bestimmt. Auf Grund der Aussprache schreibe ich also Parzinn statt Parzin, da ich trotz mehrfacher Anfragen eine andere Ableitung des Namens nicht in Erfahrung bringen konnte. Der Name wird mit kurzem i gesprochen — auch diese Mitteilung verdanke ich Herrn Dr. Schatz — = der Sinn. Die Schreibung Parzin liesse vermuten, dass in gesprochen würde, Parzinn lässt auch keinen Zweifel aufkommen, dass — i — zu betonen ist.

Boden ist Eduard Lechleitner als Führer autorisiert und als kundiger, freundlicher Begleiter auch für schwerere Touren zu empfehlen.

Ein anderer Weg führt von Imst über das Hahntennjoch nach Boden, wenn man nicht vorzieht, mit dem Übergang zur Ha-

Die **Dremelspitze**,¹⁾ unrichtig Dremel, auch Parzinnkopf genannt, 2765 m, erhebt sich, wie erwähnt, in der Mitte der ganzen Gruppe. Ihre zerrissene Südseite bietet so viele Rinnen, Kamme und Schluchten als Angriffspunkte, dass fast jeder Besteiger von einer neuen Variante zu reden das Recht hat. Bei diesem complicierten Terrain muss ich mich auf Angabe der wichtigsten Wege beschränken. Am schnellsten und verhältnismässig ohne grosse Schwierigkeit wird der Gipfel mit genauer Einhaltung des »Purtschellerweges« erreicht. Derselbe²⁾ zieht von der westlichen (vorderen) Dremelscharte auf der Parzinnseite in einer leichten Schutt-



Dremelspitze von der Parzinnspitze.

rinne hinauf zu einer zweiten Scharte (1 1/2 Stunden). Von dieser jenseits einige Schritte hinab auf die Steinkarseite, dann mehrere Meter (ungenau, s. Anm. 2) auf einem Bande weiter und sofort durch einen ziemlich flachen Riss gerade hinauf.

¹⁾ Z. A.-V. 1887, S. 275. Mth. A.-V. 1896, Nr. 13, 1897. Nr. 16. Hochtourist I, S. 50. — Mit »Dremel« bezeichnen die Einheimischen sämtliche Gratzacken zwischen Schlenker- und Parzinnspitze.

[Abkürzungen: Z. A.-V. = Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins; Mth. A.-V. = Mittheilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins; Ö. A.-Z. = Österreichische Alpenzeitung; Hb. d. H. H. = Hüttenbuch der Hanauerhütte; Hochtourist = Der Hochtourist in den Ostalpen von L. Purtscheller und H. Hess. 2. Aufl. Leipzig und Wien 1899.]

Die Zeitangaben sind — falls der Ausgangspunkt nicht besonders angegeben — von der Hanauerhütte aus gerechnet.

²⁾ Eintragung von L. Purtscheller im Hb. d. H. H. Bei dieser Eintragung hat sich ein Irrtum eingeschlichen. Das von Purtscheller erwähnte Band wurde nicht »mehrere Meter weiter«, sondern in seiner ganzen Länge (50—60 m) bis zu einer zweiten Scharte in einer Seitenrippe verfolgt. Erst jenseits derselben setzt die Beschreibung (s. oben) wieder richtig ein. (Privatmitteilung der Herren F. von Cube und L. L. Kleintjes, gestützt auf die Angaben Lechleitners, der Purtscheller begleitete.)

Nun schräg rechts über ein paar Felsrippen auf guten Bändern fort (ab und auf), bis zu einer das ganze Bergmassiv spaltenden, grossen Schlucht. Noch vor dieser gerade aufwärts durch eine sich sehr verengende Spalte (unterstes Stück anstrengend, aber ganz gefahrlos), deren Länge etwa 15 m beträgt. Am oberen Ausgange der Spalte ist ein freier Vorsprung. Von dieser Ecke etwas links hinunter in eine ziemlich flache Schnee-(bzw. Schutt-)rinne und durch diese Rinne ohne jede Kletterei zum obersten, nach Südwesten abfallenden Grat, der bequem erkletterbar, ohne weitere Mühe zum Zackenkamm der Dremelspitze führt (3 Stunden).

F. von Cube und L. L. Kleintjes führten hiezu folgende, ebenfalls sehr empfehlenswerte, im obersten Teile mit dem Purtschellerwege sich deckende Variante aus.¹⁾ Von dem oben erwähnten Bande, welches ca. 10 m verfolgt wurde, steigt man links in den zweiten Einriss ein, der in die Nähe einer ungefähr von Südwesten nach Nordosten verlaufenden Gratrippe führt, die die südliche Begrenzung einer in derselben Richtung verlaufenden grossen Schlucht bildet. Man folgt im wesentlichen der Richtung dieser Gratrippe, an deren Südflanke sich haltend, bis das Terrain es thunlich erscheinen lässt, über ein kleines Schartel auf die andere Seite überzugehen, wo eine kleine (mit der Gratrippe parallele) Geröllrinne zu einem freien Vorsprung emporleitet, von dem man eine grosse, im wesentlichen von Norden nach Süden verlaufende Schlucht gewahrt. Man traversiert nun über eine kleine Felsrippe hinüber (ca. 40 m weit), zuletzt etwas absteigend in die Schlucht hinein, durch die man gerade auf den Steinsee herunter sieht. Die Schlucht, die nach aufwärts verfolgt wird, weist zwei durch eingeklemmte Blöcke bedingte Absätze auf. Sie endet oben auf einem kleinen Geröllrücken, von welchem man sich nach rechts in die letzte zum Grat führende Geröllrinne wendet. Dass die eben erwähnten eingeklemmten Blöcke ohne Schwierigkeit weiter rechts (östlich) umgangen werden können, habe ich bei meiner Besteigung feststellen können.

Es ist begreiflich, dass nach Auffindung des Purtschellerwegs die von den kühnen Erstersteigern benutzte, lange und exponierte Route nur mehr historisches Interesse beanspruchen kann. Ampferer und Hammer stiegen von der Gamplealm im Starkenbachthale zum Steinsee hinauf und am Fusse der Dremelspitze empor. Dort, wo die vom Westfusse des letzten Gipfelaufbaues herunterziehende, tief eingerissene Schlucht die Schuttreissen oberhalb des Sees erreicht, zieht westwärts ein breites Band in die Wände hinaus bis in die Nähe des Grates. Dieses Band wurde bis zu seinem Ende verfolgt, dann wandte sich der Aufstieg über ein mannigfaltig gestaltetes Band ostwärts bis in die Nähe jener grossen Schlucht zurück. Nun wurde durch eine Reihe von Kaminen und Rinnen gerade aufwärts gestiegen und der Grat in der Nähe des Ursprungs der grossen Schlucht erreicht. An dem letzten Gipfelaufbau wurde gerade emporgestiegen und durch eine südlich eingerissene Steilrinne der Gipfel gewonnen. Die Dauer dieses Aufstieges betrug infolge des tiefen Schnees und teilweiser Vereisung acht Stunden.

Auch der (nordwestlich gelegene) Vorgipfel erhielt einen touristischen Besuch.²⁾ K. Grissemann und O. Melzer folgten, von der Hanauerhütte kommend, dem Wege zur Schlenkerscharte, und stiegen ohne Schwierigkeit zu dem mit einer Stange versehenen Vorgipfel (2 $\frac{1}{2}$ Stunden) auf, der durch einen scharfen Felsgrat mit dem Hauptgipfel verbunden ist. Dieser Grat wurde bis zum Fusse der Gipfelwand überklettert. Hierauf seilte man sich in die Rinne ab, welche vom Ostgrate gleich unterhalb des Gipfels herabzieht und erreichte nach Überwindung eines engen Schlufs und eines ziemlich schwierigen Übergangs, durch welchen die Rinne ab-

¹⁾ Eintragung von F. v. Cube und L. L. Kleintjes im Hb. d. H. H. Den ersten Teil dieses Weges hatten schon früher H. und E. Beyrer und W. Hammer. — am 20. Juli 1899. — begangen. (Freundliche Privatmitteilung des Herrn Dr. Hammer.) — ²⁾ Freundliche Privatmitteilung des Herrn O. Melzer.



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Hanauerhütte und Umgebung.

gebrochen ist, den Ostgrat und nach wenigen Minuten den Gipfel (2 1/2 Stunden vom Vorgipfel). Der Abstieg wurde über den oberen, leicht gangbaren Teil des Ostgrats und durch eine Schneerinne hinab zum Steinsee genommen. Über einen Aufstieg über den letzteren, wovon der »Hochtourist« berichtet und etwaige Einzelheiten ist mir nichts bekannt geworden.

Alle die bisherigen Besteiger der Dremelspitze — es lassen sich zehn Parteien feststellen, von denen noch sechs Karten auf dem Gipfel vorhanden sind — erinnern sich mit freudiger Dankbarkeit der oben genossenen herrlichen Aussicht. Diese ist in der That infolge der nach Süden völlig freien Lage hervorragend schön, wie überhaupt sämtliche Berge der Gruppe als Aussichtsberge ersten Ranges gerühmt zu werden verdienen. Eine einmalige genaue Erwähnung möge für allemal genügen. Der Glanzpunkt ist unstreitig die Ortlergruppe, deren einzelne Gipfel majestätisch im Süden sich erheben, die nach Osten sich zuspitzende Haube des Ortlers, der Firnkamm der Königsspitze, der dreigipfelige Cevedale sind klar erkennbar, westlich zeigen sich Thurwieser, Trafoier Eiswand und das Gletschermeer in der Nähe des Stilsfer Joches; ein geübtes Auge wird weiter rechts, ganz im Hintergrunde, sogar einige Gipfel der Bernina gewahren. Links im Vordergrund schimmert über dem Bergwerkskopf der Gepatschferner, in seiner ganzen Breite zu überschauen, daneben die Watzespitze und Verpeilspitze, besonders schön der Glockturm, weiter hinten die Herrscher des Ötztals, rechts die gewaltige Weisskugel, links die Wildspitze. Vornehmlich auf dem Gipfel des Bergwerkskopfes oder der Schlenkerspitze ist das Bild des ewigen Firns über den grünen Feldern des Innthals doppelt ergreifend. Hier sind auch die Stubai Recken besser zu finden, in ihrer Mitte das spitze Zuckerhütel. Die nähere Umgebung schliesst sich würdig an: riesenhoch scheint der Riffler, mächtig Parseier- und Vorderseespitze, zu deren Füßen ebenfalls ein Gletscher sich ausdehnt. Die Turmhaube der Wetterspitze mit ihren steilen Abstürzen dräut wie die Freispitze scheinbar unersteiglich herüber. Lang hingestreckt zieht sich die Hornbachkette mit der breiten Urbeleskar-Spitze, hinter welcher der Hochvogel kühn sein Haupt erhebt, an sie anschliessend die Allgäuer Hauptgruppe; abschreckend erscheint bis hierher die Südwand der Trettachspitze. Nordöstlich ragt das Massiv der Zugspitze, ihr zur Seite die Mieminger-Kette, dahinter die ganze Gruppe des Karwendel, jeder einzelne Gipfel bis zum Innsbrucker Solstein ist gut zu unterscheiden. Im fernsten Norden, über die Tannheimer Köllespitze hinweg, findet der Blick gelegentlich einen Streifen flachen Landes, von weisslichem Dunst überzogen. Liebliche Thalbilder vervollständigen das Ganze: das freundliche Angerlethal mit seinem schimmernden Hüttchen, das ernste Steinkar, das wilde Larsenn; besonders malerisch sind die zahlreichen kleinen Seen, die vom Winde leicht bewegt die Strahlen der Sonne widerspiegeln.

Westlich der Dremelspitze ist, von Norden (Parzinn) und Süden (Steinkar) über Geröll leicht erreichbar, die Vordere (westliche) Dremelscharte, 2430 m, eingeschnitten, ein häufig begangener Übergang von der Hanauerhütte (1 1/2 Stunden) zum Starkenbachthal.

In steilen Wänden steigt neben ihr der mächtige Felsdom der Schneekarle-spitze¹⁾ (Parzinnwand, ca. 2650 m,) auf. Dieser unschwierig zu besteigende, fast die gleiche Aussicht wie die Dremelspitze bietende Gipfel erfordert von der Hanauerhütte 3 1/2 Stunden. Man nimmt²⁾ die Richtung südwestlich zu dem Schnee- (Schutt-)kar am Nordostfusse des Gipfelmassivs und ersteigt von hier den breiten, hoch hinaufziehenden Schuttkegel, der sich an die rechte Flanke der Spitze lagert. Weiter über leichte Felsen schräg links gegen den Westgrat bis zu einer Scharte in dem-

¹⁾ Hochtourist I, S. 50. Mth. A. V. 1897. N. 16. Der Gipfel ist auf der Spezialkarte (17. III) weder benannt noch kotiert. — ²⁾ Eintragung L. Purtschellers im Hb. d. H. H.

selben, dann über ihn fort, bis er in einer Steilwand abbricht. Diese wird auf der Parzinseite (oder südlich) umgangen und horizontal eine sehr steile, tief herunterziehende Schneerinne überschritten. Jenseits wieder aufwärts durch leichte Rinnen und kleine Kamine auf den Grat und über denselben zum Gipfel.

Auch von der Süd-(Steinkar-)seite wurde die Schneekarlespitze erreicht¹⁾. K. Grissemann und O. Melzer stiegen von der kleinen Hütte unterhalb des Steinsees gegen diesen aufwärts, hielten sich dann gegen eine schluchtartige Rinne am Südfusse des Gipfels, welche zum Aufspiege benützt wurde. So gelangten sie zu den vom Thale aus gut sichtbaren grünen Flecken in halber Höhe der Wand, querten dann ein breites Schneefeld nach rechts und kletterten vom Ende desselben über steile Felsen, teilweise schwierig, zum Gipfel (vier Stunden vom Steinsee).

Von der Dremelspitze kommend, habe ich mit Franz Braxmair die Spitze direkt von der Scharte durch die äusserst schwierige, brüchige und steinfallgefährliche Ostwand erstiegen. Wir nahmen von der westlichen Dremelscharte den Weg rechts (westlich) durch Geröll aufwärts an den Fuss eines Kamins, der als breiter, schwarzer Einschnitt schon von weitem kenntlich ist. Nun an der plattigen Wand rechts schwierig und steil einige Meter empor, dann auf nicht allzuschwerem Bande weiter querend unter einem kleinen Überhange durch, und wieder aufwärts an den Fuss eines tiefen Kamins mit grossen, eingeklemmten Blöcken. Die rechte Wand desselben auf Geröll umgehend, kamen wir gerade aufwärts an einen ca. 20 m langen, höchst eigenartigen Riss, der fast senkrecht von links (südlich) oben herabzieht. Seine Überwindung ist sehr anstrengend. Man sucht in einem zweiten kleinen Felsspalt zur Linken so hoch wie möglich zu kommen, um über die glatte Felschneide an deren fast grifflose rechte Wand übergreifend, sich in den erwähnten Riss selbst zu bringen. Nach einigen Metern leichter Kletterei folgt ein schwieriger Überhang, über welchen der Ostgrat erreicht wird, der auf leichten Schrofen zum Gipfel führt (1½ Stunden von der Vorderen Dremelscharte).

Von der Schneekarlespitze aus beginnt der Grat langsam eine leicht nordwestliche Richtung anzunehmen. Er bildet hier seine seltsamsten, aber auch seine schönsten Formen. Das folgende Stück scheint von der Hanauerhütte aus gesehen einer geschlossenen rechten Hand zu gleichen, die allein den kleinen Finger ausstreckt. Dieser Finger hat zu Ehren Spiehlers den Namen **Spiehlerturm**, ca. 2550 m, erhalten. Die Ersteigung des wahrhaft unersteiglich ausschenden Zackens (siehe S. 216) ward folgendermassen ausgeführt²⁾. Von der Scharte westlich des Turmes (zwei Stunden) schwierig und exponiert an der Gratschneide empor, dann ward nach einem Spreizschritt rechts über brüchige Platten der Beginn eines Kamins erreicht. Man hielt sich jetzt direkt auf den Kopf eines sich an die Wand lehnenen Pfeilers oder erreichte diesen zwischen ihm und der Wand durchsteigend durch den Riss in seiner Ostseite. Von hier gelangte man in wenigen Minuten verhältnismässig leicht zum Gipfel (eine Stunde von der Scharte). Der Abstieg erfolgte nach Passierung des Pfeilerkamins ostwärts auf gutem Bande an der Südseite bis oberhalb der Ostscharte, in welche man sich abseilte.

Neben dem Spiehlerturm, an der Teilung des Kammes gelegen, vermag der **nordöstliche Parzinnturm**, ca. 2580 m,³⁾ weder durch Schwierigkeit der Besteigung noch durch lohnende Aussicht irgendwelches Interesse zu gewinnen, während der seitwärts hinter ihm stehende **südwestliche Parzinnturm**, ca. 2580 m,³⁾ wenigstens

¹⁾ Freundliche Privatmitteilung des Herrn O. Melzer. Der westliche Teil der Südwand wurde im Abstieg von O. Ampferer, H. Beyrer und H. Hammer durchstiegen. (Freundl. Privatmitteilung des Herrn Dr. Hammer.) — ²⁾ Eintragung der Erstersteiger E. Beyrer, H. von Ficker, Th. Mayer im Hb. d. H. H. — ³⁾ Hochtourist I, S. 50.

auf der Ostseite, wie auch von Norden eine anregende Kletterei bieten soll¹⁾ Ersterer kann von der südöstlich der Parzinnspitze liegenden Parzinnscharte von der Westseite, letzterer von der Südseite leicht erstiegen werden (eine Viertel- resp. eine halbe Stunde von der Scharte, 2¹/₄—2¹/₂ Stunden von der Hanauerhütte).

Bevor wir dem Grate nach Norden folgen, möge es gestattet sein, die Erhebungen des von den Parzinttürmen ausgehenden südlich und südwestlich in seiner Richtung wechselnden Höhenzuges einzuschalten.

Im Süden des zweiten Parzintturms bricht in ziemlicher Höhe der Grat an einer Stelle ab, um einer östlich breit ins Steinkar herabziehenden Geröllrinne Platz zu machen. Diese Senkung ist auch schon als Steinkarscharte bezeichnet worden. Von hier erhebt sich, nur anfangs, genau über dieser Scharte einen Gratzacken bildend, in südwestlichem Bogen verlaufend, eine breit geschichtete Felswand.

Die **Steinkarspitze**, 2653 m,²⁾ verdient wegen ihrer leichten Zugänglichkeit, wie auch der schönen Rundsicht wegen, wohl einen Besuch, der namentlich nach der Besteigung der Parzinnspitze eine überaus lohnende Ergänzung bildet. Vornehmlich sei das Aufsuchen dieser beiden Gipfel dem durch das Starkenbachthal zur Hanauerhütte schreitenden Wanderer entschieden empfohlen.

Dieser schlägt an der Stelle, wo der Weg zum Steinsee die letzte östliche Wendung nimmt, die Richtung auf die vorhin erwähnte, nördlich der Steinkarspitze herabführende breite Geröllrinne ein und steigt oben angelangt auf der Nordwestseite einige Schritte ab. Hier vereinigt sich sein Weg mit dem von der Parzinnscharte kommenden, der an der Westseite der beiden Türme entlang über ein breites Schuttfeld schwach aufwärts hierher führt. Diese Richtung wird noch einige Zeit beibehalten, bis die vom Gipfel herabziehenden Fels- und Schutthänge einen bequemen Weg ermöglichen, auf welchem der Anstieg ausgeführt werden kann (eine Stunde von der Parzinnscharte). Der Gipfel trägt eine bereits von Spiehler bemerkte, von Dr. Fues wieder aufgerichtete Signalstange.

Hatte der Grat kurze Zeit eine breitere Form angenommen, so weist er nunmehr wieder die alten wildzerrissenen Zacken und Pfeiler auf, mit denen er ganz westlich verläuft, bis er beim **Hinteren Gufelkopf** (Nordgipfel 2595 m, Südgipfel 2567 m) sich spaltet. Nach Norden zieht ein kleiner Felskamm ab, Gufelgrat genannt, dessen Endpfeiler »durch fischgrätenartige Schichtung ausgezeichnet ist«, der **Vordere Gufelkopf**, 2423 m,³⁾ während der Hauptgrat in einem kleinen Bogen zum Südgipfel des Hinteren Gufelkopfes sich wendet und von diesem rasch zum Gufelgrasjoch sich niedersenkt. Von letzterem wurden die beiden Gipfel des Hinteren Gufelkopfes erstiegen.⁴⁾ Der Südgipfel wurde ohne Schwierigkeit erreicht (eine Stunde vom Joch), der Übergang zum Nordgipfel gestaltete sich wesentlich schwieriger. Die meisten Grattürme konnten überklettert werden, einige wurden auf der Südostseite umgangen (Dauer des Übergangs 1¹/₂ Stunden). Der Abstieg wurde durch eine im oberen Teile felsige, tiefer unten schutterfüllte Rinne direkt ins Steinkar genommen. Der Vordere Gufelkopf ist bisher unerstiegen.

Vom Südgipfel des Hinteren Gufelkopfes ragt ein kleiner Seitenast, Mittelkopf, 2382 m, genannt, ins Steinkar hinein, zugleich die nordöstliche Begrenzung des »Gufelgras« bezeichneten Distriktes. Das **Gufelgrasjoch**, 2390 m,⁵⁾ dessen touristische Bedeutung Spiehler mit Recht hervorhebt, die kürzeste Verbindung (markierter Weg)

¹⁾ Eintragung der Herren Erdmann, W. Plötz und Ullmann im Hb. d. H. H.; Privatmitteilung der Herren F. v. Cube und L. L. Kleintjes. — ²⁾ Z. A.-V. 1887, S. 274. Hochtourist Bd. I, S. 50. Der Gipfel ist auf der Spezialkarte nicht bezeichnet, aber kotiert. — ³⁾ Z. A.-V. 1887, S. 274. Mith. A.-V. 1897, Nr. 16. Hochtourist I, S. 49. Die Bezeichnungen Vorderer und Hinterer Gufelkopf sind geographisch ungerechtfertigt. — ⁴⁾ Freundliche Privatmitteilung des Herrn O. Ampferer. — ⁵⁾ Z. A.-V. 1887, S. 302, 303.

zwischen dem Starkenbach- und Gramaisthal, gehört zu den wichtigsten Übergängen vom Lechthale zur Arlbergbahn (Häselgehr—Gramais—Gufelgrasjoch $6\frac{1}{2}$ Stunden). Für unser Parzinnggebiet ist es insofern beachtenswert, als hier seine südwestliche Grenze angenommen werden muss. Die vom Joche südlich zu ziemlicher Höhe ansteigende Gratstrecke ist dann als südöstlicher Ausläufer des von der Leiterspitze zur Gebäud- und Kreuzjochspitze führenden Hauptzuges zu betrachten.

Wir kehren wieder zum Hauptkamm zurück und beschäftigen uns zunächst mit der bereits mehrfach erwähnten **Parzinnscharte**, ca. 2450 m, zwischen nördlichem Parzinnturm und Parzinnspitze. Diese Bezeichnung — logisch jedenfalls



Parzinnspitze mit dem
Gufelseejoch.

die einzig richtige — wurde früher für die vom Larsenthale durch das Grosskar ins Parzinn führenden Scharten gebraucht, für welche ich den Namen »Grosskarscharten« empfehle. Die Parzinnscharte (zwei Stunden) ist ausser für die Besteigung der Parzinntürme und der Steinkarspitze noch von Wichtigkeit für den Aufstieg zur **Parzinnspitze**, 2618 m,¹⁾ bei welcher der Grat anfängt, seine Richtung nach Nordwesten, später nach Norden genauer zu bekunden. So ist sie der stolze Eckpfeiler im Südwesten des Bergkranzes bei der Hanauerhütte.

Die ersten Touristen, welche den Gipfel betraten — zum überhaupt erstenmal wurde er gelegentlich der Vermessungen besucht — wandten sich dem von der Scharte rechts emporziehenden Südgrat zu, bis einige Zacken zum Übergange auf die Westseite nötigten. An dieser wurde unter dem Grate

über Wandstufen und Risse aufwärts geklettert, bis der zum Gipfel führende Grat selbst benutzt werden konnte (drei Viertelstunden von der Scharte). Leichter ist der Weg, wenn man an der Westseite einige Zeit nordwestlich bis unterhalb einer breiten, ziemlich steilen Geröllrinne traversiert, und diese in ihrer ganzen Länge bis unterhalb des Grates erklettert, aber nicht den Grat selbst betritt, sondern, die Felsrippe zur Linken umgehend, wieder durch Geröll aufwärts steigt und direkt auf den Gipfel gelangt.

Ein grosses Verdienst um die »kletternden« Besucher der Hanauerhütte erwarben sich Prof. Dr. Demelius, H. von Ficker und Th. Mayer durch die Eröffnung

¹⁾ Z. A.-V. 1887, S. 274. Mitth. A.-V. 1897, Nr. 16. Hochtourist Bd. I, S. 50.

eines neuen Weges auf die Parzinnspitze.¹⁾ Dieser führt vom Gufelseejoch gerade aus in die Felsen, dann recht schwierig an den luftigen Nordwestgrat und über diesen in anregender Kletterei zum Gipfel. Vom Gufelseejoch südlich in der tiefen Geröllschlucht aufwärts, bis diese zur Rechten mit einem steilen, durch eingeklemmte Blöcke gesperrten, ca. 10 m hohen Riss aufhört. Durch diesen schwierig empor zur oberen Fortsetzung der Schlucht, die westlich zu einer tiefen Scharte am steil in die Höhe gerichteten Nordwestgrat emporleitet. Hier ist ein Übersteigen auf die Westseite und von da ein leichter Weg über Schrofen zum Gipfel möglich. Schwieriger, aber hübsch ist der Aufstieg über die exponierte Felsschneide des Grates, der gelegentlich im Reitsitz überwunden werden muss (meist gute Griffe) und bis zur Spitze nicht verlassen zu werden braucht (1½ Stunden).

Am Nordfusse der Parzinnspitze liegt der kleine Gufelsee, 2291 m, nach welchem die östlich oberhalb gelegene Einsattlung den Namen **Gufelseejoch**, 2389 m,²⁾ führt. Dieses vermittelt den leichten markierten Übergang, der in letzter Zeit häufig auf dem Wege von der Memminger- zur Hanauerhütte oder umgekehrt betreten wurde, und auch als bequemster Zugang von Gramais zur Hütte bezeichnet werden muss (5½ Stunden von Häselgehr, 1½ Stunden von der Hanauerhütte).

Mit mässig geneigtem, oben mit Trümmern und Platten bedecktem, häufig auch grasbesetztem Abhang zieht der sonst so wilde Grat friedlich nach Norden weiter zur **Kogelsee-Spitze**, 2647 m.³⁾ Sie ist der am leichtesten erreichbare Gipfel der ganzen Gruppe und wegen ihrer hervorragenden



Gufelsee gegen Westen.

Aussicht in der Gegend bekannt, da sie »mit Rücksicht auf ihre leichte Zugänglichkeit in weitem Umkreis keinen Rivalen findet«. Der Name kommt von dem an ihrem Nordfusse liegenden Kogelsee, 2077 m. Kogel und Gufel sind wohl auseinander zu halten. Die Kogelsee-Spitze wird vom Gufelseejoch in drei Viertelstunden über den schuttbedeckten Gratverlauf erreicht.

Auch von der Nordwest- bzw. Nordseite wurde sie erstiegen. Von der Bockkarspitze kommend, nahmen L. Purtscheller, E. T. und E. H. Compton ihren Weg nach rechts gegen die vorspringenden Felsen des Verbindungskammes zwischen Kogelsee- und Plattigspitze.⁴⁾ Hier wurde durch einen deutlich ausgeprägten, nicht ganz leichten, kaminartigen Einriss schräg rechts aufwärts geklettert, und auf leicht begehbarem Schutt und Felsterrain von mässiger Steigung in derselben Richtung weiter über den Kamin die Spitze gewonnen (eine Stunde von der Wildkarscharte).

In scharfem Bogen wendet sich der Hauptkamm nordöstlich, beinahe im rechten Winkel zu dem bisherigen Zug, um erst nach der **Kogelseescharte**, ca. 2450 m, die ursprüngliche Richtung wieder aufzunehmen. Die Scharte ist als kürzester, aber recht beschwerlicher Übergang von Gramais zur Hütte von grösster touristischer Bedeutung. Ein langer, weitgestreckter, in das Angerlethal ragender

¹⁾ Mit teilweiser Benützung einer Eintragung der drei genannten Herren im Hb. d. H. H. —

²⁾ Z. A.-V. 1888, S. 218. — ³⁾ Z. A.-V. 1887, S. 274. 1888, S. 216. Hochtourist I, S. 49, 50. —

⁴⁾ Eintragung L. Purtschellers im Hb. d. H. H.

Ausläufer behält indes die Nordostrichtung bei, er endet mit der Plattigspitze, ca. 2600 m.¹⁾ Man steigt von der Hanauerhütte erst direkt westlich über Rasengehänge an, dann gegen Norden in eine Grateinsenkung und von dieser wieder westlich der Südflanke des Berges entlang zur Spitze (zwei Stunden).

Von wesentlich höherer Bedeutung ist die im Hauptkamm folgende Bockkarspitze, 2630 m.²⁾ Die Unsicherheit in der richtigen Bezeichnung des Gipfels und der südlich liegenden beiden Scharten hat erst Purtscheller beseitigt. Die Wildkarscharten, 2462 m, sind zunächst im Hauptkamm nördlich des Punktes eingeschnitten, von welchem der zur Plattigspitze führende Grat abzweigt, also südlich der Bockkarspitze, nicht nördlich. Es folgt P. 2630 m, die Bockkarspitze, Bockerspitze der Karten, Wildkarspitze Spiehlers. Die nördlich folgende tiefe Scharte würde den Namen Bockkarscharte (Wildkarscharte Spiehlers) nicht mit Unrecht tragen, während der nächste Gratzacken, der vom Potschallkopf betrachtet, völlig unbedeutend erscheint, höchstens als Südvorgipfel des genannten Berges gelten mag. Ihn hatte Spiehler Bockkarspitze genannt.

Über seine Ersteigung der Bockkarspitze hat Purtscheller folgendes im Hüttenbuche eingetragen: »Von der Hanauerhütte zuerst südwestlich, dann in fast nordwestlicher Richtung umbiegend auf einem Schafsteig unterhalb (östlich) der Plattigspitze durch — die Stelle ist durch charakteristische Felsblöcke gekennzeichnet — und in das kleine Lärchwaldkar, das an der orographisch linken Seite von einem begrüntem, hoch hinaufziehenden Rücken begrenzt wird, der dieses kleine Kar von dem ausgedehnten Wildkar trennt. Über diesen Rücken hinauf bis zu dessen Ansatz an die Plattigspitzwände, hier ca. 30 m hinab und ein paar Felsrippen nach links kreuzend auf die steilen Schnee-(Schutt-)hänge, die das genannte Wildkar linksseitig (im Sinne des Anstieges) begrenzen. Diese Hänge in weitem Bogen ganz ausgehend, schlug man die Richtung gegen die Schutrinne ein, die sich von der rechtsseitigen (nördlichen) der beiden Wildkarscharten herabzieht. Ohne jede Schwierigkeit auf diese Scharte (zwei Stunden). Nun sofort in die Felsen der Bockkarspitze, indem gegen links ein paar kleine Kamme erklettert und einige Felsrippen und Rinnen auf leichten Bändern überschritten wurden. Stets ziemlich nahe dem Grate, dessen Zacken rechts blieben, schräg links aufwärts. Weiter fast gerade empor, über eine kleine Felsrippe auf einen Schutthang nahe den obersten Gipfelsfelsen, hier nach rechts auf Schuttbändern zu einem kurzen, leicht erkletterbaren, kaminartigen Einriß und zur Spitze (eine halbe Stunde von der Scharte).«

Der wilde und zerrissene, zur tief eingeschnittenen Bockkarscharte und weiter zum Potschallkopf, 2584 m,³⁾ führende Grat ist noch nicht begangen, namentlich der letzte Teil dürfte erhebliche Schwierigkeiten bieten. In Bezug auf die Namensangabe folge ich Spiehler, der für Parstal der Karten mit Recht Potschall als von der am Ostfusse liegenden Alpe abgeleitet angenommen hat. Man erreicht den Gipfel am besten von dem unten erwähnten Gramaiser Sattelle (1 1/2 Stunden von Boden). Von hier in die südlich vom Potschallkopf herabziehende steile Geröllrinne, dann rechts aufwärts über Geröll auf die Westseite und zu einem breiten Bande, das über den Plattenabstürzen bequem an einen kleinen Riss führt. Leicht hinauf und rechts auf die grossen Schutthalden, welche die ganze Westseite des Berges bedecken. Stets südlich, anstrengend schräg empor, später über leichte Schrofen auf den Grat und zum Gipfel (zwei Stunden vom Sattelle). Die Aussicht, welche der weitgerühmten der Lichtspitze bei Häselgehr (dieselbe liegt in dem nördlich vom Sattelle zum Lechthal führenden Zuge) mindestens gleichkommt, ist sehr lohnend, nament-

¹⁾ Z. A.-V. 1888, S. 208, 209. Eintragung von Dr. E. Fues im Hb. d. H. — ²⁾ Z. A.-V. 1888, S. 209. — ³⁾ Z. A.-V. 1888, S. 209.

lich ist der Berg ein Orientierungsplatz ersten Ranges für die nördlich gegenüberliegende Hornbachkette und das Allgäu.

Durch die tiefe Einsenkung des Gramais Sattels, 2080 m, dem leichten Übergange zwischen Gramais und Boden wird die »starre Schrofenmauer von der vergleichsweise milden Gratfortsetzung getrennt«. Dieser nordwestlich gerichtete Ausläufer, dessen höchste Erhebung die erwähnte Lichtspitze mit 2354 m bildet, kann nicht mehr als zum eigentlichen Parzinn gehörig angesehen werden.

Wir kommen nun zur östlichen Hälfte des Gebietes, der die höchsten Gipfel der Gruppe angehören. Wieder wollen wir bei der Dremelspitze die Wanderung beginnen. Auch hier kommen wir zunächst an eine Scharte, die Hintere (östliche) Dremelscharte, 2470 m, gleich der Vorderen Dremelscharte im Westen ein Übergang zwischen dem Steinkar und Parzinn (zwei Stunden). Der Weg hier herauf ist rauher und steiniger, aber wesentlich lohnender. Von eigenartigem Reiz ist ein kleines Kar, eingeschlossen von Ausläufern der Dremelspitze und der Kleinen Schlenkerspitze, grau und düster, ein Bild tiefster Welteinsamkeit, überragt von einem durch mehrere Scharten geteilten Felsgrat, der in weitem Bogen an das Massiv der Schlenkerspitzen zieht. Bei dem höchsten, südlichsten dieser vielen, seltsam geformten Zacken (P. 2535 der Sp.-K.) ist die Trennungsstelle des südlich führenden Kammes, zu welchem ich erst nach der Besprechung der nördlichen Gipfel zu führen die Absicht habe.

Nordöstlich des höchsten Gratzackens, wo sich der Grat ganz nördlich wendet, sind zwei kleinere Scharten eingeschnitten, eine dritte befindet sich unterhalb des letzten grösseren, von der Kleinen Schlenkerspitze südwestlich gesandten Ausläufers. Bezüglich dieser drei Scharten herrschte bisher eine unerfreuliche und höchst unlogische Verwirrung in der Nomenklatur. Während die nördlichste Scharte auf der Spezialkarte den in der Gegend völlig unbekannt Namen Altermannjoch erhalten hat, gelegentlich auch als Hintere Parzinnscharte erschien, wurde dieser Name gewöhnlich auf die höhere der beiden südlichen Scharten angewendet, von denen die niedrigere dann Vordere Parzinnscharte hiess. Spiehler ist hieran unschuldig; in seiner Darstellung werden wir ein Altermannjoch vergeblich suchen, wir finden dafür den Namen Schlenkerscharte,¹⁾ der auch in Boden gebräuchlich ist. So gehört die Schlenkerscharte zur Schlenkerspitze, wie die Dremelscharte zur Dremelspitze, die Bockkarscharte zur Bockkarspitze, warum sollte mit der Parzinnscharte eine Ausnahme gemacht werden? Logisch ist sie jedenfalls zwischen Parzinnscharte und nordwestlichem Parzinturme einzusetzen, wenn auch vielleicht als etwaiger Gegengrund geltend gemacht werden kann, dass mit Parzinn der ganze obere Thalboden gemeint ist, die Dremelspitze auch Parzinnscharte genannt wird, die in Frage stehenden Scharten also zum Parzinnscharte ins Parzinn führen. Warum aber dann die Unsicherheit in der Bezeichnung? Der Name Parzinnscharte ist der älteste, er bestand vor Dremelspitze und Dremelscharten, möglicherweise wie Parzinnscharte und Parzinnscharte, nur den Hirten der Parzinnscharte bekannt. So müssten auch, wenn sie ein historisches Recht auf ihren Namen hätten, die Parzinnscharten ebensolange bekannt sein und der gründliche Spiehler hätte neben der Schlenkerscharte ihren Namen anzuführen nicht übersehen.²⁾ Hier von Parzinnscharten zu reden, ist unlogisch und

¹⁾ Z. A.-V. 1887, S. 275. — ²⁾ Nachträglich teilt mir Herr Apotheker Deutsch, der Vorstand der Section Imst, mit, die Bezeichnung Parzinnscharten sei aus dem von mir vermuteten Grunde im Larsenenthal allgemein gebräuchlich, Spiehler habe jedoch erst bei seinen letzten Wanderungen davon Kenntnis erhalten. In Pfafflar führe die Parzinnscharte der Larsenener Hirten den Namen Schlenkerscharte. Um nun dem Unfuge einer selbst bei der Bevölkerung völlig unklaren Angabe endlich einmal zu steuern, möchte ich die »Grosskarscharten« nicht fallen lassen, auch deshalb, weil damit ein neuer, anderweitig nicht zu verwechselnder Begriff in die Topographie kommt. Wer das Parzinn aufsucht, und Parzinnscharte,

historisch unbegründet, ich habe mich daher veranlasst gesehen, den Namen Parzinscharte an die ihr wenigstens logisch mit vollem Recht zustehende Gratsenkung zu verlegen, und möchte vorschlagen, die bisherigen, mit Unrecht so genannten Parzinscharten jetzt Grosskarscharten, ca. 2450 m, zu bezeichnen. Dieselben sind durch Geröll auf der Westseite leicht erreichbar (zwei Stunden). Der Abstieg ins Grosskar ist im obersten Teile nicht ganz einfach infolge einiger Felsstufen, von welchen man jedoch bald über Grasflecken und Schutt abwärts gelangt. Der Übergang hier ist schon mehrfach ausgeführt worden.

Die dritte, nördlichste Scharte, deren Benennung mit Schlenkerscharte, 2426 m, einer Verteidigung nicht bedarf, wird ebenfalls von dem zur Hinteren Dremelscharte führenden Weg abzweigend durch eine steile Geröllrinne erreicht (zwei Stunden).

Von dieser Scharte steil zur Höhe emporsteigend, bildet der Kamm das in unzähligen Türmen, Wänden, Zacken und Spitzen starrende Massiv der Schlenkerspitzen¹⁾, das wie ein einziges Korallenriff der Urzeit in abwechslungsreichem Gewirr bis zum Galtseitejoch sich hinzieht, dem Bergwanderer die verschiedenartigsten Möglichkeiten der Besteigung gewährend. Die besten Übersichtspunkte zum genauen Studium dieser Felstürme sind vor allem im Westen das Gufelseejoch — schon Spiehler hat staunend hier gestanden —, im Osten die erste Umbiegungsstelle des steil ansteigenden letzten Wegabschnittes zwischen der Bauhofalpe und Mils. Auch ein Teil unserer Allgäuer Berge bietet dem Auge eine gut unterscheidbare, wenn auch natürlich in sehr verkleinertem Massstabe ausgeführte Profilansicht, und sogar auf der kleinen Anhöhe, wo die Hermann von Barth-Hütte sich erhebt, sind die fünf höchsten Punkte wohl zu erkennen, deutlich zeichnen sie sich, von dem Potschallkopf und der Bockkarspitze zur Hälfte verdeckt, am Horizonte ab. Nordwestlich über der Schlenkerspitze ragt nach einem ersten kleinen und einem zweiten höheren Vorgipfel der Turm der Kleinen Schlenkerspitze, von welcher nunmehr wieder ganz nördlich, später sogar nordöstlich die Gratlinie eine einheitliche Richtung beibehält und zunächst über die Schlenkerwand (Nordgipfel der Kleinen Schlenkerspitze) hinwegzieht. Auf eine ziemlich tiefe, das Massiv in zwei Hälften trennende Scharte folgt eine kleinere Gratwand, ihr eine zweite, schräg emporführend zu vier fast gleich hohen Felstürmen. Diese sind ebenfalls weithin sichtbar. Weitere Scharten, von unzähligen Zacken umgeben, spalten die wandartigen Erhebungen, von denen immer die nördliche höher ist als die südliche, bis endlich ein breiter Vorgipfel sich unmittelbar vor die beiden Hauptgipfel stellt.

Die Kleine Schlenkerspitze, 2777 m,²⁾ welche erst dreimal, jedesmal auf anderem Wege erstiegen wurde, obwohl sie einer der schönsten Berge der ganzen

Parzinnwand, Parzinnspitze besteigt, der mag ruhig auch durch die Parzinscharten aus dem Parzinn herauswandern. Uns aber, die wir die »alpin modernen« Namen citieren, möge gestattet sein, von Grosskarscharten zu sprechen.

¹⁾ Herr Dr. Schatz verteidigt die Schreibweise Schlenngerspitze, ebenfalls der Aussprache wegen (nker müsste nkler gesprochen werden). Der Name stammt von der Bezeichnung des Nordwestabhanges, wo der Weg über Geröll von der Galtseitehütte zu einem Vorsprung ins Parzinn hinzieht. Dieser Abhang heisst d'Schlenge. Ich halte indes das k aufrecht, da — im Gegensatz zu Parzinn, wo ich infolge der Unmöglichkeit einer genauen Erklärung die Schreibweise auf Grund der dialektischen Aussprache für richtig halte — sich eine Ableitung von Schlenke, gebogener Weg ergibt (s. Grimm, Wörterbuch, Bd. IX, S. 634, 635). — ²⁾ Mitth. A.-V. 1897, Nr. 17. Hochtourist I, S. 51. Bezeichnend für die möglichen Varianten des Gebiets ist die hochtouristisch interessante Zusammenstellung der vier bisher im südlichen Teil ausgeführten Touren: 1. Kleine Schlenkerspitze, erste Besteigung, durch die Ostwand. 2. Schlenkerwand, erste Besteigung, durch die Westwand, Abstieg in die Südscharte, Wanderung zur Grossen Schlenkerspitze. 3. Kleine Schlenkerspitze, erste Besteigung durch die Westwand, Abstieg über den Nordgrat, Aufstieg zur Schlenkerwand, Überschreitung, Abstieg in die Nordscharte. 4. Kleine Schlenkerspitze, erster Aufstieg über den Nordgrat (Abstieg 3), vorher Umgehung der Schlenkerwand (Weg 2).



Nach der Natur gez. von E. T. Compton.

Argerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Schlenkerspitze vom Muttekopf.

Gruppe ist, wird von der Hanauerhütte am leichtesten wie folgt erreicht: Auf dem Wege zum Galtseitejoch etwa drei Viertelstunden aufwärts, bis der Weg an dem breit ins Thal hereinziehenden grünen Ausläufer eine kleine Biegung macht. Man verfolgt diesen in seinem oberen Teil schuttbedeckten Ausläufer möglichst lange aufwärts und steigt dann, bei den untersten Felsen angelangt, rechts in eine steile Geröllrinne, in welcher gelegentliche Felsstufen ein angenehmes Höherkommen vermitteln. Links ist ein breiter, westlich gewendeter, vom eigentlichen Massiv durch eine kleine geröllbedeckte Scharte getrennter Felszug, dessen untere Fortsetzung der erwähnte Ausläufer bildet; er trägt eine schon unten sichtbare Signalstange. In der Höhe dieser Signalstange trennen sich die zur Grossen und zur Kleinen Schlenkerspitze führenden Wege. Man ist hier höchstens noch 20 m unterhalb der tiefsten Scharte inmitten des ganzen Massivs. Nun steigt man nicht zu derselben hinauf — hier geht der Weg zur Grossen Schlenkerspitze —, sondern man umgeht rechts ziemlich eben querend die ersten Graterhebungen noch im Westen. Man gelangt, sodann aufwärts und auf die Ostseite übersteigend, auf breiten Schuttbändern an die Schlenkerwand, deren Gipfelbau ebenfalls östlich auf einem gegen den Gipfel der Kleinen Schlenkerspitze aufwärts ziehendem Bande umgangen wird. Wo das Band bei einer kleinen Scharte abbricht, wird wieder der Grat selbst betreten, es beginnt eine kurze Kletterei, bis die Ostseite wieder gangbar wird. Einige Meter unterhalb des Gipfels folgt eine zweite, längere Kletterstelle, die direkt emporführt (vier Stunden).

Da die Erstersteiger, die Innsbrucker Ampferer und Hammer, in der Hahnlehütte im obersten Larsenthal genächtigt hatten, errangen sie den Sieg über die kühne Zinne auf der Ostseite. Sie erstiegen zuerst ein in die Ostwand eingesprengetes Kar und kletterten aus dessen nördlicher Ecke schwierig über eine Platte und durch einen überhängenden Kamin auf ein Band, das zur Südostkante des Berges hinausleitet. Längs dieser Kante umgingen sie auf zerstückeltem Fels aufwärts einen gewaltigen, das Vordringen hemmenden Gratabbruch auf schlechten Bändern soweit an seiner Ostseite, bis es möglich wurde, in eine Rinne einzuklettern, die zum Kamin verengert emporführt. Durch dieselbe und über besseres Gestein wurde der Gipfel erreicht (fünf Stunden von der Alm).

Ein dritter, schwieriger Aufstieg ergibt sich von der Hanauerhütte durch die Felsabstürze der Westwand und über den Südgrat.¹⁾ Man sucht, über brüchige Felsen schwierig in der Westwand emporkletternd, auf ein breites Geröllband zu gelangen, welches zum Südgrate führt. Durch schwierige Kamine und über steile Wände wird die Spitze gewonnen (4 $\frac{1}{4}$ Stunden).

Die nördlich folgende, im Gegensatz zu der schlank aufstrebenden Schlenkerspitze breit sich hinstreckende Graterhebung hat nunmehr aus topographischen Gründen den Namen **Schlenkerwand** (früher Nordgipfel der Kleinen Schlenkerspitze) erhalten, ca. 2700 m.²⁾ Auch ihre Westwand ist bereits durchklettert worden (4 $\frac{1}{2}$ Stunden). Sie ist ferner aus der Scharte zwischen ihr und der Kleinen Schlenkerspitze zu erreichen; der Nordgrat ist bisher nur im Abstiege begangen worden. Vermutlich bietet sie gleich interessante Einblicke in die Zerklüftung des Massivs, wie die nahe bei einander stehenden **Schlenkertürme**, ca. 2700 m, vier fast gleich hohe, von ferne gesehen einer Mauerkrone nicht unähnliche Felszacken, die mit einem Zeitverlust von einer halben Stunde auf der Wanderung zur Grossen Schlenkerspitze besucht werden können.

Die **Grosse Schlenkerspitze**, 2821 m,³⁾ die höchste Erhebung der Lechthaler Alpen östlich der Parseierspitze, mit Recht einer der bekanntesten und besuchtesten

¹⁾ Eintragung von Prof. Demelius, H. v. Ficker und Th. Mayer im Hb. d. H. H. — ²⁾ Ö. A. Z. 1899, S. 231. Freundliche Privatmitteilung des Herrn Dr. Hammer. — ³⁾ Z. A. V. 1887, S. 310—312. Erschliessung der Ostalpen, I, S. 112. Hochtourist I, S. 51.

Berge der ganzen Gruppe, kann von der Hanauerhütte auf doppelte Art in nicht schwieriger, wenn auch mühsamer Wanderung erreicht werden.

Interessanter als der Weg vom Galtseitejoch, der sich mehr für den Abstieg eignet, ist die nördliche Fortsetzung des bereits geschilderten, in seiner ersten Hälfte den beiden Hauptgipfeln gemeinsamen, vor der tiefsten Scharte südlich zur Kleinen Schlenkerspitze abschwenkenden Anstiegs. Von der Scharte, zu welcher man leicht durch eine Rinne gelangt, auf die Ostseite und nördlich auf schuttbedeckten, gut gangbaren Bändern möglichst eben fort und so eine grössere Wand neben der Scharte wie auch eine zweite Wand umgehend, an eine kleine, von zwei hier zusammenstossenden, steilen Geröllrinnen gebildete Schuttterrasse am Fuss des von hier zu ersteigenden östlichsten Schlenkerturms. Nun in der von Norden heraufziehenden Rinne abwärts zu einer tiefen Gratscharte, welche nach Osten eine steile Geröll-



Kleine und Grosse Schlenkerspitze von Westen.

schlucht aussendet. In dieser nochmals etwa 20 m abwärts, bis der grosse Fels-turm an der anderen Seite der Scharte leicht umgangen werden kann. Wieder aufwärts über eine nördlich ansteigende kleine Wand, dann auf breitem Bande, immer noch möglichst eben bleibend um den letzten grossen Vorgipfel herum und jetzt steil aufwärts dem erst hier sichtbaren Doppelgipfel entgegen. Über Schutt und leichte Felsstufen wird der südwestliche, höhere Gipfel erreicht (vier Stunden). Zu der nordöstlichen, wenig niedrigeren Erhebung gelangt man in einer Viertelstunde über die kleine, beide Gipfel trennenden Scharte.

Vom Galtseitejoch erfordert die Besteigung, die fast durchgängig auf den breiten Schutthalden nördlich des Gipfels ausführbar ist und nur im letzten Teile das Passieren einer steilen Geröllschlucht, sowie die Erkletterung des kurzen Ostgrats bedingt, etwa zwei Stunden. — Von der Bauhofalpe wendet man sich über Weideboden, Schutt und Fels nordwestlich an den Fuss der Gipfelwände, die über eine der rechts von der höchsten Spitze herabziehenden Schluchten erklettert werden. Einzelne

Absätze, Bänder und Kamine ermöglichen ein Ausweichen in südlicher Richtung, der nordöstliche Gipfel wird dann nach einer kurzen Kletterei über den Ostgrat erreicht (4¹/₂ Stunden von der Bauhofalpe). — Eine ebenfalls sehr schöne, bisher noch nicht ausgeführte Wanderung wäre die Überschreitung des ganzen Massivs vom Westfusse der Kleinen Schlenkerspitze bis zum Galtseitejoch.

Bei der Grossen Schlenkerspitze wendet sich der Hauptkamm östlich. Wenn ich das hier folgende **Brunnkarjöchl**, 2500 m, den »rauen, aber guten« Übergang von Larsenn ins Fundaisthal, als die östliche Grenze des Parzinngiebts bezeichne, glaube ich keinem Widerspruche zu begegnen, während eine Ausdehnung des Begriffes bis zum Brunnkarkopf oder weiter mir als unzulässig erscheint.

Ein Seitenast zieht von der Grossen Schlenkerspitze in breitem Bogen zur langen Einsenkung des **Galtseitejochs**, 2417 m,¹⁾ dem Übergange vom Parzinn ins Fundaisthal und zum Muttekopf (1³/₄ Stunden). Im Norden des Joches steigt der Doppelgipfel der **Reichspitze** auf, die in der Specialkarte weder benannt noch kotiert ist, auch von Spiehler nicht gemessen wurde. Ihre Höhe dürfte mit etwa 2580 m ziemlich genau bestimmt sein. Die mit Unrecht touristisch wenig gewürdigte Reichspitze²⁾ ist vom Joch über den Grat in nicht sonderlich schwieriger Kletterei zu erreichen (eine Stunde vom Joch). Vom direkten Abstieg ins Angerlethal wird abgeraten.



Bergwerkskopf von Norden.

So haben wir den breiten Hauptkamm des Parzinns wie auch seinen Verlauf nach Südwesten in allen Teilen und Ausläufern einer genauen Musterung unterzogen. Unbekannt ist uns nur mehr der kurze, im Bergwerkskopf zu ziemlicher Höhe ansteigende Ast im Südosten.

Bei der Erwähnung des von der Hinteren Dremelscharte zu den Grosskarscharten führenden Grates wurde bereits der an der Trennungsstelle aufragende Felsturm genannt. Derselbe (es ist P. 2535 der Karte) ist bisher nicht bestiegen. Wie

¹⁾ Z. A.-V. 1887, S. 276. — ²⁾ Eintragung von Dr. Fues im Hb. d. H. H.

er eine Zackenreihe nördlich sendet, stellt er auch südlich eine ganze Anzahl kleiner scharfer Felszähne nebeneinander, die sich bis zu einer Scharte etwa in gleicher Höhe halten, dann langsam aufsteigend an dem nach allen Seiten jäh abfallenden Gipfelblocke des Bergwerkskopfs ihr Ende finden. Zwei Türme dieses »Verborgenen Grates«, einer links nördlich, der andere rechts südlich der einen (markierten) Übergang vom Steinkar ins Larsenenthal bildenden **Verborgenen Grat-Scharte**, 2420 m, sind bereits erstiegen worden.¹⁾ Der Nordturm, ca. 2530 m, wurde von der Scharte über eine ziemlich hohe Wandstufe, dann längs des schuttbedeckten Gratverlaufs erreicht. Zur Besteigung des Südturms, wozu vorher in die Scharte zurückgekehrt wurde, musste eine grössere Kletterfertigkeit aufgewendet werden. Nach schwieriger Umgehung des ersten sperrenden Felszackens auf der Ostseite gelangte man in eine schmale Scharte und von dieser ziemlich exponiert, aber unter Zuhilfenahme guter Griffe über die fast senkrechte Wand zur Spitze (siehe die Zeichnung). Die Wanderung, welche bis zum Vorgipfel des Bergwerkskopfs fortgesetzt wurde, erforderte etwa 4 1/2 Stunden vom Steinsee.

Die »feinstere Turmgestalt« des **Bergwerkskopfs**, 2735 m,²⁾ welcher in **Imst Wildkarlejöchl** genannt zu werden pflegt, wird leider selten besucht. Er bietet gleich der häufig mit ihm in eine Linie gestellten **Wetterspitze**, an deren Gipfelblock — von Süden gesehen — er allerdings erinnert, eine herrliche Aussicht. Seine Besteigung aus dem **Larsenenthal** ist nicht allzuschwierig, die sehr interessante Route über die Ostwand ist, wenn auch für die von der **Hanauerhütte Kommenden** weit näher, doch nur geübten Kletterern zu empfehlen.

Die **Bauhofalpe** im oberen **Larsenenthal** in westsüdwestlicher Richtung verlassend, nähert man sich dem Gipfel in ziemlich weitem Bogen von Südosten (direkter Anstieg wegen Steilheit und Überwucherung mit Krummholz und Gestrüpp nicht rätlich). Auf dem Grat gelangt man an den Fuss der Steilwände, denen man bis zur Südwestseite folgt. Hier ist der einzige Zugang ein nicht leichter, etwa 30 m hoher, blockversperrter Kamin, der sich tief in die Felswand des Gipfelmassivs einschneidet. Vom Kamin in wenigen Minuten ziemlich schwierig auf die Spitze (vier Stunden von der Bauhofalpe).

Der von der **Hanauerhütte** kommende Wanderer überschreitet die **Vordere Dremelscharte** und wendet sich links, unter den Felsabstürzen der **Dremelspitze** durch zu dem vom **Steinsee** aufwärts zur **Verborgenen Grat-Scharte** führenden Weg. Dieser wird bis zu den Felsen verfolgt. Nun rechts südlich über **Schrofen** und **Schuttbänder** dem Gipfel entgegen schräg aufwärts zu einem kleinen, weit westlich hinaufziehenden, schuttbedeckten **Gratausläufer**. Von diesem scharf links östlich aufwärts auf einen markanten **Gratzacken** nördlich des **Gipfelmassivs** zu, der in der Scharte zwischen demselben und einem nordöstlichen **Vorgipfel** sich erhebt. Nach Überwindung eines steilen **Plattenhangs** und einiger **Felsstufen** zu einer Art **Höhle**, dann links schwierig über **Platten** und nach kurzer **Traverse** an die **Nordseite** des erwähnten **Gratzackens** empor (die bereits ausgeführte Umgehung der letzten **Plattenstelle**, indem über den **Grat** selbst zum **Ostvorgipfel** aufgestiegen wird, ist schwieriger, ebenso die **Überkletterung** des ganzen **Nordgrates**, wobei gelegentlich auf die **Ostseite** ausgewichen werden muss).³⁾ Im **Frühsommer** dürfte der **Aufstieg** infolge der leichteren **Benutzbarkeit** der hier sich **hinabziehenden Eis- oder Schneerinne** wesentlich **angenehmer** sein. Die **Ersteigung** der von hier schwierigen **Ostwand** des **Gipfelturms** wird ausgeführt, indem man möglichst **direkt** auf einen in der

¹⁾ Mith. A.-V. 1897, Nr. 16. **Freundliche Privatmitteilung** des Herrn **Dr. Hammer**, dem ich auch die **Anstiegsskizze** verdanke. — ²⁾ Z. A.-V. 1887, S. 303—310. **Erschliessung** der **Ostalpen**, Bd. I, S. 112. Ö. A.-Z. 1899, S. 231. **Hochtourist** Bd. I, S. 51. — ³⁾ **Freundliche Privatmitteilung** des Herrn **Dr. Hammer**.



Steinsee mit Bergwerkskopf.

oberen Hälfte befindlichen, scharf ausgeprägten, von links nach rechts emporführenden Riss zuklettert und diesen ohne Schwierigkeit (gute Griffe, während das Gestein sonst äusserst brüchig ist) überwindet. Von hier wird über Schutt links aufwärts der Gipfel erreicht (4 1/2 Stunden).

Der Grat, welchem der Bergwerkskopf als höchste Erhebung angehört, sendet nach Osten und Westen mehrfach unbedeutende Ausläufer aus, graue Felskare mit ihren Wänden einschliessend. In das grosse Steinkar im Westen und das weit sich hinziehende Grosskar im Nordosten schneiden diese schuttbedeckten, meist niedrigen Kämmen nur leicht ein; gänzlich von ihnen beherrscht liegen das Tagkar, weiterhin das Nachtkar im Osten und Südosten, das Wildkar im Südwesten. Im Süden trennt die kleine Wildkarscharte — dieselbe ist nicht zu verwechseln mit den Wildkarscharten südlich der Bockkarspitze — den Bergwerkskopf von dem bescheidenen **Senftekopf**, 2587 m, auch Senfterberg genannt. Derselbe wird häufig von Schönwies aus bei Jagden besucht.

Wer ein echter Bergsteiger ist, der hat in den Bergen irgendwo seine zweite Heimat. Dort kennt er Weg und Steg, jeder Gipfel ist ihm ein vertrauter Freund, die Bäume des Waldes, die Wasser des Alpenbaches rauschen ihm eine längstgewohnte Melodie. Und die stete Sehnsucht nach dieser Heimat bleibt, selbst wenn gewaltigere, grossartigere Eindrücke Platz greifen, sie wurzelt tiefer ein, wenn die ernstesten Begebenheiten stürmischen Lebens uns umdrängen. Warum wir an einer Heimat in den Bergen so sehr hängen, dessen werden wir uns erst bewusst in der lauschigen Stille der winterlichen Dämmerstunde, wo der Gedanke mehr in die Vergangenheit sich richtet. Sobald aber die ersten Blätter sich entfalten und weitausschauende Pläne, verwegene Hoffnungen unsern Geist beschäftigen, ist es unser Herz, das nach der einzigen Stelle im Reiche der Alpen uns hinzieht.

Meine Bergesheimat ist das Allgäu, mein Standquartier ein kleines Häuschen im Südwesten von Oberstdorf, von dem ich ungestört von dem Treiben des hastigen, anspruchsvollen Fremdenstroms — wie lange wohl noch? — zu meinen stillen

Freunden in der Höhe hinaufschauen kann. Von Jahr zu Jahr wird aber der Kreis der Freunde grösser und so sind nach und nach auch die Berge des Lechthals, von denen ich namentlich die Wetterspitze in mein Herz geschlossen habe, und die selten von einem Fremden aufgesuchten kleinen Ortschaften in den weitverzweigten Thälern zu ihren Füssen mir lieb und vertraut. Oft haben sich diese Wanderungen — bei denen ich niemals ohne meinen getreuen Braxmair gehe — gar bis zum Arlberg ausgedehnt und mit Stolz kann ich an manche schöne Durchquerung des Gebietes zurückdenken. Es war nur ein Zufall, dass wir den Bergen des östlichen Lechthales noch keinen Besuch abgestattet hatten, allerdings waren durch anderweitige Pflichten im Herbst 1898, durch die Ungunst der Witterung im Herbst 1899 meine Fahrten zu nichte gemacht worden. So mussten Spielers vor jedem Einmarsch in Elbigenalp und auch dort noch genau studierte Arbeiten im Verein mit Spezialkarten und »Hochtourist« lange warten, bis ich sie hervorholte, um die gezeigte Unhöflichkeit durch eine höfliche Visite zu entschuldigen. Für den Herbst 1900 hatte ich schon im voraus »Wetterglück« bestellt. Im Frühjahr, im sonnigen Süden, hatte ich die Aufforderung erhalten, in der Zeitschrift über die bisher unbekannte Gegend des Parzinns zu berichten. So konnte ich daraufhin bei der Schutzpatronin der Lagunenstadt Chioppin, welche Heilige von den armen Fischern um gutes Wetter und glückliche Fahrt angefleht wird, auch meine Bitte vortragen, die trotz des dazwischen liegenden halben Jahres Glück brachte und auch in der Höhe von Erfolg war. Die Extreme berühren sich. Eine erfreuliche meteorologische Eigenschaft muss ich im übrigen auch den Zuschriften des Herrn Schriftleiters unserer Zeitschrift beimessen — wenigstens für mich und den Sommer 1900 —, ich konnte überzeugt sein, dass, wenn einige Zeilen von seiner Hand auf meinem Tische lagen, und es draussen auch noch so stürmte und schüttete, am anderen Tage zum Staunen der üblichen wetterkundigen, ältesten Leute, unter denen mein Freund, der Kälberstecher, eine besonders wichtige Rolle spielt, der herrlichste Sonnenschein lachte.

Es war am 8. September, als ich mit Braxmair, von Elbigenalp kommend, nach fast einstündiger Wanderung das kleine Häselgehr durchzog, nunmehr eifrig darauf Bedacht nehmend, die Abzweigung in das Gramaisers Thal nicht zu verfehlen. Jenseits der Brücke wies eine grosse Tafel »nach Gramais, zur Hanauerhütte«. Wenn wir aber gemeint hatten, der Steig werde steinig und steil emporführen, so waren wir nach kurzer Zeit angenehm überrascht: ein trefflicher Pfad, durch die Güte des Herrn Kuraten von Häselgehr geschaffen, leitete fast eben fort, an schroffen Wänden entlang, über welche kleine Bäche den Weg zu Thal sich gesucht hatten, durch ernste dunkle Wälder, bald wieder über sonnenbeglänzte Matten, die dem Blick eine freie Bahn gewährten. In drückender Schwüle gelangten wir nach Gramais.

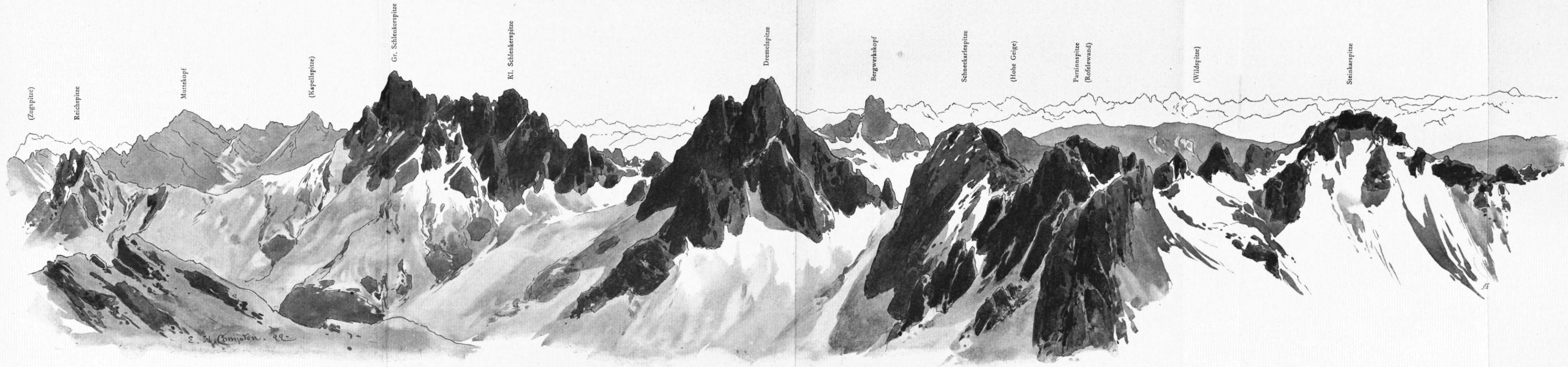
Während die Glocke des Kirchleins ihr Mittagsgeläute durch das Thal und hinauf zur Höhe sandte, öffneten wir die Thür des Pfarrhauses, aufs freundlichste aufgenommen vom Kuraten, dessen Schwester ihren geringen Vorrat mit dem Hinweis entschuldigte, mehr als drei Fremde hätten sich noch niemals im Jahr bei ihnen sehen lassen! Natürlich wandte sich das Gespräch den Bergwanderungen zu, die Gipfel der Hornbachkette konnten von mir mit Namen vorgestellt werden — gewaltig schauten ihre riesigen Häupter herein in das kleine Thal, als wollten sie es vor der Welt in seinem Frieden bewahren. Auch die von mir beabsichtigten Bergfahrten wurden besprochen, und es stellte sich heraus, dass wie sein Vorgänger, der noch als alter Herr Spielers auf seinen Wanderungen geleitet hatte, der junge Nachfolger zu den Bergen »nicht nur seine Augen aufhob«, sondern den Bergstock zu ernstlicher That zur Hand zu nehmen sich oftmals entschloss. Heute war seine

Kenntnis mir von grossem Vorteile; da die Zeit drängte, konnte mir die freundlich gegebene Empfehlung wohl nützen, ich möchte statt des entlegenen Gufelseejochs die Scharte oberhalb des Kogelsees zum Übergang wählen. Bald war der kleine Imbiss verzehrt. Der Kurat liess es sich nicht nehmen, uns nochmal die Wegrichtung aufs genaueste anzugeben. Wohl würde der neue Weg unwegsam und steil sein, meinte er; das störte uns indes trotz des schweren Rucksacks und der glühenden Nachmittagssonne nicht, mit Bedauern blickte ich aber den Weg entlang, der zum »Branntweinboden« am Süden des Thals und von dort zum Gufelseejöchl führt. Die landschaftliche Schönheit dieses von den wenigen dorthin Verschlagenen aufs höchste gerühmten Thalschlusses sollte ich also diesmal nicht kennen lernen. Der bequeme Wanderer, der die Gastfreundschaft im Pfarrhause auch ruhig für die Nacht begehren mag, möge unserem Pfad nicht folgen, sondern erst auf der Hanauerhütte sich wieder zu uns gesellen, von wo der aufsteigende Rauch ihm schon weithin anzeigen wird, dass wir kameradschaftlich für ihn gesorgt haben, denn wesentlich eher sind wir am Ziel. Auch die Schönheit der durchwanderten Gegend ist nicht gering, ist einmal hier ein Weg angelegt, dürfte er wohl im Stande sein, auch hierher, an die Westabstürze des breiten Potschallkopfs und der schroffen Bockkarspitze manch begeisterten Liebhaber zu ziehen. An die Nordseite des erstgenannten Berges, wo das Gramaiser Sattelle als tiefer Einschnitt die Grenze zwischen kahlen Felsschrofen und grünumzogenen Matten bildet, führt dem Bachufer entlang der in Boden endigende Weg, ihm sollten wir kurze Zeit folgen, und erst den Bach überschreiten, wenn wir die latschenbesetzten Hänge des kleinen Kogelberges fast ganz im Rücken hätten. So hatte die Weisung gelautet. Bald öffnete sich zur Rechten ein breites Kar, gegen das Thal zu von einem breiten, grünen Föhren- und Latschengürtel umzogen, oben graue Einöde, wilde Felskare, durchfurcht von tiefeinschneidenden Geröllrinnen. Mit dumpfem Brausen stürzte genau in der Mitte ein weisschäumender Wasserfall zu Thal, in seine Tausende von Tropfen leuchtete der letzte Strahl der Mittagssonne hinter dem Kogelberge hinein. Rechts tiefer Schatten. Nicht leicht war es, den Weg in diesem wilden Dickicht zu finden, mühsam mussten wir ihn uns durch das Gestrüpp bahnen, und häufig warnte ein buschiger Ast den allzu Voreiligen vor hastigem Drängen. Bald ward der Weg zu einem breit ausgetretenen Schafsteige, auch kamen wir allmählich in die Region der Felsen, und der erfrischende Trank einer Quelle gab zu schnellerem Ausschreiten Kraft. Doch dauerte es noch einige Zeit, bis wir das Brausen des Falls in unserer Nähe vernahmen, und mehr als zwei Stunden waren wir unterwegs gewesen, als ich mich auf einem Felsblock hart am Ufer des ziemlich grossen, heute bei herrlichem Wetter unbeweglichen Sees niederliess. Die tiefblaue Farbe des klaren Wassers, im Gegensatz dazu die hellen Lichter auf den in weiter Ferne über einer breiten Senkung sich erhebenden Bergketten, die Stille rings auf den Felsen übten einen mächtigen Eindruck aus auf den Fremden, der gekommen war, die heilige Ruhe zu stören. Aber nicht lange war es uns vergönnt, hier müssige Betrachtungen anstellen zu können. Es war schon spät am Tage und noch wussten wir nicht, wie der Weg sein würde, der auf der anderen Seite der Felsmauer uns zur Hütte führen sollte. Auch musste noch eine grosse, breite Geröllhalde erstiegen werden, ehe wir den höchsten Punkt unseres heutigen Weges erreicht hatten. So nahmen wir den Rucksack wieder auf und zogen am See entlang. Am andern Ufer blieben wir nochmals stehen, umzuschauen. Ähnlich wie bei dem zweiten See oberhalb der Memmingerhütte stellte sich die Allgäuer Bergkette dar, der zerrissene Kleine Kratzer zeigt seinen Hahnenkamm wie auf der Brücke von Oberstdorf. Da unterbricht ein schriller Schrei die gewohnte Stille, Schneehühner stieben auf, in ängstlich raschem Flug der Scharte entgegen. Langsam folgen wir ihnen nach.

endlich sind auch wir oben. Wenn wir aber gehofft hatten, ein schöner Abend werde den schönen Tag krönen, so sollten wir uns bitter täuschen. Da wo wir die Königin des Parzinnns, die stolze Dremelspitze, zu schauen und zu grüssen gehofft hatten, da ballte sich grau der Nebel, über den steinernen Wächtern an ihrer Seite türmten sich schwarze Wolken, und leiser Donner hallte an den Wänden. Wussten sie, dass wir mit schonungslosem Sinn sie alle zu demütigen, den letzten verhüllenden Schleier zu zerreißen willens waren, um weithin den Sieg verkündend, neue Eindringlinge anzulocken, neue Kämpfe heraufzubeschwören? Fast schien es so, drohend wetterleuchtete es im Osten, und immer dichter, immer schwärzer wurde das Wolkenmeer. Hinter uns heller, lichter Tag. Da war rasches Handeln geboten, wollten wir noch trocken zur Hütte kommen. Eilig ging es darum den steilen Abhang an der Nordostseite der Kogelseespitze hinab, in wenigen Augenblicken war ein kleiner See erreicht, dann gings meist an den Hängen der Plattigspitze entlang, bis die wohlbekannte blaue Markierung an einem grossen Felsblock uns ankündigte, dass wir auf den vom Gufelseejoch herabführenden Weg gestossen seien. Schneller können wir auf dem gut gehaltenen Weg vorwärts eilen, auf gutem Wiesenboden, durch den Wasserbäche sich schlängeln, an der bei der späten Jahreszeit schon verlassenem Parzinnalpe vorbei, da an der nächsten Ecke, und vor uns liegt auf grünbewachsenem kleinen Hügel die Hanauerhütte, deren Gäste wir in den nächsten Tagen sein sollen. Es war die höchste Zeit, wenige Minuten nachdem der Schlüssel sich gedreht hatte, begann der Himmel seine Schleusen zu öffnen und der Blick hinab ins freundliche Angerlethal ward verdeckt durch den einförmigen, grauen Vorhang, mit dem in trostlosem Einerlei die herabjagenden Regenstriche die Aussicht zudeckten. Um so gemüthlicher ward es im Innern der Hütte. Mochten heute abend ruhig die Heiligen des Himmels ihr »Preiskegelschieben« veranstalten — eben schien ein besonders Bevorzugter alle Neune geworfen zu haben —, heute war uns alles einerlei, wenn es nur nicht schneite, und morgen die Sonne uns in gewohnter Pracht zu unsern Besteigungen leuchten würde. Das war die einzige Sorge, mit der wir uns zum bescheidenen Essen setzten. Braxmair, das Ideal eines Kochs, hatte die immer schmeckende Erbsuppe gekocht, aus München mitgebrachtes Irish stew folgte, dazu gab es frisches gutes Wasser, den Wein hatten Glücklichere ausgetrunken. Begreiflicher Weise durchmusterte ich nach Tisch, die geliebte, zum Lohn für einstige gute Führung von einem Freunde verdiente Bergpfeife im Munde, die hochtouristischen Eintragungen im Hüttenbuche, von denen namentlich eine Reihe erst unlängst vermerkter Notizen von der Hand dreier Innsbrucker Herren meine Aufmerksamkeit auf das entschiedenste herausforderte. Mit Wehmut folgte ich Purtschellers Befichten, sollten dies seine letzten Zeilen in einem heimatlichen Hüttenbuche sein? Besonders lange verweilte ich bei dem Blatte, auf welchem, von einem Aquarell Meister Comptons eingerahmt, Purtscheller folgende Verse niedergeschrieben hatte:

»Mit Feureifer Berge zu erklettern,
Nicht nenn' ich's eitlen Sport nach Nörgler Brauch,
Wen drängt es nicht, ein trutzig Lied zu schmettern,
Wenn uns umwallt der Freiheit Götterhauch,
Wo das Erhabne schmucklos unvergänglich
Das Herz begeistert und den Sinn erhebt.
Die Brust, die nicht für Alpenpracht empfänglich,
Kein Ideal im Innern trägt.

Während ich noch das Buch in Händen hielt, polterte es an der Thüre, und es erschien, tiefend, prustend, sich schüttelnd ein zweiter Gast, ein Mitglied der Hanauer Section, von seinem Führer gefolgt.



(Zugspitze)

Reichspitze

Muttelkopf

(Kapellspitze)

Gr. Schlenkerspitze

Kl. Schlenkerspitze

Dremselspitze

Bergwerkskopf

Schneekarlespitze

(Hohe Geige)

Parzinspitze
(Rofelewand)

(Wildspitze)

Steinkarspitze

E. H. Compton. 99.

Nach der Natur gez. von E. H. Compton.

Rundblick von der Kogelseespitze.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Wir hatten Glück. Am nächsten Morgen waren die oft citierten »Wolken all, die unser Haupt umdräut« zwar wohl nicht »in des Weltmeers tiefem Schoss begraben«, aber die erste Hälfte des Tages wenigstens schien für uns günstig zu werden. Doch deutete unerfreuliche Schwüle für den Nachmittag das übliche Gewitter im voraus an. Erst ziemlich spät wurde aufgebrochen, da ich die Absicht hatte, zum Anfang eine kürzere Orientierungstour zu unternehmen. Für diesen Zweck war mir am günstigsten die Dremelspitze erschienen, deren Felsenwarte die beste Übersicht über die vier Bergkämme des Parzinns gewährt.

Aber halt! Bis hierher habe ich meine Feder in breitgedehnter Schilderung walten lassen, von der aufrichtigen Überzeugung durchdrungen, dass ihrer allerdings oft recht ausführlichen Berichterstattung bisher alle meine Vereinsgenossen folgen konnten. Besteht doch bei weitem der grösste Teil von ihnen aus Bergfreunden, die von der Hütte, einem Jochübergange oder einem leicht zugänglichen Aussichtsberge aus oft mit grösserer Dankbarkeit zu den Gipfelriesen aufblicken, als der verwöhnte, diese bescheidene Naturfreude belächelnde und infolgedessen zu seinem eigenen Schaden häufig unbefriedigte Gipfelstürmer. Wenn jetzt mein Weg auf schroffe Felsen, durch enge Kamine und über steile Wände hinführt, würden die ersteren zurückbleiben müssen. Und doch möchte ich gerade ihnen angeben, was ihnen und jedem erreichbar ist, der eine kleine Anstrengung des erfreulichsten Lohnes, der herrlichen Aussicht wegen nicht zu scheuen braucht.

An dem dritten Morgen, der uns in der Hanauerhütte weckte, um einen herrlichen, goldenen Herbsttag einzuläuten, brachen Braxmair und ich schon früher auf als sonst. Grosse Pläne beschäftigten unsern Sinn. Doch zunächst wollten wir auf dem gewöhnlichen Wege zum Gufelseejoch ansteigen, um vom Gipfel der Kogelseespitze, dem Schlern oder Rigi des Parzinns, die vielgerühmte Rundschau zu geniessen. Um 5 Uhr 35 Min. traten wir am 21. September ins Freie. Wie war es heute schön. Die Sonne selbst war noch nicht aufgegangen, aber die von Minute zu Minute zunehmende Helligkeit verkündete ihre göttliche Nähe. Bescheiden blaste die Mondsichel über den Felsen des Bockkarkopfes ab, ein eben entthronter, heute abend wieder herrschender Monarch. In dem duftigen Rot, das über den Schlenkerspitzen sich ausbreitete, funkelte ein letzter, alle andern überdauernder Stern, die Venus, freundlich zu uns herab, und winkte uns glückliche Fahrt. So schritten wir langsam aufwärts, durch die thaubedeckten, hochgewachsenen Gräser und die Latschen, den Weg entlang, der vor drei Tagen uns zur Hütte herabgeführt hatte. Lautlos folge ich dem prächtigen Schauspiel, das mir jedesmal die unvergleichlichen Verse aus dem zweiten Teil des »Faust« ins Gedächtnis ruft. Während so mein Auge genoss, mein Sinn aber ins Weite schweifte, kamen wir allgemach höher. Schon auf dem Gufelseejoch, welches wir etwa um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr erreichten, fing das Bild rings um uns an, eine ergreifende Wirkung auszuüben. Wie ein tiefgrüner Smaragd schimmerte im Dunkel seiner Umgebung der kleine Gufelsee, stolz und erhaben stand vor uns die Parzinnspitze, in gewaltigen Blöcken zum Joch abfallend, weiterhin beide Gipfel der Dremelspitze, hinter denen der Bergwerkskopf, von der Sonne hell beleuchtet, seinen Ruf als wilde Turmgestalt zu rechtfertigen strebte. Trotzdem es wohl am schönsten gewesen wäre, in süssem far niente den Morgen hier an sich vorüberziehen zu lassen, waren wir, denen das kletterlustige Blut in den Fingerspitzen kribbelte, zu keinem Augenblick Pause zu bewegen, eine solche wäre auch wirklich unnötig gewesen, konnten wir doch auf dem breiten Abhange, der von der Spitze zum Joch sich niedersenkt, unbekümmert um den Weg weiterwandern. Fünf Minuten nach 7 Uhr war der Gipfel erreicht, und hier liessen wir uns einige Zeit nieder, um das herrliche Bild einzusaugen, das die kleine Mühe in wahrlich verschwenderischer Weise belohnt.

Wieder schlägt der anti-hochtouristische Vorhang zusammen, um sich erst mittags wieder zu öffnen, wo wir, von Lechleitner begrüsst, zum Abschied in der Hütte erschienen. Wohl that es mir in der Seele weh, den Bergwerkskopf nicht erstiegen zu haben, der geradezu jammervolle Zustand meiner Schuhe war jedoch die traurige Veranlassung einer schleunigen Heimkehr. Wehmütig blickte ich auf die gewaltigen Risse in meinen Riesenkothurnen, die ich der winterlichen Kunst Freund Unterwurzachers in Neukirchen verdanke. Durch einen breit gähnenden Spalt schauen freundlich die Strümpfe und — Gott sei's geklagt — zwei vorwitzige Zehen ins Weite, unerbittlich mit eindringenden Steinen sich beföhndend. Wehmütig blickte ich auf den zerschlagenen Pickel, das Opfer eines plötzlichen Steinchlags im Kamin der Schneekarlespitze — es war die höchste Zeit, das Feld zu räumen. Noch am gleichen Tage wanderten wir über Boden nach Häselgehr und Elbigenalp, am andern Tage über das Mädelejoch nach Oberstdorf.

An meine zweite Fahrt denke ich mit noch grösserer Genugthuung zurück. Das Wetter war herrlich, aber es war bereits Oktober, es konnte täglich umschlagen und dann — ade Bergwerks- und Potschallkopf. Auch den letzteren, der bisher von keinem Touristen bestiegen war, wollte ich aufsuchen.

Der Weg, den wir heute gingen, ist für denjenigen, der das Parzinngebiet von Norden zu erreichen die Absicht hat, bei weitem der schönste und lohnendste, sein Hauptfehler, die lange Dauer, kann durch frühzeitigen Aufbruch leicht gemildert werden, zumal nur eine halbe Stunde steil aufwärts führt, die übrige Zeit auf breite, gebahnte Wege entfällt. Es ist allerdings nicht jedermanns Sache, etwa neun Stunden zu gehen, bis Elmen im Lechthale erreicht ist, wohin der bequeme Tourist von Füssen zu Wagen gelangen kann. Mir machte die Wanderung eine grosse Freude, wenn wir auch bei der ärgsten Mittagshitze mit schweren Rucksäcken beladen, die breite Strasse ins Oythal und zur Käseralpe zogen. Um die breite Biegung, die vom Wege gemacht wird, abzuschneiden, stiegen wir von der Alpe links am Hange gerade hinauf und erreichten so den vom Himmeleck herüberführenden Pfad, der in kleinen Serpentinien zum Hornbachjoch aufwärts zieht. Ein Viertelstündchen unterhalb sprudelt eine freundliche Quelle aus den Felsen, über weiches Moos den Weg sich suchend. Hier liessen wir uns zur ersten, wohlverdienten Rast nieder. Uns zur Rechten standen die einzelnen Gipfel der Hornbachkette, ihnen gegenüber, zur Linken ragte die mächtige Pyramide des Hochvogels, ein steinerner Hauptmann, Musterung haltend über seine Mannschaft. Aus den das ganze Thal bedeckenden Lärchenwäldungen hoben grüne Flecke sich ab, winzig kleine Häuschen darauf, am äussersten Ende das Kirchlein, der ganze Ort auseinander gestreut, eine kleine gedeckte Holzbrücke bietet die einzige Möglichkeit, über den tief unten wild dahinströmenden Bach zu gelangen. Im fernen Osten, als einziger entfernter Gipfel, weit draussen, ein breites, sonnenbeschienenes Massiv, unsere Zugspitze. Noch längere Zeit aber dauert es, bis wir hinabgekommen sind und Hinterhornbach erreichen. Reizvoll ist der Blick von der Brücke in die Tiefe, überwältigend die Riesengestalt der Urbeleskar-Spitze, die erdrückend über dem Thale lastet. Während wir eine weitere Pause eintreten lassen, schaue ich rückwärts, wo an den Wänden der Marchspitze, über den Halden des Kreuzecks dichte Regenwolken uns nachsetzen. Langsam fällt der Nebel in das Thal, deckt die Berge und die grünbewachsenen Abhänge, immer tiefer schleicht er, immer näher breitet er sich hinter uns aus. So sehr wir auch eilen, wir gleichen ärmlichen Zwergen, die einem furchtbaren Riesen zu entfliehen streben, noch während wir im Walde dahinschreiten, kurz vor unserem Einzug in Vorderhornbach, werden wir von dem düsteren Mantel umschlossen. Unserem stets sich gleichbleibenden, berggewohnten Schritt verdanken wir es, dass wir schon um 1/26 Uhr 7 1/2 Stunden

nach unserem Abmarsch von Oberstdorf — die Schwelle des kleinen Gasthauses in Elmen betreten. Mit mächtigem Wirbel fegt der Wind die weisse Strasse, über die Klimmspitze greift die schwarze Wolkenhand herüber, bald das ganze Lechthal überschattend. Während scharfe Blitzstrahlen die dunkeln Wände zerschneiden, beschliessen wir, den jedenfalls sich weit in die Nacht hineinziehenden Marsch nach Boden für morgen zu versparen. Kaum hatte ich meine Anstalten zur Übernachtung getroffen, als der Regen nachliess, und es allgemach klar wurde. Trotzdem blieben wir merkwürdigerweise die einzigen Besucher des niedrigen, holzgetäfelten Wirtszimmerchens. Es war nämlich Samstag, der Tag, an welchem der würdige deutsche Mann sich zu langem, dauerhaften Gespräch vor häufig gefültem Krüge niederzulassen pflegt, hier, im Lande Tirol, ward die Unterhaltung vor den Häusern auf der Bank gepflogen, bis lange in die Nacht hinein konnte ich die einzelnen Stimmen der Nachbarn unterscheiden.

Kurz nach 6 Uhr früh schieden wir von unserer Herberge, und wanderten die wenigen Minuten auf der Strasse bis zu dem steil ins Thal von Bschlabs sich wendendem Steig. Während der breite Saumpfad die alte Richtung beibehält, um erst hinter dem tief im Walde versteckten, nur seine rote Kuppel zeigenden Kirchlein zum Bach abwärts zu fallen, steigen wir schon hier über die Wiese zu dem ersten Hause ab, um in ebener Linie den Wald zu betreten. Den Weg nach Boden stürmten wir eilig hinab; gerade als wir in die Gasse bei der Kirche einbogen, drängten sich die letzten an der Thüre. Der ganze Ort war wie ausgestorben, in der sonnigen Höhe kreischte manchmal ein Rabe, selten ein Habicht; schweigend suchte ich mich der feierlichen Stille anzuschliessen. Kein Laut drang aus der Kirche, obwohl die Thüre geöffnet stand, endlich knirschten die Stricke, der morsche alte Glockenstuhl stöhnte und ächzte in seinen Fugen, während die Glocke das Ende der Feier anzeigte.

Meine Uhr zeigte elf, als wir die Wegecke ins Angerlethal passierten, und mit bangem Blicke musterte ich den Gratkamm des Potschallkopfes. Grüss Gott, Dremelspitze und Schneekarlespitze, grüss Gott, du kleines Hütchen auf grünem Hügel, Freunde sind es, die kommen! Jubelnd schwang ich den Hut den Gipfeln zu, die mit scharfer Herbstesklarheit vom tiefblauen Himmel sich abzackten. Bald ging es vom Angerlebach zur Seite, rechts den Wald hinauf, und über rauhes, steiniges Geschröf. Nach 1½ Stunden konnten wir vom Sattelle auch nach dem drüben liegenden Gramais hinabschauen. Der gut markierte, auch aufs beste in Stand gehaltene Weg war die erfreuliche Ursache, dass wir weder zu suchen nötig hatten, noch uns irgendwie anzustrengen brauchten. Bedächtig hielten wir eingehende Musterung. Braxmair untersuchte die breite, aus der Richtung des Gipfels herabziehende Geröllschlucht auf ihre Fortsetzung, während ich auf der Gramais Seite auch meinerseits forschte, hier aber bald durch die hohen Abstiege zur Umkehr genötigt wurde. Nicht lange dauerte es, als eine Art Kamin sich zur Rechten zeigte; mühelos wird er auf guten und festen Tritten erstiegen; wieder wenden wir uns, und vor uns ziehen sich in eintönigem Grau langgestreckte Schuttkare, weit hinauf reichend, unter uns in einer jähren Steilwand abbrechend. Hurra, der Gipfel! Aber wie kommt der riesige Steinmann, wie die Signalstange hierher? Der Berg soll ja unerstiegen sein! Bitterste Enttäuschung füllt mein Herz, und mein langgezogenes Gesicht muss recht komisch gewirkt haben. In wenigen Minuten erstürmte ich den Steinmann und untersuchte ihn aufs genaueste, keine Notiz fand sich. Einige Schritte unterhalb war mit roter Farbe die Jahreszahl 1888 aufgemalt, das Datum der Vermessung. So war es die erste «touristische Ersteigung», aber die wahre Freude des Siegers war das nicht. Dafür entschädigte ich mich an der idealen Aussicht. Wie ein breit gedehntes Relief lag die ganze Hornbachkette mir

gegenüber. Nach Deponierung einer Gipfelbüchse wandern wir auf dem gleichen Wege zum Sattelle hinab, ein Abstieg durch die Felswände der Ostseite scheint der vorgerückten Zeit wegen zu waghalsig. Langsam trotten wir vom Joche hinab und biegen nun in den Weg zur Hütte wieder ein, eine wundervolle Abendwanderung. Mehr und mehr scheinen die Schlenkerspitzen zur Linken zu wachsen, während die anderen Gipfel verschwinden, um dem breit vorgeschobenen Parzinnbühel Platz zu machen. Das helle Rot der Spitzen wird dunkler und dunkler, bis es endlich erlischt, der Glanz des Himmels wird matter und fahler, die schwarzen Gestalten der Lärchen, die in der Dämmerung riesengross auf uns starren, die tiefe Ruhe ringsum künden den Sieg der Nacht. Schweigend steigen wir den Hügel zur Hütte hinauf. Nach dem Essen trat ich vor die Hütte. Mir war, als öffnete sich vor mir ein Zauberreich. Es war fast taghell, kleine Nebelstreifen, wie tanzende Elfen zu schauen, zogen an der Parzinnspitze, und über der Dremelspitze stand mein alter Bergfreund, der Mond in vollstem Glanze. Das war die »mondbeglänzte Zaubernacht« der Romantiker, die »wundervolle Märchenwelt stieg auf in der alten Pracht«, und hätte ich noch länger gestanden, wer weiss, ob nicht zur Mitternachtstunde das steinerne Orchester der Schlenkerspitzen aufgespielt hätte, damit Dremel und Schneekarle im Tanze sich wiegten. Lange sah ich zu dem Monde hinauf, mit dem ich schon als Kind so oft gesprochen, und für den ich noch jetzt manch heftigen Kampf mit prosaischen Menschen fechte. Mir ist er hold, das weiss ich gewiss, gar mancher Bergfahrt hat er als stiller, freundlicher Genosse zugeschaut, und wenn ich ihm für verjagtes Unwetter danke, eine Huldigung, die er ehrwürdig annimmt, so muss ich zwar im Stillen meinen verehrten Lehrer, »Deutschlands Oberwettermacher«, um Verzeihung bitten, aber mein Glaube an jene Hilfe ist unerschütterlich. Ich erzählte gerade dem Alten dort oben von dem, was ich während seiner dunkeln Zeit alles getrieben, als ich merkte, dass Freund Braxmair schon lange neben mir stand.

Die Kälte der Nacht war sehr empfindlich. Schon um 4 Uhr heizten wir wieder, Braxmairs rührende Fürsorge liess es sich nicht nehmen, mich auch mit seiner Decke fest zu umwickeln. An Schlaf war wenig zu denken, schon nach 6 Uhr traten wir, zu neuem Kampfe gerüstet, ins Freie. Dennoch pries ich die Hütte, ohne ihren gastlichen Schutz wäre in der vorgerückten Jahreszeit unsere heutige Fahrt, die Besteigung des Bergwerkskopfes, unmöglich gewesen, ich dachte mit Schmerz an meinen Lechthaler Liebling, die Wetterspitze, den Rivalen unseres heutigen Gipfels - wann endlich wird die Section sich finden, die im Sulzel- oder Alperschonthal der schönsten Hüttenplätze im westlichen Lechthal sich bemächtigt? Dank der hohen Lage der Hanauerhütte waren wir schon nach 1 1/2 Stunden unterhalb der Hinteren Dremelscharte, von einem kleinen Zackenmeer umgeben. Bald standen wir in der Scharte selbst, und nicht lange währte es, so war auch der zur Verborgenen Grat-Scharte vom Steinsee heraufführende Weg erreicht. Hier nehme ich Abschied von den ruhigen Wanderern, die mir bisher gefolgt sind, aber nur auf wenige Stunden. Ist doch auch zum Rasten der Platz wie geschaffen. Angesichts der ganzen schneeweissen Firnkette der Ortlergruppe lässt sich leicht ein Stündchen verträumen, auch wird ein Bad im Steinsee die Glieder zu neuen Thaten erfrischen. Und wer auch daran keinen Gefallen findet, der schaue uns nach, wie wir die Halden am Westabhang des Verborgenen Grates langsam aufwärts steigen, verschwinden und wieder kommen, immer kleiner werden, bis wir endlich dem Blicke entzogen sind und erst vom Steinmanne den Juchzer herabsenden. Wo die ersten Felsen beginnen, sind wir vom Wege abgewichen und steuern dem weit hinausragenden Ausläufer zu. Das gefrorene Erdreich zwingt uns, einige Stufen zu schlagen, in denen wir langsam an Höhe gewinnen. Immer

mächtiger, immer gewaltiger, aber auch immer unnahbarer erscheint das eigentliche Gipfelmassiv. Wir wenden uns links einer steilen, von plattigen Felswänden eingezwängten Eisrinne zu, und nehmen zur Sicherheit das Seil. Langsam, mit sicherem Griffe überwindet Braxmair eine Stufe nach der andern, ebenso behutsam folge ich nach. An einer kleinen Felshöhle kommen wir wieder zusammen. Höchst unerfreulich sind die nächsten Platten, zumal das Gestein recht brüchig wird. Wieder geht das Seil zur Neige, wieder folge ich, aber schon ist der Gratzacken unterhalb des Vorgipfels erreicht. Nun blieb noch der Gipfelblock, der, wie die Südwand der Wetterspitze, schier unersteiglich uns anmutet. Dem war jedoch nicht so. In einer weiteren halben Stunde ist der Bergwerkskopf über die Ostwand erreicht. Behaglich streckte ich mich neben dem Steinmanne nieder und ward nicht müde, die herrliche Aussicht zu betrachten, Freund Mond hatte mir einen Tag bestellt, wie ich einen solchen fast nie erlebt habe; es war kein Wölkchen am Himmel und so windstill, dass das weggeworfene Zündholz ruhig ausbrannte. Infolge der ganz freien, weit vorgeschobenen Lage bietet der Bergwerkskopf einen geradezu einzigen Blick, die Felskolosse der näheren Umgebung, die Schneeberge des Hintergrundes, die grünumwachsenen Thäler zu Füßen, die breiten Geröllkare, aus denen der Steinsee wie ein grosses Auge heraufschaut, schaffen ein unvergessliches Bild. Hätte nicht der unangenehme Gedanke, den Zug in Schönwies zu verfehlen, gedrängt, es wäre vergebliche Mühe gewesen, mich aus meinen Betrachtungen aufzurütteln. Schweren Herzens entschloss ich mich zum Abstieg. Wieder ging es den gleichen Weg. An der Verborgenen Gratscharte nahmen wir die zurückgelassenen Rucksäcke wieder auf. Über steiles Geröll, dann durch Latschenhänge wandern wir abwärts, in das Larsenthal hinein. Allmählich tritt der Fuss auf weichen Waldboden, die von hochstämmigen Lärchen umgebene kleine Bauhofalpe wird erreicht. Der fernere Weg ist ein unangenehmer Beweis für Goethes: »der Aufstieg eine Qual des Sisyphus, der Abstieg der Sturz des Vulkan.« Von den Seiten schieben sich die Wände immer näher zusammen, sie lassen nur dem Bache freie Bahn, während der Weg hier keinen Platz mehr finden kann. Höher und höher zieht er sich hinauf, als wolle er erst auf dem Gipfel des Lukesberges enden. Im Hintergrunde werden allgemach die Schlenkerspitzen wieder sichtbar, und bald schauen auch über die grünen Vorberge des Innthales weisse Häupter herüber. Sollten wir den Weg verfehlt haben, statt nach Mils zu kommen, etwa nach Gunglgrün uns gewendet haben? Endlich stehen wir am Ausgange der Schlucht, wo wir das ganze Thal überschauen können. Direkt unter uns liegt Mils, fast scheint es, als liesse das Dach des Kirchleins sich durch einen Steinwurf erreichen, daneben wälzt der Inn seine graue Flut zu Thal. Drüben das Zeichen der Kultur, die Eisenbahn. Welche Anstrengungen unseren ermüdeten Gliedern zugemutet wurden, bis wir den steilen Berg abwärts gekommen waren, erlasse man meiner sich sträubenden Feder. Das war wirklich »der Sturz des Vulkan«. Mit schlotternden Knien wanderten wir durch Mils, eine Schar rotbäckiger Kinder empfing uns, um uns den Weg zum Gasthaus zu zeigen. Nur kurz war die Rast. Bald standen wir wieder auf der Strasse und eilten dem Bahnhofe von Schönwies zu. Am gleichen Abend brachte uns der aufwärts keuchende Arlbergzug nach Schnann. Noch zwei köstliche Herbsttage waren uns zur Heimkehr beschieden, umglänzt von sonniger Wärme und leuchtender Klarheit, schön wie die eben geschilderten. Sie sollten die letzten sein. In der folgenden Nacht umtobte der Sturm mein Oberstdorfer Häuslein, und als ich morgens ins Freie trat, hüllte frischgefallener Schnee die Berge bis weit herab in sein weisses Gewand. Der Winter hielt seinen Einzug.

Der Leoganger Steinberg.¹⁾

Von

H. Cranz.

Keuchend hat der Zug den höchsten Punkt der Giselabahn, Hochfilzen an der Ostgrenze Tirols, erreicht, um in flottem Tempo durchs Leoganger Achenthal nach dem Pinzgau zu eilen. Der Wagen, in den ich eingestiegen, war voll von männlichen und weiblichen Touristen; Bergstöcke und Pickel, Mäntel und Rucksäcke, alte und neue Koffer liessen kaum Platz für meinen vollen Schnerfer. Draussen erhebt sich zur Linken hohes Gefelse über dunklen Wald. »Das sind wohl die Loferer Berge?« »Die konnten Sie bei Hochfilzen in der Ferne erblicken, dies ist der Leoganger Steinberg, links das Griessener Hochbrett, dann weit vorspringend die Dreizinthörner, jene schöne Pyramide ist das Birnhorn.« »Ach ja, das Birnhorn werden wir besteigen, wir machen von Zell am See ins Kaprunerthal, dann zurück nach Saalfelden und ins Steinerne Meer, dabei kann man das Birnhorn so mitnehmen.« »Geographie schwach«, denke ich, kann aber nicht mehr antworten, der Zug hält, mit mir steigen nur zwei Einheimische aus, der Touristenschwarm

eilt berühmteren Bergen und den Hotels in Zell am See zu. Westlich der Station wird die Bahn überschritten und auf mässig steigendem Strässchen nordwärts in einer Viertelstunde Bad Leogang erreicht; von alten Bäumen überschattet liegt es als freundliches Asyl auf waldumgürtetem Wiesenplane.

Ruhebedürftige Sommerfrischler finden da einfache, gute und billige Verpflegung, herrlichen Waldfrieden und bescheidene Badegelegenheit in frischem oder gewärmtem Quellwasser, Touristen aber aufmerksame Pflege und gute Auskunft über Bergtouren, auch die Spezialkarte, die »Mittheilungen« und den Schlüssel zur Passauerhütte. Dort hinauf könnte mich der freundliche Leser sofort begleiten, wenn bei der Sonderbeschreibung einer Gebirgsgruppe nicht doch ein Schein von Wissenschaftlichkeit gewahrt und daher zuvörderst ein allgemeiner Überblick gegeben werden müsste.

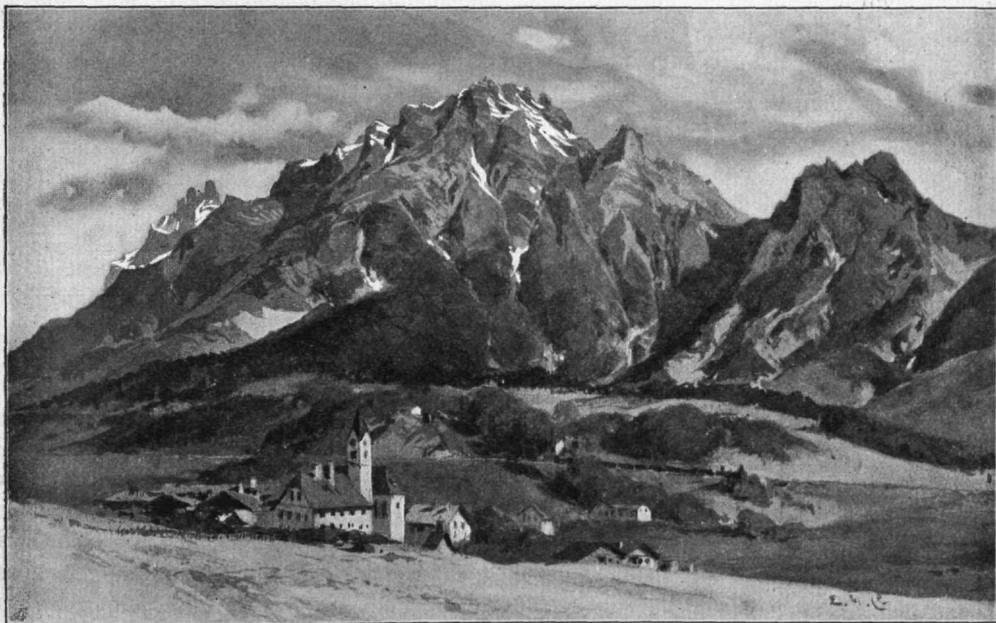
Durch die Leoganger Ache zwischen Hochfilzen und Saalfelden vom Kitzbühler Schiefergebirge, durchs tiefe Saalachthal östlich und nördlich vom Steinernen



Bad Leogang.

Meer und der Kamerlinghorn-Gruppe geschieden, westlich gegen das wilde Gräben-gebiet der Schütt-, Schieder-, Griesbäche steil abfallend und nur durch den niederen Ramernsattel²⁾ mit dem Loferer Zwillingsbruder zusammenhängend, bildet der Leoganger Steinberg oder der Marchand³⁾, wie er im Tiroler Grenzgebiet heisst, ein Dreieck von etwa 16 km Grundlinie und 10 km Höhe; die eigentliche Felsenregion misst etwa 25 qkm.

Auf einem an der Südseite bis 1000 m Höhe hinanreichenden Sockel aus Buntsandstein der Werfener Schichten erhebt sich der bröckelige, schlecht geschichtete Hauptdolomit, überlagert von steil abbrechendem, grau und rötlich gefärbtem Plattenkalk; darüber liegt eine mächtige Decke aus teils grobbankigem, teils feinplattigem, dünngeschichtetem Dachsteinkalk. Dichter Hochwald deckt allerseits den Fuss des Gebirges, unmittelbar darüber heben sich die Felsen in ungewöhnlicher Steilheit heraus. Den schönsten Anblick der ganzen Gruppe geniesst



Birnhorn von St. Leogang.

man vom Kamerlinghorn im Norden; in wenig gegliederter Starrheit liegt sie kompakt da, wenn man vom Geiselhorn, vom grossen Reifhorn oder vom Ochsenhorn des Loferer Steinbergs herüberschaut; die machtvoll aufgebaute, durch keck vorspringende Ausläufer kräftig modellierte Südwand, welche die Meisterhand Comptons nebenan abgebildet hat, präsentiert sich besonders schön von der Strasse zwischen Leogang und Dorf Hütten; überwältigend grotesk erscheinen die Türme der Marchand-, Roth- und Sauhörner über dunkelgrünem Waldesdickicht im weltentrückten Winkel des Schiedergrabens, dagegen lässt im Saalachthale der dichte Waldesgürtel nur hie und da, wie bei Diesbach, bei Frohnwies und beim Schiederbauern einzelne Gipfel heraussehen. — Das touristische Interesse hat sich mit wenigen Ausnahmen auf den Kulminationspunkt der Gruppe, das Birnhorn, konzentriert, gehört doch auch die Aussicht von ihm aus zu den berühmtesten und schönsten der gesamten Nordalpen.

Die *Passauerhütte* der Section Passau, auf der Mittagsscharte, 2020 m hoch gelegen, im Jahre 1892 eingeweiht, mit Matrazen- und Führerlager versehen, nach System Pott

verproviantiert, hat eine hervorragend schöne, wenn auch leider etwas excentrische Lage und erleichtert die Besteigungen im östlichen Teile der Gruppe in hohem Grade.

Von den **Wegen auf die Plateauhöhe**⁴⁾ sind drei markiert. Der bequemste und schönste, welcher aber namentlich im Aufstiege selten begangen wird, führt von der Diesbachmühle an der Poststrasse in den Hohlwegen, 1¹/₂ Stunden von Saalfelden, eine Stunde von Frohnwies entfernt, in grossen Kehren als guter Forstweg durch den prachtvollen bayerischen Saalforst hinauf; eine selten üppige Flora, grossartiger Reichtum an Beeren, herrlicher Schatten und frische Quellen kürzen den Anstieg. Die üppig grüne, von hohen Felswänden ringsumschlossene Niedergrubalm ist nach zwei Stunden Steigens mit einem kleinen Abstecher von fünf Minuten zu erreichen, der wegen der wunderschönen Aussicht auf das elegante Mitterhorn nicht versäumt werden sollte. Stets im Walde zieht der Steig im Bogen um die Hochgrubalm zur Jagdhütte Hochgrub (drei Viertelstunden), wo ein trefflicher Brunnen zur Rast einlädt. Über einen mit spärlichen Latschen besetzten Hang erreicht man die geneigte Fläche der »Grub«⁵⁾ und in ihr Hügel auf und ab, über kümmerliche Weide und Schotter und zwischen regellos verstreuten Felstrümmern, unter dem weit ins Kar vorspringenden Kopf des Metzhörndls vorbei die Passauerhütte (fünf Viertelstunden).

Auf dem zweiten, meistens benützten Wege zog ich, vom Bruder des Badwirtes, dem als »Mädchen für alles« im Hause angestellten Hans,⁶⁾ als Träger meines gewichtigen Gepäcks begleitet, an einem frischen nebligen Morgen hinauf, zuerst durch Wald und auf sumpfigen Wiesen über einen Rücken hinüber ins Birnbachthal, wo der Weg von Dorf Leogang her mit dem unsrigen sich vereint (eine Stunde). In diesem unteren Buntsandsteinreviere haben zahlreiche Wasseradern planlose Rinnsale in den weichen Untergrund eingegraben, Wald und Buschwerk hindern den Überblick, die Wege, welche die vielen Einzelhöfe verbinden, führen durch und über hohe Zäune und sind in keiner Karte zu finden. Wehe dem Wanderer, der beim Abstieg den regelmässigen Pfad verlassen hat und sich nun bei Einbruch der Nacht noch durch dieses Labyrinth von Gebüsch und Farrenkräutern, Kreuzwegen, Schluchten und Schlammfurchen durcharbeiten muss! Im Birnbachthal wird der Blick auf den grossartigen Thalschluss, den Birnbachkessel, frei, über welchem sich die Südwand des Birnhorns in einer Flucht um 1600 *m* erhebt. Die alljährlich von den Wänden am Hochzint und Birnhorn und von dessen Südgrat abgehenden Lawinenmassen haben dort unten, noch innerhalb der Waldgrenze, einen sekundären Gletscher, das Birnbachkees, gebildet; unter ihm strömt der Bach durch ein mächtiges Thor, das Birnbachloch, heraus. Wir traten an einigen einsamen Häusern vorbei auf das linke Thalgehänge und gewannen, über eine Weidefläche ansteigend, bald wieder dichten Wald. Der rote Thon auf dem Boden war verschwunden, mürber weisser Kalk- und Dolomitgries lagerte unter den dichten Tannennadeln. Bei 1500 *m* lichtete es sich, zwischen Latschen erreichten wir auf trefflich im Zickzack angelegtem Steig die Höhe des Riedels, der den Birnbachkessel vom tiefen Graben des Erkersbachs⁷⁾ trennt. Hier war ein trefflicher Rastort. Während ich die furchtbare Südwand des Birnhorns mit ihren herrlich gezeichneten Bändern betrachtete und den Weg studierte, den nach der Aussage des Trägers zehn Tage zuvor Erich König über den Wildzackengrat nach dem Birnhorn hinauf eingeschlagen hatte,⁸⁾ spähte jener nach einem Gemsbock, der an den schmalen Grasbändern des Zintangers hinwechselte, und benannte mir dabei die Köpfe, Rinnen und steilen Halden in der wilden Riesenwand; dann ging es nach rechts in den wasserlosen Graben hinein und — die Latschen hören hier bei 1700 *m* schon auf — über nacktes Gestein steil in der plattigen Mulde empor (1¹/₂ Stunden). Der Weg ist trefflich gehalten, vielfach in den Felsen gehauen, auch Eisenstifte fehlen nicht,

aber es dauerte doch noch eine Stunde, bis wir die malerische Scharte des Hochthors im kurzen Südwestgrate des Fahnenköpfels rechts unter uns hatten und durchs Gatter auf der breiten Mittagsscharte die Plateaufläche betreten konnten. Eine Leoganger Schafherde war vom Südhang durch den Zaun auf das verbotene Schmidtmannsche Jagdgebiet in der Grub übergetreten und umdrängte uns salzheischend, wurde aber vom Träger zurückgejagt. Nach fünf Minuten standen wir in der herrlich gelegenen Passauer-Hütte am westlichen Hange der Einsattlung. Während mein Begleiter von der eine Viertelstunde entfernten, spärlich fließenden Quelle Wasser holte, machte ich Feuer, bald war die Wohnung in Stand gesetzt und die Suppe verzehrt. Auf dem Grasplätzchen vor der Hütte, hart über dem Abgrunde gelagert, antwortete ich noch lange auf die Juchzer des zu Thal steigenden Bad-



Passauerhütte vom Melkerloch.

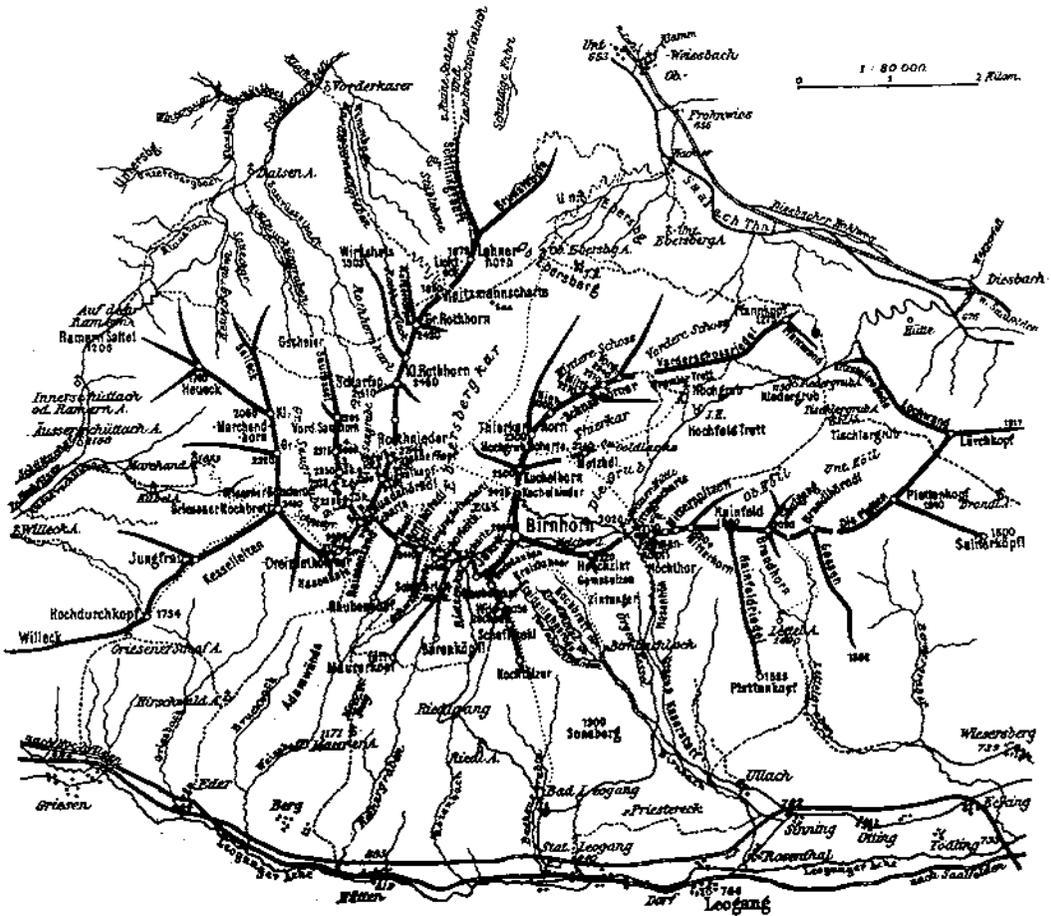
hannes, dann war ich allein in der fremdartigen wilden Welt, die mir schon lange als Ziel vorgeschwebt hatte. — Der trübe Himmel hellte sich auf, ich gedachte mir nur kurz die allernächste Umgebung anzusehen, steckte ein Stück Brot und Speck zu mir und stieg von der Hütte westwärts, möglichst nahe dem Absturz, über grasigen Schotter und Felsplatten in die Höhe. So hatte ich wohl manchen Bogen zu schlagen, wenn bald eine Klippe weit nach Süden vorsprang, gleich darauf ein bis zur Kante heraufreichender Einriss die Randlinie nach rechts knickte, sah stets links unter mir in gähnender Tiefe das lachende Thal und den dunklen Wald am Fusse der Felswände, rechts in mässiger Neigung ungeheure, von Regen und Schnee in vieltausendjähriger, stiller Arbeit mannigfach gefurchte Platten, hie und da von kümmerlichen Grasbüscheln durchsetzt, gegen die weite Mulde hinabziehen, scheinbar spiegelglatt, aber gut gangbar infolge der feinen Ciselierung der Oberfläche durch die Erosion. Niedere Plattenstufen leiteten unschwer auf die erste höhere Klippe, den Hochzint, 2220 m, hinaus; dann kam wieder etwas Umweg

nach rechts; es ging einige Schichtenstufen hinab und auf dem breiten Rande weiter, an tiefen Löchern vorüber und auf einer natürlichen Felsenbrücke über das grosse Felsenthor des Melkerlochs. Jetzt stand ich am Fusse der Südostecke des **Birnhorns**, das in einer Reihe von haushohen, durch stark hercinhängende Terrassen unterbrochenen Stufen sich aufbaut. Da erblickte ich die alte Markierung des wackeren Werkverwalters Hofer, der schon in den sechziger Jahren diese Strasse auf seinen Lieblingsberg auskundschaftete. Die musste ich mir doch näher ansehen und ging den roten Strichen nach in die jähe Südwand hinein. Eine ganze Serie von weitem sichtbarer, oft meterbreiter, sanft geneigter Felsbänder, in den Steinbergen Kreise genannt, durchzieht diese Wand, Steilstufen von 2 bis 6 m Höhe trennen die parallelen Gesimse, und spärliche Einrisse gestatten den Aufstieg von einem Kreis auf den nächsten. Fürsorglich sind an diesen Stellen rote Pfeile an die weisse Wand gemalt. Zuletzt geht es steil rechts hinauf in enger Rinne, dann links hinaus und über grössere Felstreppen zum Südwestgrat, wenige Schritte vom Gipfel, 2634 m.¹⁰⁾ — Die gesamten Tauern mit den Zillerthalerfernern, die Stubaier und Ötztalher Berge im Süden und Südwesten, die Kalkalpen vom Allgäu und Wetterstein bis zum vielköpfigen Karwendel und der Rofan gegen Nordwest, davor der gewaltige Kaiser und rechts daneben der wohlbekannte Loferer Steinberg, gegen Osten aber und Nordosten Dachstein, Tennen- und Hagengebirge, Übergossene Alm und Steinernes Meer und alle die herrlichen Berge Berchtesgadens, und nach Norden über dem prächtigen Reitersteinberge die blaue Ebene, begrenzt vom dunkeln bayerischen Walde. — So hatte ich die Aussicht beschrieben gefunden in dem interessanten Berichte Thurwiesers aus dem Jahre 1834, den mir Freund Fill einige Tage zuvor nach St. Ulrich mitgebracht hatte, und so fand ich's bestätigt an dem wunderschönen Sonntagnachmittage, als ich allein in seligem Schauen dort oben lag. Besonders ergreifend wirkt der Kontrast der Aussicht nach Süden, wo hinter dem lieblichen Thale zu Füssen die grünen Alpenmatten der Schieferberge lagern und die unzähligen Firnhäupter hereinleuchten, mit den öden, weisslichgrauen und schmutzigen, von Schneefetzen durchzogenen Steinwüsten in der nächsten Nachbarschaft. Und doch wurde ich etwas enttäuscht: ich hatte gehofft, von der höchsten Warte im Umkreise nicht nur einen guten Überblick über die Gruppe, sondern auch einen wertvollen Einblick in ihre Strukturverhältnisse zu bekommen, so dass mir der Besuch weniger Gipfel genügen würde, um den Aufbau des Steinbergs kennen zu lernen. Aber das Birnhorn ragt zu sehr über alle andern Höhen empor, so dass man die nähere Umgebung mehr wie vom Ballon aus sieht, sodann steht es zu excentrisch im Südrande; der wenig besuchte westliche und nördliche Teil des Massivs bleiben verborgen. Diese Erkenntnis liess mich denn auch das Notizbuch wieder einschieben und verleitete den Genussmenschen in mir zu einem ausgiebigen Gipfelschlaf. Drei Stunden hatte ich oben zugebracht, dann stieg ich in der Westflanke der guten Markierung nach auf breitem, geröllführendem Bande hinab gegen eine Scharte zwischen der Gipfelpyramide und einem nördlichen Gratkopfe, von welcher man durch eine mit rotem Thon ausgekleidete, unten überhängende Kluft gegen den obersten Winkel der Grub hinabsieht; dann an zahlreichen Stiften durch das harmlose Klamml auf ein zweites Band hinunter und um den Vorkopf herum bequem zum breiten Sattel der **Kuchelnieder**, 2425 m. Die ziemlich steile, etwa 100 m hohe Ostwand, die diesen Sattel vom hintersten Geröll- und Schneefelde der Grub trennt, ist seit einigen Jahren von der Section Passau mit musterhafter Weganlage versehen, wobei Stifte und Ringe in Fülle jedem die Ersteigung möglich machen.

Unten erforderte die Randkluft einige weite Schritte, dann kam eine flotte, leider kurze Fahrt über steile Schneeflächen zur grossen Schutthalde und ein fast

dreiviertelstündiger Gang über ein in steter Bewegung begriffenes, grobes Geröll, ausgedehnte Blockhalden und eine Steinwüste, die mit ihrem anmutigen Wechsel von zernagten Platten und gletschertopartigen Trichtern, glattrandigen Klippen und schneeerfüllten Löchern allen Versuchen der Section Passau, einen Steig hindurchzuleiten und zu erhalten, erfolgreichen passiven Widerstand entgegensetzt.

Spät abends erschien noch H. Fill aus Zell am See, einer der treuesten Stammgäste des gemütlichen Hauses an der Mittagsscharte, um einen acht Tage zuvor zerbrochenen Theedeckel zurückzuerstatten und mich einige Tage bei den Aufzeichnungen im Steinberge zu unterstützen. Mit ihm stieg ich dann kreuz



und quer auf den Kämmen und Gipfeln, über die Plateaus und Kare des Massivs hin, auch einmal über den Ebersberg nach Frohnwies und über Diesbach wieder herauf, schliesslich in langem Quergange über vier Kare und drei Pässe auf das Griessener Hochbrett und hinab nach Hochfilzen und St. Ulrich. Mit dem selbstverständlichen Photographenapparate und dem Aneroid, mit Diopeterkompass und Fernrohrklinometer uns abmühend, Notizen machend und zeichnend, haben wir alle Freuden und Leiden dilettantischer Gelegenheitstopographen geteilt, und eine hübsche Serie von photographischen Einzelbildern und Panoramen in meiner Sammlung, von Zeichnungen in Fills Skizzenbuch wird uns die gemeinsam verlebten Tage in dauernder Erinnerung halten. Aber touristisch fehlte noch manches; so stieg ich denn vier

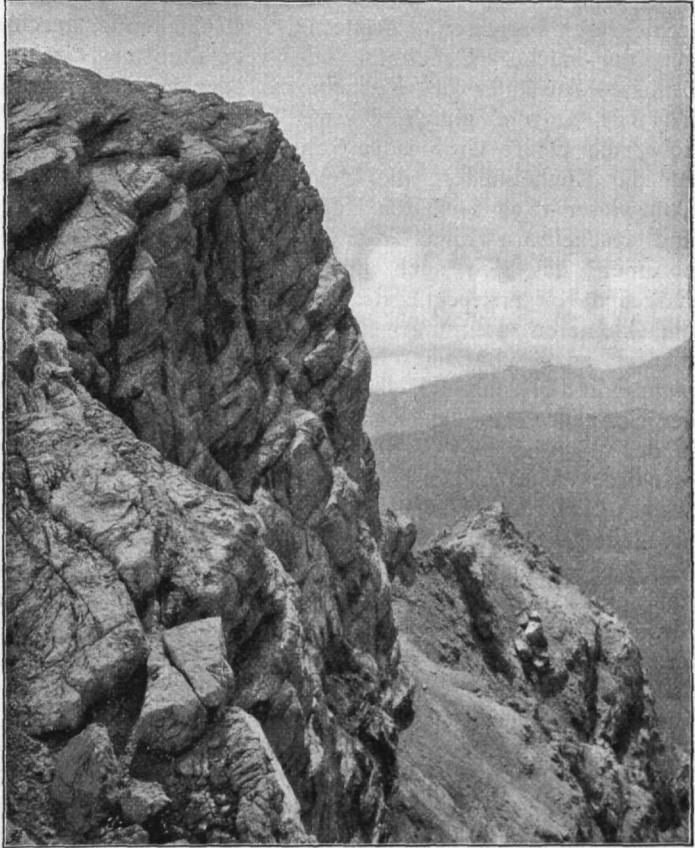
Wochen später, als der September in steter Aufeinanderfolge schöner Tage Fülle von Licht und Wärme über die Bergespitzen goss, mit meinem langbewährten Führer Alois Ruech aus Obermieming wieder hinauf, diesmal den dritten markierten Steig, den über das Rietzenkar, benützend und wiederum mit dem Abstecher aufs Birnhorn beginnend und besuchte nun die meisten der Hörner, die ich früher teils vernachlässigt, teils wegen des Nimbus ihrer Unnahbarkeit gemieden hatte. Die beigegebene Kartenskizze ist die Frucht dieser sommerlichen Studien.¹¹⁾

Zur Struktur der Gruppe nur wenige Worte:

Wie der Loferer Steinberg, so ist auch sein südlicher Nachbar ein allseitig abgetrennter Plateaustock. Schon bei ihrer Loslösung vom umgebenden Gebirge ist diese Scholle einseitig, im Süden stärker als im Norden, gehoben worden, so dass der Südrand noch jetzt die Wasserscheide bildet. Der allgemeine Fall der Schichten zeigt sich schon aus der Ferne, z. B. vom Grossen Reifhorn betrachtet, bedeutend grösser als im Loferer Gebirge. Ausserdem hat eine beträchtliche Wölbung stattgefunden, insofern die Schichten im Norden stärker nach unten geneigt sind und der Dachsteinkalk, der am Südrande in einer Neigung von 20° die Gipfelfelsen bildet, gegen die Saalach mit etwa 40° nach dem Thalboden einfällt. Auch der Laie bemerkt die typische Verschiedenheit der zwei ungleich grossen Teile, in welche eine vom Reissensandschartl¹²⁾ bis an den Ostfuss des Grossen Rothorns gezogene Linie das Massiv teilt. Die Trennungslinie wird auch äusserlich durch eine hart unter der Ostflanke des Kammes Hundshörndl—Rothhorn gelegene, weit gestreckte Längsfurche im grossen Ebersbergkar markiert. Die dickbankigen Dachsteinkalke, welche den Birnhorn-Gipfel bilden und im Ebersberge von dünneren thonhaltigen Schichten überlagert werden, liegen an den Dreizinthörnern, am Passauerkopfe, an den Rothhörnern um fast 200 m höher als unmittelbar westlich; gleichzeitig tritt östlich von der Reissensandscharte der südliche Plateaurand um 500 m gegen Norden zurück. Jene Furche deutet also eine von der Ecke unter dem Hundshörndl bis zum Grossen Rothhorn reichende Verwerfungsspalte an, längs welcher der östliche Flügel in die Tiefe sank, der westliche stehen blieb. Ob damit eine Schleppung des östlichen Teils gegen Norden verbunden war, oder ob hier nur die Erosion der Nordwand weiter fortgeschritten ist, mag dahingestellt bleiben: die stärkere Entwicklung südlicher Ausläufer vor dem Ebersberge scheint für die letztere Ansicht zu sprechen. — Für die weitere Ausbildung des Ostteils ist eine Beobachtung wichtig, die man vom Kuchelhorn aus machen kann: Die dicken Tafeln des Birnhorn Gipfels sind unter ca. 20° gegen Nordost geneigt, aber die schönen Bänder an der Westwand und die grossen Plattenlagen des Südwestgrates oberhalb des Jauzkopfes (siehe S. 253) fallen unter dem gleichen Winkel gegen Nordwesten; die gleiche Verschiedenheit in der Fallrichtung zeigen die Plattenlagen der zwei grossen Plateauflächen, Grub östlich und Ebersberg westlich.

Der ganze Ostteil stellt demnach ein dachförmiges Gewölbe dar, dessen Firstlinie, durch stark gefärbte, thonige Einlagerungen kenntlich,¹³⁾ knapp westlich am Gipfel des Birnhorns vorbei über die Kuchelnieder zieht, den Kuchelhorngipfel, der westlich bleibt, von seinem Ostgrate abtrennt und einen Fall von etwa 15° nach Norden hat. Eine zweite Aufbruchspalte zieht in Ostwestrichtung an der Südseite der Schosshörner entlang über den südlichen Vorkopf des Thierkarhorns gegen das Grosse Rothhorn hin. Nördlich von dieser Spalte ist die Fallrichtung eine rein nördliche mit 30° bis 35° Neigung, so dass also das Dach eine Abschrägung gegen Norden besitzt. — Der Westteil hat annähernd gleiche Fallrichtung gegen Nordwest und Schichtenneigung von 20° bis 25° , doch zeigt sich auf der Nordwestseite der Mauer zwischen dem Hundshörndl und den Zinthörnern ein grosser, kellerartiger Einbruch, gegen den von beiden Seiten her die grossen Plattentafeln

hereingebogen sind; diese Einbruchspalte lässt sich durch die Grosse Saugrube, entlang der Westseite des Sauhornkammes, ein gutes Stück abwärts verfolgen. Sie scheint die Grosse Saugrube vorgebildet zu haben, während die Kleine, östlicher gelegene, wohl nur der Erosion ihre Entstehung zu danken hat. Auch im Westteile ist gegen Norden eine Abdachung durch verstärkten Fall der Schichten kenntlich. — Durch die angeführten Bruchlinien sind von den in der Kartenskizze durch einfache Striche angedeuteten Kämmen die meisten tektonisch erklärt, so insbesondere der kurze Hauptkamm Birnhorn—Kuchelhorn — Thier-



Jauzkopf, darunter Daubenkopf mit Südwestgrat des Birnhorns von der Rietzenkarscharte.

karhorn als First des östlichen Daches, seine östliche Umbiegung, der Schosshorngrat bis zum Ende des Vorderschossriedels, als oberste Kante der Nordabschrägung, der lange südnördliche Zug Dreizinthorn—Hundshörndl—Passauerkopf—Rothhorn—Lahnerhorn als Ostrand der gehobenen Westscholle, der Sauhornkamm einerseits und der Zug vom Griessener Hochbrett zum Marchandhorn als Randkämme der Saugrubensenke. Wahrscheinlich hat auch der scharfe Kamm, der den östlichen Teil des Südrandes vom Plattenkopf bis zur Mittagsscharte bildet, einer Einsenkung des mittleren und unteren Teils der Grub seine Ausbildung zu danken; dagegen liegt zwischen der Mittagsscharte und dem Birnhorn einerseits, zwischen diesem und dem Hundshörndl andererseits überhaupt kein Gebirgskamm, hier reicht das Plateau bis an den Südrand des Massivs. Die meist erst in ziemlicher Tiefe unter dem Hauptkamme sich loslösenden Seitenäste sind zweifellos grösstenteils Erosionsbildungen, stehengebliebene Skeletteile zwischen eingengagten Gräben und ausgelagten Mulden.

Interessant ist die Verschiedenheit im Aussehen der grossen Plateauflächen und Gruben, welche von den Kämmen begrenzt oder eingeschlossen sind.

Die Grub, bei den Jägern auch »die Gröbn« genannt, auf welche der Blick des Wanderers zuerst fällt, wenn er von Leogang zur Hütte steigt, ist ähnlich der Grossen Wehrgrube des Loferer Steinbergs eine im oberen Teile flache, unten

in mehreren Terrassen, »Trettern«, steil abfallende, durchschnittlich gegen Nordost geneigte Fläche. Der obere öde, vegetationslose, steinige Teil wird durch den östlichen Ausläufer des Kuchelhorns, der an seinem Ende im niedlichen Metzhörndl, 2150 m, gipfelt, in zwei Steinwildnisse geteilt. Durch die grössere, südliche, die Obere Grub oder Schnee grub, führt der Weg von der Passauerhütte auf die Kuchelnieder; die kleinere, nördliche, das Thierkar¹⁴⁾, durch das sich Thurwieser 1831 von der Hochgrubalpe auf die Scharte zwischen Thierkarhorn und Kuchelhorn hinaufarbeitete, ist von einem ungeheuren Karrenfeld eingenommen, das sich auch noch über den Metzhörndlrücken herüber nach dem südlichen Kar erstreckt. Riesig ausgedehnte Plattenlagen, mit grossen Felsblöcken und kleineren Trümmern überdeckt, wirre Blockfelder, schwarz gähnende Felstrichter, an geschützteren Stellen trügerische Schneelager über Abgründen, Wassermangel und blendende Helle des weissgebleichten Gesteins im unbarmherzig brennenden Sonnenschein, bei Nebel und Schneesturm die Unmöglichkeit der Orientierung in der Wirrniss ewig sich wiederholender Felsbilder, machen einen Gang über die pfadlose Wüste zu einer martervollen Aufgabe; aber versöhnend wirkt bei gutem Wetter der Blick auf das klar profilierte hohe Birnhorn, nach dem kühn aufstrebenden, plattenbewehrten Mitterhorn und hinaus über die dunkle Waldung der Thalhänge nach der schönen Gestalt des Hundstod auf dem Steinernen Meer, die als riesige Landmarke überall sich zeigt. Die mittlere Region, unterhalb einer von der Mittagsscharte zum Metzhörndl gezogenen Linie, weist bei stärkerem Schichtenfalle Graswuchs auf, die Blöcke liegen mehr vereinzelt umher, freilich nur desto stärker zerfressen und zernagt,¹⁵⁾ zahlreiche Hügelwellen und Terrainfalten ziehen regellos durch die weite Fläche, bald thonig ausgekleidete Mulden, bald steinerfüllte Kessel zwischen sich bergend; neben dem groben Gestein macht sich fester, zusammengebackener kleiner Schotter und Gries, auch grasüberzogener, rötlicher Mergel geltend; in versteckten Erdsenken steht hier und da ein Wassertümpel, stets von Schafen umlagert, auch vereinzelt Quellen sprudeln das ganze Jahr, wie die prächtige Goldlacke am Ostfusse des Metzhörndls. Weiter unten beginnt die Bildung der Tretter. Das sind saftig grüne Oasen, seitlich und hinten von Steilwänden umschlossen, die mit Gebüsch und Latschen durchwachsen sind; vorne münden sie in den herrlichen Hochwald aus. Drei Almen liegen auf solchen Trettern, aber auf Hoch- und Niedergrub hat schon der Senne dem Schmidtmannschen Jäger weichen müssen, nur auf der Tischlergrub tönt noch das idyllische Geläut der Herdenglocken. Im dichtesten Walde stürzt der Nordhang, von felsumsäumten Wildwassergräben durchfurcht, vollends zum Saalachthal ab.

Ein ganz anderes Bild zeigt das grosse Plateau des Ebersbergs.¹⁶⁾ Die grössere Weichheit, feinere Schichtung und der geringere Fall der Schichten, die zudem nicht gegen das Thal, sondern gegen einen vorliegenden Gebirgswall sich senken, vor allem wohl die mit der centralen Lage und grösseren Durchschnittshöhe zusammenhängende, reichliche Schneebedeckung haben hier ganz andere Erosionsformen zur Folge gehabt als östlich. Wohl schaut man vom Kleinen Rothhorn auf ein ganz ungeheures Plattenfeld hinab, das, von einigen breiten, parallelen Querfurchen durchzogen, vom Fusse des Kuchelhorns gegen die Längsfurche unter der Rothnieder sich senkt, aber die Begehung dieser geneigten Fläche ist mit gewöhnlichen Nagelschuhen möglich, da die Oberfläche nicht glatt gewaschen ist, wie drüben in der Gröbn; der weiche Kalk ist mit einer Unsumme feinsten Körnchen bedeckt, wohl getrockneter Niederschlag aus Kalklösungen durch Schneewasser. Es fehlen die zerfressenen grossen Blockgebilde, die kreisrunden Brunnen und tiefen Spalten, breite Züge schieferiger Thon- und Sandsteine unterbrechen die Kalkplatten und gestatten ein rasches und bequemes Fortkommen.¹⁷⁾ Eine solche

Sandplättchenstrasse führt z. B. vom Reissensand in Nordnordostrichtung durch das ganze Steinfeld bis zum Latschenhange oberhalb der Ebersbergalpe. Grosse zusammenhängende Schneelager bedecken bis spät in den Sommer hinein fast die ganze Fläche südlich der Linie Kuchelnieder—Rothnieder, und breite Streifen perennierenden Schnees erlauben nach Überwindung des groben Gerölls unter dem Birnhorn eine rasche Querung des Plateaus von der Kuchelnieder zum Hundshörndl. Wie die obere Grub stösst auch der Ebersberg direkt an den Südabfall des Gebirges; die zwei unbedeutenden Randerhebungen, das doppelgipfelige Schorleithorn, 2440 m, westlich der Rietzenkarscharte, und sein durch das Leoganger Rothschartl davon getrenntes, ebenfalls doppelgipfeliges Gegenstück, das Rothhörndl, 2410 m, sind nur vorgeschobene Klippen, die höchste Erhebung ragt kaum 60 m über die Plateaufläche hinauf. Der tiefste Punkt im oberen Ebersberg, 2150 m, liegt in der grossen Längsfurche gerade unter dem Passauerkopf, von dort steigt die Grabensohle wieder über ein böses Blockfeld — Wirkung eines Bergsturzes von der Nordseite der Rothnieder — gegen einen Querriegel, der durch zwei vom Rothhorn und vom Kuchelhorn einander entgegenziehende Rücken gebildet wird. Unterhalb dieses Querriegels herrschen die Karrenfelder. Ein vom Thierkarhorn nördlich streichender Ausläufer schliesst mit den Schosshörnern ein Riesenskarrenfeld, die Hintere Schoss,¹⁸⁾ ein; der Fuss dieses Ausläufers ist wie der der Rothhörner von grossen Blockhalden umsäumt. In der Breite des Grossen Rothhorns beginnen Graswuchs und Latschen, die Hänge fallen in Terrassen ab, östlich dominieren Blockfelder und wilde Gräben mit Karrenböden, in der Mitte und am Westrand, beim Lahnerhorn, geht es zahmer hinab, dort trifft man auf einen guten Steig, der von der Heitzmannscharte zur Ebersbergalpe führt. Von dort an bedeckt dichter Hochwald, Saalforst, die mehr als 800 m hohe Nordwand. Ein breiter Reitweg überschreitet auf Holzbrücken die vielen Gräben und mündet gegenüber dem Postgasthause Frohnwies auf den Thalboden. Die obere Fortsetzung dieses Weges führt annähernd in der Höhe der Schmidtmannschen Jagdvilla auf der Ebersbergalm nach Osten unter der Hintere und Vorderen Schoss durch um den Ausläufer des Vorderen Schosshorns biegend, zur Hochgrubjagdhütte; er dient als bequemer Abstieg von der Passauerhütte nach Frohnwies, wenn man die staubige Landstrasse von Diesbach dorthin und den beschwerlichen Übergang über Kuchelnieder und Ebersberg vermeiden will.

Die beiden **Saugruben** stehen den zwei beschriebenen Plateauflächen an Ausdehnung bedeutend nach. Die kleine ist ein schmaler Graben, ihr Boden im oberen Teile bis unter die Rothnieder ziemlich flach; unter einem grossen Blocke in der Mitte zwischen der Rothnieder und dem zweiten Sauhorn rinnt noch im August Wasser, das aber sofort wieder im Geklüfte versinkt; die unteren Felspartien der Seitenwände, besonders östlich, sind auffallend steil, der Übergang von der Rothnieder nach den Sauhörnern wird dadurch wesentlich erschwert. Unter dem Passauerkopfe ist in unzugänglicher Felswand eine dunkle Höhle, das Vogelloch, zu erkennen; vor 30 Jahren sollen Jäger mit Leitern eingestiegen sein, aber nichts als eine Menge Vogelmist gefunden haben. Ein westlich vorspringender Sporn des Kleinen Rothhorns, der Scharfspitz, trennt den oberen Teil der Grube vom steil abfallenden wilden Graben, der gegen die Dalsenalpe nördlich ausläuft. — Die Grosse Saugrube besitzt in ihrem oberen Teile einen grossen, halbkreisförmigen Cirkus, die Schneegrube, durch den Westgrat des ersten Sauhorns gegen Norden abgetrennt. Ein grosses, perennierendes Schnee- und Eisfeld legt sich unter den Zinhörnern und ihrem Verbindungskamm mit dem Griessener Hochbrett herum. In der Tiefe, hart am Fusse des ersten Sauhorns, findet sich Wasser unter schneebedeckten Steinrümern. Von Südosten schauen der abenteuerlich gestaltete,

unbenannte Kugelkopf des Grats zwischen Hudshörndl und Dreizinthorn und die Zinzhörner selbst als breite Steinklötze herein. Die grandiose Entwicklung der schrägen Schichtenterrassen, die Steilheit der Wände am Hundshörndl und am Griessener Hochbrett, die völlige Abgeschlossenheit von grüner Lebenswelt verleihen dem Bilde etwas unheimlich Ernstes. Ausserhalb des Griessener Hochbretts fällt die grosse Saugrube zwischen dem Marchandhorn und den vorderen Sauhörnern als breiter Geröllgraben sehr steil zu Thal.

An Höhlen scheint der Leoganger Steinberg nicht so reich zu sein wie der Loferer. Ausser dem vorhin genannten Vogelloch in der Kleinen Saugrube und dem Melkerloch im Südrande der Grub, einem ca. 6 m hohen, 15 m breiten, natürlichen Felsenthor, eine halbe Stunde von der Passauerhütte entfernt, wäre noch eine Höhle in der Südwestwand des Dreizinthorns zu erwähnen. Dagegen gehört zu unserer Gruppe eine der grössten und merkwürdigsten Höhlen des Salzburgerlandes, das Lamprechtsfenloch neben der Strasse von Oberweissbach nach Lofer. Im Sommer ist es unzugänglich, da ein starker Bach aus dem engen Eingangsschacht heraufquillt, im Winter, wenn strenger Frost die natürlichen Zuflüsse im Gebirge schliesst, kann die Höhle weit hinein begangen werden.¹⁹⁾

Die Gipfel des Gebiets ragen mit Ausnahme des schon beschriebenen Birnhorns nur verhältnismässig wenig über die Kämme heraus, und ihre Bedeutung als selbständige Erhebungen erlangen sie mehr durch beiderseitig eingesenkte Scharten. Daher macht auch der Leoganger Steinberg aus der Ferne, besonders von höherem Standorte, den Eindruck eines wenig gegliederten Ganzen; nur von der Südseite, vom Thale aus betrachtet, heben sich die Gipfel und Klippen des Südrandes als Einzelfiguren kräftig hervor. Da die meisten höheren Berge nur geringe Luftlinien-Entfernung voneinander haben, so bietet ein Aufenthalt auf der Passauerhütte Gelegenheit zu grösseren und kleineren Kombinationstouren.

Von der unvermeidlichen Kuchelnieder aus ist das Kuchelhorn, 2500 m,²⁰⁾ über den Südgrat oder in dessen Westflanke leicht in einer Viertelstunde zu ersteigen. Man geniesst dort eine viel bessere Übersicht über den östlichen und zentralen Teil des Steinbergs als vom Birnhorn, eigenartig ist der Blick auf die Gipfelblöcke des letzteren und die Tiefschau auf die öden Kare ringsum, wie Meister Compton eine solche auf nebenstehendem Bilde zeigt. Der Abstieg über den Nordgrat nach der Hochgrubscharte²¹⁾ bietet wegen einiger hohen und brüchigen Staffeln der äusserst schmalen Schneide manche Schwierigkeiten. Als ich mit Al. Ruech hier herabstieg, begleitete uns der Jäger von Hochgrub, den ein Dienstgang an der Hütte mit uns zusammengeführt hatte; seine sicheren und leichten Sprünge und elegante Führung des 3 m langen Riesenstocks rissen selbst meinen an so etwas gewöhnten Fühler zur Bewunderung hin. Der Jäger stieg rechts über die Kreise der Ostflanke nach dem Thierkar hinab und hinüber aufs Metzhörndl, um nach seinen paar Gemsen zu schauen, die wir vom Kuchelhorn aus nicht hatten sehen können, und dann zu seiner Jagdhütte auf Hochgrub zu gehen, da er unseren zur Neige gegangenen Tabakvorrat aus dem seinigen zu ergänzen versprochen hatte. Wir stiegen über die steilen Treppen des schmalen Grates zum Thierkarhorn²¹⁾, 2300 m, hinan. Die Kammrichtung geht hier aus der nördlichen in die nordöstliche über, der Grat ist anfangs schmal und steil, dann leitet feiner Schotter zu einem grünen Sattel. Über einen Vorgipfel, 2270 m, der aber besser rechts umgangen wird, gelangten wir in eine zweite begraste Scharte und von ihr rasch auf das Hintere oder Grosse Schosshorn, 2300 m. Es folgt das niedere Mittlere Schosshorn, 2210 m. Dieser aus zwei kleinen Gipfelchen bestehende Kopf ist zwischen zwei scharfen Scharten eingekeilt und fällt rechts und links in grosse Tiefe sehr steil ab. Der Aufstieg von der West-



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Leoganger Steinberge: Die Dreizinthörner vom Kuchelhorn gesehen.

seite ist wegen der sehr glatten Platten und der übermannshohen Stufen des scharfen Grates recht schwer; wir umgingen den Gipfel auf schmalen Bande in der Südflanke und erkletterten ihn von der Ostscharte aus. Auch das Vordere Schosshorn, 2240 m, ist von dieser Scharte nicht ganz leicht zu erklimmen; dann hemmt aber kein Vorgipfel mehr den Blick ins Thal und hinüber auf die Berchtesgadener Bergwelt. Vom Fusse der Felswände, die beiderseits das unterste Stockwerk des Schosshornkammes bilden, ziehen durchfurchte Plattentafeln gegen dichten Latschenfilz hinab; mehrere Ausläufer lösen sich in der Tiefe ab und schliessen mit dem Hauptkamme wilde Karrenfelder ein, wie die Vordere und die Hintere Schoss im Norden, von denen unsere Gipfel den Namen tragen. Längere Zeit weilten wir auf dem vorgeschobenen Aussichtspunkte, ich machte Notizen und



Birnhorn vom Kuchelhorn.

besah mir das schöne Mitterhorn im Süden mit seinem scharfgezackten Westgrat, Ruech hielt den beliebten Gipfelschlummer, dann ging's über steiles Gras und Schotter auf die breite, südlich wie nördlich von Steilmauern umsäumte, von Karrenfurchen durchzogene Latschenterrasse des Vorderschossriedels. Nach längerem Suchen im Knieholze fanden wir einen über die Wand hinabführenden, teilweise durch Drahtseil gesicherten Jagdsteig; er brachte uns auf die grüne Weide des Gramler Tretts ober der Hochgrubalpe und in Begleitung des Jägers, der uns erwartete, auf den markierten Weg zur Hütte.

Die touristischen Ersteigungen anderer Gipfel lassen sich fast an den Fingern einer Hand aufzählen:

Die nördlichste Ecke im Felsgerüste des Steinbergs, das Lahnerhorn, 1976 m, wird von Einheimischen sowohl über den bewaldeten Nordausläufer von Oberweissbach oder dem Lamprechtsofenloche her, als über den begrünten südlichen Rücken von der Heitzmannscharte, der bequemen Übergangsstelle zwischen Schüttgraben und unterem Ebersberg, häufig besucht. Zum Grossen Rothhorn.

2420 m,²²⁾ zieht von der Heitzmannscharte ein steiler aber meist begraster Grat hinauf. Schwierigkeiten bereitet nur die Scharte zwischen dem nördlichen Vorgipfel und dem Hauptgipfel. Von der Passauerhütte her erreicht man den letzteren, der durch schönen Blick nach Norden und Westen sehr dankbar ist, über die hohen, graddurchwachsenen Schichtenstafeln der Ostseite. Hübsch und leicht ist die Gratwanderung von der Rothnieder, 2345 m,²³⁾ (2½ Stunden von der Hütte) über einen flachen Vorgipfel des Kleinen Rothhorns, 2410 m, dieses selbst, 2450 m, und einen niedrigen, rechts zu umgehenden Zwischenkopf. Der Abfall gegen die Saugrubenseite ist im ganzen Kammverlauf sehr schroff, der kurze Seitensporn des Kleinen Rothhorns fällt in senkrechter Wand ab, auch die vom Zwischenkopfe und vom Grossen Rothhorn nordwestlich streichenden Ausläufer sind sehr steil. Am Fusse ihrer Wände zieht ein Schafsteig oberhalb der Mündungsgräben der Kleinen Saugrube vom sogenannten Saurüssel nach der Heitzmannscharte hinüber. — Im südlichen Teile des Rothhornkammes war touristisch nur das Hundshörndl, 2490 m, zuerst von Purtscheller, dann von L. und R. Hilzensauer und Ad. Mayrhofer besucht.²⁴⁾ Der Nordgipfel ist vom Reissensandschartl aus leicht über Blockwerk und groben Schutt in drei Viertelstunden zu erreichen, der kaum höhere Südgipfel über die zwischenliegende Einsattlung in einer Viertelstunde. Unter dem Südgipfel löst sich der Sauhorngrat ab. Auch der Nordgipfel schiebt einen kurzen Vorsprung gegen Westen vor und bildet dadurch mit dem Beginne des Sauhornkammes einen Winkel, in welchem über loses Geröll steil in die Einsattlung zwischen dem Südgipfel und dem ersten Sauhorn abgestiegen werden kann. Durch diese und eine etwas weiter südlich gelegene, vom Sattel zwischen beiden Gipfeln gegen die oberste Schneegrubenecke ziehende Geröllrinne bildet das Hundshörndl die bequemste und kürzeste Verbindung von der Hütte nach dem westlichen Teile des Steinbergs. Das Gratstück vom Südgipfel bis zu den Dreizinthörnern wird wohl noch lange seines Bezwingers harren und zwar wegen zweier überhängender Klötze, welche die schmale Schneide sperren. Auch der Teil vom Hundshörndl bis zur Rothnieder war touristisch noch Neuland, als H. Fill und der Verfasser oben weilten, um über die Saugruben und deren Umgebung einen Überblick zu bekommen. Photographieren, Messen und Zeichnen hatte uns lange auf dem interessanten Berge, der einen Hauptpunkt der bayerischen Saalforstvermessung vom Jahre 1833 bildet, festgehalten, und es war schon spät geworden, als wir uns nordwärts über den anfangs bequemen und breiten Kamm wandten. Nachdem er über eine schmale Plattenstelle zu einem den Gebirgszug querenden Gernswechsel gesunken ist, folgen stärkere Absätze und stark geneigte glatte Platten. Auf einer um etwa 60 m den Grat überragenden Erhebung, 2450 m, fanden wir Holzreste, offenbar Trümmer eines Vermessungssignals; die bayerische Forstkarte von 1833 versetzt hierher fälschlicherweise das Kleine Rothhorn. Einen Namen konnte ich nirgends erfahren, ich schlage die Bezeichnung Signalhorn vor. Die Aussicht von hier auf die nächste Umgebung, besonders auf die Sauhörner, aber auch weit nach Tirol hinein, ist sehr hübsch. Weiterhin wurde der Kamm zackiger, die senkrechten Absätze und die unangenehmen glatten Dachflächen häuften sich, schliesslich folgte ein höherer Treppenabsatz, der nicht ohne Mühe erklettert wurde, und wir standen auf der flachgewölbten, plattigen Decke einer Bastei, die gegen drei Seiten jäh abstürzt, 2430 m. Auf einem über der Rothnieder in der Nähe des Gipfels beginnenden, steil um die Nordostecke herum abwärtsziehenden Geröllbände stiegen wir hinab, bis es sich in der Wand über der Rothnieder verlor, ein zweites auf der Westseite ebenso steil nordwärtsziehendes, stark auswärts hängendes Schuttband wurde verfolgt, bis wir wieder vor dem Absturz standen. Wohl schien ein anderer, in mehr als Haushöhe unter uns liegender Kreis, der ziemlich weiter südlich von der Grat-

höhe abzweigt, vielleicht auf die Rothnieder zu leiten, aber wir hatten das Probieren satt und gingen wieder, beschwerlich genug, über den ganzen Grat zurück, um vom Hundshörndl aus noch den ganzen Ebersberg der Länge nach zu überschreiten und über das Jagdhaus nach Frohnwies abzusteigen. Der klotzige Basteikopf über der Rothnieder war weder bestiegen noch benannt; im Einverständnis mit der um die Steinberge so verdienten Section Passau nannte ich das charakteristische Gebilde den Passauerkopf.

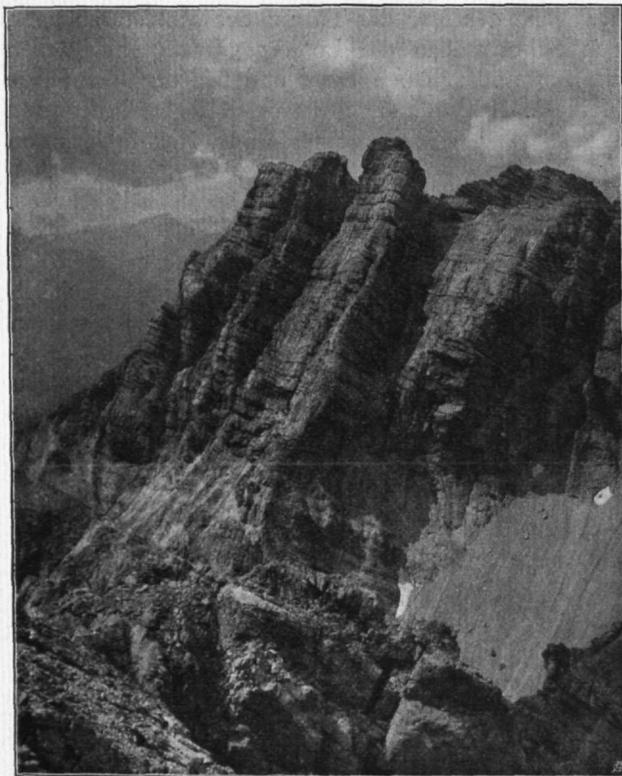
Der relativ niedere Scheiderücken der Sauhörner²⁵⁾ zwischen beiden Saugruben besteht im oberen Teil aus drei flachen, durch breite Schuttsättel getrennten, nur gegen die Grosse Saugrube steilen Hügeln von 2360, 2330 und 2350 *m* Höhe. Der erste, obwohl höher als die anderen, sieht wegen seiner grünen Decke von magerem Graswuchs und der erdrückenden Nachbarschaft des Hundshörndls am unscheinbarsten aus. Erst beim dritten Kopfe tritt beiderseits Steilwand auf, von schmalen Bändern durchzogen, deren hohe Zwischenwände nach aussen häufig ausgebaucht sind. Der vierte Kopf, 2315 *m*, erhebt sich über den mässig gegen ihn ansteigenden Grat mit überhängender Steilstufe, die sich durch einen schmalen Einriss erklettern oder auf einem Bande und durch einen guten Kamin umgehen lässt. Das niedrige fünfte oder Vorderer Sauhorn, 2205 *m*, ist ein vom vierten durch eine scharfe Scharte getrenntes Kletterobjekt. Von der Scharte ist es direkt nicht zu erreichen. Abschüssige Bänder auf der Ostseite und eine Reihe von Kaminen mit sehr brüchigem Gestein leiten bis unter den letzten Kopf. Wo das letzte Band durch eine 1½ *m* breite Kluft unterbrochen wird, führt links ein morscher Kamin in die Höhe. Der Thalblick ist geradezu packend. »Im Osten liegt in nächster Nähe der herrliche Absturz des Roth- und Lahnerhorns, nördlich ein kurzes Stück Thal aus den Hohlwegen, dahinter die Türme der Mühlsturzhörner, westlich über dem dunkelfarbigem Schüttgraben die Loferer Gipfel. Im Rücken stehen hoch oben die drei Zinhörner und schauen ernst und bedeutsam auf ihre würdigen Brüder.« So sagt Herr L. Hilzensauer, der mit Ad. Mayrhofer und Führer Rob. Hilzensauer im August 1894 zuerst, seither ohne Nachfolger, den wilden Turm bezwang.

Bekannter und häufiger aufgesucht sind die Gipfel des Marchandkammes. Vom Kleinen Zinthorn zieht er als niedriger Plattenrücken über einen flachen unbenannten Kopf in leichtem Bogen gegen Südwesten an den Fuss der schönen Pyramide des Griessener Hochbretts, 2460 *m*,²⁶⁾ als dessen Südgrat er sich in steilen, hohen Absätzen zum Gipfel aufschwingt. Gegen Westen zweigt ein langer Rücken ab, in welchem als markante Erhebungen der grüne Hochdurchkopf, 1734 *m*, und die felsige Jungfrau stehen, und der vom Griessener Pass an die Grenze zwischen Tirol und Salzburg bildet. Das Griessener Hochbrett ist eine herrliche Aussichtswarte, die an Ausdehnung und Schönheit der Rundsicht dem Birnhorn gleichkommt. Prachtvoll baut sich der Wilde Kaiser auf, und was dort der Zellersee dem Landschaftsbild an lieblichem Reize verleiht, das bietet hier der Pillersee und das schöne Fieberbrunnenthal. Der Aufstieg über den Südgrat ist schwierig, bequem dagegen von der Schnee-grube aus über eine breite Schuttrinne an der Südostseite und nicht allzuschwer von der Westseite über grasgesprenkelte, gestufte Felsen. In mehreren leicht zu umgehenden Absätzen zieht der Nordgrat und auf ihm die Landesgrenze zum Griessener Rothschartl, ca. 2200 *m*, hinab, einem von Schafhirten häufig benützten Übergange in die Grosse Saugrube. Steiler, aber in der Westflanke gut gangbar, erhebt sich über der Scharte gegen Norden das Marchandhorn,²⁷⁾ dessen vier Gipfel von annähernd gleicher Höhe, 2320 *m*, durch leichte Einschaltungen getrennt sind. Die Ostseite ist von prachtvollen, stark geneigten Bändern mit hohen Zwischenstufen durchzogen, auf der Westseite zieht

sich feiner Schotter zwischen mürben Schrofen fast bis auf die Höhe. Schmal und mit scharfen Zacken gekrönt fällt nunmehr die Schneide zum nördlichen Vorgipfel, dem Kleinen Marchandhorn, 2060 m.²⁸⁾ Hier biegt die Grenze ab und folgt einem nordwestlichen Absenker über das Heueck zum Ramernsattel. Nördlich schiebt sich unter der hohen Nordwand noch das Saileck als Trennungsglied zwischen den Abflussgraben der Grossen Saugrube und die Schlucht des Klausbachs.

Die erste Stelle in Bezug auf malerischen Reiz und touristisches Interesse nehmen die Perlen im Gipfelkranz Leogangs, die **Dreizinthörner** ein, ihrer soll ausführlicher gedacht werden.

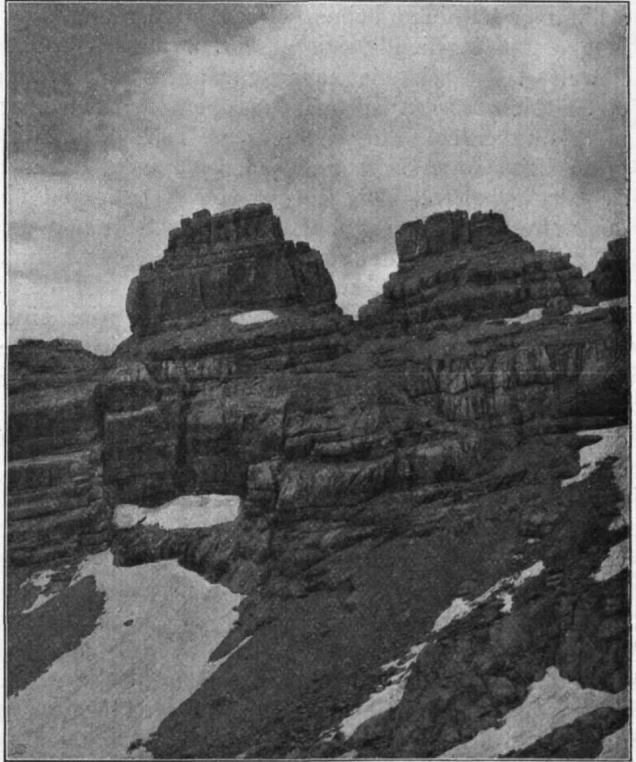
Als trotzige Türme erinnern sie den Dolomitenfahrer, der über die Tauern zurückkommend von Zell am See mit der Giselabahn nach Hause eilt, noch einmal an die wildromantische Zauberwelt Südtirols. Ähnlich ihren Namensschwwestern bei Schludersbach, wenn auch niedriger, schauen diese Felszinnen auf die Grosse Saugrube herein, und wie bei jenen hat es auch hier ein heisses Mühen gekostet, den Zugang auf den Gipfel zu erzwingen. In dem vom Hundshörndl südwestlich streichenden Grate stehen die drei Türme in einer Linie; der kleinere, südwestliche, der nur nach dem Thal hinaus die imponierende Turmgestalt wahr, von hinten her dagegen sich als Coulissentrug entpuppt, da er vom Kamme und vom Plateau der Schneeegrube sich nur als ein leicht ersteiglicher Buckel abhebt, bildet die äusserste Südecke des westlichen Steinbergs. Er besitzt einen ausgesprochenen, zackenbesetzten, steilen Südgrat, den Hasenhals. Zwischen dem letzteren und dem südlichen Seitenast des Rothhörndls liegt etwas unter der Höhe des Ebersbergs, über der tief eingeschnittenen Schlucht des Weissbachs,



Dreizinthörner von Osten (vom Rothhörndl).

ein Schuttkar, der Reissensand, das von der gleichnamigen Scharte herab über ein steiles Schnee- und Schuttfeld, vom Thal aus entweder über die Maureralpe unter Überschreitung des Rothhörndlausläufers beim Rauhenkopfe oder schwieriger über die Hirschwaldalpe, hart unter den Steilwänden am Hasenhals her zu erreichen ist. Das nebenstehende Bild zeigt die drei Zinken vom Rothhörndl aus; rechts oben schaut noch über den Verbindungsgrat gegen das Hundshörndl der Gipfel des Hochbretts heraus, die Scharte zwischen dem Kleinen und Mittleren Zinthorn, die Westscharte, ist verdeckt, ebenso die tiefe, zur Ostscharte zwischen Mittlerem und Hauptturm führende Schlucht. Man bemerkt deutlich, wie der oberste Teil aus hohen, teilweise überhängenden

Stockwerken übereinandergetürmt ist, während in der Mitte und am Fusse des Grossen Turmes zahlreiche schmale Bänder mehr horizontal verlaufen; zahlreiche Klammeln in den Zwischenstufen erlauben ein Emporkommen bis nahe zur Grathöhe. — Kaum wird man auf dem nebenstehenden Bilde, der Nordansicht des Haupt- und Mittelzackens von der Saugrube aus, dieselben Gestalten wieder erkennen. Auf der gemeinsamen Unterlage einer ungeheuren, geneigten Schichtfläche liegt je ein Sockel aus mehreren übereinandergelegten riesigen Tafeln von etwa 2—3 m Dicke. Auf diesem erhebt sich beim Hauptturm das etwas zurücktretende Hauptgeschoss als massiver Quader von etwa 20 m Höhe und 80—100 m Länge, und auf ihm, an



Dreizinhörner von Norden (Grosse Saugrube).

beiden Seiten und der Schneegrubenfront abermals zurücktretend, auf einer Zwischenschicht von etwa 2 m Dicke das Gipfelstockwerk, ein Quader wie der erste, nur kleiner, aus mehreren dicken, gutgefügtten Steinlagen bestehend, und durch zwei vertikale Quersprünge in drei nahezu kubische Riesenblöcke geteilt. Obenauf tragen die beiden westlichen dieser Blöcke dicke, quadratische Deckplatten, diejenige des östlichen ist auf der linken (östlichen) und der Thalseite teilweise zerstört, und so ist auf der Gipfelfläche eine kleine Grube entstanden, welche durch eine natürliche Brustwehr von etwa 1 m Höhe gegen die Thalseite geschützt, an den Hof einer mittelalterlichen Burg erinnert. Auf der Thalseite treten die oberen Stockwerke gegen die unteren nicht zurück, dort stürzt die ganze Wand in einer Flucht bis zu den Schichtbändern unter dem Gipfelbau vertikal ab. Rechts am Hauptgeschoss bemerkt man noch einen gegen die Schneegrube etwa 3 m vortretenden, auf der Thalseite um etwa ebensoviel zurückstehenden Vorbau von gleicher Höhe in Gestalt eines glattwandigen Riesenblocks auf besonderer Unterlage von Manneshöhe. Beim Mittel-turm fehlt das hohe Hauptgeschoss, dagegen hat der Sockel zwei hohe Schichtenlagen mehr, der Gipfelquader ist auch hier durch Sprünge in einzelne Würfel geteilt. — Der Anstieg auf den Mittelzinken²⁹⁾ ist durch dessen Bau von selbst bestimmt. Auf der Thalseite ist ihm wegen des glatten Überhanges der Gipfelwand nicht beizukommen; aus der Westscharte erreicht man seinen Gipfel über die natürlichen Treppenstufen von 2—3 m Höhe leicht. Auf der Schneegrubenseite ziehen verschiedene Einrisse durch die hohen Sockellagen, und zwei Kamine, von denen der östliche, von H. Fill benutzt, recht schwierig ist, schneiden in den Gipfelkörper ein. Die Partie Hilzensauer erstieg ihn direkt von der Ostscharte über einen

schlimmen Kamin und einen schweren Überhang, über welchen im Abstieg Th. Maischberger und H. Biendl sich abseilten. Das Grosse Zinthorn, 2480 m, ³⁹⁾ ist ein Beweis dafür, wie ein zuerst für unersteiglich angesehenener Berg schliesslich mit einem Netz von Anstiegslinien überzogen wird, wenn Hochtouristen darauf aufmerksam werden. Purtscheller hatte 1884, vom Mittelurme kommend, die Schneegrubenseite untersucht und jeden Versuch, allein hier hinaufzukommen, für aussichtslos gehalten. 1885 stieg er vom Reissensand über die gebänderte Südostseite in der Nähe der Ostkante (auf dem Bilde Seite 260 dem Beschauer gerade gegenüber) bis zum Überhang, der auf dem Bilde durch eine dunkle Horizontallinie charakterisiert ist, traversierte dann auf gutem Bande nach der Südkante hinüber, wo er über einen sehr exponierten und plattigen Einriss einen kanzelartigen Vorsprung erreichte, von diesem aus gelangte er über eine zweite Platte und einen hohen Kamin westlich von der Südkante auf die Terrasse über dem Hauptgeschosse. Für den Gipfelquader scheint er einen der östlichen, steilen Kamine der Nordseite benützt zu haben, da schliesslich der Gipfel (auf dem westlichen Würfel) von Süden her, also aus erwähnten Burghof, erreicht wurde. Die Brüder L. und R. Hilzensauer und Ad. Mayrhofer hielten ohne Kenntnis des Purtschellerschen Berichts nach vorheriger Rekognoscierung gleichfalls die Südseite für die einzig mögliche, stiegen daher vom Reissensand, wie Purtscheller, auf der Südostseite hart an der Ostkante bis unter den Überhang, hier aber nicht links, sondern äusserst exponiert um die Ostkante herum auf ein breites Band in der Nordostflanke, bis dieses durch eine breite Kluft unterbrochen wurde; nun links hinauf in einen ca. 50 m hohen Kamin, an dessen Ausgang ein Überhang nach links hinaus auf den Grat drängte. Teils über diesen, teils durch einen Einschnitt in der Nordostwand gelangten sie direkt auf das oberste Stockwerk, ohne die Schneegrubenseite zu betreten. Den Rückweg nahmen sie auf dem gleichen Wege bis unter den Überhang des Gipfelbaues, dann traversierten sie zur Südkante hinüber, um diese herum in das Couloir unter der Ostscharte und zu dieser hinauf. — J. Gmelch vereinigte die Anstiegsroute Purtschellers mit der Abstiegslinie Hilzensauers, indem er nach Erreichung der Südkante wie die vorigen durch das Couloir zwischen Mittel- und Haupturme zur Ostscharte hinaufkletterte dann aber, durch das glatte Aussehen der Westseite abgeschreckt, wieder 15 m von der Scharte hinabstieg und dort den Purtschellerschen Anstieg oberhalb des plattigen Einrisses erreichte. Im gleichen Monat, August 1898, erhielt der Gipfel einen zweiten Besuch, und zwar direkt von der Ostscharte durch Th. Maischberger, welcher über das Hauptgeschosse »durch einen ganz an der westlichen Kante die fast senkrechten Plattenhänge durchziehenden, zuerst engen, dann sich zum Kamine erweiternden Riss sehr schwierig in Kletterschuhen emporkletterte«. Ebenso schwierig als originell war der Abstieg Th. Maischbergers; er benützte (wahrscheinlich auf der Anstiegsroute Hilzensauers) die Platten der Südseite, bis ein Band es ermöglichte, in das Couloir östlich vom Gipfel hinüber zu traversieren und in diesem die flache Scharte an der Nordostseite des Turmes zu gewinnen. Hier mit seinem Gefährten H. Biendl wieder vereinigt, durchstieg er mit diesem die steil hinabführende, auf dem Bilde Seite 261 gut sichtbare Kluft bis zum grossen Überhange an der Ausmündung. Auf breitem Bande ging es zur Ostkante und um diese auf die Südostseite; auch hier stets nach rechts hinausgedrängt, gelangten sie beim weiteren Abstiege endlich in den Weissbachgraben, der sie nach einem Biwak am andern Morgen unter erheblichen Schwierigkeiten ins Thal leitete. Welches nun der Maischbergersche Kamin am Hauptgeschosse ist, wurde dem Verfasser aus der kurzen Beschreibung auch dann nicht ganz klar, als er am 30. September 1900 mit Al. Ruech an dem ganzen Turm entlang ging. In der gegen die Schneegrubenseite zugekehrten Ecke, welche der westliche Vorbau mit dem Hauptquader

macht, findet sich ein unten schmaler Einriss, der freilich recht schwer aussieht, aber doch nicht unmöglich scheint; diesen 18-20 m hohen Kamin nahmen wir in Aussicht, wenn wir nicht einen leichteren Weg finden konnten, und zur Beschreibung Maischbergers würde er allenfalls stimmen. Er ist auch, wie sich später ergab, am Tage vor unserer Ersteigung von Karl und Hans Mayrhofer und am 10. Oktober 1900 von H. Fill, beide Male unter Führung von Oberlader, durchklettert worden. Als wir jedoch an der Westseite des Vorbaues das durch Zurücktreten seiner Unterlagplatte gebildete schmale Band in gebückter Stellung weiter gegen die Thalseite hinaus verfolgten, wo es gerade in der südwestlichen, flachen Ecke zwischen dem Vorbau und dem Hauptkörper aufhörte, ersah Ruech sofort die Möglichkeit, hier verhältnismässig leicht emporzukommen. Von einem eigentlichen Kamine kann man nicht sprechen, es ist ein ziemlich flacher, durch Zusammenstossen zweier fast lotrechter Felswände gebildeter Winkel; die Felsen sind nicht ganz zuverlässig, aber Griffe und Tritte sind in genügender Zahl vorhanden, so dass die Erkletterung der 16—18 m hohen Stelle zwar schwierig war und grosse Vorsicht erforderte, aber an Muskelkraft und turnerische Gewandtheit keine allzu hohen Anforderungen stellte. Möglicherweise fällt unser Riss mit dem letzten leichteren Teil der Purtschellerschen Route zusammen; der Verfasser überlässt die Entscheidung späteren Ersteigern, die er der herrlichen Zinne in recht grosser Anzahl wünscht. Unser Aufstieg über das obere Stockwerk geschah durch einen ziemlich weit östlich gelegenen, sehr morschen Kamin, den wir im Auf- und Abstiege von einer grossen Menge Steintrümmer reinigen mussten, uns und etwaigen Nachfolgern zu lieb. Die Aussicht, die wir von dem schmalen Platze neben Hilzensauers Steinmann hatten, belohnte uns reichlich für die kurze Mühe der Ersteigung; Glockner, Wiesbachhorn und Venediger standen in aller Klarheit drüben, davor die grünen Hügel zwischen Schmittenhöhe und Kitzbühler Horn, drunten auf den noch prächtig grünen Matten herrschte reges Leben, im breiten Thal fuhr gerade unter uns der Bahnzug der Heimat zu, und ringsum im Norden und Osten wilde Felsenwelt, öd und starr und doch mir vertraut und lieb geworden. Da wir am Morgen spät aufgebrochen waren und den langen Weg über Kuchelnieder-Ebersberg-Rothnieder-Kleine Saugrube-Sattel zwischen erstem und zweitem Sauhorn-Schnee-grube zurückgelegt hatten, blieb uns nicht viel Zeit übrig; auf dem Heimweg machten wir es uns zur Aufgabe, den kürzesten Zugang zum Dreizinthorn von der Passauerhütte aus zu suchen. Er führt über das nördliche Hundshörndl, das von der Hütte in 2—2½ Stunden zu erreichen ist. Will man aber den Abstieg zur Grossen Saugrube sich ersparen, so wendet man sich beim Abstieg vom Hundshörndl, bzw. von der Scharte zwischen beiden Gipfeln, der durch eine Geröllrinne in südwestlicher Richtung vor sich geht, möglichst bald links, um in die dunkle Kluft unter dem Kugelkopf des Grates zu gelangen. Nach Überschreiten der letzteren gelangt man an das stark geneigte, schuttführende Band, das, gegen die Kluft mit einer Stufe von etwa 2 m Höhe abbricht und im weiteren Verlaufe sich zur Terrasse verbreitert, auf der der ganze Dreizinthornbau steht. Der Übergang vom Hundshörndl zur Ostscharte zwischen Haupt- und Mittelthurm erfordert auf diesem Wege etwa eine Stunde. Ausdauernde Wanderer mögen daher die drei Türme und das Griessener Hochbrett mit der Besteigung des Birnhorns vereinigen und über das Griessener Rothschartl nach Hochfilzen absteigen, eine gossartige Tour über sechs Gipfel an einem Tage!

Der einzige Gebirgstheil, bei welchem von der Hütte aus die Kuchelnieder nicht berührt wird, ist der Mitterhornkamm. Die Besteigung seiner Gipfel bietet trotz der geringeren Höhe grosses Interesse und erfordert infolge der Nähe des Ausgangspunktes nur kurze Zeit. Der Hauptgipfel (Ostgipfel) des Mitter-

horns, 2204 m,³⁷⁾ wird gewöhnlich von der östlich davon gelegenen Hainfeldscharte³²⁾, 1950 m, aus erstiegen. Purtscheller erreichte letztere im Oktober 1881 direkt aus dem Thal, wahrscheinlich über den südlich vorspringenden Hainfeldriedel unter ziemlichen Schwierigkeiten in den oberen Partien; von der Hütte aus geht man am Fusse der Nordwand abwärts bis zu dem nördlichen Seitenast des Mitterhorns, über den man auf Gras und Schotter auf- und nach der Scharte hinübersteigen kann. Der Nordostgrat des Mitterhorns kann von der Scharte aus nur schwer ganz verfolgt werden, besser weicht man in die Nordflanke aus. Schwieriger ist der Anstieg über die Nordwand selbst gegen die östlich vom Gipfel eingesenkte Scharte. Der schwierigste, aber auch schönste Weg wurde von den Brüdern Hilzensauer und Ad. Mayrhofer eröffnet, indem sie den ganzen Westgrat von der Mittagsscharte über das Fahnenköpfl, 2110 m, und die beiden Mitterspitzen, ca. 2170 m, bis zum Hauptgipfel überkletterten, nachdem schon im Jahre zuvor der gewandte Führer Oberlader aus Leogang den direkten Aufstieg auf das pickelhaubenartige Fahnenköpfl durch einen sehr schweren, plattigen Kamin forciert hatte. J. Gmelch hat die Tour ausführlich beschrieben,³⁸⁾ die Brüder Hilzensauer haben sie mehrmals wiederholt, einmal sogar mit ihrer 14jährigen Schwester; der Hüttenwart der Section Passau, Herr Karl Mayrhofer, hat sie zu seiner Lieblingstour erkoren.

Am 1. Oktober 1900 hatte Herr Mayrhofer die wahrscheinlich schwerste Tour im Leoganger Steinberg, die direkte Erkletterung des Birnhorns über die ungeheure Südwand vom Birnbachloch aus unter neunstündiger Arbeit in den Felsen mit Führer Oberlader glücklich durchgeführt und war mit mir und meinem Führer Ruch dort zusammengetroffen; dann wurde in der Hüttenkasse Schluss gemacht, und als wir abends vergnügt bei einander sassen, während ein plötzlich hereingebrochenes Gewitter das Haus erbeben liess, lud mich der Hüttenvater ein, als schönsten Abschluss meiner Steinbergwanderungen noch den Mitterhorngratgang mit ihm zu machen. Mir war's recht, Ruch hatte eine doppelte Freude, als er hörte, dass es wieder etwas »Schiachs« gebe, und draussen zauberte das volle Mondlicht einen leuchtenden Regenbogen auf die tiefdunkeln, sturmgeballten Wolken, die noch über Watzmann und Hundstod standen, als gutes Zeichen für den anderen Tag. Die Einzelheiten des Aufstieges zu beschreiben, ist nach der reizenden Schilderung Gmelchs überflüssig, es genüge die Bemerkung, dass jeder Teil des Weges bis zum höchsten Mitterhorngipfel hinüber — wir verzichteten auf jede Umgehung und hielten uns stets auf oder ganz hart am Grat — wieder seine eigentümliche Schwierigkeiten bietet und neue interessante Aufgaben an den Kletterer stellt. Der plattige, fast grifflose Priesterecker-Kamin erfordert mehr Anstrengung als der unsrige am Dreizinthorne. Der Tiefblick über die lotrechte, an einigen Stellen überhängende Südwand ist überwältigend und die Aussicht auf das Steinere Meer und die Watzmanngruppe sowie auf das weite Saalfeldener Becken ungemein reizvoll. Wir stiegen hart am Steilrand über den Grat zum Hainfeld ab, es ist dies ein grosser, schön begrünter Gamsanger auf breitem Sattel; im Norden unterbricht ein dolinenartiger wilder Kesseleinbruch mit mergeligen Steilwänden und brüchigen Klippenzacken die plattige Schräge, es ist die Obere Höll, ein Schafsteig soll durch sie auf Hochgrub hinabführen. Als breiter, sanft ansteigender Wall setzt sich der Kamm fort, wird wieder felsig, von grossen, spaltendurchfurchten Platten bedeckt, und erhebt sich zum flachgezogenen Brandhorn, 2090 m, von dem er über einen steilen Absatz ziemlich tief in eine enge, mit Graswuchs und Latschen bedeckte Einsattlung hinabfällt. Der Weiterweg ist durch eine fast senkrecht zum Brandhörndl, 2000 m, sich aufschwingende, sehr schmale und glatte Schneide versperrt, über welche überhängende Blöcke hereinschauen, links hängen unbegeh-

bare Platten bis in grosse Tiefe, rechts ist brüchige Steilwand. Ruech spähte mit Oberlader nach einem halbwegs praktikablen Aufstieg und bezeichnete auch eine steile Runse in der Südwand als mögliche Anstiegsroute auf den Turm, der unseren Standpunkt um etwa 80 m überragte. Allein unser Thatendrang war auf der Neige; wer es zuerst aussprach, der niedere Buckel sei eigentlich bei der Hitze der Mühe nicht wert, weiss ich nicht mehr, aber das Wort zündete; so rasteten wir ein letztes Mal, wobei mir Oberlader ins Notizbuch diktirte, dass man zum sanften Ostkamm des Brandlhörndls, über den man ganz gut hinaufspazieren könne, unter grossem Höhenverlust auf der Nord- oder Südseite komme, ebenso sei auch der weitere Weg über einen breiten, latschenbedeckten Rücken, die sog. Platten, zum Plattenkopf, hinab zur Brandlalm und hinaus nach Saalfelden bequem. Wir wollten nach Bad Leogang, stiegen über mürben, steilen Schotter in das südwärts ziehende Gräbengebiet, die Gassen, und kamen bald auf einen Steig, der durch das glutausströmende Krummholz zur lauschig gelegenen, leider schon geleerten Lettelalm leitete. Hier nahm uns der Hochwald auf. Oberlader führte auf einem sich launenhaft hin und her windenden Pfade nach dem Ullachgraben, von dort ging es über einen flachen Rücken ansteigend zu Oberladers Haus, dem Priestereck, mit hübschem Blick auf das Thal, wo wir die Familie des wackeren Mannes begrüsst. Eine halbe Stunde später klangen im traulichen Bad die Gläser aufs Wohl der Section Passau und zum Preis ihres hehren Arbeitsfeldes.

Anmerkungen und Zusätze.

Litteratur: Erschl. d. Ostalpen I, S. 319—323. — Hochtourist II, S. 34—37; E. Richter, Z. A.-V. 1872, S. 107; M. Hofer, Z. A.-V. 1877, S. 235; F. Krischker, Tourist 1883, Nr. 20; L. Purtscheller, M. A.-V. 1886, S. 139 ff; Hammerschlag, Ö. T.-Z. 1889, Nr. 12; Ed. Pichl, M. A.-V. 1898, Nr. 17; J. Gmelch, Ö. A.-Z. 1899, Nr. 533, 534; H. Biendl, Ö. A.-Z. 1898, Nr. 515; Vortrag von L. Hilzensauer, Akad. S. Graz, 23. Okt. 1894; Tourenbuch der Passauerhütte. Eine geologische Schilderung des Gebietes, die sehr wünschenswert wäre, ist mir, ausser den kurzen Bemerkungen in Gumbel, bayr. Alpen, nicht bekannt.

1) Für die Einzahl spricht nicht nur der Sprachgebrauch der Einheimischen, sondern auch die Analogie mit dem Loferer und dem Reiter Steinberg. Steinberg heissen die einheitlichen Felsgerüste dieser Plateaustöcke, deren einzelne Gipfel zu wenig hervortreten, um den kompakten Eindruck des Ganzen zu stören.

2) Der richtige Name Ramernsattel, von der nahen Ramernalpe, steht u. a. auch auf der geol. Karte von Gumbel. Der schwer verständliche Dialekt der Einheimischen (man hört Rämä, fast wie Romä) hat offenbar das Missverständnis des Mappers und der Reischandbücher verschuldet, mit den Römern hat die Lokalität nichts zu thun.

3) Marchand, wie die Einheimischen sprechen, oder Marchend, wie die österr. Forstkarte schreibt, nicht Marchant oder Marchent; = Ende der Mark, weil die Landesgrenze dort umbiegt.

4) Andere Wege bezw. Anstiege auf das Plateau, nicht markiert: a) von Frohnwies über Ebersbergjagdhaus, Hochgrubsteig, Hochgrubalpe. b) Frohnwies, Ebersbergjagdhaus, obere Ebersbergalm, Ebersbergplateau westlich, unter dem Grossen Rothhorn durch, dann südöstlich zur Kuchelnieder. c) Vorderkaser, Marderschneidgraben, Serpentinsteig zur Heitzmannscharte, Ebersberg. d) Vorderkaser, Dalsenalpe, Hinterschütgraben, Grosse oder Kleine Saugrube. e) Hochfilzen, Kübelalm (Niederläger), Marchandalm (als Nachtlager nicht zu empfehlen), Griessener Rothschart, Grosse Saugrube. f) Hochfilzen, Wilckhöhe, Hochdurchkopf, links vom Grat zur Jungfrau, Griessener Rothschartl oder Griessener Hochbrett. g) Griessen, Griessener Schafhütte, Jungfrau, Griessener Rothschartl. h) Dorf Hütten, Maureralm, Rauchenkopf, Reissensand, Reissensandscharte. i) Dorf Hütten, Maureralm, Maurersteig, Schorleitkarl, Leoganger Rothschartl. k) Bad Leogang, Riedelalm, Riedelgang, Kraler Steig, Maurerkopf, Schorleitkarl, Rothschartl. l) Dorf Leogang, Ullachgraben, Lettelalm, Gassen, Brandlscharte westlich vom Brandlhörndl. m) Saalfelden, Brandlalm, Plattenkopf, Grub.

Die meisten dieser sog. Wege sind besonders in der Waldregion ohne kundigen Begleiter nicht zu finden, nur a) und c) sind gut.

5) Der hier und da angewandte Name »Diesbachkar« kommt bei den Einheimischen nicht vor.

6) Als Führer für den Steinberg sind zu empfehlen: Oberlader, vgl. Priesterecker, Leogang; Rob. Hilzensauer, Saalfelden, G. Sock, vgl. Neigerschmid, Lofer. Cl. Widmoser, St. Ulrich.

7) So schreibt die Sp.-K.; richtiger Örgen- oder Irgenbach, dialektisch = Georgenbach.

8) 8. Aug. 1900 mit Oberlader, der den Wildzackengrat früher schon einmal begangen hatte.

9) Sehr schwere direkte Ersteigung des Hochzint über die Südwand vom Birnbachkees aus. 15. Sept. 1893 von V. Kastner, Wien, allein, am 22. Sept. 1894 mit Oberlader wiederholt (siehe Tourenbuch der Hütte).

10) Ersteigungsgeschichte ausführlich im Ostalpenwerke, siehe auch die in den Litteraturangaben erwähnten Aufsätze von E. Richter, M. Hofer, F. Kriskker. In dem Kriskkerschen Aufsatz sind auch die Berichte Thurwiesers vollständig abgedruckt. Ausser den zwei gewöhnlich ausgeführten Aufstiegen über die Südwand und die Kuchelnieder kommt noch der über den Südwestgrat (von der Rietzenkarscharte über den Jauzkopf, unter dem Gipfel schwer wegen eines starken Überhangs) in Betracht, von L. Purtscheller zuerst gemacht. Sehr schwierig, anstrengend und stets exponiert ist der Anstieg über die Südwand in und neben dem Hochbrettgraben, von Karl Mayrhofer, Passau, mit Oberlader 1. Okt. 1900.

11) Eine grosse Zahl von Herren haben mich bei meiner Arbeit unmittelbar und mittelbar durch Angaben über Namensbezeichnungen, Wege, Ersteigungsgeschichte oder Kartenmaterial unterstützt, es sei hiefür vor allem der Section Passau des D. u. Ö. A.-V., sowie den Herren K. Mayrhofer, Passau; H. Füll, Zell am See; Forstmeister Moser, St. Martin; Hinterseer, Lofer, gedankt. Zur Kartenskizze wurde die bayerische Saalforstvermessungskarte vom Jahre 1833, sowie die österreichische Forstkarte mitbenützt. Die Höhenangaben beruhen teils auf der bayerischen Karte (Theodolithmessung), teils auf der österreichischen, teils auf eigenen Messungen mit Aneroid und Fernrohrklinometer.

Es mögen hier gleich die bedeutendsten Fehler der Sp.-K. aufgezählt werden: »Marchandhorn« steht an der falschen Stelle, nämlich beim Griessener Hochbrett; das »Rothschartl« nördlich vom P. 2491 giebt es nicht, dagegen ist die Rothnieder gar nicht eingezeichnet, wie überhaupt der ganze Rothhornkamm verzeichnet ist; »Rothhörndl« steht an der Stelle des Schorleithorns, das mit 2467 zu hoch taxiert ist; die Rietzenkarscharte und das Leoganger Rothschartl sind weder in Schrift noch in Zeichnung berücksichtigt; der Südfall unter dem Rothhörndl ist falsch gezeichnet; das »Hintere Gschosshorn« der Sp.-K. heisst Thierkarhorn, das mittlere der Sp.-K. heisst Hinteres Schosshorn, das »Dürkarhorn« heisst Vorderes Schosshorn, dazwischen liegt noch das Mittlere Schosshorn, das auf der Karte nicht verzeichnet ist. Die »Platten« der Sp.-K. ist das Hainfeld; P. 2091 der Sp.-K. heisst Brandhorn; P. 2014 das Brandhörndl; das »Brandhorn« der Sp.-K. (1901) ist der Plattenkopf; die Höhe der Passauerhütte ist mit 2254 statt mit 2020 angegeben; das »Rothschartl« nördlich vom Grossen Rothhorn heisst Heitzmannscharte; die Alpe am Nordabhang heisst Ebersbergalm, die »Badhaus«alm heisst Riedelalm, unter dem Hochdurchkopf fehlt die Griessener Schafhütte, der Graben, in welchem der Tiroler Artillerieschiessplatz ist, heisst Schüttach oder Schütt, oder Schieder, aber nicht Schüttachgraben. Der stärkste Zeichenfehler, der auch in die Skizze des Hochtourist übergegangen ist, betrifft den Verlauf des Sauhornkamms, der nicht beim Dreizinthorn, sondern beim südlichen Hundhörndl abzweigt.

12) Der Name Rothschartl steht in der Sp.-K. überall falsch, auch in der Beschreibung von J. Gmelch ist er unrichtig angewendet. Die Bezeichnung Weissensandschartl ist von Oberlader und anderen Einheimischen dem Verfasser angegeben worden.

13) Solche Einlagerungen von rotem Thon, der von den Zimmerleuten der Umgegend als Rötel verwendet wird, finden sich sehr häufig, teils in Klüften, teils in Nestern mitten im festen Kalk. Bei nassem Wetter quellen diese Massen auf und rinnen über die Felswände herab, z. B. gleich in der Nähe der Hütte unterhalb des Fahnenköpfls; die häufige Verwendung des Rot in der Namengebung von Gipfeln und Scharten rührt davon her.

14) Thierkar ist der rechte Name, den schon Thurwieser kannte, Dürkar hat keinen Sinn, wo keine Vegetation vorhanden, die dürr werden konnte.

15) Über die Mechanik der Karrenbildung und ihren Zusammenhang mit dem Pflanzenwuchs vgl. den trefflichen Aufsatz von Dr. M. Eckert, in der Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900.

16) Ebersberg, nicht Nebelsberg, wie die bayer. Forstkarte und die Sp.-K. schreiben, lautet der Name in Leogang. Im Dialekt wird häufig l statt r gesprochen, und das Schluss-n eines Artikels oder Vorworts wird mit Vorliebe aus folgende Wort gezogen, so dass »in dem Ebersberge« »in'n Ebersberg« — »im Nebelsberge« lautet. Richtige Namen erhält man von den Einheimischen nur, wenn man sie sich von vielen Personen aufschreiben lässt.

17) Im Herbst 1900, wo infolge der Trockenheit des Sommers zahlreiche sonst mit Schnee bedeckte Stellen ausgeapert waren, liessen sich interessante rezente Bildungen von Gesteinen auf dem flachen Boden schneefrei gewordener Mulden machen: 3—4 cm dicke und mehrere qdm grosse Fliessen mit parallelen Flächen, aus feinen weissen Kalkkörnchen von Hirsenkorngrösse, rötlichem Thon und feinem Sand zusammengebacken, bedeckten den Boden; offenbar durch den Druck des Schnees war der Schlamm zu diesen ziemlich widerstandsfähigen Plättchen zusammengepresst.

18) Die Bezeichnung Schoss-Karmulde kommt auch im Loferer Steinberg, im Mieninger Gebirge und sonst vor. Die Schreibweise Gschoss ist sinnlos.

19) Eine ausführliche Beschreibung des Laniprechtsofenlochs und der sich darauf und auf die Ruine Saaleck beziehenden Sage giebt Hammerschlag. Ö. T.-Z. 1889, Nr. 12 u. 13.

20) I. Erst. durch M. Hofer in den sechziger Jahren, dann L. Purtscheller 1886 direkt von der hinteren Grub, vor Erstellung des Kuchelniedersteiges ziemlich schwierig, dagegen vom Ebersberg

(Rietzenkarscharte) über die Kuchelnieder stets leicht. Abstieg zur Hochgrubscharte Ph. Rosenthal und G. Baldernann, Wien mit G. Sock, 13. September 1893.

²¹⁾ Thierkarhorn touristisch zuerst von L. Purtscheller, 6. November 1892, erstiegen, Vorderes und Mittleres Schosshorn 14. Juli 1894 von J. Grüss, Berlin, die Gratwanderung Herbst 1897 von Ed. Pichl, Wien.

²²⁾ Touristisch zuerst von H. Fünkh, J. Pöschl, Ed. Richter, 12. September 1871.

²³⁾ Den Gratgang bis zur Rotlnieder (mit Abstieg durch die Kleine Saugrube nach Dalsen) machte zuerst L. Purtscheller, 31. Juli 1879.

²⁴⁾ L. Purtscheller, 24. September 1884. Mitth. A.-V. 1886 S. 139; L. u. R. Hilzensauer 8. Okt. 1893. Die Purtschellersche Bezeichnung »Jungfrauhorn« war ein Verlegenheitsname, der vielfach zu Irrtümern Veranlassung gegeben hat. Die Einheimischen kennen den Berg von jeher gut unter dem Namen Hundshörndl.

²⁵⁾ Viertes und fünftes Sauhorn zuerst durch L. u. R. Hilzensauer und Ad. Mayrhofer, 26. Aug. 1893. Die drei oberen Köpfe werden bei Überschreitung der Saugruben wohl öfter bestiegen worden sein, in der Litteratur findet sich nichts; zweiter und dritter Kopf durch H. Fill und den Verfasser, 24. August 1900.

²⁶⁾ L. Purtscheller, 24. September 1884, vom Marchandhorn über Griessener Rothschartl, Abstieg über den Südgrat; H. Biendl und Th. Maischberger, 24. August 1898, vom Marchandhorn, Abstieg Südostflanke; K. u. H. Mayrhofer mit Oberlader, 29. September 1900, Aufstieg Südgrat, Abstieg nach Griessen. H. Fill und der Verfasser, 24. August 1900, Aufstieg Südostseite, Abstieg Westseite nach Hochfilzen.

²⁷⁾ L. Purtscheller, 24. September 1884; H. Biendl u. Th. Maischberger, 24. August 1898.

²⁸⁾ Touristische Ersteigungen nicht bekannt.

²⁹⁾ Das mittlere und das kleine der Dreizinthörner wurden erstiegen durch: L. Purtscheller, 24. September 1884, L. u. R. Hilzensauer, 8. Oktober 1893, L. u. R. Hilzensauer und Ad. Mayrhofer, 27. August 1894; H. Biendl und Th. Maischberger, 24. August 1898; K. u. H. Mayrhofer mit Oberlader, 29. September 1900; H. Fill mit Oberlader, 10. Oktober 1900.

³⁰⁾ Bis jetzt sieben Ersteigungen, nämlich die unter ²⁹⁾ angeführten Partien, ausserdem J. Gmelch, 6. August 1898, und der Verfasser mit Al. Ruech, 30. September 1900. Davon haben nur die beiden Partien, welche mit Oberlader gingen, dieselbe Anstiegsroute gewählt. Ausser den bisher bekannten Möglichkeiten über das hohe Hauptgeschoss emporzukommen, könnte noch ein unten weiter, oben sich stark verengender, tief in den Fels eingeschnittener, schräger, glatter Riss in Frage kommen, den man von einem um die Nordkante herum einige Meter in die Nordostflanke sich hinziehenden Bande erreicht.

³¹⁾ I. Erst. durch L. Purtscheller, 31. Oktober 1888, von der Hütte aus über den Ostvorgipfel; K. Mayrhofer mit G. Sock, 22. Juli 1892; über die Nordwand Dr. J. Grüss, 12. Juli 1894; Fahmengipfel und Mitterspitze H. Ludwig, Wien, 18. Juni 1893; erste Gratwanderung von der Mittagsscharte L. u. R. Hilzensauer und Ad. Mayrhofer, 6. August 1894, dieselbe Tour die gleichen mit Jul. Emma und Bertha Hilzensauer, 18. August 1896; ferner J. Gmelch, 7. August 1898, Dr. Bröckelmann mit Oberlader, 4. Juli 1899; K. Mayrhofer und Dr. Rothenarcher mit Oberlader, 4. Juli 1900 (s. Hüttenbuch der Passauerhütte).

³²⁾ Diese Scharte wird auch als Hochgrub- oder Brandlscharte bezeichnet. Der letztere Name gebührt jedoch der Einsattelung zwischen Brandhorn und Brandhörndl; der erstere wurde auf die Autorität von H. Fill und G. Sock hin der Scharte zwischen Kuchelnhorn und Thierkarhorn beigelegt.

³³⁾ Ö. A.-Z. 1899, Nr. 533 u. 534.

Berichtigung zu Zeitschrift 1900, Seite 219.

Der Loferer Steinberg von H. Cranz.

Zu S. 219. Der südliche Ausläufer des Reifhorns, welcher den Namen »Die Sättel« trägt, zweigt nicht, wie auf S. 213 gezeichnet, vom westlichen, sondern vom Grossen Reifhorn ab und trägt noch einen selbständigen, schroffen Gipfel, das Südliche Reifhorn, ca. 2420 m, welches durch eine von einem Felszacken gedoppelte Scharte vom Körper des Grossen Reifhorns getrennt ist.

Wanderungen im Rhätikon (Schluss).

Von

Dr. Karl Blodig.

Der Straussweg auf den Panüeler Schrofen, 2861 m.

Im Sommer des Jahres 1890 wurde von der Section Vorarlberg mit namhafter Unterstützung eines begeisterten Verehrers des Rhätikons durch die gewaltigste Felswand dieser Gruppe mittels Sprengarbeiten, Anbringung von Drahtseilen und Leitern ein Weg erstellt, wie ihn wenige Gebirgsmassive aufzuweisen hatten. Vorher gelang es nur dem nimmermüden Durchforscher Vorarlbergs, J. Volland, und dem Altmeister Pfarrer Battlog, die Riesenwand des Panüelers von Westen her zu durchklettern. Nun wollte man auch den von Mutter Natur minder bevorzugten Menschenkindern die Wunder dieses Berges zugänglich machen und damit auch der benachbarten Scesaplana neue Verehrer zuführen. Hat man nämlich einmal den Panüeler Schrofen erreicht, dann erübrigt es nur noch, den Brandnerferner, dem beide Gipfel entragen, in seinem obersten, völlig spaltenlosen Teile zu überschreiten und man steht am Westfusse der Scesaplana, welche von hier aus leicht in einer halben Stunde erstiegen werden kann. Diese beiden Touren zusammen bilden wohl die hervorragendste und dabei eine völlig ungefährliche Wanderung im gesamten Rhätikon. Am 14. Juli 1891 fuhr ich nach Nenzing und machte mich um 4 Uhr nachmittags auf den Weg nach dem sogenannten Nenzinger Himmel. Dieser umfasst in weiter Thalmulde im Hintergrunde des Gampertonathales eine Unzahl Sennhütten, welche den Hüttern von wohl über tausend Stück Vieh den Sommer über Unterstand gewähren; eine kleine Kapelle, dem hl. Rochus geweiht, leuchtet mit ihrem weissen Gemäuer aus den wettergebräunten Alphütten hervor.

Heiss brannte die Sonne vom Himmel und arg fühlte ich mich enttäuscht, als der Weg gleich hinter dem Dorfe aufwärts führte, statt, wie ich gehofft hatte, in die kühle Schlucht des Mangbaches einzulenken. Mein Missmut wich aber bald, da die Aussicht auf den Walgau, auf die Berge des Walsertales und einige Klosterthaler Gipfel von der kleinen Anhöhe sehr lohnend ist. An den Hängen des Klamperschrofens wendet sich nun der Weg thaleinwärts und mit einem Male ist die Scenerie verändert: Wohl nirgends erkaufte man ein grösseres Vergnügen mit geringerer Mühe, da nun durch drei Stunden — für einen mässigen Schritt berechnet, — in nimmermüdem Wechsel sich alle Schönheiten der Gebirgswelt erschliessen. Es spottet der Beschreibung, was man längs des Weges an Wasserstürzen, grotesken Felsbildungen, an Schluchten und reizenden Waldidyllen zu sehen bekommt. Die imposanten Wände des Fundelkopfes, der wildzerrissene Rauhe Berg, das Felsgerüste des Naafkopfes und die steile Hornspitze bereiten den Wanderer langsam vor, bis zuletzt die 1400 m hohe Felsmauer des Panüeler Schrofens in schier erdrückender Majestät als Schlussbild erscheint. Etwa eine halbe Stunde vor

St. Rochus erweitert sich das Thal, der Ausblick wird freier, der Panüeler selber wird sichtbar. Wie gebannt blieb ich stehen und bewunderte die Kühnheit und den Unternehmungsgeist der Männer, welche durch diese Felsenwildnis einen für jeden tüchtigen Fussgeher praktikablen Weg herzustellen verstanden. Schon um 7 Uhr erreichte ich St. Rochus, bezw. das Gasthaus »Zur Himmelssonne«. Ich hatte dieses zaubervoll in einem der grossartigsten Gebirgskessel verstreute Alpendörfchen wohl öfters abgebildet gesehen, aber wie weit blieben alle Gemälde hinter dieser Welt von Farbe und würzigem Dufte, von Tannenrauschen und Hochgebirgspoese zurück! »Hast du an Pult und Tische geschafft dich lahm und krumm!« —, komm hierher und bade deine Lungen und Nerven in diesem weltabgeschiedenen Paradiese, an diesem unerschöpflichen Jungbrunnen wieder gesund! Welche Fülle von Ausflügen lässt sich doch von hier aus unternehmen! Welche Auswahl vom bequemsten Spaziergange über Alpenmatten bis zur wildesten Kletterpartie giebt es da! Eine Reihe Saumwege verbindet den Nenzinger Himmel mit den umliegenden Thälern.

Ich hatte die Freude, meinen Genossen bei der Besteigung der Zimba, Führer Heimgärtner, anzutreffen. Er zeigte mir die Aufstiegslinie, bedauerte aber, dass weder die Seile angebracht, noch die Bezeichnungen erneuert seien. Man hatte erstere im Spätherbste wohl herbeigeschafft, aber die Anbringung derselben war infolge der reichlichen Schneebedeckung bisher unmöglich gewesen; er meinte übrigens, dass die Markierung grossenteils ausgeapert sein dürfte.

Am nächsten Morgen schritt ich um 4 Uhr durch das den Thau völlig entbehrende Gras; der Himmel war zwar noch rein, aber die wohlthätige Frische des Morgens fehlte. Als ich am Hirschenbade, einem kleinen Tümpel im Hochthälchen Solaruel, am Westfusse des Panüelers ankam, flogen schon weissgraue Wolkenfetzen vom Südwesten her über das Firmament. Bald darauf erschaute ich das erste rote Zeichen hoch oben im Felsen und stieg nun den fast durchweg 60 *cm* breiten, trotz der Schneebedeckung gut wahrnehmbaren Pfad hinan. Derselbe wurde bereits öfter von — Gamsen benützt, wie unzählige Spuren zeigten. Ich überraschte ein Rudel, welches in mächtigen Sätzen floh, sowie es mich erblickte. Eine sehr markante Stelle, die die Tiere später in langsamstem Tempo übersetzten, merkte ich mir genau und mass den Sprung mit meinem Pickelstocke, der 1 *m* 18 *cm* Länge besitzt, aus. Viermal musste ich denselben anlegen; die beneidenswerten Turner hatten also eine Distanz von über 4 $\frac{1}{2}$ *m* ohne jeden Anlauf hart am Rande eines etwa 150 *m* betragenden Abgrundes übersprungen.

Um 5 Uhr 30 Min. — bislang befand ich mich noch auf dem sogenannten Spusagang — hatte ich einen kleinen Sattel erreicht, der mir einen Ausblick nach Osten, in die Steinwüste von Zalim vermittelte. Gleich darauf schwebten die ersten Nebel heran und von 5 Uhr 40 Min. an war ich mitten darinnen.

Von einer Umkehr konnte bei den einfachen Verhältnissen keine Rede sein, ich stieg auf dem Grate vorwärts, ab und zu eine grössere Steindaube legend, um mir den Rückweg, im Falle des Eintrittes eines Schneesturmes, sicher offen zu halten. Nach Überschreitung eines kleinen Felskopfes gelangte ich um 5 Uhr 45 Min. in einen tief eingeschnittenen Sattel, von welchem eine Eisenleiter den weiteren Aufstieg zum Grate vermittelt. Gleich darauf musste ich wieder in die Westflanke einsteigen; da der Grat weniger gut gangbar wird, hatte man es vorgezogen, die Steiganlage in der Felswand weiterzuführen. Man hatte mir in Bregenz die Mitnahme eines Eispickels als gänzlich überflüssig bezeichnet; nun aber war ich herzlich froh, dieses Werkzeug bei mir zu haben, da eine Reihe von sehr geneigten Schneefeldern, besonders aber eine vereiste, plattige Stelle ziemlich nahe unter dem Gipfel ohne Pickel kaum gefahrlos zu überwinden gewesen wäre. An der Platte

belehrten mich einige aus dem Eise hervorschauende Stifte, dass hier das Drahtseil angebracht werden sollte. Ich schlug tapfer Stufen, und zwar um so grössere, als der Nebel gerade dünn genug war, um den zur rechten Seite ins Bodenlose reichenden Abgrund sehen zu lassen. Ein weiter Kamin führte mich zum Grate und über diesen in wenigen Schritten zur Spitze, welche ich um 7 Uhr erreichte. Leider umgab mich undurchdringlicher Nebel, so dass ich nach einer viertelstündigen Rast vorerst mit Karte und Kompass die Richtung nach der Scesaplana feststellte und dann dorthin abmarschierte. Bei hellem Wetter muss die Wanderung zu diesem Gipfel zum Belohnendsten gehören, das man weit und breit unternehmen kann. Man geht in einer Höhe von ca. 2700 m eine Stunde fast eben über den spaltenlosen Gletscher, nach Norden und Süden einer unbeschränkten Fernsicht sich erfreuend. Heute bestand der ganze Reiz der Tour darin, dass ich mich in acht nehmen musste, nicht zu weit nach rechts, d. h. in die Felsen des Grates zu kommen. Einige Male drängten mich die letzteren wohl nach abwärts, nach dreiviertelstündiger Wanderung aber sah ich das gewaltige Felsgerüste der Scesaplana mit ihren charakteristischen Bändern und Faltungen vor mir auftauchen und vernahm die Stimmen einer auf dem Gipfel befindlichen Partie. Nun bog ich stark gegen Südosten ab, stieg zuletzt von Süden her die flachen Schutt- und Felshänge hinan und betrat um 8 Uhr 25 Min. die Beherrscherin des Rhätikons.

Um 8 Uhr 45 Min. verliessen wir die nebelumwogte Spitze, ein aus Wien gekommener Notar mit Wehmut, da er nie einen Berg zweimal besteige und nun von der vielgerühmten Rundschau nichts gesehen habe, ein in Hamburg wohnender Kaufmann fluchend, dass er nun wieder herauf müsse, denn die Aussicht sei ihm die Hauptsache, ich zufrieden, meine Tour durchgeführt zu haben. Quot capita, tot sensus.

Die ganze Bergfahrt hatte auf mich einen sehr nachhaltigen Eindruck gemacht. Die wenigen Niederblicke, welche die wogenden Nebel gestatteten, belehrten mich darüber, was man bei gutem Wetter da erschauen kann. Wer die Tour bei halbwegs klarem Himmel durchführt, wird mir recht geben, wenn ich den Straussweg in Verbindung mit der Besteigung der Scesaplana als die »High level route« des Rhätikons bezeichne.

Nach Niederschrift dieser Zeilen teilte mir der Vorstand der Section Vorarlberg mit, dass der Straussweg teilweise umgelegt wurde. Die mir in unangenehmer Erinnerung stehenden Schneefelder, eine böse Platte, besonders aber eine vom Steinschlag bedrohte Stelle, bewogen die massgebenden Faktoren zu folgender Wegumlegung: Vom ersten Sattel ober dem Spusagangweg betritt man den Firn, überquert denselben und kommt auf diese Weise gar nicht mehr auf die Westseite des Panüelers, welcher nun von Nordnordost über den Grat erreicht wird, wenn man es nicht vorzieht, sofort zur Scesaplana hinüberzugehen. Alle schwer gangbaren Gratstellen werden auf dem Firn östlich umgangen.

Ferner möge erwähnt werden, dass seither die Gemeinde Nenzing im Nenzinger Himmel einen guten Gasthof erstehen liess.

Ein Spaziergang um das Saminathal.

Gallinakopf, 2196 m, Ochsenkopf, 2283 m, Kùhgratspitze, 2124 m, Garsellakopf, 2108 m.

Um 00 Uhr 30 Min. nach italienischer Zeit stand ich am 13. Juni 1898 vor dem Bahnhofe von Frastanz ob Feldkirch und liess mir vom gefälligen Stationsbeamten

den Weg nach Latz erklären. Wohl schon zum dritten Male suchte der freundliche Herr mir die verschiedenen Kapellen und Häuser einzuprägen, bei denen ich nach je 100 oder 150 m rechts oder links gehen müsse. Ich verzweifelte völlig, mich ohne besondere Fügung aus diesem Labyrinth zu retten und sagte wie plötzlich erleuchtet: »Ich danke, jetzt kann's mir nicht mehr fehlen«, grüßte und verschwand im Dunkel der Nacht. Herrlich blitzten die Sterne auf mich einsamen Nachtvogel herab, finster drohend erhob die Gurtisspitze als Beherrscherin des Thales ihr Haupt und sehnsüchtig spähte ich nach Osten, wo nach Versicherung des astronomischen Tageskalenders der Mond um etwa 1 Uhr aufgehen sollte. Bei der schier undurchdringlichen Finsternis gelang es mir natürlich rasch, mich unter den Obstbäumen und zwischen den Gebäuden gründlich zu verlaufen. Nach zweimaligem, empfindliche Umwege bedingendem Fehlgehen erreichte ich endlich den gegen Latz führenden Hauptweg, und als vollends gegen 1½ Uhr die Mondsichel hinter dem Hohenfrassen mit rötlichem Schimmer aufging, konnte ich mich erst der herrlichen Nacht erfreuen. Ausser Gampelün geriet ich wieder auf einen unrichtigen Weg, traf aber glücklicherweise einen jungen Burschen, der vom Fensterln kam; derselbe begleitete mich etwa eine Viertelstunde bis gegen Latz, welches ich um 2 Uhr 20 Min. erreichte. Den Angaben des »Stubatgeher« folgend, schwenkte ich hier nach rechts ab und kam bald auf den gegen Gamp führenden Alpweg. Wenige Minuten darauf begann sich der Himmel im Nordnordosten zu lichten, die Sterne erblassten allmählich und alle Noth des unsicheren Herumtastens hatte ein Ende gefunden. Durch schöne Buchen- und Fichtenwäldchen zieht sich der Weg zur Alpe Gamp, und als ich gegen ¼ Uhr die obere Grenze des zusammenhängenden Hochwaldes erreicht hatte, da erblickte ich im Hintergrunde des Gallinatobels eine bleiche, in unnahbaren Wänden aufsteigende Felsmasse, den Gallinakopf, das Ziel meiner Wanderung. Aber eine weite Strecke trennte mich noch von dem Gipfel, da derselbe in weitem Bogen umgangen werden muss. Um 4 Uhr 05 Min. langte ich bei den Hütten der Alpe Gamp an, wo sich ein reizender Ausblick nach Osten eröffnet; zu Füßen liegt das wilde Gamptobel, darüber hinaus erblickte ich die Berge des Ill- und Klosterthales, im ersten Lichte des jungen Tages noch nicht detailliert, mit scharfen Konturen sich vom gelblichen Osthimmel abhebend. Nach einem Imbisse in einer der Sennhütten setzte ich um 4 Uhr 25 Min. meinen Marsch über die Alpe Hintergamp fort und traf um 5 Uhr auf zwei Wegtafeln der Section Vorarlberg, welche einerseits nach dem Mattlerjoche, anderseits nach dem Guschgvieljoche und Gallinakopf wiesen. Reichlich angebrachte rote Zeichen leiten nun über saftig grüne Alpwiesen und zwischen einigen Fichtenbeständen hindurch nach dem Guschgvieljoche, welches ich um 5 Uhr 35 Min. betrat. Nun befand ich mich im Süden des Berges, an seiner zahmsten Seite, es erübrigte nur noch, die Wiesenhänge, welche von kleinen Schuttstreifen durchzogen sind, bis zum Gipfel zu verfolgen. Auch hier hat man für Weganlage und Bezeichnung gesorgt, und — man verzeihe das kühne Bild — das Fegefeuer, welches vor das Paradies manches Gipfels gesetzt ist, das Krummholz, ist durch fleissiges Aushauen unschädlich gemacht. Um 6 Uhr 15 Min. stand ich auf dem höchsten Punkte des Gallinakopfes, 2196 m. Ich hatte seit vielen Jahren den Gipfel von allen Richtungen der Windrose her, am öftesten wohl vom Gebhardsberge bei Bregenz aus gesehen, und empfand ein Gefühl lebhafter Befriedigung, als ich meinen Fuss auf seinen Scheitel setzte.

Da der Berg ziemlich weit nach Norden aus dem Rhätikon tritt, gewährt sein Gipfel eine treffliche Übersicht über den westlichen Abschnitt dieses Gebirges. Gegen Norden und Westen, wo die Berge des Allgäu und von Appenzell sich erheben, genießt man eine bedeutende Fernsicht. Unmittelbar nördlich bricht das Massiv in gewaltigen Steilabstürzen in das Gallinatobel ab. Ein wildzerrissener Grat

führt nach den Hohen Köpfen und über diese nach der auch von Einheimischen oft besuchten Gurtisspitze. Der Grat bis zu den Hohen Köpfen kann als ungangbar bezeichnet werden. Um 6 Uhr 35 Min. brach ich wieder auf und erreichte das Guschvieljoche dank einigen das Abfahren begünstigenden Schneefeldern in einer Viertelstunde. Als zweites Ziel hatte ich mir den Ochsenkopf gesetzt, da seine mächtige Gestalt auf dem Wege in den Nenzinger Himmel mir sehr imponiert hatte. Vom Guschvieljoche aus konnte ich zu diesem Zwecke dem Grate folgen oder den Berg westlich umgehen. Ich wählte letztere Taktik, da die berühmten Liechtensteinischen Jagdwege ihres gleichen nirgends finden und in ihrer Anlage wie für meine Zwecke geschaffen erschienen. Etwas ober den Alpen Vallorsch und Mattler querte ich die Hänge und traf gegen 7 $\frac{1}{2}$ Uhr den vom Mattlerjoche herabkommenden Weg. Nach wenigen Minuten verliess ich denselben, da er mich zu weit gegen Westen abgeführt hätte, und schreute, aus einem kleinen Waldbestand heraustretend, ein 15 Stück zählendes Rudel gewaltiger Hirsche auf, die aber ganz gemächlichen Schrittes weiterästen, nachdem sie etwa 150 m weit getrabt waren. Im Jagdhaus Sass teilte mir der Heger mit, dass er allnächtlich einige blinde Schüsse abgebe, da sonst die Tiere horrende Wildschäden in den Wiesen anrichten.

Der Gipfel des Ochsenkopfes lag nun in südöstlicher Richtung vor mir; ich erstieg vorerst den etwas nördlich vom höchsten Punkte nach Westen sich absenkenden Grat, der mir in seiner gleichmässigen Neigung schon vom Gallinakopfe aus als natürlicher Zugang erschienen war. Nach einem ziemlich mühsamen Gange von etwa einer halben Stunde über lockeren Schutt stand ich auf dem flachen Grate und kam gerade noch zur rechten Zeit an, um mehrere Gemsen aus unmittelbarer Nähe beobachten zu können. Jedes der Tiere hatte ein Kitzchen hinter sich, welches die Sprünge der Alten schon ganz prächtig nachmachte. Der Grat ist mit feinem Sande und Schutte bedeckt, wo aber ein Fleckchen Humus sich gebildet hat, da spriessen allenthalben die wundervollsten Aurikeln hervor und zwar in solcher Menge, wie ich sie noch nirgends gesehen habe, so dass man vom süssen Dufte der Pflanzen stets umhaucht ist. Um 8 Uhr 45 Min. stand ich auf dem von Nord nach Süd streichenden Hauptkamme des Ochsenkopfes und blickte über den steilen Ostabsturz gegen das Gampertonathal hinab. Dann wandte ich mich südlich gegen die höchste Spitze, welche ich nach kurzer, anregender Kletterei um 9 Uhr erreichte. Ich hatte den Ochsenkopf nur aus Gewissenhaftigkeit, der Vollständigkeit halber auf das Programm gesetzt und täuschte mich auch nicht in der Annahme, dass die viel freier liegende Gallina in Bezug auf die Aussicht weit vorzuziehen sein werde. Immerhin aber geniesst man vom Ochsenkopfe einen Prachtblick auf das Massiv des Pantüelers und der Scesaplana. Vor allem fehlen hier die hübschen Thalaussichten, und was von einem und dem anderen Engadiner Gipfel über die Sättel der Hauptkette herüberguckt, das macht zwar Appetit, befriedigt aber nicht.

Um 9 Uhr 25 Min. verliess ich den Gipfel und wandte mich den im Aufstiege sorgfältig vermiedenen Schuttfeldern zu, welche mich in 35 Minuten zum Jagdhaus Sass führten. Auch hier jagte ich ein gutes Dutzend Gemsen auf, wie überhaupt die ganze Gegend von diesen prächtigen Tieren belebt ist. Sass liegt auf grünem Alpboden von Fichten umstanden, das richtige Sanssouci eines Weidmanns. Ein Bach rauscht daneben und Felskolosse schauen allenthalben hernieder. Ich holte mir beim Jäger Rat behufs Fortsetzung meiner Reise und brach um 10 Uhr 05 Min. wieder auf; dem trefflichen Alpensträsschen folgend, wanderte ich nach Stög, einem Sommersennendorfe, wo ich ein Viertel vor 11 Uhr eintraf. Eine der Hütten nahm mich gastlich auf, Milch und Butter gab es in Menge und nach einer kurzen Rast ging's weiter nach Sücca, dem kleinen aber beliebten



Nach der Natur gez. von E. T. Compton.

Sulzfluh und Weissplatte von Osten.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

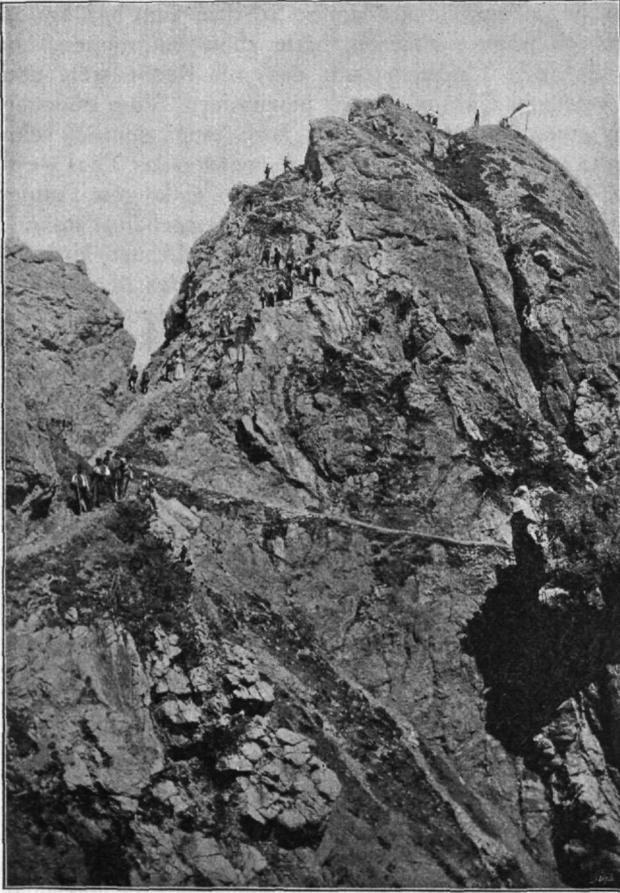
270

Alpenkurhause. Ich liess es links liegen und lenkte meine Schritte zum berühmten Tunnel gegen Triesen. Obgleich ich noch vor diesem hätte abbiegen müssen, um nach Gaflei zu gelangen, ging ich doch hindurch, um das mit Recht weit und breit gepriesene Bild an dessen westlicher Mündung zu bewundern. Vom obersten Saminathale kommend, hat man etwa eine Viertelstunde lang eine ziemlich eintönige Landschaft vor sich, nämlich die grünen Querriegel, welche das Thal westlich begrenzen. Im Augenblicke des Austrittes aus dem etwa 50 m langen Tunnel bleibt wohl Jeder, auch der eifrigste Apostel des »Nil admirari« festgebannt stehen: Von der Calanda bei Chur angefangen, über die Ringelspitze, die Grauen Hörner, Glarner und Appenzeller Berge bis zum fernen Bodensee schweift der überraschte Blick! Zu Füssen liegt das üppig angebaute Rheinthal mit seinen Burgen, Kirchen und Dörfern. Ich kann mich eines auch nur ähnlichen Kontrastes auf so kleinem Raume nicht entsinnen. Nur schwer riss ich mich von dem vollendet schönen Bilde, dessen Glanzpunkt die unmittelbar aus dem Rheinthal zu 2400 m aufsteigenden Balfrieser Berge mit Alvier, Faulfirst und Gamsberg sind, los und ging durch den Tunnel zurück.

Über einen begrastem Kamm und durch Wald führte mich ein schmaler Pfad nach der Alpe Silum und von hier ein gut gehaltener Weg nach dem 1550 m hoch gelegenen Gaflei, einer Schöpfung des Ingenieurs Schedler, dem die Gegend viele Wohlthaten zu danken hat. Das schmucke Alpenhotel Gaflei liegt auf einer Terrasse, welche die westliche Abdachung des Dreischwesternstockes, hier speziell des Gypsberges bildet. Ein Fahrweg führt von der Station Schaan der österreichischen Staatsbahn nach Vaduz und durch schönen Wald und Wiesen hieher. Auch der Bequemste kann mithin dieses herrliche Stück Welt besuchen und sich die Gruppen der Ringelspitze, des Vorabs, des Hausstockes, des Biferten und Tödi, des Alviere, des Altmanns und Säntis vom Wagen aus ansehen. Für den Leib sorgen Küche und Keller in ausgezeichnete und staunend billiger Weise. In der Veranda blieb ich bei einer köstlichen Brauselimonade von 12 Uhr 20 Min. bis 12 Uhr 45 Min. sitzen und wollte eben aufbrechen, um den sogenannten Fürstenweg zu begehen, als ein Angestellter des Hauses mir die Mitteilung machte, dass dormalen der Weg infolge eines Wetterschadens ungangbar sei. Ich dankte, liess mich aber im übrigen wenig anfechten und betrat in der Hoffnung auf meine Klettertüchtigkeit ohne viel Bedenken den Fürstenweg.

Dieser zieht sich von Gaflei weg zuerst in Serpentina unter dem Gypsberg hinan, dann biegt er energisch nach Norden und quert in geradezu idealer Anlage den ganzen Felshang. Wilde Schluchten überbrückend, in senkrechte Wände eingesprengt, setzt er über Abgründe und erreicht durchwegs nur mässig ansteigend den Gafleisattel zwischen Gypsberg und Gafleikopf. In der nächsten Umgebung wechselt ununterbrochen die wildeste Felsenscenerie, in schwindelnder — und das ist hier keine Redensart — Tiefe liegt das schöne Land Liechtenstein mit dem Rheinstrome als Grenze, die Berge Graubündens und des Glarnerlandes aber bilden den Hintergrund des gross angelegten Bildes. Einzelne Partien der Weganlage waren wohl arg mitgenommen, von einer eigentlichen Zerstörung aber konnte nicht gesprochen werden. Hinter dem Gafleisattel geht der Weg an der Ostseite des Gebirgsstockes um den Gafleikopf herum, und längs des Kammes zur Kühgratspitze und von hier, eine Einsattelung durchquerend, steil über Treppen und Felsstufen zum Garsellakopf, wo das österreichische Gebiet betreten wird.

Um 2 Uhr 30 Min. erreichte ich die Kühgratspitze, 2124 m, den höchsten Gipfel des ganzen Stockes: hier blieb ich eine Viertelstunde, um den Zusammenhang der Grate und Gipfel der ganzen Umgebung zu studieren. Die Fernsicht ist hier viel ausgedehnter als auf Gallina und Ochsenkopf, da die im Süden liegende



Kühgratspitze mit dem Alpenvereinswege.

Falkniskette mehr nach Osten gerückt erscheint, so dass man über der Furche des Rheinthaales weit nach Graubünden hineinsieht. Von hier an ist der Weg wieder teilweise aus dem Felsen gesprengt und sogar mit Drahtseilen versehen. In kaum 15 Minuten eilte ich zum Garsellakopfe, 2108 m, hinüber. Trotz einer allmählich eintretenden körperlichen und geistigen Abspannung war ich noch aufnahmefähig genug, um festzustellen, dass die Rundschau von diesem Gipfel weitaus den Preis vor allen der Gegend verdiene: es sind die wundervollen Thalaussichten, welche den Ausschlag geben, während die Fernsicht so ziemlich dieselbe ist wie auf der Kühgratspitze. Ohne weiteren Aufenthalt ging's nun über die mir wohlbekannten Etappen Garsella, Amerlügen und Maria Grün nach Feldkirch, wo ich um 6 Uhr abends eintraf. In 17^{1/2} Stunden, wovon eine Stunde auf Rasten kam, hatte ich das Samina-

thal umkreist und durfte nun ruhigen Blutes auf die dasselbe umgebenden Höhen schauen.

Für solche, die meinen Spuren nicht nur mit dem Finger auf der Karte folgen sollten, möchte ich noch hinzufügen, dass es sich unbedingt empfiehlt, den vereinigten Alpenvereins- und Fürstenweg von Norden nach Süden, also von der Garsellaalpe nach Gaflei zu durchmessen. Auf diese Weise hat man den Blick auf die Berge Appenzells, des Glarner- und Graubündener Landes und braucht nicht immer umzublicken, wie ich es ungezählte Male that.

Vom Falknis zum Naafkopf.

Falknis, 2566 m, Vorder Grauspitz, 2601 m, Hinter Grauspitz, 2577 m, Naafkopf, 2574 m.

Nur Auserwählten ist's beschieden, manche Berghäupter zu bewundern, da dieselben sich vor dem profanen Auge gleichsam ängstlich hinter einer Schar von Vorgipfeln verbergen. Erst nach stundenlanger Wanderung durch unwirtliche Hochthäler und über einsame Fels- und Schneekare gelangt der ausdauernde Bergfreund zum Anblick des ersehnten Hochgipfels. Ist er auf seinem Scheitel angekommen,

so schweift sein Blick über eine Legion Berggestalten, aber kein freundliches Thal, keine menschliche Stätte unterbricht traulich das hochnernste Bild. Zu diesen exklusiven Bergen zählt der Falknis nun nicht; geht doch sein Name von Mund zu Mund selbst bei den Kurgästen von Ragatz, und allabendlich, wenn die scheidende Sonne die das genannte Weltbad umstehenden Häupter unter ihren Strahlen erglänzen macht und vergoldet, sind es der Falknis und seine Nachbarn, auf welchen das Auge am liebsten weilt. Und wenn der von Paris nach Wien verkehrende Schnellzug seine polyglotte Gesellschaft an den Fluten des Wallensees vorbeiführt, so ist es die Gruppe des Falknis, welche über dem östlichen Ende des Sees aufragend, die Misses oder Demoiselles zu lauter oder stiller Bewunderung hinreißt.

Am 21. Juni fuhr ich nachmittags nach Mayenfeld, wo ich gegen 7 Uhr beim Vater Enderlin, dem in seiner Art unvergleichlichen Führer, vorsprach. Der Umstand, dass der Mann aus eigenen Mitteln einen trefflichen Weg durch die Wände des Falknis geschaffen hat, gab mir Mut, ihn um einige Aufklärungen in betreff des kürzesten Weges vom Falknis nach dem Naafkopfe zu ersuchen. In der liebenswürdigsten Weise unterwies mich dieser wohl beste Kenner dieser Gebirgsgruppe über die Vor- und Nachteile eines und des anderen Passes, über die besten Anstiegslinien zu einzelnen Gipfeln u. s. w.; mit einem herzlichen Händedrucke verabschiedete ich mich endlich von dem trefflichen Manne, um zu meinem heutigen Nachtquartiere, den Heuhütten von Bärkün, 1462 m, hinaufzusteigen. In der folgenden Darstellung werde ich mich auf das Blatt Jenins Nr. 273 des topographischen Atlases der Schweiz beziehen, da die österreichische Generalstabskarte speziell im Gebiete der Schweiz völlig unzureichend in Bezug auf Namen ist, und was noch schlimmer ins Gewicht fällt, auch in der Zeichnung Unrichtigkeiten aufweist. Von Bünden, so heisst Enderlin's Behausung, welche ich 7 Uhr 15 Min. verliess, führt ein guter Weg durch einen mit herrlichen Fruchtbäumen bewachsenen Hain in nördlicher Richtung gegen den Punkt 780; die überaus üppigen Wiesen, die ehrwürdigen Prachtexemplare der Nussbäume und Edelkastanien rufen in dem Wanderer die Täuschung wach, als ob er sich in einem der südlichen Alpenabdachung angehörenden Thale befände. Mich wenigstens gemahnt die Gegend um Chur mit ihren Weinlauben und Maispflanzungen immer an den Tessin oder das Veltlin und erst von Reichenau an wird der Reisende inne, dass er sich im bergreichsten Cantone der Schweiz, in Graubünden aufhält.

Hinter dem P. 780 biegt man bald in den nach dem Glectobel führenden Hauptweg ein, welcher aber bei P. 932 wieder verlassen wird; man übersetzt den durch das Glectobel herabschiessenden Wildbach gleich hinter einem verlassenen Kalkofen und geht nun einige Minuten neben dem Bache an dessen rechtem Ufer entlang. Plötzlich schwingt sich der Pfad steil an der Lehne empor, um nach einer kleinen Stunde bei den Hütten von Bärkün zu münden. Der im Zickzack angelegte Weg wird ungezählte Male von einer sogenannten Heuschleife geschnitten und da die Dunkelheit mächtig hereinbrach, wählte ich einige Male diese in einer Falllinie herabkommende Schleife als Abkürzung. So that ich auch gerade in jenem Augenblicke, in welchem der Weg wagrecht nach links zu den Hütten lief, und wenn ich mich nicht gleich darnach zufällig nach dem im Glanze der elektrischen Beleuchtung erstrahlenden Ragatz umgesehen hätte, so weiss Gott, wie lange ich noch aufwärts geklettert wäre. Aber so wie ich mich umdrehte, fiel mein Blick auf die schon etwa 30 m unter mir zwischen Fichten ganz verborgen liegenden Hütten. Ich eilte abwärts und fand bald die mir von Enderlin bezeichnete Hütte, in welcher er eine nette Küchenbatterie, einen Kessel mit Deckel zum Wasserholen, eine Laterne und dergl., alles aus eigenen Mitteln, aufgestellt hat und jedem Touristen zur Verfügung stellt. Ein prächtiges Heulager macht die Unter-

kunftshütte nach gutem, alten Schläge fertig. Jedenfalls entspricht dieselbe mit ihrer einfachen, aber praktischen Einrichtung dem echten Bergwanderer völlig; es steht nicht zu besorgen, dass entweder einzelne Hüttenbummler oder ganze Familien mit den ungemessensten Ansprüchen dem wirklichen Bergsteiger den ohnehin oft knappen Raum schmälern und die Nachtruhe kürzen. Um 2 Uhr 45 Min. erhob ich mich und stieg um 2 Uhr 50 Min. langsam den schmalen Pfad gegen den Falknis empor. Die umliegenden Spitzen waren von dem während der Nacht mit gewaltigem Brausen einherjagenden Südwestwinde ihrer Wolkenkappen entledigt worden, aber kein Stern liess sich blicken und im Sämtigebiete wetterleuchtete es unablässig. Ich muss bei der herrschenden Dunkelheit wohl wieder in eine Heuschleife oder dergl. geraten sein, denn nach etwa fünf Minuten war ich pfadlos und mit einem Rutschterrain im Kampfe, was mich schnell schwitzen machte. Ich steuerte daher wieder scharf nach Westen, wo nach Enderlins Beschreibung sein Weg führen musste und hatte die Freude, denselben bald auf steiler Grashalde zu entdecken. Die Dunkelheit hatte allmählich dem Morgengrauen weichen müssen und nun erblickte ich alle die charakteristischen Türme und Ecken, Schluchten und Scharten, von denen Enderlin mir erzählt hatte. Wenn man bis zum Erwachen des Tages in Bärkün wartet, so ist ein Abkommen von dem Wege, der überdies auf der Karte eingezeichnet ist, so ziemlich ausgeschlossen. Unter P. 2062 befindet sich eine kleine Felsrunse, an welcher Stelle etwas Vorsicht am Platze ist; das darunter befindliche Terrain ist sehr steil und ein Fehltritt wäre von den bedenklichsten Folgen begleitet. Unter abenteuerlich geformten Felszähnen windet sich unser Pfad endlich gegen das Fläscherfürkli, 2247 m, wo mich Hundegebell empfing. Zwei Hirten bewohnen hier eine kleine Hütte und haben mit der Beaufsichtigung einiger hundert Schafe in dem ausgedehnten Terrain wahrlich keine Sinecure, besonders bei dem Umstande, als jede Überschreitung der Weidegrenzen gegen Liechtenstein streng geahndet wird. Von hier könnte man in kurzer Zeit die kühnste Spitze der Gegend, das Gleckhorn, 2451 m, erreichen. Als ein überhängender Turm von gewaltigen Dimensionen ragt es, gegen das Rheinthal weit vorspringend, ins Land hinaus; die Frage nach seiner Ersteiglichkeit kommt Leuten, die sich auch etwas über das Durchschnittsniveau — in alpiner Beziehung gemeint — erheben, unwillkürlich auf die Lippen. Mich hätte eine Besteigung von meinem eigentlichen Ziele zu weit abgeführt und so drehte ich dem Berge nach einem Aufenthalte von fünf Minuten auf dem Fürkli den Rücken und steuerte um 4 Uhr 50 Min. gegen den Falknis. Den nächsten Fels- und Rasenbuckel umging ich etwas östlich und kam um 5 Uhr 30 Min. über bequem gangbare Felsen, Geröll- und Schneefelder auf dem Falknis an. Wenn in allen Beschreibungen der Falknis als ein Aussichtspunkt ersten Ranges bezeichnet wird, so ist das nicht zu viel gesagt. Der Niederblick in das Rheinthal bei Ragatz allein lohnt reichlich die geringe Mühe der Ersteigung. Ich meine wenigstens, dass es beim historischen Blicke ins gelobte Land nichts Schöneres zu sehen gab, denn auch hier ist ein Paradies, in dem Milch und Honig fliesst. Die üppigen Kulturen des Rheinthales, der schöne Strom, die prächtigen Hotelbauten inmitten des mit verschwenderischer Pracht angelegten Parkes, im Hintergrunde der felsige Calanda und der noch im Winterkleide gleissende Piz Sol! Wenn auch die Fernsicht vom Gipfel des Falknis, wie bei allen Höhen, welche im wasserscheidenden Kamme des Rhätikons liegen, von Ulm bis zur Disgrazia reicht, so wird sie doch von der Thalaussicht verdunkelt. Von Chur bis Bregenz liegt das Thal, vom Rhein durchströmt, zu Füßen des Falknis und vom Westen grüsst der tief dunkle Wallensee, von den Churfürsten und den Balfrieserbergen eingerahmt, herauf. Da die Neigungswinkel der Hänge des Berges gegen Norden, Westen und Süden

aussergewöhnlich hohe sind, so hat der Blick in das 2000 *m* tiefer liegende Thal etwas wahrhaft Erhabenes; kein Vorberg leitet das Auge allmählich zur Tiefe, denn unmittelbar über Saatsfeldern und Gärten schwingen sich die Felsbastionen auf.

Eine gute Viertelstunde blieb ich auf dem Gipfel, dann eilte ich zu einem grossen Schneefeld, welches mich in wenigen Minuten in sausender Fahrt nach der obersten Terrasse des Fläscher Hochthälchens brachte.

Den noch grossenteils zugefrorenen Obersee liess ich tief unten zu meiner Rechten liegen und ging das Fläschenthal in einer Isohypse aus. Wie bequem erschien von meinem jetzigen Standpunkte die Besteigung des vom Westen her so schrecklich aussehenden Gieckhorns. Dort wo südlich von P. 2503 ein später versiegender Wasserlauf eingezeichnet ist, stieg ich in die Felswand ein und zwar gerade am Punkte der Kreuzung des Wassers und des Felsgrates. Ungefähr in der Mitte zwischen den Punkten 2391 und 2503 kam ich dann auf ein noch schneebedecktes Plateau, welches mich in sanfter Neigung gegen Nordwesten auf den Sattel 2503, zwischen Vorder- und Hinter-Grauspitz, führte. Zwei Stunden nach Verlassen des Falknis langte ich hier an und fragte mich, ob die Bemerkung im »Hochtourist«: dass dieser Sattel nicht leicht zu erklettern sei, etwa für den Hochsommer Geltung haben könne; es müssten dann glatte Felsplatten, die nun unter metertiefem Schnee verborgen lagen, den Schlüssel zu dieser Angabe bieten. Hatte ich mir aber die Besteigung der beiden Grauspitzen vom Sattel aus nach den in der Litteratur niedergelegten Berichten als unter allen Umständen leicht vorgestellt, so hatte ich mich gründlich getäuscht. Es brauchte eines Blickes gegen Norden zum Bodensee hinaus, um mich davon zu überzeugen, dass ich mich nicht zwischen Dent Blanche und Weisshorn befände. Zwei scharfe Grate, mit wundervollen, nach Süden überhängenden Wächern gekrönt, türmten sich da übereinander auf und die Neigung des Firnhanges nach Norden zu war eine Achtung einflössende. Der Trace einer Gemse folgend machte ich mich zur Besteigung der Vorderen Grauspitze, 2601 *m*, auf und verankerte mich nach viertelstündiger harter Arbeit mit dem Pickel auf dem Culminationspunkte der Falknisgruppe.

Das Wetter war unter dem heftig wehenden West sehr schön geworden, ich blieb aber nur wenige Augenblicke auf dem Gipfel, da die nahe Hintere Grauspitze mit ihrem aeren Felsgerüste eine bessere Gelegenheit zum Ausruhen versprach. Langsam stieg ich über die steile Schneewand zum Sattel hinab, nahm meinen Rucksack wieder auf und erkletterte über die steilen Felsen in einer Viertelstunde die Hintere Grauspitze, 2577 *m*. Da ich seit meinem Aufbruche vom Falknis durch drei Stunden ein ziemlich scharfes Tempo eingehalten hatte, streckte ich mich an der Südostseite des Gipfels, vor dem Sturme geschützt, nieder und studierte den weiteren Weg zum Naafkopfe; dann sah ich mich nach der Rundschau um, welche weit hinter der des Falknis zurückbleibt, da die Thalaussichten fehlen. Um 8 Uhr 50 Min. stemmte ich meinen Pickel als »Fertig zum Abfahren« an die Hüfte und um 9 Uhr stand ich, dank dem reichlichen Schneemantel, der sich in immer neuen Feldern zu Thal zog, südlich vom »Weissen Sand« auf den Matten der Alpe Jes, etwa dort, wo die Zeichnung des vom Jesfürkli kommenden Pfades aufhört. Von hier aus wäre es nun eigentlich Sache eines schneidigen Gehers gewesen, den P. 2498 ein wenig rechts lassend, den Sattel zwischen diesem und dem Naafkopfe zu ersteigen. Nach Überquerung einiger Schuttfelder und Felsrippen träfe man da auf eine Rinne, welche den Zugang zum Sattel darstellt. Aber Vater Enderlin hatte mir entschiedenst abgeraten, diesen Weg, den sogenannten Roten Gang, zu benützen. Im besten Falle käme man nach seiner Meinung in gleicher Zeit, aber unter unverhältnismässig grösserer Anstrengung auf den Gipfel des Naafkopfes, ganz abgesehen von der Gefahr des Steinfalles in dem oberen Teile

der Rinne. So ging ich denn hoch über den Hütten der Alpe Jes, den Felskopf Tristel links, das ist in meinem Falle nördlich, umgehend nach Osten dahin und wandte mich erst dann nördlich, als ich den von der Alpe Jes nach dem P. 2328 und damit nach dem Gampertonathale führenden Pfad erreicht hatte. Ziemlich steil geht es auf ihm über magere Weiden aufwärts und um 10 Uhr 10 Min. stand ich auf dem Passe »Auf der Platten«. Ich hatte erwartet, oben einen schönen Ausblick nach dem Nenzinger Himmel zu bekommen, jedoch die Rechnung ohne das breite Plateau gemacht; dieses mächtige Karrenfeld versperrte jedwede Aussicht in den Thalgrund gegen Norden. Wie ich nachträglich bemerkte, wäre es nun das Beste gewesen, über den Grat gegen P. 2498 zu gehen; ich that dies aber nicht, weil ich hoffte, an irgend einer passenden Stelle meinen Rucksack bis zur Rückkehr vom Naafkopfe deponieren zu können.



Naafkopf vom Gorvion.

Ich querte daher zuerst das ziemlich hügelige Hochplateau, und erst als ich sah, dass jenseits desselben ausgedehnte Schneefelder vom Gipfel des Berges bis tief hinab gegen die Vermales- und Guflalpe zogen, wandte ich mich dem Grate zu, den ich etwas südöstlich von P. 2498 erreichte. Vom Sattel aus sah ich hinab gegen den »Weissen Sand« und lobte in meinem Innern Enderlin, der mir so dringend abgeraten hatte, mich hier durchzuarbeiten.

Das ganze Terrain macht in seiner Zerborstenheit einen geradezu abschreckenden Eindruck und die unablässig hinabrieselnden Steinchen liessen mich die Umgehung des »Roten Ganges« als einen sehr empfehlenswerten Umweg ansehen. Um 11 Uhr 20 Min. stand ich auf dem Gipfel des Naafkopfes, 2574 m, umbraust von einem orkanartigen Föhne, während am selben Tage in der Ebene eine erdrückende, jede Thätigkeit lähmende Hitze herrschte. Da der Wind trotz seiner Heftigkeit gar nicht durchkältend wirkte, blieb ich 25 Minuten auf der Spitze und

liess das ganze Panorama eingehend Revue passieren. Die nächstgelegene Scesaplana und der in überwältigender Mächtigkeit aufsteigende Panüeler Schrofen leiten die Symphonie ein; westlich von diesen Riesen werden die gewaltigen Südabstürze der Drusenfluh, Sulzfluh und der Weissplatten sichtbar; daneben erscheint die Silvretta-gruppe, im Schmucke ihrer ausgedehnten Firnfelder prangend, und dann breitet sich das weite Graubünden von der silberweissen Bernina bis zum massigen Tödi aus, hunderte von Hörnern, Domen und Firsten, so dass die flachen Alpen Vorarlbergs gegen eine solche Mannigfaltigkeit in Form und Farbe, einen solchen Wechsel von Fels und Eis nicht aufkommen. Nur der Lokalpatriot, wie Schreiber dieser Zeilen, sucht mit dem Fernglas emsig nach den *gentes minores*, die ihm trotz ihrer vergleichsweisen Inferiorität so sehr, ach, so sehr ans Herz gewachsen sind. Im Frühlingsschmelze, im Sommerglaste und im Flockentanze, wenn die Alpenmatten unter klafertiefem Schneekleide schlummern, hat er sie besucht, viel Dutzend Male überschritten und nun ruft er ihnen ein jauchzendes »Heil« zu, den viellieben Gesellen unter 2000 *m*, deren Namen der waschechte Bergfex von heute nicht einmal würdig erachtet, von ihm ausgesprochen zu werden.

Der gewöhnlich gemachte Abstieg gegen das Gampertonathal vollzieht sich zuerst in nördlicher Richtung auf dem nach dem Bettlerjoche, 2111 *m*, absinkenden Kamme. Ich hoffte aber einen direkteren Weg gegen die Guffalpe zu finden und wandte mich nach Ostnordost, in welcher Richtung, soweit ich wenigstens sehen konnte, eine zusammenhängende Schneebedeckung bestand. Meine Abstiegsrichtung lief so ziemlich längs einer Geraden dahin, die man vom Gipfel des Naafkopfes zu jenem Wasserlaufe zieht, der nördlich von P. 2187 eingezeichnet erscheint. Derselbe eilt dem Thale von Südwest nach Nordost zu und bildet tiefer unten in einer ungangbaren Rinne eine Reihe hübscher Wasserstürze, weshalb es sich empfiehlt, denselben möglichst hoch oben zu überschreiten. Wenige Meter unterhalb des Gipfels begannen die Schneefelder und damit das Abfahren, das ich durch 20 Minuten fortsetzen konnte. Dann musste ich mich wieder bequemen, Fuss vor Fuss zu setzen, und stieg über hochwogendes Gras und prächtige Blumenmatten die zur Guffalpe hinabführende Schlucht hinunter. Auch wenn die Schneebedeckung eine weniger reichliche ist, dürfte dieser Weg der kürzeste, aber wohlgemerkt nur für den Abstieg empfehlenswert sein, wenn man St. Rochus in Betracht zieht. Schon um 12 Uhr 30 Min. war ich bei der Guffalpe und eine halbe Stunde später betrat ich das neuerbaute, vor Sauberkeit blinkende Wirtshaus im Nenzinger Himmel.

Ich kann und will die Beschreibung dieser meiner Tour nicht schliessen, ohne eines Umstandes zu gedenken, der wohl manchem meiner gütigen Leser aufgefallen sein dürfte: Warum ich nämlich nicht einmal den Versuch gemacht habe, auf dem Kamme vom Falknis zum Naafkopfe zu gehen, statt zwischen den einzelnen Gipfeln fast ausnahmslos bis tief in die Alpenregion abzusteigen. Nachfolgern auf meinen Pfaden, denen diese Blätter vielleicht manchmal von Nutzen sein werden, dürfte beim ersten Blicke vom Falknis gegen den Naafkopf klar sein, dass es hier nichts zu wollen giebt. Die Grattürme sind so mächtiger Art, dass — die Möglichkeit des Über- oder Umkletterns vorausgesetzt — wohl das Sechsfache jener Zeit nötig wäre, um die Gratwanderung wirklich durchzuführen, welche die Umgehung erheischte. Übrigens hatte ich mit einem trefflichen Fernglase den Kamm vom Ochsenkopfe aus studiert und die Wanderung über die Gratlinie als undurchführbar fallen gelassen.

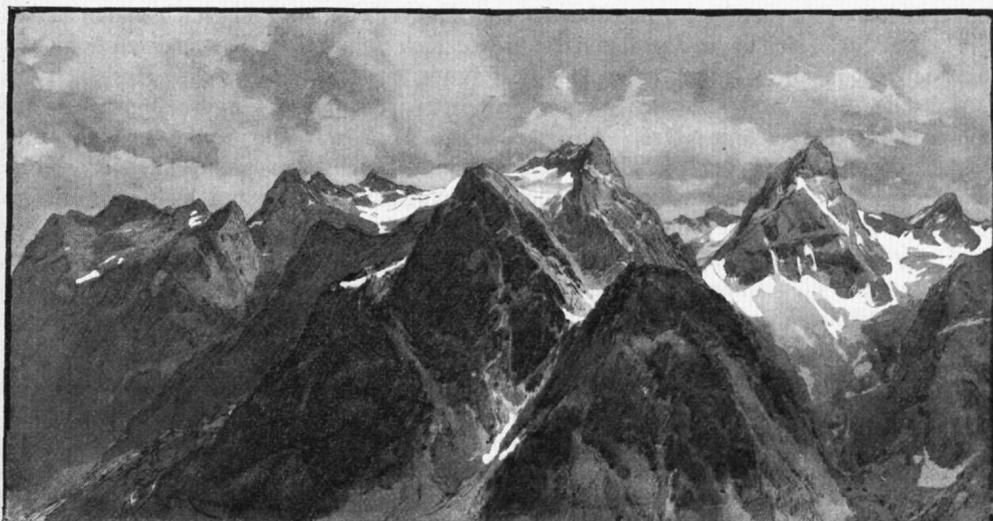
Die Schafberge.

Von den vielen Hunderten, die alljährlich von Bludenz aus der berühmten Scesaplana ihre Schritte zulenken, werden wohl die wenigsten sich auch nur nach

den Namen der im Süden der Stadt emporragenden, steil aufgebauten Höhen erkundigen. Demjenigen aber, der ausser den Kulminationspunkten auch kleinere Berge seiner Beachtung würdigt und nach diesen kühnen Pyramiden fragt, kann es geschehen, dass er zur Auswahl für einen und denselben Berg gleich ein Viertel-dutzend Bezeichnungen vernimmt. Die höchste Erhebung des nördlich von der bekannten Zimba liegenden vielgipfeligen Gebirgsstockes heisst auf der österreichischen Specialkarte Ober-Schafberg und ist mit 2435 *m* kotiert. Doch ist dieser Name bei der umwohnenden Bevölkerung nicht eingebürgert und der Berg wird auf der Nordseite des Gebirges Hüttenkopf, von den Bewohnern des Montafons aber auf der Ostseite samt seinen Nachbarn mit dem Kollektivnamen Vandanserwände bezeichnet; auch als Gavallinakopf wurde er mir von Hirten vorgestellt, doch sprechen andere Gewährsmänner sich dahin aus, dass dieser Name einer weit niedrigeren, nordöstlich von dem Kulminationspunkte gelegenen Erhebung zukomme. Mir blieb daher bei dem edlen Schweigen, in das sich die Karte bezüglich des Grates vom P. 2435 bis zum Kennerberge, 2006 *m*, hüllt, nichts übrig, als während meiner Wanderung über die Gipfel einige Skizzen zu machen, um unten angekommen, mit Hilfe einheimischer Bergfreunde herauszubringen, auf welchen Bergen ich eigentlich gewesen war. Am 28. Juni 1899 stieg ich von Bludenz auf einem von Touristen wohl nie be-gangenen Alpwege durch das Gavallinatobel nach der gleichnamigen, etwa 2000 *m* hoch gelegenen Alpe hinan. Um 4 Uhr 25 Min. war ich von Bludenz aufgebrochen und ging über Wiesen gegen das Gavallinatobel; Leute, die mit der Heuernte beschäftigt waren, wiesen mich zurecht, bis ich einen schmalen Steig fand, der durch dichten Wald aufwärts führte. Der in der österreichischen Specialkarte nicht eingezeichnete Weg dürfte vom a des Wortes Salum nach der 7 der Zahl 1474 gehen. Im weiteren gelangt man über das g des Wortes Kennerberg nach M von Mittagsspitze. Etwas südlich von diesem M dürfte die Ochsenalpe liegen, die ich, eine Thalstufe mit hübschem Wasserfalle westlich umgehend, um 7 Uhr 5 Min. erreichte. Die Hütte war zwar offen, aber nicht bewohnt. Auf diesen Umstand war ich bei einer Schäferhütte, welche ich um 6 Uhr 35 Min. passiert hatte, aufmerksam gemacht worden; doch gab es, der Versicherung der Hirten entsprechend, Heu genug, um einer Person als Nachtlager zu dienen. Ich wollte übrigens, ich träfe öfters unbewohnte Hütten; die Abwesenheit aller Lebewesen in- und ausserhalb des Baues, das Verschontbleiben vom unablässigen Gebimmel einiger Dutzend Kuhschellen machen eine Nacht zu einer so angenehmen, dass ich dafür gerne auf einige Löffel Milch oder ein Stück Butter verzichte. Auf einem kleinen Hügel nördlich der Hütte sitzend, nahm ich mein bescheidenes Abendessen ein und erfreute mich des lieblichen Blickes in den Thalboden von Bludenz und nach den sanften Bergen der Bodenseegegend. Nur das Rauschen des Wassers unterbrach die hehre Stille und als die ersten Sterne am Himmel zu glitzern begannen, da kam jene feierliche Stimmung über mich, die den Stadtmenschen ein mit sieben Siegeln ver-schlossenes Buch ist und bleibt.

Die Nacht war kühl und trotz meines dicken Rockes aus steirischem Bauern-loden fror ich ein wenig. Umso erstaunter oder vielmehr entrüsteter war ich, als es gegen 1 Uhr erst leise, dann immer ausgiebiger zu regnen begann. Gegen 3 Uhr hörte das plätschernde Geräusch auf dem Hüttdache auf, aber als ich um 4 Uhr ins Freie trat, da zog von Westen ein so schwarzes, regenschwangeres Gewölk heran, dass ich nahe daran war, den Mut sinken zu lassen und zu Thal eilen wollte. Während ich unschlüssig vor der Hütte stand, schob sich die Regenwand plötzlich nördlich des Illthales hin, so dass ich um 4 Uhr 30 Min. mich entschloss, statt nach abwärts nach aufwärts zu gehen. Von der Hütte aus gesehen sind es drei Spitzen, die um den Rang streiten. Ich beschloss, der Karte vertrauend, mich dem

hintersten Thalgrunde zuzuwenden und alle Erhebungen, die Anspruch auf Bedeutung erheben konnten, von Südosten nach Nordwesten zu ersteigen. Über Rasen, einige Karrenfelder und mit Schnee bedeckte Mulden stieg ich rein südlich, ziemlich in einer Geraden gegen den Ober-Schafberg, mit der Absicht, ihm von Westen her an den Leib zu rücken. Je mehr ich mich aber dem gewaltigen Felsenwalle näherte, der das Gebiet von Gavallina vom Rellsthal einerseits, und vom Sarotlathale anderseits scheidet, desto unsicherer wurde ich, welche Spitze die höchste sei; um ja nicht noch einmal zurückkehren zu müssen, wendete ich mich etwas östlich und bestieg die thatsächlich südlichst gelegene Erhebung des Scheidewalls der genannten Thäler, ein von Norden gesehen trapezförmiges Massiv, welches aber von dem im West-nordwesten stehenden Ober-Schafberg wohl um 30 m überhöht wird. Ich erreichte die erste Spitze um 6 Uhr 5 Min. über leicht begehbare Felsen; sie dürfte in der 4 der Zahl 2435 zu suchen sein. Hier schon eröffnete sich ein sehr hübscher Niederblick auf das Rellsthal, das Montafon und nach dem inneren Walgau. Ich



Schafberggruppe von der Forcla-Alp (Nordwest).

machte mich ungesäumt an die Ersteigung des P. 2435, welchen ich, teilweise auf dem Grate, teilweise an der Südflanke dahingehend — von Klettern darf man hier wahrlich nicht sprechen —, um 6 Uhr 25 Min. erreichte. Hier gab's einmal eine Gipflflasche und darin lag u. a. die Karte einer Dame, Mrs. Douglas, die im Herbst 1898 ohne Führer hinaufgestiegen war. Die erreichte Höhe war auf allen Karten der Besteiger als Hüttenkopf bezeichnet; in Klammern fanden sich auch die Bezeichnungen Gott Vater und Ober-Schafberg; die Kote blieb die gleiche, 2435 m. Die etwas unsichere Witterung machte es notwendig, die Aussicht in Eile zu mustern. Ich begnügte mich mit der Gewissheit, den höchsten Punkt der Gruppe erreicht zu haben und konstatierte mit Befriedigung, dass Waltenbergers Charakteristik der Aussicht: »gegen Süden durch die nahen Berge des Zimbastockes etwas beschränkt, aber gerade hier durch die unmittelbare Nähe der gewaltigen Zimbaspitze grossartig« sehr zutreffend ist. Ganz unnahbar sieht der berühmte Berg von hier aus und wüsste man nicht, dass bei trockenen Felsen die Besteigung ganz mässige Schwierigkeiten bietet, man würde meinen, einen der widerhaarigsten Gesellen vor sich zu haben. Wunderbar präsentiert sich die Kette von der Drusenfluh bis zur Sulzfluh,

eine Form abenteuerlicher als die andere, darunter geradezu herausfordernd der bislang noch jungfräuliche Turm im Eisjöchl zwischen Drusenfluh und dem höchsten der Drei Türme. 14 Tage später grub ich meine Fingerspitzen in seinen Felsleib, gab aber die Sache als zu gefährlich auf. Überaus umfassend ist der Blick nach Westen, Norden und Osten. Die Thalblicke nach Bludenz, ins Silberthal und nach Schruns bieten dem eilenden Auge eine freundliche Abwechslung.

Um 6 Uhr 40 Min. verliess ich die Spitze und ging nach dem nächsten Felskopfe, dem 2415 m hohen Äpele oder Hamkopfe hinüber. Hier machte ich, da das Wetter sich zusehends aufhellte, eine halbstündige Rast und setzte um 8 Uhr meine Wanderung immer möglichst nahe der Kammlinie, nur wenn durchaus nötig etwas nach Süden ausbiegend, fort. In etwa 20 Minuten erreichte ich eine dritte Erhebung, den Schafgufel, angeblich 2350 m hoch, von welcher ich die durch vorgeschobene Köpfe verdeckte Ochsenalpe nicht sehen konnte.

Um 9 Uhr brach ich hier auf, und nachdem ich einen mit Gras bewachsenen Sattel passiert hatte, kam die interessanteste Stelle des Grates: Ein prächtiger Kamin mit spärlichen Griffen lud zum Messen der Kräfte ein, und obgleich nach Süden die ganze Stelle leicht zu umgehen ist, regte sich in mir der Kletterer zu sehr, als dass ich nicht mit Wonne — seit der Besteigung der Faselfadspitze im Herbste 1898 war es das erste Mal, dass ich wieder Felsen zwischen den Fingern spürte — auf dieses Ding losgestürzt wäre. Um 9 Uhr 30 Min. war die Spitze erreicht und ich erblickte nun wieder die Hütte, die mir zum Nachtlager gedient hatte. Noch eine bemerkenswerte Erhebung, nämlich der Valbonakopf, befand sich vor mir im weiteren Kammverlaufe, dann senkte sich der Grat rasch gegen den Kennerberg und das Sarotlthal ab. Nach kurzem Aufenthalte setzte ich mich wieder in Bewegung und stieg über Fels- und Schneegrade zu einem Grassattel ab, den ich in wenigen Minuten erreichte. Von hier gesehen türmte sich der Grat im weiteren Verlaufe anfänglich in einer fast senkrechten Wand auf; kleine Rasenschöpfe wechselten mit brüchigen Felsen und ich weiss heute noch nicht, was mich trieb, hier hinaufzuklettern, statt die heikle Passage nördlich, allerdings auf weitem Umwege zu umgehen. Ich glaube, dass mein erster Gedanke war: »Das sieht einmal völlig senkrecht aus«. Und dann: »Versuchen wir einmal, ob sich solche senkrecht aussehende Passagen erklettern lassen«. Ich knüpfte nun eine Rebschnur um meine Mitte, stecke dann, wie ich es zuerst bei Ambros Imboden gesehen hatte, den Eispickel rückwärts durch und kletterte die Wand vorsichtig hinan. Als ich etwa $3\frac{1}{2}$ m hoch klebte, fühlte ich, dass sich eine Felsplatte, die ich sanft prüfend angefasst hatte, gegen mich neigte; ich drückte sie zuerst mit aller Kraft in ihre frühere Lage zurück, aber sie folgte immer wieder dem Drange nach unten. Meine Lage war peinlich, da ich meinen Körper nicht leicht so weit zur Seite biegen konnte, um die Platte, ohne Schaden für mich, hinabrollen zu lassen; endlich fingerte ich solange herum, bis das Felsstück sich in Gleichgewichtslage auf meiner Handfläche befand und dann stemmte ich es mit Aufgebot aller Kräfte hinaus und überliess es seinem Schicksale. Nach einigen Minuten erst hatte ich mich wieder von dieser Anstrengung erholt und erkletterte unter grösster Bedachtsamkeit die unheimlich lockere Wand. Um 10 Uhr 35 Min. stand ich auf der letzten höheren Spitze, dem Hinter-Kennerberg, und sah in schwindelnder Tiefe unter mir das Sarotlthal mit den mir wohlbekanntten Hütten. Gewitterwolken trieben mich aber bald hinweg und, den Vorder-Kennerberg in grossem Bogen umkreisend, nach Nordost in das Gebiet der Nonnenalpe, in die sogenannte Rhätikongrube hinab.

Um 11 Uhr 15 Min. traf ich eine blaue Markierung, die von der Nonnenalpe zur Gavallinalpe führt. Um 11 Uhr 40 Min. betrat ich die erstere und wurde von der Pächterin freundlich aufgenommen und mit Alpenkost bewirtet. Hier fand ich

ein mir bisher unbekanntes Produkt der Sennerei, sogenannten Schottenzieger, eine braune, gefrorenem Honig nicht unähnliche Substanz, die man erhält, wenn man den süß gesennten Zieger tagelang bei gelindem Feuer fortkochen lässt. Das Ding schneidet sich wie Wachs, schmeckt süß und wird von grossen und kleinen ländlichen Leckermäulern sehr geliebt. Um 1 Uhr 10 Min. verabschiedete ich mich von meinen neuen Bekannten und stieg durch den schönen schattigen Valbonawald nach Bürs hinab. Als ich am Ufer der Ill eine kleine Skizze der Schafberggruppe beendet hatte (Verzeiht hl. Compton, hl. Heilmann u. s. w.), begann es in grossen Tropfen herabzukommen, das furchtbare Nass, und als das schützende Dach eines Freundes mich aufgenommen hatte, prasselte der Regen gegen die Scheiben.

Ich habe mich erst nach einigem Schwanken entschlossen, obige Zeilen dem Drucke zu übergeben, da die umliegenden Höhen, wie der Hohe Frassen, der Dreischwesternberg, der Tanzkopf u. s. w. weit malerischere Rundsichten gewähren. Doch glaubte ich im Interesse besonders der Touristenwelt Vorarlbergs eine Schilderung dieser einfachen, anspruchslosen Touren nicht unterdrücken zu sollen, da es doch seinen Reiz hat, selten begangene Höhen zu ersteigen, und die stolzeren, berühmten Gipfel von einer neuen Seite zu betrachten.

Das Eisjöchl, 2683 m.

Der Duft der Unberührtheit lag noch über den Bergen zwischen Schweizerthor und Drusenthor, nachdem schon jahrzehntelang die östlich und westlich aufragenden Höhen, Sulzfluh und Scesaplana von Hunderten von Bergfahrern besucht worden waren. Vom Jahre 1887 bis 1892 war ich so glücklich, den höchsten und mittleren Turm als mutmasslich erster Tourist zu betreten, die nachweislich erste touristische Ersteigung der Drusenfluh durchzuführen und endlich als erster Sterblicher meinen Fuss auf den kleinsten Turm im Gauerthale zu setzen.

Im September 1898 endlich hatten die Herren Hock und Schottelius mit Führer Both aus Schruns gelegentlich ihres Überganges von der Drusenfluh nach dem höchsten der Drei Türme das Eisjöchl betreten; mir blieb also nur mehr der schwache Trost, die Partie auf das Eisjöchl vom Thale aus durchzuführen, nachdem mir andere den vollen Siegespreis einzuheimsen verwehrt hatten.

Mit meinem Freunde Viktor Sohm hatte ich die Nacht vom 12. zum 13. Juli in der unteren Sporeralp zugebracht; die neuerbaute Lindauerhütte bildet jetzt hier einen trefflichen Stützpunkt. Um 4 Uhr 30 Min. verliessen wir die Alpe, mit Steigeisen und Seilen so reichlich ausgerüstet, als wenn es einer der Aiguilles in der Montblancgruppe gegolten hätte. Verschiedene Führer hatten nämlich ihre Ansicht dahin ausgesprochen, dass es nicht möglich sein werde, das Eisjöchl direkt über den zerborstenen Gletscher zu erreichen; eine Umgehung und späteres Abseilen sei da mit Sicherheit zu gewärtigen. Eine schwache halbe Stunde nach unserem Aufbruche von der unteren Alpe durchschritten wir die schmale Gasse zwischen den Hütten und Ställen der oberen Sporeralpe, während von einem reizend gelegenen Hügel, der einem alten Bergsturze entstammt, die Lindauerhütte, allerdings noch ohne Dach, herübergrüsste. Zwei prächtige Fichtenbäume flankieren den Eingang; wir beneideten schon im voraus alle jene, denen die fertige Hütte in dieser entzückend schönen Gegend ein freundliches Heim und Standquartier bieten wird. Um 5 Uhr 35 Min. machten wir im Öfentobel beim Abflusse des kleinen Gletschers, welcher zwischen der Drusenfluh und den Drei Türmen eingebettet ist, Halt. Sohm füllte seine gewaltige Alpina mit Wasser, ich schnürte seine 20 m Manila zu meinem Gepäck und um ein Viertel vor 6 Uhr stiegen wir, den bezeichneten Weg, der nach dem Öfenpasse führt, verlassend, nach Süden über Zerneu gegen den Gletscher hinauf. Auf dem Blatte Partnun

des Siegfriedatlases ist diese Partie mit »Tiergarten« bezeichnet: das ist nach Angabe der Führer und Jäger unrichtig, da mit Tiergarten von alters her die nördlich des mittleren und höchsten Turmes gelegenen Hänge bezeichnet werden. Auf einer kleinen Felsnase blieben wir stehen, um das Terrain ein wenig zu recognoscieren. Wir stellten fest, dass uns auf der Route nach dem Eisjöchl nur ein einziges Stück, und zwar zwischen dem ersten und zweiten Gletscherboden, Schwierigkeiten bereiten könne; hier verbargen einige Séracs die Fortsetzung der mutmasslichen Anstiegslinie. Doch schien die fragliche Strecke nur etwa 10 m hoch zu sein, so dass sich mit einer ausgiebigen Stufenarbeit die Expedition wohl würde durchführen lassen.

In einer halben Stunde nach unserem Aufbruche vom Bache hatten wir den Gletscherbord erreicht und trabten nun gemächlich das sanftgeneigte Firnfeld hinan. Zahlreiche Gensensspuren liefen über dasselbe hinweg und rechtfertigten die Bezeichnung Tiergarten für die benachbarten Gebiete. Der kleine Gletscher dürfte nach Vollendung der Lindauerhütte ein Favoritausflug der hier weilenden Touristenwelt werden, denn wohl selten wird ein Eisfeld mit allen Attributen eines solchen, mit Séracs, Gletschertischen, Eisspalten, Randklüften u. s. w. so bequem zu erreichen sein als dieses. Dabei wird auch ein durch Schweizer Scenerien verwöhnter Alpinist schwer thun, eine grossartigere, an pittoresken Bergen reichere Gegend zu nennen, als es diese ist. Während gerade nach Süden die bläulich schimmernden Eistürme des oberen und unteren Gletscherbruches ein vernehmliches Halt! zu rufen scheinen, türmen sich im Osten und Westen die Riesenbauten der Drei Türme und Drusenfluh in thatsächlich senkrechten, glattpolierten Wänden auf. In der Felsumrahmung des Gletscherschlusses aber schwelgt die Silhouette geradezu in Überhängen, indem der Abfall der Drusenfluh gegen das Eisjöchl, »der Zahn«, »der Turm«, und eine kleinere Gratzacke gegen Westen hin durchgehends Winkel über 90° aufweisen. Hier würde selbst dem bekannten Führer Johann Steiner, dem ersten Ersteiger der Bischofsmütze, der Faden ausgegangen sein; dort nämlich, erzählte er, sei es »ganz senkrecht und gar kein Griff«.

Da der Gletscher im mittleren Teile mit Eisblöcken, welche dem unteren Séracfall entstammen, bedeckt war, stiegen wir an seiner orographisch linken Seite an, und näherten uns rasch der Stelle, wo wir zwischen dem untersten und nächsthöheren Plateau die grösste Schwierigkeit für das Fortkommen fürchteten. Aber wie — ich stehe nicht an, es zu sagen — enttäuscht waren wir, als hinter einer kleinen Eiswand eine nur mässig steile Firnhalde sichtbar wurde, die, ohne eine einzige Stufe zu erfordern, einen mühelosen Übergang zum nächsten Firnboden ermöglichte. Um 7 Uhr standen wir, nach Überschreitung einer Miniaturspalte, auf dem mittleren Gletscherplateau, bogen dann, die oberen Séracs umgehend, nach dem orographisch rechten Ufer des Gletschers aus und erreichten um 7 Uhr 30 Min. das oberste Firnbecken. Da ich ein Paar neuer steirischer Eisen mitgenommen hatte, um sie zu erproben, so zog ich selbe nun an, da weiter oben, zwischen dem Eisjöchl und dem höchsten Turme, der oft zu Tage tretende Fels derartige Versuche erschweren musste. In einer der Rinnen, die vor längerer Zeit abgegangene Steinlawinen erzeugt hatten, stieg ich nun rasch hinan und hatte Gelegenheit, die Trefflichkeit des Hafner'schen Fabrikates zu erkennen. Um 7 Uhr 45 Min. standen wir dicht unter der schmalen Felsleiste, welche das eigentliche Joch bildet. Da wir nun den »Zahn« wenigstens ansehen wollten, entledigten wir uns der Eisen und Bergschuhe und nahmen zu den Kletterschuhen unsere Zuflucht. In fünf Minuten hatte ich, über das enorm brüchige Gestein vorankletternd, die Scharte östlich vom Zahne erreicht und sah nun in einen Abgrund hinab, den der eidgenössische Kartograph Simon, laut mündlicher Mitteilung seines langjährigen Führers, als einen der gewaltigsten der gesamten Alpen bezeichnet hatte. Simon

war vom Schweizerthore südlich des Gebirgswalles zum Drusenthore gegangen und hatte so Gelegenheit gehabt, die Wände zu mustern. Selbst die Südwand des Dachsteins lässt sich mit dieser Gegend nicht vergleichen, denn hier giebt es kein Band, keine Rippe, nur glatte, senkrechte Wand, so dass wir das Aufschlagen hinabgeworfener Steine nicht mehr vernahmen. Das aussergewöhnlich lockere Gestein und die Schärfe des Grates machte jede Bewegung zu einer Schwindelprobe ersten Ranges; wir liessen es daher bei der blossen Betrachtung des »Zahnes« bewenden und werden neidlos von seiner Erklatterung durch wage—mutigere Genossen hören.

Wir stiegen nun wieder zu unserem Gepäcke am Fusse des »Zahnes« hinab, wechselten die Fussbekleidung und kletterten theils in, theils ausser der Randkluft in zehn Minuten zum Sattel östlich des »Turmes«, des zweiten Wächters im Eisjöchl, hinan. Wir liessen uns hier auf einer Platte nieder und stärkten uns gründlich für unser weiteres Vorhaben. Der Ausschnitt des Horizontes, den die östlich und westlich aufstrebenden Wände freilassen, begreift die Südalpen von der Disgrazia bis zur Kette des Tödi; letztere ist durch die vorgelagerte Gruppe der Ringelspitze teilweise verdeckt. Dagegen präsentieren sich die Bergüner Stöcke nebst dem Piz Kesch ganz grossartig und besonders der mächtige Äla behauptet neben so viel höheren Bergen seinen Rang siegreich. Auch am Turme waren wir nach vorsichtigen Versuchen die Klügeren, d. h. wir gaben nach; das plattige, wenn auch zuverlässige Gestein liess uns die Sache als zu gewagt erscheinen.

Um 9 Uhr 40 Min. waren wir wieder marschfertig und erreichten über Schneehalden und Felsplatten um 10 Uhr den höchsten Turm, 2828 *m*. Leider wogten Nebel um uns. Ab und zu erhaschten wir einen Ausguck auf die nächste Umgebung, auch nach Chur und über die Kette der Ringelspitze gab's einen und den anderen leider nur kurzen Blick. Um 10 Uhr 40 Min. gingen wir nach dem mittleren Turme, 2815 *m*, hinab, den wir in fünf Minuten erreichten. Wenn die Schneebedeckung das Abfahren nicht so begünstigt, wie es bei unserer Tour der Fall war, wird sich dieser Zeitaufwand verdreifachen. Da der Nebel nicht wich, machten wir uns bald an die Heimkehr und fuhren, alle Rinnen ausnützend, gegen den Tiergarten hinab, wo wir in der Region der Alpenrosen wenige Minuten nach 11 Uhr anlangten. Hier versuchten wir zuerst östlich durchzukommen, mussten aber, da die Steilwände einen Abstieg nicht gestatteten, ziemlich weit gegen Westen traversieren. Durch Erlengestrüpp brachen wir uns endlich Bahn und erreichten um 11 Uhr 45 Min. den Thalboden, eine halbe Stunde ober der Sporer Hochalpe.

Sollte Jemand Lust verspüren, unseren Spuren zu folgen, so möchte ich anraten, das Eisjöchl in möglichst früher Jahreszeit zu besuchen. Wenn im Hoch- und Nachsommer die Hänge der Schneebedeckung ledig sind, dann werden Pickel und Eisen harte Arbeit bekommen, vielleicht machen dann Spalten und Séraacs die Tour ganz unmöglich.

Die Kirchlispitzen.

Nach der vierzehntägigen Regenperiode, welche in der zweiten Hälfte des Monates August 1900 die Pläne so manchen Bergwanderers zu Wasser werden liess, blickte die Sonne doppelt strahlend auf die schönen Bodenseegefilde herab. Am 30. eilte ich nach Bludenz und dem lieblichen Brandnerthale zu. Der ungeheure Andrang der Reisenden hatte die umfassendsten Massnahmen der Eisenbahnverwaltungen illusorisch gemacht. Das notgedrungene zweistündige Stehen in dem schier zum Bersten angefüllten Waggon rief in meinen Füßen ein intensives Prickeln hervor, so dass ich den Weg mit einem wahren Hunger nach Bewegung zwischen die Beine nahm. Um 2 Uhr 50 Min. verliess ich Bludenz, um 6 Uhr 50 Min. betrat ich die Hütte am Lünensee. Bei den netten Wirtschaften von Bürserberg,

Brand und Schattenlagant war ich vorbeigegangen, und der einsame Wanderer weckte das Erstaunen der dort vor Anker gegangenen Touristen und Führer. Wie konnte man nur die schönste Gelegenheit, seinen Durst zu stillen, so unverantwortlich versäumen!

Da ich ob meiner Urteile über die Umrahmung des Lünersees, welche ich beim Kapitel »Scesaplana« niederschrieb, von mehr als einer Seite zur Rede gestellt wurde, so ging ich diesmal mit dem besten Vorsatz hinauf, mich »packen« zu lassen. Aber entweder war der Wille zu schwach, oder aber mein ästhetisches Gefühl zu stark, kurz ich fand es wohl merkwürdig, einen so grossen See in solcher Höhe anzutreffen, aber eigentliche Schönheit konnte ich dem Bilde auch diesmal nicht zuerkennen. In der Stube der Douglashütte wurde auch dem Körper sein Recht, denn während des Marsches hatte sich nur der Geist an den schönen Bildern gesättigt. Kurz nach 2 Uhr morgens des 31. wurde es im Hause lebendig; obgleich der Nebel noch ziemlich dicht lag, und eine schier undurchdringliche Finsternis herrschte, marschierte dennoch der grösste Teil der Gäste des Hauses ab; nur einige hatten sich auf mein Zureden hin von der durch die Führer ausgegebenen Parole emanzipiert und erklärten, mit ihrem Aufbruch bis zum Tagesanbruche warten zu wollen. Die Zumutung, den ganzen Aufstieg durch eine ihnen völlig unbekannte Gegend nur darum bei Nacht und Nebel zu machen, damit die Führer, zu Mittag in Brand angekommen, gleich wieder eine Partie Touristen heraufholen könnten, wiesen sie standhaft zurück.

Einige Minuten nach $3/46$ Uhr, gerade als die am Osthimmel wundervoll leuchtende Venus zu erblassen begann, wanderte ich, den Lünensee südlich umgehend, dem Verrajöchl, 2331 *m.* zu. Schon begann die Scesaplana im Frühlichte des jungen Tages zu erglänzen, während der Lünensee noch in geheimnisvollem Zwiellichte lag. Ich hatte vor, die drei Kirchlispitzen, 2541, 2555 und 2520 *m.* (cca.) zu besuchen, und zwar wollte ich von Westen nach Osten über den Grat wandern, ohne, wie es meine Vorgänger gethan hatten, zwischen der mittleren und westlichen Erhebung bis zum Verrajöchl abzusteigen. Die sehr verlockende Schilderung eines Versuches, auf dem Grate fortzukommen, aus der Feder des Herrn von Radio-Radiis in der Ö. A.-Z. 1898, hatte mir diese Idee eingegeben. Wenn mir dieser Versuch auch tatsächlich glückte, so glaube ich, dass es daran lag, weil ich die allerschlimmsten Stellen im Aufstiege überwand, während die Obengenannten mit Recht zögerten, die namenlos brüchigen Felsen im Abstiege zu forcieren.

Wer die erste Ersteigung der Kirchlispitzen vollführte, wird sich schwerlich ausfindig machen lassen. Herr A. Ludwig vom S. A. C. machte am 10. Oktober 1890 einen Versuch; am 12. August 1891 erreichte er die höchste Spitze, fand aber etwas unter dem Gipfel einen Steinmann samt Stange vor, von der er glaubt, dass sie den Kulminationspunkt nie zierte. Eine Woche darauf führte Herr Ludwig seinen Clubgenossen Hartmann auf den Berg und bestieg auch die westliche Erhebung, 2541 *m.* Die dritte Ersteigung führte Herr Rudolf L. Kusdas aus Wien am 19. August 1892 aus; auch er stieg vom Alpverrajöchl zur höchsten — mittleren — Kirchlispitze hinauf und ebenso ab. Die Spitzmarke »Östliche Kirchlispitze« auf Seite 282 der »Mittheilungen« vom Jahre 1892 beruht auf einem Irrthume.

Auch ein Dornbirner Bergfreund, Herr Zumtobel, besuchte diese Gruppe. Von weiteren Ersteigungen wurde mir nichts bekannt. Die Nähe von Scesaplana und Drusenfluh wird dem Besuche dieser Berge immer bescheidene Grenzen ziehen; doch bieten sie demjenigen, der die Mühe nicht scheut, sich mit ihnen zu befreunden, herrliche Scenerien und eine den erwähnten Spitzen fast ebenbürtige Fernsicht; nach Nord und Süd wenigstens unterscheidet sich das Panorama der drei bezüglichen Gipfel kaum wesentlich.

Dort, wo die grosse Schutthalde südwestlich vom Verrajöchl vom Massiv der Kirchlispitzen herabzieht, verliess ich den nach dem genannten Übergange führenden Weg und stieg über günstig gestuftes Gestein und rauhe Platten gegen den flachen Sattel, den man von der Douglashütte aus westlich von den höchsten Erhebungen sieht; wieder westlich von diesem musste ich die Westliche Kirchlispitze, welche die Siegfriedkarte mit 1541 m kotiert, suchen; ich täuschte mich aber darin gewaltig.

Auf den Geröllhalden, die gegen den Sattel ziehen, benutzte ich zum Fortkommen einen Genssenpfad, dessen Anlage der bestbemittelten Flachlandsection alle Ehre gemacht hätte; vom Sattel aus erreichte ich über sanft ansteigende Felsen den westlichsten bedeutenden Gipfel des Kirchlistockes, sah aber sofort, dass ich mich nicht 2541 m hoch befinden könne, vorausgesetzt, dass die höchste Spitze mit 2555 m richtig kotiert war: ich fand auch keinerlei Anzeichen einer stattgehabten Besteigung vor. Nach flüchtiger Umschau stieg ich in östlicher Richtung zum Sattel hinab und machte mich ungesäumt an die Ersteigung der wirklichen westlichen Kirchlispitze. Einige heikle Passagen abgerechnet, gelang mir das auch ziemlich leicht, doch war ich schon hier froh, allein zu sein, da das Gestein allenthalben unter meinen Händen und Füßen wich, so dass ein etwa Nachklettender einen harten Stand gehabt hätte. Um 7 Uhr 45 Min. stand ich neben dem kleinen, verfallenden Steinmann der Westlichen Kirchlispitze und stellte fest, dass die Kote 2541 m viel zu weit westlich steht. Auf dem Platze der fraglichen Kote befindet sich der von mir zuerst erreichte Gipfel, dem ich rund etwa 2450 m geben möchte.

Im Osten von meinem Standpunkte türmt sich mauergleich der Mittelgipfel auf, eine Reihe von senkrechten Stufen und wilden Türmen verwehren anscheinend den direkten Zugang über den Grat. Nach kurzer Rast stieg ich vorerst ohne Schwierigkeit gegen die tiefste Stelle zwischen den beiden Spitzen ab, dann leitete mich ein schmales Band, welches teilweise begrast war, nach der in gewaltiger Wand gegen Süden abstürzenden Bergflanke.

Ohne Pass- und Gepäcksrevision betrat ich die freie Helvetia und folgte dem fast wagrecht verlaufenden Felsgesimse; ich verliess es aber schon nach wenigen Schritten, da ich befürchtete, es möchte mich allzuweit von dem über mir sich sehr steil aufschwingenden Grate abführen. In sehr exponierter Lage kletterte ich die überaus brüchige Wand hinauf, bis ich den Grat wieder erreichte; doch war auch hier meines Bleibens nicht lange; schon nach wenigen Metern drängte mich ein senkrechter Absatz in die Wand nach Süden. Das Spiel wiederholte sich noch einige Male, dann zwangen mich der wild zerrissene Grat und die völlig pralle Südwand nach der Nordwand überzugehen, wo es wenigstens unter angestrengter Arbeit ein Fortkommen gab. Endlich wurden die Formen zahmer, und über vergleichsweise leicht zu bewältigende Schrofen gewann ich um 8 Uhr 53 Min. den höchsten Gipfel, 2555 m. Frei flog mein Blick allseits herum, ich hatte mein Ziel erreicht. Im Steinmanne suchte ich vergebens nach einer schriftlichen Mitteilung. Die Unsitte, die Karten und Notizen früherer Bergsteiger mitzunehmen, ohne eine genaue Abschrift derselben zurückzulassen, scheint demnach auch schon hier Schule gemacht zu haben.

Es muss zugegeben werden, dass Scesaplana und Drusenfluh gegen Westen und Osten einiges von der Fernsicht verdecken, doch beträgt der bezügliche Ausfall des Gesichtsfeldes gegen ersteren Berg nur 10° — 12° gegen den letzten 25° — 30° und speziell der von der Scesaplana verdeckte Teil des Panoramas betrifft ausser der Säntisgruppe kein Gebiet von grösserer Bedeutung. Nach Südosten, Süden und Südwesten aber erschaut man einige der schönsten Gruppen unserer Alpen, die formenreiche Silvrettagruppe, das Berninagebiet, die Gruppen des Kesch und Äla,

die Adula und Glarner-Alpen. Die durchsichtige Herbstluft und das ruhige Wetter mochten wohl auch das übrige dazuthun, kurzum ich fühlte mich sehr glücklich, fand die Aussicht trotz der oben erwähnten teilweisen Beschränkung sehr lohnend und brachte eine Viertelstunde auf dem Gipfel zu, während der mir das vielleicht beste Gefühl für einen Menschen beschieden war, wunschlos zu sein; dass die Freude darüber, eine Unternehmung durchgeführt zu haben, die anderen nicht geglückt war, auch Teil an meiner Stimmung hatte, will ich nicht verschweigen.

Den dritten, östlich gelegenen Gipfel mit ca. 2520 m bestieg ich eigentlich nur aus Pflichtgefühl; erhabnere Bilder oder eine schönere Fernsicht, als ich sie heute schon genossen hatte, konnte er nicht wohl bieten. Die Kletterei auf diesen Gipfel ist im Vergleich zu jener, die ich schon vom westlichen auf den Mittelgipfel durchgekostet hatte, leicht zu nennen. Immerhin möchte ich sie in grösserer, wenn auch geübter Gesellschaft nicht wiederholen; das lockere Gestein könnte da auch bei grösster Vorsicht zu ersten Vorkommnissen Veranlassung geben.

25 Minuten nach Verlassen der höchsten Spitze stand ich auf der östlichen Erhebung; hier sah ich die Douglashütte nicht mehr, wohl aber noch den südlichsten Teil des Lünnersees. Eine Viertelstunde verweilte ich auf diesem Gipfel, dann stieg ich in nordöstlicher Richtung ab, bis ein kleiner Überhang, der schon Herrn von Radio-Radiis zu einer Umgehung genötigt hatte, meinem Abstiege ein vorläufiges Ziel setzte. Da mir zum Abseilen die Grundbedingung, nämlich ein Seil mangelte, so versuchte ich es mit Klettern; ich versorgte den Pickel auf meinem Rücken und hangelte schräg abwärts zu einem kleinen Risse, der mir ein kleines Plätzchen zum Ausruhen bot, insofern ich ein Knie in denselben zwingen konnte. Wieder zu Atem gekommen setzte ich meine Turnübung, anders konnte man das kaum nennen, fort und erreichte, allerdings mit Hinterlassung eines Teiles der Oberhaut meiner Fingerspitzen, eine sehr glatte, geneigte Platte. In etwas demütigender Körperhaltung überwand ich dieselbe, lief dann die Schutthalden hinab und langte um 10 Uhr 35 Min. auf den vom Verrajöchl zum Öfenpasse führenden Wege, kurz oberhalb des Schweizerthores, an. Von hier aus gewähren die Kirchlispitzen einen prächtigen Anblick und nur die Nähe der Drusenfluh konnte das Massiv so lange in seiner Abgeschlossenheit erhalten.

Im weiteren Verlaufe ist der Pfad bis zur Lindauerhütte so überreich markiert, dass ich eine Preissteigerung der roten Farbe mit Sicherheit voraussagen möchte. An dem imposanten Schweizerthore vorbei ging ich nach der reizend gelegenen Lindauerhütte, die am selben Tage einen Ehrentag zu verzeichnen hatte: Ihre kgl. Hoheit die Prinzessin Ludwig von Bayern hatte die Nacht dort zugebracht und am darauffolgenden Tage ein Bild der Umgebung des Ejsjochgletschers angefertigt. Die hohe Frau, die schon so viel des Schönen auf dieser Erde gesehen und mit ihrem Pinsel festgehalten hat, sprach sich in begeisterten Worten über die erhabene Schönheit der Gegend aus. Viel zu schnell schlug auch für mich die Stunde des Abschiedes von diesem, nach meinem Urteile schönsten Punkte Vorarlbergs. Auf trefflichem Wege, dessen teilweise Neuerstellung wir der nun hervorragend thätigen Section Lindau verdanken, ging ich nach Schruns, der Perle des Montafons, und erzählte dem wackeren Zudrell von einem neuen Siege über seine heimatlichen Berge, über den Grat der Kirchlispitzen.

Der Fundelkopf, 2398 m.

Ich unternahm diese Partie als Instruktionstour für meine Frau, welche späterhin einige bedeutendere Gipfel des Gargellengebietes besuchen wollte, und wir kehrten trotz teilweise ungünstigen Wetters hochbefriedigt von derselben heim.



Nach der Natur gez. von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Partmunthal mit Weissplatte und Scheienfluh.

288

Ein klarer Morgen mit wundervollen Licht- und Farbeffekten - am Osthimmel stand die Venus, im Westen der Vollmond — lockte mich am 11. September 1900 zeitlich ins Freie. Um 6 Uhr 15 Min. verliessen wir den freundlichen Gasthof zur »Himmelssonne« in St. Rochus und gingen über steile Wiesen, später durch Wald nach der Alpe Setsch. Allenthalben ertönten die Pfiffe der Murmeltiere, aber sehen liess sich keines der possierlichen Tiere. In weitem Doppelbogen steigt der aussichtsreiche Weg von hier zum Matschon- oder Amatschonjoche, auch Virgloriapass genannt, hinan. Allmählich entwickelt sich eine sehr hübsche Aussicht auf die Umgebung des Gampertonathales: Vom gewaltigen Pantüeler Schrofen über die kühne Hornspitze, den Naafkopf, den Gorvion mit seinem originellen Gipfelbaue bis zum Ochsenkopf und der Gallina reicht die Rundschau. Unterwegs sprang eine Gemse dicht vor uns auf und jagte in mächtigen Sätzen den steilen Hang hinunter, dann blieb sie stehen und wandte uns, kaum 30 Schritte entfernt, ihre volle Breitseite zu, so dass auch der ungeübteste Schütze sie hätte niederstrecken können. Plötzlich setzte sie sich wieder in Bewegung und war nach wenigen Augenblicken in einem Erlengebüsch verschwunden. Leider bemerkte ich während unseres Aufstieges zum Joche eine Wolkenbank, die sich langsam aus dem Illthale hereinschob; noch waren alle umliegenden Berge frei, aber mit meiner Hoffnung auf eine schöne Rundschau vom Gipfel war es vorbei. Um 8 Uhr 20 Min. betraten wir die Jocheinsattlung und ein lautes »Ah« der Bewunderung entrang sich gleichzeitig unseren Lippen, als unser Blick auf die jenseits des Brandnerthales in prächtiger Steilwand aufragende Zimba traf. Zwanzig Minuten hielten wir uns eines Imbisses halber auf dem Joche auf, dann vertrauten wir uns der — leider blauen — Markierung an und stiegen zuerst den zwar ziemlich steilen, aber sehr angenehm gestuften Rasenhang hinan. Gleich darauf verloren wir die Markierung, aber da gab es, um Altmeister Dangls Ausspruch zu gebrauchen, »nur Weg«. Unter dem Grate, gegen den wir in nordwestlicher Richtung anstiegen, trafen wir bald wieder auf die Zeichen. Es wechselten nun kurze Geröllhalden mit kleinen Wandeln und Felsrinnen ab, inmitten einer grossartigen Scenerie, die mich lebhaft an einzelne Partien auf dem Monte Pelmo erinnerte, führte uns der schmale, aber für ein geübtes Auge durchwegs erkennbare Steig auf einen Sattel im Südosten des Gipfels. Schon von den unteren Geröllhalden aus erblickt man die Signalstange auf dem Kulminationspunkte, dieselbe verschwindet aber wieder, und erst ganz zuletzt, wenn man nur mehr einige Schritte zu ihr benötigt, wird sie wieder sichtbar. Um 10 Uhr 10 Min., anderthalb Stunden nach unserem Aufbruche vom Matschonjoche, standen wir auf dem leider nebelumwogten Bergeshaupte. Inmitten eines mächtigen Trümmerhaufens thront eine Steinsäule mit Inschrift in lateinischer Sprache, welche allerdings starke Abkürzungen aufweist; sie erinnert an die 1817 unter Kaiser Franz I. vorgenommene europäische Gradmessung. Ich bemerke dies besonders in Hinsicht auf die Notiz Seite 33 des S. A. C.-Jahrbuches vom Jahre 1892—1893.

Manchmal riss der Wind die Wolken auseinander, so dass wir die umliegenden Thäler und nächstgelegenen Berggruppen auf kurze Zeit sehen konnten. Aber ein Gesamtbild, wie ich's insbesondere im Interesse meiner ausdauernden Gefährtin wünschte, wollte sich nicht entrollen. Auch die Recognoscierung gegen die Alpillaspitze war unmöglich; doch wäre diese eine verlorne Mühe geblieben, wie ich später beim Abstiege in das Brandnerthal wahrnahm. Eine Stunde brachten wir auf dem Gipfel zu, dann verloren wir die Hoffnung auf Ausheiterung und stiegen in 40 Minuten zum Matschonjoche hinab und von hier in zwei Stunden über die Alpe Palud nach Brand.

Ich möchte die Tour allen jenen, auch Damen empfehlen, welche untrainiert nach dem Nenzinger Himmel kommen und den Straussweg machen wollen; die

Kletterei, wo eine solche vorkommt, ist leicht, die Griffe sind vortrefflich. Man kommt dann früh am Nachmittage wieder zurück nach St. Rochus und wird am nächsten Tage die Scesaplana über den Panüeler Schrofen mit mehr Zuversicht und doppeltem Genusse ersteigen. Ausserdem hat der Fundelkopf eine — siehe Jahrbuch des S.-A.-C. 1892 — sehr bedeutende Fernsicht.

Weissplatten oder Scheienfluh, 2630 m.

Ein flotter Einspanner brachte uns am 17. September 1900 von Bludenz nach Schruns und wenige Minuten nach 1 Uhr trabten wir, für die projektierte viertägige Reise schwer gepackt, gegen Tschagguns. Am Abende sollten wir mit Freund Compton auf Tilisuna zusammentreffen. Da seine künstlerische Teilnahme an der Tour naturgemäss längere Rasten bedingte, hatte ich mich entschlossen, meine Frau mitzunehmen. Mit einer Kraft, die man der schon herbstlichen nicht zugetraut hätte, brannte die Sonne auf uns hernieder, und die steilen Hänge des Ziegerberges kosteten uns manchen Seufzer. Die reizende Umgebung aber, besonders der liebevolle Niederblick in den üppig grünen Schrunser Kessel, lassen die Wanderung nicht eigentlich zur ermüdenden werden. Etwa nach einstündigem Marsche tauchen über dem Kristberge die Gipfel um den Formarin- und Spullersee auf, voran die breitgestirnte Rothwand. Um 3 Uhr 10 Min. kamen wir zum roten Handweiser hinter der Gampadelzalpe und stiegen zu dem grossen markierten Blocke hinan, um uns für kurze Zeit in seinem Schatten niederzulassen. Im Rücken haben wir nun die hier in lotrechten Wänden abstürzende Mittagsspitze, zur Rechten das breite Seehorn. Fast unkenntlich erscheint das sonst so schlanke Schwarzhorn, so massig ist es geworden. Um 3 Uhr 20 Min. setzten wir den Aufstieg fort, und als wir bei dem wohl Jedermann willkommenen Brunnen ober der Walseralpe eine kleine Rast machten, wurden wir eines gewaltig ausschreitenden Mannes sichtbar, der etwa 100 m unter uns den Hang heraufstieg. Mein Fernglas liess alsbald Meister Comptons markige Züge erkennen, und ein frohes Jauchzen begrüßte den ersehnten Künstler und Freund. Bald schüttelten wir uns die Hände und setzten gemeinsam den Aufstieg zur Tilisunahütte fort. Das schlechte Wetter hatte den Vielumwobenen aus der Goldberggruppe vertrieben und uns zugeführt, obgleich dort noch manche Aufgabe seiner geharrt hätte. Gegen 5 Uhr 30 Min. langten wir auf der Terrasse oberhalb des Tilisunasees an und bewunderten die pittoreske Umgebung; besonders fällt das Karrenfeld der Weissplatten auf, welches einem Gletscher zum Verwech-

Plattinakopf.

Weissplatte.



Tilisunahütte.

seln ähnlich sieht; der Zackenkamm des Seehorns, die Sarotlaspitze, der Platinakopf, die hier dominierenden Weissplatten und das Schwarzhorn bilden den Rahmen.

Da die Zeit drängte, machte sich Compton sofort an die Arbeit und ich trug ihm später den von der tüchtigen Hüttenwirtin bereiteten Tee zu. Wenn man bedenkt, dass die eigentliche Thätigkeit des unermüdlichen Mannes

dann beginnt, wenn die unsere beendet ist, dass er alle Kraft dann einsetzen muss, wenn wir uns bequem hinsetzen und ein Gipfelschläfchen thun, so kann man solche Leistungen gar nicht hoch genug schätzen.

Mit keinem Könige hätte ich getauscht, als ich an diesem Abende mit meiner Frau auf einem kleinen Hügel unweit der Tilisunahütte sass und Meister Compton über die Schulter gucken durfte; unter seiner Zauberhand erstand mit überraschender Schnelligkeit ein Bild der Weissplatten mit der Tilisunahütte, erst die hereinbrechende Nacht trieb uns in die wohnliche Hütte.

In dieser hatte sich inzwischen eine grössere Gesellschaft eingefunden, junge Schöne aus Schruns in der reizenden Montafonertracht mit entsprechender Begleitung. Ein Murmeltierjäger vervollständigte das alpine Ensemble; zwei fette Männchen waren ihm unter den Hängen des Schwarzorns zur Beute geworden. Gegen 9 Uhr fing es zu regnen an, Compton stellte einen oder gleich mehrere gemüthliche Hüttentage in Aussicht, der alte Jägersmann aber verbürgte sich für gutes Wetter und behielt Gott Lob und Dank auch recht.

Am nächsten Morgen, den 18., hörte gerade zur rechten Zeit der Regen auf, so dass wir um 6 Uhr 30 Min. bei allerdings völlig bedecktem Himmel abreisen konnten; mit jedem Schritte aber besserte sich das Wetter, und als wir, der roten Markierung nach dem Grubenpasse folgend, auf das grosse Karrenfeld kamen, gab es eine Menge blauer Felder am Himmel. Immer dort, wo es am besten ging, arbeiteten wir uns durch das hochinteressante Gebiet aufwärts, kamen zwar etwas zu weit nach Westen, verdankten aber diesem Umstande den Anblick eines Rudels von fünf Gemen, welche in prächtigen Sprüngen über die glatten Platten enteilt. Die Erosionserscheinungen sind hier überaus instruktiv, mich wunderten nur die scharfen Ecken und Kanten auf den Platten: Wasser und Luft pflegen sonst nivellierend zu wirken, wenn sie auf homogenes Gestein geraten. Eine Wandstufe hatte uns allmählich etwas gegen Osten gedrängt, so dass wir, zugleich des Überblickes beraubt, uns der niedrigeren östlichen statt der höheren westlichen Spitze näherten; ich schlug daher vor, auf einen breiten Sattel loszusteuern, auf welchem, um 8 Uhr 35 Min. angelangt, wir sofort unseren kleinen Irrtum einsahen. Die höchste Spitze der Weissplatte, 2630 m, lag nun im Westen, die 2628 kотиerte Erhebung im Osten des Sattels. Der kleine Umweg, den wir hierher gemacht hatten, that übrigens keinem von uns leid, da der Anblick des senkrecht aufsteigenden Ostgipfels von unserem Standpunkte wahrhaft verblüffend wirkt und der Niederblick auf den blaugrünen Partnunsee, auf das Thal von Antönien und den senkrecht unter uns liegenden Scheinzahn die paar Schritte reichlich lohnt.

In zehn Minuten gingen wir längs des senkrechten Absturzes zu unserer Linken nach dem Gipfel der Weissplatten, wo wir um 8 Uhr 45 Min. anlangten. Eine gute Stunde blieben wir oben, während Compton arbeitete. Wenn auch die allerfernsten Gruppen, wie das Ötzthalergebiet, teilweise bedeckt waren, so bot doch die Rundschau bei der fortwährend wechselnden Beleuchtung ein sehr fesselndes Bild, aus welchem ich besonders den wohl einzig dastehenden Niederblick gegen Schruns hervorheben möchte. Wo man es am wenigsten erwartet, eröffnet sich dem Wanderer eine andere, lieblichere Welt, als die, in der er weilt. Die Mittagsspitze bei Tschagguns und der zersägte Seekopf bilden die beiden Coulissen, dazwischen guckt gerade über dem Tilisunasee das schmucke Dörfchen mit seinen blitzblanken Häusern herauf, dass man seine Augen nicht davon wenden kann. Meiner Frau gereichte es zur besonderen Genugthuung, nun ziemlich tief auf das Schwarzhorn herabsehen zu können, nachdem sie am Vortage oft sehnsüchtig nach seinem verwitterten, düsteren Felsbaue hinaufgeblickt hatte. Auf der gegenüberliegenden Sulzfluh, deren Rahmen oder Höhlen gut sichtbar sind, konnten wir die lustige

Gesellschaft aus Schruns im Aufstiege verfolgen. Von hier aus gesehen, bildet der Gipfel ein kühn zurückgebogenes Horn. Vergeblich aber sucht man die blinkenden Firnfelder, welche den Anblick des Berges von Norden her so reizvoll machen. Sehr hübsch ist der Ausblick gegen Süden in das Partnunthal, nach Antönien und gegen den Prättigau; allenthalben stehen wettergebräunte Alphütten und mildern den Ernst der Gegend.

Mein besonderes Augenmerk widmete ich dem Madrishorn und der Madrisa (auch Madrisspitze, Madriser, Madriserspitze genannt). Ersteres erschien auf der uns zugewandten Nordflanke leicht ersteiglich, aber die Steilwände und besonders das glänzende Eisfeld der letzteren sahen wenig einladend aus.

Gegen 10 Uhr brachen wir auf und wandten uns dem östlichen Gipfel zu. Ich wusste aus der Litteratur, dass man den Berg am leichtesten von Osten aus erreiche, aber die trockenen Felsen und die Anwesenheit Comptons liessen mir trotz der Begleitung meiner Frau die Erkletterung durch einen der flachen, kurzen Kamine der Nordwand als thunlich erscheinen. Durch das Seil versichert, stieg letztere denn auch mutig hinauf zur obersten Terrasse und über leichte Felsen und Platten zum steil abstürzenden Gipfel, 2628 *m*. Wir hatten vom Hauptgipfel bis hierher 45 Minuten benötigt.

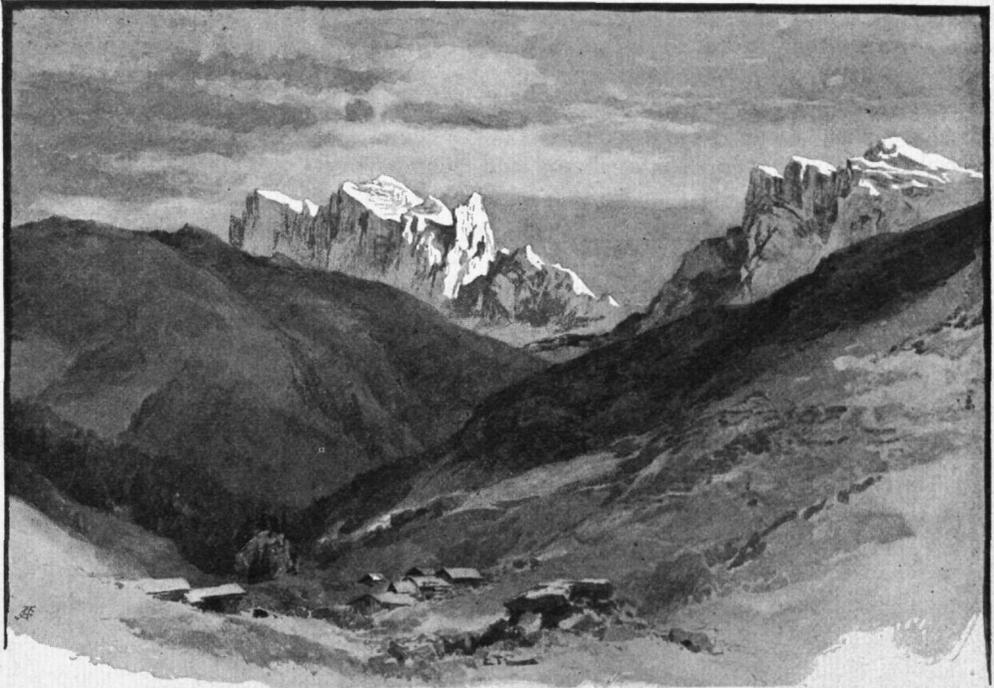
Von hier aus bietet sich ein sehr übersichtliches Bild des grossartigen Karrenfeldes im Norden unseres Massivs; ein Besuch auch dieses Gipfels ist Jedermann dringend anzuraten. Auch hier machte Freund Compton eine Skizze und nach einstündigem Aufenthalte ging's längs des Hauptkammes hinüber zum Schaffläger, 2487 *m*, und über Platten und Blockterrain hinaus gegen das südlich vom Plassseggenpasse gelegene, einsame Hochthal. Hier verschwinden die zahlreichen Bäche in Felslöchern, um erst unten im Gebiete von Partnun an der Südseite des Gebirges hervorzubrechen. Ich bestieg auch noch die Mittelfluh, 2342 *m*, während meine beiden Begleiter den Berg nördlich auf Grashängen umgingen. Um 12 Uhr 20 Min. trafen wir beim Hüttchen unter dem Graustein wieder zusammen, und auf dem letzten Sattel über Weberlis Höhle fertigte Compton noch ein Bildchen der Sulzfluh an. In einer starken halben Stunde gingen wir dann über Geröll und Weidehänge nach Partnunstaffel, wo wir im netten Hôtel Pension Sulzfluh prächtigen Asti und gutes Essen zu mässigen Preisen fanden.

Partnun zählt neben dem Nenzinger Himmel und der Umgebung der Lindauerhütte zu den schönsten Thallandschaften des Rhätikonzuges, aber für längeren Aufenthalt ist die zu grosse Entfernung des zusammenhängenden Waldes ungünstig.

Die Höhe von nur 1772 *m* lässt die Tilisunahütte mit über 2211 *m* entschieden als weitaus günstiger gelegenen Ausgangspunkt für die Besteigung der Sulzfluh und Weissplatten — hier Schciensfluh genannt — erscheinen. Im grossen und ganzen möchte ich überhaupt, selbst auf die Gefahr hin, eines zu starken Lokalpatriotismus geziehen zu werden, der (österreichischen) Nordseite des Rhätikons gegenüber der (schweizerischen) Südseite den Vorzug geben, sowohl was landschaftliche Schönheit, als was Zugänglichkeit des Gebirges betrifft.

Madrishorn, 2830 *m*, und Madrisa, 2774 *m*.

Da wir noch bei guter Zeit in unser präsumptives Nachtquartier, die Hütten von Gafien, einrücken wollten, so verliessen wir Partnun um 4 Uhr nachmittags und wanderten das reizende Thal von Antönien hinaus, während neben uns der jugendliche Gebirgsbach in tollen Sprüngen dahinbrauste, chemisch gesprochen wohl nur H₂O, aber dabei ein Athlet, der zuweilen gewaltige Arbeiten verrichtet, wie die mächtigen Blöcke in seinem Bette beweisen.



Drusenfluh, Drei Türme und Sulzfluh von Gafien aus.

Bald ist die Waldregion erreicht und — über Rüti geht das Gafierthal wieder hinan — auch schon durchwandert. Den zauberisch schönen Thalschluss, den hier die Weissplatten, in der Schweiz Scheienfluh genannt, bilden, wird von Compton den ziehenden Nebeln rasch abgerungen; während sich die Schwaden zwischen die Felswand und den bizarren Scheienzahn legen, wird auch dieser, weil nun isoliert, sichtbar und gebührend bewundert. In angenehmer Kühle, immer neben dem schäumenden Bache dahinschreitend, gewinnen wir das grüne Hochthal von Gafier, an dessen Eingang wir in zuvorkommendster Weise von mehreren Seiten benachrichtigt werden, dass die Wirtschaft zur Alpenrose, von deren Existenz ich übrigens gar nichts gewusst hatte, schon geschlossen sei; doch lautete die Antwort auf unsere Frage nach Heuhütten befriedigend, und da wir mit Proviant reichlich versehen waren, so änderten sich unsere Pläne dadurch nicht im geringsten.

Mit sinkendem Tage kamen wir, bei dem Schlangensteine, einem erratischen Blocke vorüberwandernd, bei den obersten Hütten an und wurden von einem Ehepaare, welches sich ohne eigenen Grundbesitz hier oben ärmlich genug mit Versennen gekaufter Milch durchbringt, sehr freundlich aufgenommen.

Milch, Käse, Butter und ein mit duftendem Heu wohlversehener Stadel wurden uns zur Verfügung gestellt. Als Compton, der weiter thalaus gezeichnet hatte und etwas zurückgeblieben war, ankam, hatte ich das opulente Nachtessen bereit gestellt, dem er auch alle Ehre anthat. Wie am Vortage schoben sich von Westen schwere Wolkenmassen zum Thale herein, aber die Leute legten der Sache keine schlimme Bedeutung bei, auch nicht, als es sachte zu regnen begann; es hörte damit auch bald wieder auf. Als wir nach erquickendstem Schlafe am 19. September uns erhoben, da leuchtete die Mondsichel zwischen Venus und Sirius vom klarsten Firmamente herab, dass jedem das Herz aufgehen musste. Gerne leisteten

wir der lockenden Morgenfrische Folge und gingen um 5 Uhr 45 Min. thaleinwärts, dem sogenannten Hochstelli entgegen, wo der Thalboden sich in prächtigem Ansatze zum Berge aufschwingt. Ein hübscher Wasserfall ziert die Steilstufe, die Vegetation tritt allmählich zurück, bis endlich das Hochgebirge in reiner Nacktheit dasteht, manch' zarteren Geist allerdings durch seine wilde Schönheit abschreckend. Wir aber, die so oft im Sturmgebraus und Schneewirbel, bei glühendem Sonnenbrande und eisiger Kälte ihm seine Zauber entrissen, wir streben unentwegt aufwärts, dem Firnfeld entgegen, welches ober den Gafierplatten herableuchtet.

Allmählich wird es heller und wieder durchleben wir alle Farben und Lichteffekte vom träumerischen Notturmo der Mondscheinnacht bis zum jubelnden Hochzeitsmarsche des Sonnenaufganges. Und während wir noch im Halbdunkel des Thalgrundes dahinschreiten, da flammt es in unserem Rücken über dem Partnunthale auf: Die Sonne entzündet auf der Drusenfluh und den Drei Türmen dem



Madrishorn von der Madrisa.

Schöpfer ein Brandopfer, die feurige Lohe schiesst in die blaugrauen Wolken hinein, in fieberhafter Eile schafft Comptons Stift.

Etwas nach 7 Uhr erreichten wir, über steile Alpenmatten einem Steiglein folgend, die hinterste Thalstufe »Auf den Bändern«, wo uns ein wildes Blockterrain aufnimmt. Ziemlich mühsam geht es durch dieses hinan gegen das leider jedweder Schneedecke entbehrende Firnfeld. Ein vorläufiger Versuch, dasselbe so ohne weiteres zu überqueren, endete mit einer kleinen unfreiwilligen Glissade der Beteiligten. Nomina sunt odiosa. Ich schlug nun eine Reihe Stufen, auch benützten wir ab und zu eingefrorene Steine zum Vorwärtskommen und dann ging es gegen den Sattel unmittelbar im Westen des Madrishornes zwischen diesem und dem P. 2817 hinan. Eine prächtige Silhouette bietet, von hier aus gesehen, der Grat zwischen Madrishorn und der — nicht sichtbaren Madrisa. Wilde Felstürme und kühne Schneiden wechseln da ab, den wirksamsten Gegensatz aber bildet die aus Urgestein bestehende dunkle Madriskette zur weissschimmernden Kalkfläche der

Rätschenfluh, deren Karrenfelder sich von Gletscherzungen nur durch das Material, aber nicht durch die Form oder Farbe unterscheiden.

In dreistündiger, teilweise recht mühsamer Wanderung über die losen Hänge und Schuttkegel, auf welchen das bloße Berühren eines Blockes ganze Steinlawinen hervorrief, erreichten wir das Madrishorn, 2830 m, die zweithöchste Erhebung der ganzen Rhätikonkette; das letzte Stück des Weges vom Sattel westlich der höchsten Spitze führt über ungefüge, aber ziemlich feste Blöcke. Etwa eine halbe Stunde unterhalb des Gipfels hatte Compton sein Freilichtatelier aufgeschlagen und er führte da eine Farbenskizze der Madrisa aus. Heute ist uns die Bergfee hold gesinnt, die Bernina- und Silvrettagruppe, letztere durch einen seltenen Formenreichtum ausgezeichnet, schwimmen im Sonnengolde. Die ferne Wildspitze leuchtet an-



Gargellen mit Madrisa.

scheinend dicht neben dem Fluchthorn zu uns herüber; den Glanzpunkt aber bilden neben den lieblichen Thalblicken nach Klosters, Fideris und Ragatz der gesamte Rhätikon vom Falknis bis zur Madrisa. Neben der königlichen Scesaplana sind es die Drusenfluh, Sulzfluh und Weissplatten, welche, äusserst günstig gruppiert, jeder Berg von seinen Nachbarn durch tiefe Sättel getrennt, imposante Bilder darbieten. Dennoch möchte ich der Sulzfluh als Aussichtsberg den Preis zusprechen; besonders die nächste Umgebung ist dort unvergleichlich abwechslungsreich. Eine Stunde hatten wir schon die ausgedehnte Rundschau studiert, als auch Freund Compton anrückte und von der doppelten Anstrengung eine halbe Stunde ausruhte. Um 11 Uhr 30 Min. verliessen wir den Gipfel und steuerten, die Trümmerhänge querend, nach dem 2611 kotierten Sattel hinüber, um die Südseite der österreichischen Madrisa zu erreichen. Um 12 Uhr 45 Min. setzten wir unseren Fuss wieder innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle, welche hier allerdings nur durch einen alten Bergstock repräsentiert sind, der, vom Wind und Wetter gebleicht, auf der Pass-

höhe steht. Die folgende Passage blieb nun wohl keinem von uns in guter Erinnerung. Meiner Frau fehlte die nötige Übung, um ein solch beispiellos dastehendes Blockterrain zu behandeln, selbst Compton verletzte sich eine Hand, als er eben eine Platte zurechtlegen wollte. Ich kam zwar mit heiler Haut daraus, stand aber wahre Folterqualen aus; so oft unter den Füßen meiner lieben Begleiter ein Block ins Rollen kam, sah ich schon zerquetschte Füße und gebrochene Arme. Fast fünf Viertelstunden balancierten wir durch diese Steinwüste, dann trafen wir auf die ersten grünen Hänge und gingen nun, ohne meine Frau etwas kräftiger ausschreitend, der Madrisa zu; wir gewannen zuerst das grosse grüne Band, welches von links unten nach rechts oben, im Sinne des Anstieges gerechnet, dem Massive des Berges aufgesetzt erscheint. Über Schutt, Rasenhänge und kleine Felspartien, die nicht halb so steil sind, als sie von der Ferne aussehen, gelangten wir unter den flachen Sattel im Westen des Gipfels; hier war einige Vorsicht nötig, da das Gestein sehr brüchig ist und auch grössere Massen nur lose aufeinanderliegen. Auf dem Sattel angekommen, überraschte uns freundlich ein liebliches Bild: Über dem Firnfeld, scheinbar dicht unter der steilen Wand, erscheint Gargellen; das kleine Kirchlein, Schwarzhanns stattliches Wirtshaus und einige neuerbaute Villen heben sich gar traulich von dem grünen Wiesenplane ab. Nach dem längeren Aufenthalte in der wilden Einöde begrüsst man die Heimstätte der Menschen doppelt warm. Den Angaben der bisherigen Besteiger folgend, umgingen wir den Gipfel nördlich und kletterten zuletzt von Osten hinauf auf seinen Scheitel. Wir hatten vom Fusse des eigentlichen Berges, von da, wo wir meine Frau zurückgelassen hatten, 55 Minuten gebraucht, ich will aber nicht verschweigen, dass wir damit eine Art Rekord geschaffen zu haben glauben. Noch hatte ich mich nicht ordentlich niedergelassen, als mein nimmermüder Gefährte schon an der Arbeit sass und das Madrishorn seinem vielleicht einzig dastehenden Buche einverleibte. Drei schöne Viertelstunden verbrachte ich auf dem Gipfel, dessen Rundschau eine prächtige Ergänzung zu der vom Madrishorn bildet. Entgegen der Angabe einiger Reiseführer ist Gargellen auch von der höchsten Spitze wohl sichtbar. Allerdings mag vor Erstellung des Steinmannes mit der Signalstange ein geübtes Auge dazu gehört haben, um von Gargellen aus von der seitlichen Abdachung der vorgelegerten Erhebung die kleine höchste Spitze abzusondern. Den besten Teil der Aussicht bildet hier die durch ihre blinkenden Firne und dunklen Felshörner die lebhaftesten Kontraste hervorrufende Silvrettagruppe, darunter gewähren die zwar etwas versteckt liegenden Seescheien, eine kokette Zackenreihe, einen prächtigen Anblick. Von jenseits des Prättigaus grüsst der Davosersee mit dem schier übergrossen, neuerstellten Kurhause herauf. Der Anblick des Rhätikons selbst ist weniger günstig als der vom Madrishorn, welcher in dieser Hinsicht einzig dasteht.

Zum Abstiege gerüstet, wollte ich wenigstens einen Versuch machen, direkt westlich zum Sattel, auf dem alle Routen sich vereinigen, abzusteigen. Zu meiner Überraschung traf ich gleich unterhalb des Gipfels an der ersten Steilstufe auf einen soliden Eisenstift und noch einen zweiten, welche in dankenswerter Weise den Aufstieg erleichterten. Vom Sattel weg schlugen wir ein Tempo ein, wie die Madrisa es vielleicht noch nicht erlebt hat. In sieben Minuten liefen und sprangen wir zu den grünen Hängen hinab und in weiteren acht Minuten langten wir am Rande des grossen Trümmerfeldes bei meiner Frau an. Die folgenden anderthalb Stunden boten eine fortlaufende Vorstellung in der höheren Gymnastik und Equilibristik, denn das Format und die Überlagerung der Blöcke zeigte eine wo möglich noch raffiniertere Bosheit in der Anlage als vom Sattel 2611 m bis zum Thalgrunde. Meister Compton und ich haben gewiss schon manch wüstes Moränen- und Trümmerfeld durchgekostet, aber dieses Muster überbot die hochgespanntesten Er-



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Rhaetikon: Madrisa vom Madrishorn gesehen.

290

wartungen, welche durch die Beschreibung im Jahrbuche des S. A. C. 1890/1891, Seite 36, schon auf ein ungewöhnliches Mass geschraubt waren. Um 5 Uhr 20 Min. langten wir auf dem Rande des Plateaus an und schauten nach der Valzifenzalpe hinab. Im Anblicke der saftgrünen Matten und des mit weissem Gischte dahinschiessenden Baches war alle Mühe und Anstrengung vergessen und in weiteren 20 Minuten glitten wir die mit dichten Heidelbeer- und Alpenrosengebüschen bewachsenen Hänge hinab. Der vom Schlappinerjoche herabkommende Weg nahm uns auf und dankbaren Herzens besprachen wir im gemütlichen Thalbummel all das Schöne, welches uns in den letzten Tagen zu schauen vergönnt war.

Um 7 Uhr 10 Min. hielten wir unseren Einzug in Gargellen; der stille Erdenwinkel scheint so recht für anspruchslöse Naturfreunde zur Sommerfrische geschaffen. Die mangelhafte Strasse hält bislang noch ein gewisses Publikum vom Besuche des Thales ab. Würzig duftender Hochwald erlaubt stundenlange schattige Promenaden, die gewaltig aufstrebenden Berge wehren den rauhen Nord- und Ostwinden den Zutritt nach dem »österreichischen Davos«. Überall eilen das köstlichste Trinkwasser führende Silberfäden zu Thal. Die hohe Lage des Dörfchens mit 1400 m lässt auch an den heissesten Tagen keine drückende Wärme aufkommen. Ihre ganze Schönheit aber entfaltet die Gegend beim Verschwinden des Tages. Während noch leuchtendes Sonnengold auf der einen Thalseite über den Bergkolossen liegt, lagern sich schon die blauenden Schatten über die gegenüberliegenden Hänge, so dass das Auge nicht müde wird, auf und ab zu gleiten, bis die Tinten sich weben und ineinander schwimmen; das völlige Verschmelzen der Kontraste bringt aber erst die bleiche Schwester des hehren Sonnengottes, wenn sie allen atmenden und kämpfenden Wesen Frieden giebt.

Dass Scheiden und Meiden weh thut, erfuhren wir am anderen Tage, als wir nach einem kleinen Morgenspaziergange zur Schlucht und dem Wasserfalle des Rungbaches an die Heimreise denken mussten. Als treuer Wächter des Thales erscheint die Madrisa noch bei mancher Wegkrümmung, bis sie bei Reute, dort wo der Weg sich energisch gegen das Illthal absenkt, verschwindet. Ein ziemlich forcierter Marsch brachte uns dann nach Schruns, dem Ausgangspunkte unserer schönen Reise. Dort erfuhr ich, dass der Landtag von Vorarlberg die Kosten für die Anlage einer neuen Strasse von der sogenannten Kreuzgasse bei St. Gallenkirch gegen Gargellen in den Voranschlag für 1902 einsetzte. Nach Herstellung derselben wird wohl bald das Aktienhôtel, diese Wucherblume auf dem Boden des Fremdenverkehrs, auch in diesem stillen Alpenthale aufschliessen.

Ich bin am Schlusse meiner Schilderungen angelangt und wünsche dem freundlichen Leser, sollen ihm anders die vorgeführten Touren einen so unvergleichlich schönen Eindruck als mir hinterlassen, auch so liebe Freunde, mit denen er sie ausführen kann. Möge es ihm vergönnt sein, an ihrer Seite den schönen Rhätikon so zu durchstreifen, wie ich es gethan, dann braucht er mich um meine Erfolge nicht mehr zu beneiden.

Die Texelgruppe.

Von

Prof. Dr. Guido Eugen Lammer.

Allgemeines.

Vielen Tausenden von Kranken und Schwachen bringt Meran alljährlich Heilung oder doch Linderung; durch die weiche, windgeschützte Luft dieses gesegneten Erdenwinkels wird so manches arme Leben verlängert. - Und zum Danke für diese Wohlthaten fließt jährlich ein Goldstrom durch die Adern der glücklichen Stadt.

Den Schutz nun vor den bösesten aller Winde, den Nordwesten, bietet Meran die Ötztalener Berggruppe — vor allem jenes Hufeisen von der Zielspitze bis zum Tschigat samt den langen östlichen Ausläufern, das man sich nun einmal Texelgruppe zu nennen gewöhnt hat. Allerdings ist die höchste Erhebung dieser Gruppe nicht der Berg, nach dem sie den Namen trägt; die Texelspitze steht mit 3320 *m* um ein Geringes hinter dem Rotheck, 3331 *m*, zurück, dennoch soll an der herkömmlichen Bezeichnung der Gruppe nicht gerüttelt werden.¹⁾ Der älteste Name dieser Berggruppe scheint Tirolische Alpen gewesen zu sein, wir finden nämlich auf der Karte von Warmund Ygl von 1604 zwischen St. Martin und dem Schnalsenthal den Namen M. (= Mons) Tirolisch Alben, ebenso in Merians Topographia von 1649²⁾ Tyrolis Alpen und dasselbe noch in dem grossen Homannschen Atlas von 1735. Die Bezeichnung der Berggruppe nach dem wichtigen Schlosse Tirol an ihrem Südhange ist recht glücklich.

Zwei tief eingerissene Thalspalten begrenzen unsere Berggruppe: im Westen das Schnalsenthal, im Osten das lange Passeierthal; die Lostrennung im Norden von dem Hauptstocke der Ötztalener besorgen zwei Nebenthäler jener Spalten, das Pfossen- und das Pfelderthal. So erhalten wir ein Trapez, dessen kürzere Parallelseite die Etsch von Naturns bis Meran bildet. Wenn man die Texelgruppe, wie es vorhin geschah, mit einem Hufeisen vergleicht, so denkt man nur an den vergletscherten Teil rings um das Zielthal. Aber vom Tschigat aus ziehen zwei Kämme nach Osten, die sich wieder vielfach verzweigen und, wenn sie auch immer niedriger werden, doch das ganze Knie des Passeierthales bis Moos und St. Leonhard hin ausfüllen; auch diese Ausläufe müssen alle der Texelgruppe zugezählt werden.

Den Zusammenhang mit den übrigen Ötztälern stellt lediglich das Eisjochl am Bild, 2908 *m*, her. Wegen dieser natürlichen Isolierung, und da auch der Charakter der Texelgruppe ziemlich verschieden ist von den nördlichen Nachbarn z. B. von dem Kamstück Weisskugel - Hochwilde, dürfte eine getrennte Behandlung jener Gruppe völlig gerechtfertigt sein.

Einige charakteristische Eigentümlichkeiten unserer Gruppe sind: die riesigen Hänge gegen das Etsch- und Schnalsenthal: bis über 2800 *m* Höhendifferenz³⁾ ohne

¹⁾ Siehe auch Purtscheller, Mith. 1895, S. 54. — ²⁾ Das betreffende Blatt wiedergegeben in dieser Zeitschr. S. 39. — ³⁾ Nach Böhm's Tabelle: Einteilung der Ostalpen, S. 373.

jede Terrassenbildung und Schneebedeckung (während freilich sowohl ins Pfossen- als ins Zielthal eine Reihe schmaler, kurzer Gletscher hinabsteigen); ferner das halbkreisförmige Herumdängen der Gletschergipfel um das Zielthal, (indessen jene erwähnten östlichen Ketten, langgestreckt und fast völlig eisfrei, ein weit grösseres Areal bedecken); endlich die höchst merkwürdige Einlagerung breiter, steil gestellter Kalkschichten in das Urgestein, beständig selber wieder unterbrochen durch Urgestein. Diese Kalkbänke ziehen sich vom Schrottnner über die beiden Weissen, die davon den Namen haben, bis zum Lodner hin, wovon später noch die Rede sein soll. Vom Passeier- und Pfeldersthal weg schneiden tiefe Seitenthäler nach Süd und West in die Gruppe, zum Schnalser- und Pfossenthal brechen dagegen nur ganz kurze Steilgräben mit kleinen Bächen hinab. So bietet unsere Gruppe von jeder Seite ein ganz verschiedenartiges Bild und sie ist deshalb eine wahre Musterkarte hochalpiner Typen.

Karten.

Die Karten, die dies Gebiet behandeln, sind die Österreichische Militär-Speziakarte 1 : 75 000, Z. 18 Col. 4 und Z. 19 Col. 4, reambuliert 1892 (von mir kurz bezeichnet mit Sp.-K.) und die Karte der Ötztthaler und Stübaier Gruppe, herausgegeben vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein 1 : 50 000, Blatt III: Section Gurgl, von 1897 (A.-V.-K.). Die Topographische Detailkarte des k. k. Milit.-geogr. Instituts 1 : 50 000, Bl. IX Ötztthaler Alpen, kommt für unser Gebiet kaum in Betracht, da sie leider bei der Hochweissen abschneidet.

Ältere Karten, wie z. B. Sonklars Karte oder die alte Alpenvereinskarte 1 : 50 000 haben daneben nur historisches Interesse und werden von mir nur bei topographischen Controversen zum Vergleich herangezogen.

In der Nomenklatur weichen jene beiden Karten oft voneinander ab, besonders in den Gletschernamen, was Anlass zu recht verdrüsslichen Missverständnissen geben könnte. Ich halte mich soviel als möglich - selbst gegen mein besseres Wissen und Meinen — an die Namen der A.-V.-K. und führe die volksüblichen oder die der Sp.-K. nur nebenbei an, weil die Karte des Alpenvereins noch auf manche Jahre hinaus am meisten in den Händen der Alpinisten oder wenigstens der Leser dieses Aufsatzes sein wird, nur bei wirklichen starken Fehlern muss ich von ihr abgehen.

Geologische Bemerkungen.

Eingehende und neuere Forschungsergebnisse über die Texelgruppe liegen noch nicht vor. Es steht allerdings eine Publikation von Prof. Dr. U. Grubenmann aus Zürich bevor, der in den letzten Jahren dies Gebiet genau untersucht hat, und zwar ist eine umfassende Publikation über die petrographische Erforschung der Centralkette der Ostalpen unter den Auspizien und mit Unterstützung der k. k. Akademie der Wissenschaften in Aussicht genommen, über deren Inhalt vorläufig nur ganz spärliche Andeutungen vorliegen, siehe Akad. Anzeiger 1896 Nr. III, 1897 Nr. II. III., 1899 Nr. II. Ältere Aufnahmen haben Teller und Stache gemacht (Verhandl. der k. k. geol. Reichsanstalt 1878, S. 392 ff., bez. 1877, S. 205 ff., S. 231 ff.).

Standquartiere und Schutzhütten.

Der Mangel an passender Unterkunft kann kaum schuld tragen an dem schwächeren Besuch dieser Gruppe; denn sowohl in Pfelders (Plan) als in Lazins hat man seit jeher leidliche Kost und Nachtlager erhalten, und das Pfossenthal

besitzt in seinem Eishof eine der höchst gelegenen Ansiedlungen Europas, 2076 m, wo man freilich als Gast wie zu Weilenmanns Zeit¹⁾ auch heute noch seine Ansprüche und Erwartungen möglichst niedrig halten muss; nur die Preise sind vorläufig zu Schweizer Höhe emporgediehen.

Auch von Partschins und Naturns aus lassen sich Touren wie die Gfallwand in einem Tage bewältigen, ebenso von Katharinaberg oder dem lieblichen Karthaus, allerdings verlangt die mächtige Höhendifferenz berggeübte Schenkel. In all' diesen Orten ist der Wanderer recht wohl aufgehoben, in Naturns findet man heute sogar Komfort. Für die östlichen Kämme kommen in Betracht St. Leonhard, Platt und Moos. Bei St. Leonhard hat man Gelegenheit, im Wirtshaus am Sand und in der neuen Hoferkapelle sich von dem Hauche einer wild-grossen Vergangenheit umwehen zu lassen; in Moos lernt man zwei prächtige Tiroler kennen: den brausenden Stüberfall, nun dank unserer Section Meran leicht zu besichtigen, und den wackeren, kernigen alten Hoferwirt mit seiner Ehehälfte, einen Verwandten des Sandwirts, den Prof. Pott²⁾, sowie Herr Droese³⁾ gebührend loben.

Auch weiter droben fand der Bergsteiger in alten Zeiten seine Unterkunft; immer gab es gastliche Almten, so die schönen Hütten im Spronserthal, die Lazinser und die Falser Almhütten. Und die grosse Kühalm im Zielthale liegt nur zehn Minuten unter der heutigen Lodnerhütte, konnte diese also damals wohl ersetzen.

Unstreitig aber hat die Erbauung der Lodnerhütte im Jahre 1890 den Verkehr in dieser Gruppe bedeutend belebt, und seit Vollendung der Stettinerhütte nächst dem Eisjöchl 1897 sendet der grosse Fremdenstrom der Ötzthaler Gebirgswelt immer grössere Arme hier herüber. Von diesen beiden Hütten liegt die Lodnerhütte ganz central bei der Einmündung des Lasauftbaches in den Zielbach, und sie ist daher für unsere Gruppe besonders geeignet. Die Stettinerhütte, die fünf Minuten östlich vom »Eisjöchl am Bild« auf luftiger Sattelhöhe steht, bietet die freiere, schönere Aussicht und ist auch der bequemste Ausgangspunkt für die Hochwilde. Beide Hütten sind wohnlich, trefflich eingerichtet und wohl erhalten, die Stettinerhütte luxuriöser in der Art der modernen Hütten, die etwa seit 1895 einander an Komfort zu überbieten suchen. Bekanntlich sind die Alpinisten darüber geteilter Ansicht. -- Die Lodnerhütte ist seit 1901 von dem Führer Kofler aus Partschins bewirtschaftet. Was viele sehr schätzen werden: man kann aus der nahen Alm Milch und frische Butter holen. Das harte Vinschgauer Brot ist zwar nichts für kranke Zähne und weiche Gaumen, löst aber für Genügsame die Brotfrage in Schutzhütten aufs einfachste. Das Titelblatt des Fremdenbuches bietet eine Federzeichnung unseres unvergesslichen Robert Hans Schmitt. In der Stettinerhütte waltet jetzt im Sommer der intelligente Führer Dandler mit seinem jungen Weib als Wirt, und seine reiche Auswahl an Proviant, die gute Küche und sehr aufmerksame Fürsorge macht jedem Touristen das schöne Haus noch heimlicher. Auch hat man in ihm einen tüchtigen Führer auf die Hohe Wilde oder die Hohe Weisse, ja er wurde auch schon in der Ortlergruppe und sonstwo als einziger Führer mit Erfolg verwendet. Die Hochwilde ist durch den Felsenpfad, »Grütmacherweg« benannt nach einem Stettiner Bergfreund, nunmehr für Bewohner der Stettinerhütte in einen Vormittagsspaziergang verwandelt worden. Ich will gestehen, dass mir dieser Wegbau etwas verfrüht vorkam, und dass ich der Section Stettin grollte, weil vom Eishof herauf durch die öden Trümmerterrassen des oberen Pfossenthales keine Pfadspur und kein Markierungsstrich emporwies, -- bevor ich erfuhr, dass die beim Eishof begüterte Geistlichkeit in zielbewusster Feindseligkeit gegen die Alpinistik hier jeden Spatenstich und jeden Pinselstrich verbot. Wer in

¹⁾ Aus der Firnenwelt III, S. 158. ²⁾ Mitth. 1897, S. 7. ³⁾ Mitth. 1899, S. 133.

diesen Gefilden in Nebel gerät, der kann recht unangenehm zwischen Blöcken und Schneefeldern herumirren. Der Hüttenweg auf der Ostseite dagegen, von Lazins herauf, ist ganz musterhaft erhalten. Zur Lodnerhütte führt durch das Zielthal auch ein sehr guter Steig empor, jetzt sogar bis auf die Kleinweiss-Scharte, nur wundert man sich bass, dass noch im Jahre 1901 der so dringend nötige Steg über den Abfluss des Trüb- (oder Rotheck-)ferners fehlte. Freilich lagen Ende Juli 1901 hier ungeheure Winterlawinen und bildeten eine gute Brücke.

Als neues Unterkunftsmitel muss auch das nette Gasthaus bei Nassereith im Zielthale erwähnt werden.

Noch zwei Schutzhütten giebt es in der Zielgruppe, aber sie schützen nicht mehr: Auf dem Gipfelplateau der Gfallwand steht eine kleine Unterkunfthütte, leider voll Eis; sie wurde im Jahre 1877 von der Section Meran auf Anregung des damaligen Arztes Götsch in Schnals erbaut, aber seither als unbenützlich aus dem Schutzhüttenverzeichnis des Alpenvereins gestrichen. Da aber die Hütte eigentlich noch wohl erhalten ist, so könnte sie vielleicht ohne viel Kosten brauchbar gemacht werden. Die andere Ruine liegt im Spronserthale neben der Lache unter dem Grünsee: diese »Meranerhütte« wurde einst vom Österreichischen Touristenclub erbaut, erlitt aber das Schicksal aller offenen Hütten, so dass sie der Club schon 1891 der Gemeinde Tirol schenkte.¹⁾ Noch 1899 wäre sie zu retten gewesen, seither ist aber eine ganze Wand eingestürzt. Den energischen Bemühungen unserer Section Meran, etwas höher oben eine neue Spronserhütte zu erbauen, setzt die von touristenfeindlicher Seite aufgereizte Gemeinde Dorf Tirol hartköpfigen Widerstand entgegen, doch hofft Dr. Christomannos zu siegen.

Der von Pott²⁾ beklagte Mangel an guten Führern in den Ortschaften des Pfeldersthal's machte sich 1900 noch stärker fühlbar als 1896, weil die neuen Hütten viel mehr Bergsteiger in dieses Thal gezogen haben, während der alte Führer Pixner, der Wirt von Pfelders, noch älter geworden und der tüchtige Dandler als Wirtschafter doch etwas an die Stettinerhütte gefesselt ist. Heute aber ist durch mehrere junge Aspiranten wie Pixner jun., Schweigel aus St. Leonhard u. a. für Nachwuchs gesorgt. In Partschins und Naturns drüben findet man eine Reihe recht guter Führer wie Moosmüller vulgo Leiter, Almberger, Kofler, Schussegger, Götsch aus Meran und andere. Ich würde ihnen nur stärkere Beschäftigung wünschen.

Thäler.

Weder das Etsch- noch das Passeier- und Pfeldersthal will ich hier schildern, ebensowenig das Schnalser- und Pfossenthal; denn alle diese bilden nur die äussere Umsäumung unserer Gruppe. In ihr Inneres schneiden nur das Ziel- und das Spronserthal, dann das Falser- und das kleine Saltauserthal und endlich eine Reihe von Parallelthälern, deren Gewässer von Süd nach Nord zum Pfeldersbache fliessen. Diese letzteren erzeugen die reiche Kammgliederung der Ostausläufer unserer Gruppe; sie heissen von West nach Ost: Lazinser-, Valtschnal-, Valtmar-, Varmazon- und Salderenthal. Dazu kommen noch verschiedene kurze Wassergräben, die steil zum Pfossen- oder Schnalserbach, oder zur Etsch abstrützen. Es ist interessant, dass die Tiroler Karte (1774) von Anich und Hueber all' die erwähnten Thalnamen verzeichnet, ja im Westen noch einige mehr als unsere genauesten Spezialkarten, z. B. Terflbach und Mühlbach bei St. Katharina und Ratteis. Die wunderbare Genauigkeit dieser Karte lernt man erst schätzen, wenn man

¹⁾ Mith. 1900, S. 180. — ²⁾ S. oben.

daneben den Atlas von J. B. Homann von 1735 oder gar die sehr seltene Karte »Tyrolis pars meridionalis a Josepho de Spergs« von 1762 legt.

Die Hauptthäler Ziel und Sprons mögen selbständig und zwar von aussen nach innen, die andern nur bei den jeweiligen Bergtouren beschrieben werden.

1. In das Zielthal.

Sämtliche wichtigeren Spitzen der Texelgruppe lagern sich um das Zielthal. Von dessen sumpfiger Mündung bis zum eisigen Ursprung ziehen hier fortwährend wechselnde Schönheiten und durch ihre Eigenart fesselnde Bilder schnell wie im Wandelpanorama vor dem staunenden Auge des Wanderers vorbei. Das gletschergetriebene Wasser mündet beim Rablander Moos in die Etsch, aber schon beim Gasthause »In der Töll« verlässt der Tourist den Meraner Wagen und die glühende, staubige Strasse und wandert an dem Murenkegel über Wiesen zum hübschen Dorf Partschins hinauf, dessen Häuser sich in steilen Gassen übereinander aufbauen. Der Kronenwirt besorgte früher das Proviantdepot der Lodnerhütte; ausserdem giebt es noch zwei Gasthäuser. Trotzdem herrscht besonders an Samstagen oft Platzmangel, wenn die rüstigen Meraner Bergfreunde nach der Höhe streben. Wir verfolgen den steinigen Weg thaleinwärts, wo uns edle Kastanien vor der Sonnenhitze schützen, und streben dem Wahrzeichen des unteren Zielthales, dem weithin sichtbaren riesigen Wasserfalle zu. Wer einen kürzeren, wenngleich steileren Anstieg vorzieht, der bleibe auf dem linken Ufer und erst hoch über dem Falle, da wo der vom Tschigat herabkommende Grat hart an den Zielbach herandrängt, setze er auf einem Stege zum rechten Ufer über.

Der markierte Steig führt scharf nach links durch das Gerölle des Bachbettes und jenseits durch den schönen Rammwald wieder weit zurück (thalauswärts) nach Süden und sucht in mächtig ausgreifenden Schlangenwindungen die Höhe des Wasserfalles zu erklimmen. Bei der kalten Elisabethquelle, 1305 m, ladet eine Bank zur Rückschau in das schöne Etschthal und zu einem Blick auf das jenseitige Gehänge unseres Thales ein. Lieblich bauen sich an den steilen Wiesen die Gehöfte von Tabland und andere Bauernwirtschaften empor, hoch überragt vom dunklen Tschigat. Comptons Bild »Zielbachfall« zeigt diesen unvergesslichen Anblick.

Nun in engerem Thale ansteigend, erreichen wir bald das neue Gasthäuschen Nassereith, das in einem düsteren Kessel liegt. Den Namen »In Nassreit« kennt schon die älteste Tiroler Karte von Warmund Ygl (1604); die Bezeichnung »Im Zieloder Getraunthal« finden wir bei Matthias Burglehner (zuerst 1611). Anich und Hueber 1774 nennen die Almhütten »Im Zihl«, dagegen den Bach »Wasserfaller Ba.« Vor uns drängt sich der Zielbach in wilden Kaskaden durch eine Klamm herunter und von links rauscht das Schrabachl von der hier unsichtbaren Könighofalm in zierlichem Falle zur Tiefe. Abermals zwingt uns der Serpentinweg einen unbarmherzigen Schinder empor (wie man im Zillerthal sagen würde) und gern rasten wir am Kaserstein, der in falsches Hochdeutsch übersetzt »Kaiserstein« genannt wird. Der entzückende Blick hinaus in den weiten Vinschgau hat einen warmherzigen Lokalpatrioten B. J. zu folgenden Versen begeistert, die auf einer Tafel hier zu lesen sind:

Sei froh gegrüsst du schönes Etschland,
Herab von hoher Felsenwand
Mit deinen Burgen, Strömen, Seen,
Beim Sonnenauf- und -niedergehen.
Es schlägt für dich voll Stolz mein Herz,
Schau ich zu Thale niederwärts,
Wo goldig schwebt im Sonnenglanz
Meran in seinem Rebenkranz.

Es schlägt für dich mein Herz voll Mut,
Schau ich der Alpenrosen Glut,
Entfacht für dich am Bergesrand,
Mein liebes, teures Alpenland.
Und kommt die Nacht und breitet bald
Sich über Höhen, Thal und Wald,
So ruf' ich, noch am Fels gebannt,
Gott schütze dich, Tirolerland!

Nun führt der Weg durch den öden, abgeschlossenen Kessel »Im Gingl« aufwärts zu der grossen, oberen Küh-, auch Partschinser Alm genannt. Sie gehört der Gemeinde Partschins und beherbergt oft gegen 150 Stück Rinder. Das schussartige Peitschenknallen der Hirten und ihre lauten Kommandorufe bei der Dirigierung ihrer Untergebenen beleben das ganze innere Thal und sind hoch hinauf an den Bergwänden vernehmbar.

Wenige Schritte um eine Felsecke, und von einem Hügel herab jenseits des Lasautbaches grüsst die freundliche Lodnerhütte, die wir uns abermals durch einen letzten, steilen Serpentinanstieg verdienen müssen. Das hier einmündende Thal jenes Baches heisst

Grubplattenthal und muss bei den Bergtouren später oft erwähnt werden. Bald rasten wir an dem rohen Steintisch auf der Terrasse vor der Hütte, und wenn auch keiner der höheren Gipfel hier sichtbar ist, so erfreuen wir uns gerne an dem freundlichen Thalblicke — nur sollte uns nicht das Weidvieh mit seiner

Zudringlichkeit und seinen schmutzigen Souvenirs belästigen. Viel-

leicht könnte ein Zaun, wie z. B. bei der Funtenseehütte, das Rindvieh in jener gebührenden Entfernung halten, aus der es allein poetisch wirkt.

Hinter der Lodnerhütte führt ein Steiglein rechts zur Quelle, thaleinwärts zieht ein ganz guter Weg etwas auf und ab, bis der Abfluss des Rotheckgletschers unseren Schritt hemmt. Kein Brücklein weit und breit — so müssen wir länger suchen, bis wir Steine finden, von denen aus der bedenkliche Sprung gewagt werden kann; besonders in den Nachmittagsstunden gehört eine equilibristische Fertigkeit dazu, nicht in die trübschäumenden Wellen zu fallen. 1899 lag hier wenig-



Zielbachfall.

stens eine hilfreiche Lawine, ebenso im Juli 1901. Während der Abfluss des Lodnergletschers immer klar bleibt, ist dieser Bach schon vormittags braun getrübt.

Drüben steigt der Weg zum Teil in Serpentinaen kräftig empor. Zu unserer Rechten streicht der imposante, weissgraue Nordwestgrat des Lodners herunter, und seine Ausläufer schnüren das Thal eng zusammen. Wir übersetzen bald den brausenden Bach und steigen jenseits zwischen und über riesige Gletscherschliffe von Urgestein. Hier führt der gute neue Weg der Section Meran hindurch. Bald erreichen wir den wahrhaft grossartigen Kessel des Thalschlusses, dessen ergreifende Einsamkeit Meister Comptons Stift vorführt. Die marmorweissen und die grauschwarzen Schütten und Moränen heben sich scharf und höchst merkwürdig voneinander ab. Vor uns starren die ungeheuren Wände der Kleinen und der Hohen Weissen, zur Rechten die des Lodners, und dazwischen hängt die blaue Gletscherzunge herab. Hier teilen sich die Wege: Links sieht man die Schlangewindungen zum Grubjöchl ansteigen, geradeaus die des neuen Johannessteiges, und rechts führt der Pfad zum Lodner oder zur Hochweisscharte. Diese Wege werden später beschrieben werden.

2. Von Meran über das Spronserjoch nach Pfelders.

Ein rot markierter Pfad führt über das von Einheimischen vielbegangene Joch, aber die Markierung lässt manches zu wünschen übrig. Das Spronserthal wird jeden Alpenfreund entzücken, dagegen muss ich das Valschnalthal als recht langweilig bezeichnen; ich würde daher rüstigen Steigern lieber die Traversierung des Tschigats von Sprons nach Lazins anraten als das Spronserjoch, man kann dabei in 8—12 Stunden ein wahres Museum alpiner Kleinodien durchwandern. Steinig und glühend heiss windet sich der Weg von Meran durch Weingärten empor zum Dorf Tirol, wo man auch ganz gut nächtigen kann. Das berühmte Stammschloss Tirol sehen wir zur Linken, und zahlreiche Höfe kleben an den steilen Südhängen der Muthspitze; nach Süden der immer gleich erfreuende Blick weithin über das Burggrafenamt. Ein Fahrweg führt durch Wald um die Kante der Muthspitze herum zum Finelebach. Man hüte sich aber, dessen Thaleinschnitt zu tief unten zu betreten, was mich z. B. viel Ärger und Zeitverlust kostete. Mässig steigt der Weg durch Hochwald an, bis rechts die Meraner Wasserleitung auf zierlicher Eisenbrücke den Bach übersetzt. Im Longvallhofs und auf mehreren Almen des Spronserthales kann man Wein, Kaffee und kalte Speisen erhalten, eventuell auch Nachtlager.

Der Weg wird zeitweilig steiler und führt höher über dem Bache hin mit mehreren Bogen an dem westlichen Hang, er geleitet uns durch ein wechselvolles, liebliches Thal. Bei der einsamen Oberlegerhütte zeigen sich links schon zwei von den vielen Seen, den Perlen unseres Thales, der Kaser- und der Pfitschsee. Die Markierung führt bald hinter dieser letzten Alm links über den sausenden Bach, und durch eine Gasse voll grosser Blöcke erreicht der Wanderer im Bogen nach rechts die vorhin erwähnte Meranerhütte; »und des Himmels Wolken schauen hoch hinein«.

Mit wenigen Schritten erreichen wir den Grünsee, auf dem ich 1899 noch am 29. Juli eine Eisdecke antraf, während 1900 sogar die viel höher gelegenen Milchseen im Juli eisfrei waren. Dieser Grünsee ist wie der mächtige Langsee nach unten zu durch eine künstliche Mauer mit starkem eisernen Hydranten abgeschlossen. Das tiefgrüne Gewässer spiegelt in feierlicher Ruhe die Felswand wieder, und durch die ergreifende Einsamkeit tönt nichts als das Brausen des links hereinströmenden Baches. Zum Tschigat muss man hier nach Westen abbiegen, uns aber leitet die Markierung rechts den steilen Hang empor; in allzu reicher Fülle lockt hier alte



Nach der Natur gez. von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Hohe Weisse und Lodner vom Grubjoch.

309

und neue rote Ölfarbe in vielen Wegvarianten weiter, während auf den Bergwiesen höher oben als bald wieder grosse Achtsamkeit nötig ist, um besonders im Nebel nicht arg in die Irre zu laufen. Wir durchschreiten einen fast vertrockneten See, lassen einen anderen links in der Tiefe liegen — ein dritter, der Schwarzsee, liegt eine Stufe höher am »Grünjoch« und bleibt uns unsichtbar —, und erreichen das Spronser Joch, das dem Blick eine andere Welt eröffnet: Die ganze Pracht der Ostwände des Tschigats, des Lodners, der Hochweissen und Hochwilden entzückt uns hier; Comptons Bild giebt eine Anschauung dieser Herrlichkeit.

Aber das Terrain ist sehr verwickelt, und man muss scharf darauf achten, den obersten Boden des Lazinser Thales in der richtigen Höhe nach Norden zu überqueren. In dem dunklen Schiefergestein ist die Markierung nicht gut sichtbar, und nach Überschreiten des östlich gelegenen Sattels im Südkamm der Ehrenspitze lässt sie uns ganz im Stiche. Dieser Sattel heisst, wie mir Dandler sagte, Zieljöchl, da die »Schafalm« der A.-V.-K. den Namen Zielalm führt. Wir laufen die grasigen Hänge zum Valtschnalbach hinab und eilen, aus dem eintönigen Thale hinauszukommen, bis uns bei einer Alphütte ein Weg rechts durch steilen Wald hinab in das freundliche Pfelders führt. Hier mögen wir uns an dem Treiben der vielen »Sommerfrischler« aus dem Burggrafenamte erfreuen, lauter urwüchsige Landeskinder mit roten Westen, grünen Hosenträgern und Spitzhütchen, die — Männlein wie Weiblein — in seligem Nichtsthun, Kegeln, resp. Stricken von Strümpfen, Rotweinschlürfen ihre Tage verträumen. Eiligst musste sich bisher der Wanderer auf ein Bett vormerken lassen, der Nachkommende fand höchstens noch Heulager; aber jetzt hat der Wirt Kofler einen schönen Neubau für Touristen aufführen lassen, und so hat die Not ein Ende. Im August mag man hier dem interessantesten Schauspiele beiwohnen, wie die Heulasten an riesigen, stramm gespannten Drahtseilen von den Bergwiesen hoch durch die Luft herniedersausen.

Die zweitälteste Tiroler Karte, die von Matth. Burglehner, nennt zuerst den Namen »In sperantz«, zeichnet auch vier Seen; aber der Abfluss ist zu weit nach Norden gerückt. Vortrefflich dagegen geben Anich-Hueber das Seengebiet wieder, ebenso das »Spranserthal«.¹⁾ Sprans oder Sperans, nicht Sprons, lautet also vermutlich der richtige Name des Thales.

Zur Ersteigungsgeschichte.

Während die Gipfel des centralen Ötzthaler Stockes eine lange touristische Geschichte aufzuweisen haben, blieb die Texelgruppe fast bis in die neunziger Jahre das Aschenbrödel unter ihren Geschwistern, nur die altbekannten Ostalpen-Pioniere Petersen und Hecht haben auch hier die höchsten Erhebungen früh erobert. Die blendende Majestät von Nachbarn wie Weisskugel, Wildspitze, Similaun, Hintere Schwärze und Hohe Wilde erdrückt die bescheideneren Reize dieser 200 bis 400 m kleineren Spitzen; die riesigen Eisfelder des Gurgler, des Hintereis, des Gepatsch- oder Hochjochferners, die wild zerrissenen Taschach-, Marzell-, Langthalerferner etc. liessen und lassen noch heute die kleinen, sanfteren Gletscher im Pfossen- und Zielthal übersehen. Auch die einmal durch Tradition festgelegten Touristenstrassen führen übers Hochjoch bei Karthaus vorbei in den Vinschgau und bei Partschins vorbei nach Meran, achtlos auf die erwähnten merkwürdigen Seitenthäler und ihre eigenartigen Schönheiten.

Von den im Folgenden geschilderten Routen verzeichnet die alpine Literatur nur den kleinsten Teil; ich war darum zu einem ausgedehnten Briefwechsel und

¹⁾ Vgl. diese Zeitschrift S. 42 (verkleinerte Wiedergabe).

zu Nachforschungen nach mündlicher Tradition genötigt. Und so mögen mir so manche Lücken nicht übel genommen werden, deren ich mir schmerzlich bewusst bin. Die Nähe der Stadt Meran brachte es mit sich, dass bequemere Berge wie Muthspitze, Kolbenspitze, Spronser Röhelspitzen. ja auch Tschigat und Gfallwand schon in früher Zeit besucht wurden, lange ehe jemand daran dachte, derlei in touristischen Schriften zu verbuchen. Wenn andererseits die sportsmässigen Bergsteiger — Amateurs wie Professionals — unserer Gruppe meist fern blieben, so wurde sie um so eifriger von Gemsjägern in alter und neuer Zeit durchstreift. Die meisten Spitzen und Grate sollen von solchen schon vor den Touristen erklettert worden sein, wenn der reichlich strömenden, aber dunklen Tradition zu glauben ist. Leider scheint gerade der Punkt, der uns vom alpinsportlichen Standpunkte aus am meisten interessiert, vom jagdsportlichen Standpunkte aus herzlich gleichgültig: die Frage, ob bei einem solchen Jagdgange der Kulminationspunkt eines Bergindividuums erreicht worden ist oder nicht. Und so wiederholt sich fast bei jedem unserer Gipfel dieselbe Unsicherheit seiner touristischen Urgeschichte. Aber der stereotype Ausspruch der Einheimischen: »Das hat scho a Gamsjager gmacht« schreckte auch so manchen Alpinisten ab, irgend eine Tour in den Vereinsschriften bekannt zu machen, wie ich aus vielen Privatmitteilungen erfuhr.

Früher war ich geneigt, mit Dent über den mythischen Gemsjäger ungläubig zu spotten, der schon längst alle diese Gipfel betreten haben sollte. Aber Gespräche mit dem alten Führer Moosmüller änderten meine Überzeugung: Schon in seiner Jugend, sagte er, vor 30 und 40 Jahren, herrschte ein unverfälscht bergsportlicher Wettstreit unter seinen Altersgenossen: Da erzählte der eine, er sei auf diesen und jenen Berg über diese und jene Wand hinaufgekommen — beim Gemsenjagen nämlich. Aus Ehrgeiz nun haben er und andere alsbald denselben Weg gemacht oder wieder neue Wege. Moosmüllers Erzählungen sind so schlicht und ungesucht, dabei durchweht von so zahllosen, von mir erprobten topographischen Einzelheiten, dass ich ihm unbedingt Glauben schenke. Man wird gut thun, auch in anderen Alpengebieten mit dieser sportlichen Kletterfreude des Volkes zu rechnen, viel Aufhebens haben die Leute nie von solchen Spaziergängen gemacht. —

Ich musste übrigens zu meinem Missvergnügen auch eine andere merkwürdige Beobachtung machen: Während noch in den achtziger Jahren jede neue Tour brav in den Vereinsschriften verzeichnet und beschrieben wurde, hat seither die Bergsteiger eine Art publizistischer »Platzfurcht« ergriffen, und der alpine Historiker muss heute ein wahrer archäologischer Schatzgräber sein. Diese Schweigsamkeit ist sehr zu beklagen, sie zeigt meines Erachtens eine falsche Prüderie, durch die oft wertvolle Errungenschaften für die Nachfolger einfach verloren gehen.

Die folgenden Zeilen bezwecken in diesem litterarisch so vernachlässigten Gebiet genaue topographische Aufklärung, möglichst vollständige Ersteigungsgeschichte und detaillierte touristische Wegbeschreibung, weshalb auch der Stil sachlich und schlicht sein muss dies zur Rechtfertigung, falls manche Leser anderes aus meiner Feder erwartet haben sollten. Nur wird man mir gestatten, an die Stelle der unbestimmt gehaltenen Beschreibung der Wege möglichst die Schilderung meiner eigenen Touren treten zu lassen.

Sonklar¹⁾ unterscheidet einen »Texelkamm« westlich von der Hochweisspitze und einen »Passeyerkamm« östlich von derselben.

¹⁾ Die Ötzthaler Gebirgsgruppe. Gotha 1860.

Vom touristischen Standpunkte empfiehlt sich folgende Einteilung des Gebietes:
I. Der zentrale Teil (als der alpinistisch am meisten interessierende) von der Gfallwand bis zum Tschigat.

Diesen wird man wieder am besten nach den Knotenpunkten gliedern, wo die Kammlinie völlig ihre Richtung ändert:

1. Von der Gfallwand bis zur Texelspitze (exklus.), (hierzu der Kamm des Hühnerjoches).
2. Von der Texelspitze bis zur Hohen Weissen (exklus.).
3. Von der Hohen Weissen bis zum Tschigat (inklus.).

II. Die Kammausläufer:

1. Im Südwesten der Gruppe:
Von der Gfallwand bis zur Zielspitze.
2. Im Osten der Gruppe:
 - a) Spronser Röthelspitzen und Muthspitze.
 - b) Ulsen- und Kolbenspitze.
 - c) Nördliche Ausstrahlungen.

I. Der zentrale Teil.

1. Von der Gfallwand bis zur Texelspitze.

Die Gfallwand, 3179 m, ist der beliebteste Gipfel der ganzen Kette, weil sie über die sanfte Abdachung vom Gfalleitferner ganz leicht, aber auch von Osten und Südwesten nicht zu schwierig ersteiglich ist und eine freie Rundschau bietet. So ist denn auch über die Ersteigungsgeschichte dieses Berges so gut wie gar nichts zu berichten, wird er doch schon seit sehr alter Zeit von Meranern, Naturnern und Schnalsern besucht. Petersen erzählt z. B. 1874,¹⁾ dass sich auf dem Gipfel der Gfallwand die Schnalser »unlängst« zum lustigen Scheibenschüssen versammelt hatten.

Der heute übliche Weg führt durch das Grubplattenthal von Norden auf die Spitze. Wir gehen von der Lodnerhütte am besten etwas nördlich und traversieren dann links über die fetten, nassen Wiesen gegen die Klamm des Lasauftbaches zu. Hier steht etwas höher oben eine kleine, saubere Hütte für die Hirten. Ich pflegte früher immer, um gar keine Höhe zu verlieren, in die Klamm selbst hinabzusteigen und eine Strecke weit über die Steine im Bache zu springen. Heute führt ein Wegbau der Section Meran hinein ins Grubplattenthal. Dieses erweitert sich alsbald, und man wandert über sanfte Wiesen weiter, übersetzt noch vor der Gabelung den Lasauftbach und hält sich nun immer mehr südwestlich über eine ungeheure Steinwüste aufwärts. Streifen von altem Schnee helfen den Anstieg erleichtern, bis man links, immer nahe an den Steilhängen des Hühnerjochkammes, den Gfalleitgletscher betritt. Man behält hier dieselbe Richtung bei und biegt erst spät scharf südlich ab, worauf man in etwas steilerem Schnee und zuletzt über Geröll den Gipfel erreicht. Man könnte auch am Nordrande des Gfalleitfernens durch eine Reihe von unangenehmen Gruben voll groben Blockgerölles näher gegen das Gingljoch zu sich emporarbeiten, bis man bei einem Eisselein (»blaue Lack« der A.-V.-K.) über den sanften Fernerrücken aufsteigt. Vom Gingljoch selbst ist der Anstieg auf dem nordwestlichen Kamm der Gfallwand langwierig und ermüdend. Dr. Mazegger rät von diesem Wege ganz ab.²⁾ Dagegen empfiehlt er den Anstieg von Naturns über die Südwestseite, wiewohl dieser etwas

¹⁾ Zeitschr. 1874, S. 262. — ²⁾ Mitth. 1880, S. 133 ff.

Kletterei erfordert: Die Dicker- oder die Mairalm erreicht man in vier Stunden von Naturns aus, in 2¹/₂ Stunden von Katharinaberg. In beiden Almen erhält man Milch, Butter, Käse und die berühmten Schnalser Nudeln, kann auf frischem Heu, in der Mairalm auch in der getäfelten Stube übernachten. Am Morgen geht es durch das Gfallthal zum Wasserknott in einer halben Stunde. Von hier aus beginnt eine dreistündige, ziemlich mühevollere Kletterei über den »Fleckenwarter«. Näheres sagt Mazegger über das letzte Wegstück nicht. Flecken- oder Fetzenwarter ist der Spitzname für einen sehr hohen Steinmann, etwa bei Punkt 3140 m der A.-V.-K., mit mächtigem, quadratischem Unterbau, an dem früher Lappen, vielleicht Fahnenreste flatterten. Übrigens ist die Kote 3140 m übertrieben hoch. Ich vermute, dass Mazeggers Anstieg über den Grat des Klein-Jöchls heraufführte. Der Kegel der Gfallwand selbst ist von Süden aus ganz unschwierig zu ersteigen: Hier ist von keinem Grate die Rede, am wenigsten von dem in der A.-V.-K. eingezeichneten Schneekamme, sondern eine zerschründete Wand bietet uns unschwierige

Zielspitze.

Gfallwand.

Zielspitze und Gfallwand vom
Rotheck-Ostgrat.

Schuttcouloirs zum Emporkommen dar, durch die wir rasch das Gipfelplateau erreichen. An den Fuss dieser Südwand kommt man am besten vom Zielthal über den südlichen Zweig des Bircherferners. Nach einer brieflichen Mitteilung des Herrn Abel aus Meran soll sogar ein Steiglein durch das Südgehänge herabführen.

Auch vor dem steilen und anstrengenden Anstiege über die Könighofalm warnt Mazegger, aber ich fand diesen recht interessant und will ihn genauer beschreiben. Von der Lodnerhütte aus könnte man im Zielthale absteigen und, mit 3 bis 400 m Höhenverlust, über das »Gingl« die Könighofalm erreichen, aber ich schlug eine hübsche Abkürzungsrouten ein: Auf dem vorhin beschriebenen Wege kam ich ins Grubplattenthal, überschritt aber sogleich hinter der Klamm den Bach auf kleinem Steiglein und stieg die grasigen Hänge im Süden etwa gegen P. 2450 der A.-V.-K. hinan. Hier liegt ein grosses, einsames Kar, das unten gegen die Kühälpe zu mündet. Dieses durchschritt ich in weitem Bogen nach rechts und erreichte den zweiten Kammausläufer am oberen Ende einer Schulter, da, wo nach Westen hin die Felspartien beginnen. Hier traf ich ein schwach sichtbares Steiglein, das mich nun ohne jeden Höhenverlust in den merkwürdigen Kessel der Könighofalm hineinbrachte. Die unscheinbaren Hütten bleiben in der Tiefe, und wir gehen gerade auf die Gfallwand zu, immer an der rechten Thallehne entlang mit sanftem Anstiege.

Zahllose Schafe im Kessel und an allen Hängen beleben das Bild, und ihr Gebimmel und Geschrei unterbricht die Stille. Bald erreichte ich die obere Terrasse, wo ein Meer von Schutt liegt, scharf abgegrenzt die rotbraunen Abfälle der Gfallwand von den dunklen der »Schwarzen Wand« (so heisst der Punkt 3096 m). Der Bircherferner wird von einem Felssporn der Gfallwand in zwei Teile getrennt, deren nördlicher im Begriffe ist, zu verschwinden. Von Sonklars »Schwartzgletscher« am Südrande der Schwarzen Wand ist fast nichts mehr zu sehen. Man könnte über die trümmerbesäte, etwas plattige Wand direkt ansteigen zu dem Steinmann, der weithin vom Gipfel herableuchtet. Mir schien aber jener Felssporn, den die A.-V.-K. zu weit nach Norden versetzt, der bequemere Weg, und ich stand auch drei Stunden nach dem Aufbruche auf dem mächtigen Plateau.

Der Gipfel hat eine weite Ausdehnung, gegen Süden und Westen zu war er aper und hier erheben sich gegen Schnals hin mehrere riesige Steinsäulen. Am Ostrande stand die erwähnte Gipfelhütte, leider völlig vereist, eine Schar schwarzer Schafe lagerte im Schnee, sie konnten sich vor der furchtbaren Hitze im Juli 1900, unter der sie wohl ärger litten als ihre Brüder in weissem Kostüm, nicht hoch genug flüchten. — Die Rundschau von der Gfallwand ist wohl gegen Norden zu begrenzt aber der Fernblick nach Südwesten hin und die Thalaussicht wird jedem Freude machen. »In der That übertraf die Rundschau, was Umfang und malerische Gruppierung der Gebirgsgipfel betrifft, alle meine Erwartungen«, schreibt Purtscheller.¹⁾ »Die Gebirgsschau reicht sehr nahe an das prächtige Panorama vom Rotheck und Texel heran, so dass bequemeren Touristen kein anderer Ausflug von der Lodnerhütte mehr empfohlen werden könnte, als die nur 2½ Stunden in Anspruch nehmende Besteigung der Gfallwand.«

Die arge Südwestwand hat wohl noch niemand direkt aus dem »Gfall« erklettert, dagegen wurde der Nordgrat der Gfallwand von Herrn Hauser aus Meran und mir --- wohl als den ersten Touristen --- am 22. Juli 1900 überschritten, und zwar in Verbindung mit der

Schwarzen Wand am Hühnerjoch; so nennt der Führer Leiter den P. 3096 der A.-V.-K., der sich als scharfe, dunkle Mauer mit wenig ausgeprägter Gipfelbildung aus den Schneewänden des Gfalleitferners erhebt. Unter »Joch« versteht das Volk den ganzen Kammverlauf, z. B. Karjoch ist das ganze Gratstück zwischen Lodner und Röthelspitze, Gingljoch die ganze Partie von der Gfallwand bis zum Kreuz; die tiefste Einsattelung in einem solchen Joch ist dann eine »Scharte«. Somit heisst der ganze Grat, der von der Gfallwand gegen die Kühalpe zu abstreicht und das Grubplattenthal vom Könighofthale trennt, das Hühnerjoch, was die Kartographen missverstanden haben. Der letzte Ausläufer wird nicht Blasiusspitze, sondern allgemein Blasi-Zeiger genannt, ein niedriger, rötlicher Felszacken, der gewiss unschwer von der Lodnerhütte aus erstiegen werden kann. Zwischen Blasi-Zeiger und der Schwarzen Wand liegen noch zwei Zacken, die nicht benannt und — von Touristen wenigstens — nicht bestiegen sind. Comptons Bild »Zielspitze und Gfallwand vom Ostgrat des Rothecks« (Seite 308) zeigt im Vordergrund den Hühnerjochgrat.

Am 22. Juli 1900 hatte ich Partschins um 3 Uhr 35 Min. verlassen und konnte schon um 7 Uhr in der oberen Kühalpe frühstücken. Auf dem schon beschriebenen Wege durch das Grubplattenthal schritt ich gemächlich aufwärts bis zum Gfalleitferner. Aber schon nach dem ersten Steilabsatz bog ich vom Gfallwandwege links ab. Die Schwarze Wand am Hühnerjoch besteht aus zwei fast gleich hohen Zacken. Zwischen beiden kommt eine oben zugespitzte, sehr steile Schneegasse

¹⁾ Mitth. 1895, S. 55.

zum Ferner herab, die ich nun zum Anstieg wählte. Auf Comptons Bild hat man den ganzen Anstieg vor sich. Immer vorsichtiger stieg ich aufwärts, bis mich oben glasige Eisschichten zwangen, in die plattigen Felsen zur Linken überzugehen; eine kurze aber schwierige Kletterei brachte mich in das Schartel, von wo aus ich in kürzester Zeit die beiden Kulminationspunkte erstieg und mit kleinen Steinmännern krönte. 11 Uhr 30 Min. bis 12 Uhr 45 Min.

Inzwischen waren zwei Personen unten auf dem Gletscher erschienen und gingen meinen Spuren nach, offenbar hielten sie meinen Gipfel für die Gfallwand. Einer kehrte um, aber der andere stieg trotz meiner Warnungsrufe weiter. Ich hatte Besorgnis, da das letzte Stück ziemlich gefährlich war und ich kein Seil besass, um ihm zu helfen. Aber er stieg recht vorsichtig und geschickt direkt durch die schwierigen Felsen zum Westgipfel herauf. Es war Herr Franz Hauser aus Meran. Ich hatte nun Vertrauen zu ihm und lud ihn ein, mit mir gemeinsam den augenscheinlich recht harten Übergang zur Gfallwand zu unternehmen.

Statt des Seiles hatte ich nur eine sehr starke, lange Rebschnur. Auch legten wir von Anfang an die Schuhe ab. Denn sofort ging es über sehr schwere Zacken und eine kurze Hangelstelle, dann scharf abwärts. Ein Gratabbruch drängte uns in die jähe, linke Wand hinunter, wo wir den Felszacken zum Glück in gut geschichtetem Gestein umgehen konnten. Vor uns schneidet ein Couloir durch die ganze Ostwand, auf arg exponiertem Gange kommen wir da hinein und bald in eine tiefe Scharte. Diese grenzt unseren Gipfel als selbständiges Bergindividuum ab. Wieder geht es sehr schwierig auf den nächsten Zahn, vor dessen Kulminationspunkt weichen wir von neuem links aus und klettern über gefährliche, schmale, abbrechende Gesimse, bis wir hinter jenem Zahne auf einen bequemen Schneegrat treffen. Man könnte von da über steile Schneewände rechts hinab zum Gfalleitferner, aber da an diesem Sonntage der katholische Gesellenverein von Meran das obere Zielthal bevölkerte, so wollte ich möglichst spät zur Hütte kommen. Darum stiegen wir über den Nordgrat der Gfallwand, der nun meist breit genug weiter führt. Die Steinpartien, die den Schneekamm unterbrechen, sind leicht, die letzte ausgenommen. Um 2 Uhr 15 Min. betraten wir das oberste Plateau der Gfallwand.

Ich glaube, dass andere Anstiege auf die Schwarze Wand am Hühnerjoch ebenso schwierig sein werden, wie die zwei beschriebenen. Touristen haben den Berg noch nie betreten, nur der Führer und Gemsjäger Leiter (Moosmüller) sagt, er wäre bereits oben gewesen. Ich erfreute mich besonders an dem wundervoll lehrreichen Überblick über die Texelgruppe selbst, den man sich nirgends so gut verschaffen kann wie von dieser mässig hohen, zentral gelegenen Spitze.

Das **Gingljoch** ist ein den einheimischen Älplern und Jägern längst bekannter Übergang. Dr. Petersen überschritt am 24. Juli 1872 — wohl als erster Tourist — diese breite Einsenkung zwischen der Gfallwand und dem »Kreuz«, aber da sein Ziel die Rotheckspitze war, so ging sein Weg von der Mairalpe möglichst direkt auf diesen Berg zu, und er erstieg den Kamm nördlich von der tiefsten Einschaltung, etwa bei P. 3148 m.

Einen bequemen Zugang zum Zielthal von Schnals aus bietet das 2970 m hohe Joch gewiss nicht, und der Übergang über die Gfallwand oder die Texelspitze ist weit mehr zu empfehlen. Auch Dr. Mazegger widerrät ganz entschieden den Weg über das Gingljoch.¹⁾ Ich war am 2. August 1899 von der Rotheckspitze über den Südsüdostgrat herabgekommen und ruhte nun längere Zeit nahe der breiten Zunge des Grubplattenfernens. (Es herrscht in der Benennung

¹⁾ Mitth. 1880, S. 135.

der Gletscher des Zielthales eine kaum entwirrbare Konfusion, jede Karte und jeder Autor bringt andere Namen bei oder dieselben Namen bei anderen Fernern: Dieser Grubplattenferner der A.-V.-K. wird von Sonklar Texelferner, von Petersen und anderen Kaisersteinferner, von der Sp.-K. Rotheckferner genannt, ebenso von Purtscheller, resp. seinem Führer Gerstgrasser; dagegen heisst der Gfalleitferner der A.-V.-K. und der Sp.-K. bei Petersen Ginglferner, bei Purtschellers Führer Grubplattenferner. Das Kar und Thal, das der Lasauftbach durchfliesst, heisst in der Sp.-K. Grauplattenthal, in der A.-V.-K. und im Volksmunde Grubplattenthal. Aus den vorhin entwickelten Gründen bleibe ich bei den Bezeichnungen der A.-V.-K.) Ich nahm nun über Gletscherschliffe meine Richtung auf das Gingljoch zu, aber es war eine sehr unerquickliche Traversierung, fortwährend mussten vorspringende Riffe übersritten oder überklettert werden, dazwischen immer zerrissene Mulden und blockerfüllte Gruben voll erweichten Schnees oder glatt gescheuerte Platten. Ein eigentliches Gletscherchen, das Petersen erwähnt, wenn ich ihn recht verstehe, existiert heute dort nicht mehr, wohl aber unverkennbare Spuren ehemaliger Vergletscherung. Auf meinem Wege konnte ich das Phänomen des blutroten Schnees mehrmals beobachten. Überall quollen die Bächlein, hier und da lagen blauschimmernde Eistümpel versteckt zwischen den Felsoulissen, dann gab es wieder lose Blockhalden zu überschreiten, bis ich endlich zu dem kleinen Eistümpel am Rande des Gfalleitfernens kam, von wo aus der sanfte Anstieg über diesen Ferner zur Gfallwand frei liegt. Etwas weiter oben ist zwischen zwei Riffen eingebettet ein grösserer, hübscher Eissee auf der Höhe des Gingljoches. Eine Stunde schnellen Gehens und sehr mühevoller Arbeit hatte ich von jenem Ruheplatze bis hierher gebraucht. Hübscher und touristisch korrekter wäre wohl der Anstieg auf das »Kreuz« gewesen, von wo man leicht über den Grat zum Joch hinabsteigt. Von der Lodnerhütte ist der Weg zum Gingljoch derselbe wie der zur Gfallwand.

Als ich neben jenem See sass, erscholl plötzlich über mir ein Schuss, ein Hündchen hopste über die Blöcke und der Jäger mit der Flinte sprang gewandt zu mir herab. Ich wunderte mich nur, dass ein Wilderer zum Waidwerk die grosse, weissblinkende Vinschgauer Schürze anlegte. Aber als er nahe kam, war es der biedere Schafhirte der Mairalm, keine Flinte, nur eine Peitsche trug er, mit deren fürchterlichem Knall er das Echo der Wände weithin hervorgehört hatte. Wir stiegen gemeinsam hinab in das wüste Kar »Im Gingl«. Hier liegt ganz abscheulich grobes Blockgeschiebe, weshalb wir etwas gegen die Gfallwand anstiegen, von wo feineres Geröll und lange Schneestreifen hinabführten, die hübsches Abgleiten erlaubten. Zahlreich huschten hier die Murmelthiere durch die Blöcke, machten Männchen und piffen mit schrillum Ton. Gegen Mittag erreichten wir die Mairalm, die für Ansteigende auf dieser Seite Nachtlager bietet. Hier vereinigen sich die Kare »Im Gingl« und »Im Gfall«. Ich wurde zu einem Lunch in drei Gängen geladen: Speck- und Knödelsuppe, sechsmonatiges Rindfleisch, im Rauch konserviert, mit Kraut, Milch mit dem berühmten steinernen Vinschger Flachbrot.

Neben einer starken Wasserleitung schreite ich weiter zur Dickalm, hier über eine Wiese abwärts und dann auf gutem Wege immer sanft absteigend über die Hänge des Schnalserecks. Dieses Terrain ist ganz durchzogen von einem Netz von Wasserleitungen, und vielfach erblickt man Cisternen. Ein lieblicher Blick öffnet sich ins Schnalserthal auf Unser Frau und Karthaus, aber geradezu entzückend wird das Bild, wenn man um den von der Kirchbachspitze abstreichenden Kamm herum zum Dickhof gelangt: Tausend Meter drunten der enge Eingang des Schnalserthales mit der Ruine Jufahl, das breite, freundliche Etschthal in der Tiefe,

jenseits die fruchtbaren Murenkegel von Tabland und Latsch, und hoch hinauf an den Hängen Kulturen, reizende Dörfer, nette Weiler; dann dringt der Blick gerade hinein ins Martellthal mit seinem herrlichen Thalschluss — unvergesslich! Aber die Vinschgauer Sonne glüht unbarmherzig und begleitet unzertrennlich den Wanderer in den steinigen, schmalen Gassen, die allmählich steiler über den Naturser Sonnenberg (nomen est omen!) hinabführen, nach Naturns.

Zwischen dem Gingljoch und der Texelspitze sind nur flache, wenig ausgeprägte Kammanschwellungen zu verzeichnen:

Auf dem Kreuz, 3174 m. Über keinen Namen unserer Gruppe herrscht bei Einheimischen wie Autoren ärgere Verwirrung als über diesen. Während Hess¹⁾ den Punkt 3148 m für das Kreuz hält, belegte Purtschellers Führer Michael Gerstgrasser den Punkt 3036 m, ein steiniges Plateau nahe dem Gingljoch, mit diesem Namen²⁾, und die Karten wieder setzen zu der markanteren Kammerhebung 3174 m die Bezeichnung »Auf dem Kreuz«. Dr. Tinzl, der frühere Arzt von Naturns, der von dem sehr ferrainkundigen Besitzer des Weitthaler Bauernhofes geleitet wurde, versteht gleichfalls diese letztere Stelle darunter.³⁾ Die beiden waren am 11. Oktober 1890 um 1 Uhr von den Weitthaler Höfen aufgebrochen und über Weidehänge (»Gaisboden«), zuletzt durch Rinnen und über gefrorenen Boden mit guten muscheligen Griffen zum »Kreuz« angestiegen (7 Uhr). Eine Schneemauer war auf dem Gratrand zu überwinden gewesen. Tinzl erwähnt den später zu beschreibenden Eissee, was beweist, dass er nur den Punkt 3174 m meinen kann. Auch mein früher erwähnter Schäfer von der Mairalm behauptete, schon mehrmals »Auf dem Kreuz« gewesen zu sein, dort stehe ein wirkliches Steinkreuz. Die Stelle sei nicht in der Nähe des Gingljoches, sondern viel weiter »innerbei«; aber ich stutzte, dass er nicht zugeben wollte, von dem Kar »Im Gingl« aus müsse man die Erhebung sehen können, was doch bei dem Punkt 3174 m der Fall ist. Auf Ähnliches stossen wir bei Petersen. Dieser tauft den höchsten Punkt des Kammes (»ungefähr 9800« = 3100 m) Gingljochspitze; er meint offenbar den Punkt 3148 m, wie aus seiner Schilderung einleuchtet: »Ein kurzer, flacher, überflurter Rücken — er heisse Gingljochgrat — zieht von unserm Standpunkte (nahe jenem höchsten Punkte 9800') östlich, den kleinen Gingljochferner von dem weit ansehnlicheren Kaisersteinferner trennend.« (Der erstere ist der Gfalleitferner, der letztere der Grubplattenferner der A.-V.-K.) Dann kommt eine wichtige Stelle: »Zwischen der Texelspitze und dem Gingljoch weist der Texelkamm keine bemerkenswerte Erhöhung auf; bei der Biegung nach Süden heisst es »Auf dem Kreuz«, die niedrige Spitze darin Kreuzspitze, dahinter liegt gegen Schnals hinein ein kleiner Schneeferner, der Kreuzferner oder wie der Schmied — Raffiner von St. Katharina — sagte, das Texelfernerle, vom Similaun gut sichtbar.« Dann eilen sie dem Rotheck zu. Auf dem Wege war drüben vor der kleinen Kreuzspitze ein hübscher, ziemlich grosser Eissee zu bemerken.⁴⁾ Man erwäge alle die von mir durch den Druck hervorgehobenen Stellen, so wird man zur Überzeugung kommen, dass Petersen und seine Schnalser Begleiter mit dem Namen »Auf dem Kreuz«, resp. »Kreuzspitze« nur den Punkt 3243 m meinen können, den ich unten Blaulackenspitze nenne. Und dies würde mit den Worten meines Hirten von der Mairalpe ganz wohl übereinstimmen, während Dr. Tinzl, resp. der Weitthaler Bauer, der ihn begleitete, und Purtscheller, resp. der Partschinser Führer Gerstgrasser dem widersprechen.

Als ich nun am 24. Juli 1900 vom Rotheck aus die Kammwanderung rings um den Grubplattenferner ausführte, behielt ich besonders die Frage im Auge, wo das

¹⁾ Erschliessung der Ostalpen II, S. 376. — ²⁾ Mitth. 1895, S. 55. — ³⁾ Mitth. 1892, S. 161.
⁴⁾ Zeitschr. d. A. V. 1874, S. 261.



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München

Texel, Rotheck und Trübwand von der Tablander Lacke.

312

«Kreuz» eigentlich sei. Ich betrat südlich von dem Gipfel 3243 m (Blaulackenspitze) die niedrigste Einsattlung des Grates und erreichte kurz darauf den Punkt, von wo ein Grat gegen Südwest abstreicht, der das Kar »Im Gingl«, resp. weiter unten die Mairalpweiden abtrennt von dem Kar oberhalb von St. Katharina, durch das Dr. Tinzl heraufgestiegen war. Offenbar also stand ich auf dem Punkte 3174 m der Karten, da auch der Hauptkamm hier fast rechtwinkelig nach Osten abschwänkte. Und — o Freude! — da stand ja die riesige kreuzförmige Figur: ein mächtiger Steinmann, aus dem oben zu beiden Seiten fast meterlange steinerne Arme (dünne Platten) herausragten. Ganz obenauf sitzt ein grosser weisser Quarzklumpen, überragt von zwei spitzen Steinen, so dass das Ganze wie ein ungeschlachter Riesen-teufel aussieht, der gegen Schnals zu drohend die Arme reckt. Hier also ist das »Kreuz«, denn die Figur soll schon sehr alt sein, aber mein Schäfer hatte mich irre geführt: Man konnte von hier das ganze »Gingl« überblicken. Übrigens ist dieser mit 3174 m kotierte Punkt niedriger als die breite Kuppe 3148 m, zu der ich ebenfalls emporstieg. Hier liegen merkwürdig dünne Platten, alle scharf emporgerichtet, man geht wie auf Kalk-Karrenfeldern. — Der südwestliche Vorgipfel der Texelspitze hat eine ausgesprochene Bergform, was von den eben besprochenen Punkten nicht gilt; ich nenne ihn daher

Blaulackenspitze, 3243 m (denn Petersens Bezeichnung »Kreuzspitze« ist, wie wir sahen, irrig). Den Namen hole ich von dem halb zugefrorenen hübschen Eissee, der zwischen dem oberen Rande des flachen Gletschers und der Südostwand unseres Gipfels eingebettet liegt. Die A.-V.-K. meint mit »blaue Lack« wohl den am Gfalleitferner unter dem Ginglloch gelegenen See, von dem unsern weiss sie nichts; Petersen erwähnt diesen schon.¹⁾

Wenn Dr. Christomannos mit dem Jäger Leiter zu Beginn der neunziger Jahre bei seinem Abstieg von der Texelspitze zum »Kreuz« den ganzen Grat überstieg, so betrat er wohl als erster Tourist unsere Spitze, wenn nicht (ich konnte es nicht bestimmt erkunden), dann war vermutlich Dr. Josef Berreitter aus Meran am 3. Juli 1897 der erste touristische Besucher, nachdem er vorher mit dem Führer Almberger die Rotheck- und Texelspitze überschritten hatte. Sie erbauten das weithin sichtbare Steinmännchen auf unserer Spitze.²⁾

Ich geriet am 14. August 1898 durch einen komischen Irrtum da hinauf. Die Karten verzeichnen nämlich keine Spur von dem recht ausgeprägten Südsüdostgrat der Rotheckspitze. In der Morgendämmerung hielt ich diesen nun für die in den Karten dargestellte sekundäre Felsrippe, dementsprechend das Rotheck für einen untergeordneten Felszacken, die Texelspitze für das Rotheck und die Blaulackenspitze für die Texelspitze, die ich besteigen wollte. So erreichte ich denn über unangenehmen Schutt die Einschaltung nördlich von Punkt 3243 m und bald darauf diesen, wo sich freilich der Irrtum aufklärte. Den Abstieg nahm ich vom ersten nördlichen Vorsprung aus über eine Schieferhalde direkt zum Gletscher.

Am 24. Juli 1900 betrat ich die Spitze noch einmal: Ich war vom Rotheck aus über die Texelspitze herüber immer auf dem Grate gewandert, und nun sollte es weiter nach Süden gehen, bis zum »Kreuz«. Nach Westen gegen die Mühle Nassereith im Pfossenthale stürzt hier ein sehr wildes Kar ab mit einem Schneefeld. Dies ist wohl der »Kreuzferner« oder das »Texelfernerle«, von dem Petersen (s. o.) spricht, das vom Similaun aus sichtbar ist. Der Kessel heisst »In der Wiegen«.

¹⁾ Zeitschr. 1872, S. 174, und Zeitschr. 1874, S. 261. Es scheint fast, als ob die Kartographen P. Anich und Bl. Hueber (1774) schon diesen Eissee gekannt hätten; wenigstens zeichnen sie einen See ungefähr an seiner Stelle als Quelle des »Wasserfallen Ba.« (Zielbaches). Vgl. diese Zeitschr. 1901, S. 42. — ²⁾ Tourenbuch der Lodnerhütte und gütige briefliche Mitteilung des Herrn Notars Dr. Berreitter.

Ich stieg über den breiten, plattenbedeckten Südsüdwestgrat ab, genau in der Verlängerung des Texelgrates, ich hatte um 12 Uhr mittags die Sonne ein wenig zur Linken; somit zeichnet die Sp.-K. dieses Gratstück falsch, aber auch in der A.-V.-K. ist es viel zu kurz geraten. Denn der riesige Steinmann mit Resten eines trigonometrischen Signals, von dem aus eine Gratrippe nach Westen hinabstreicht, liegt weiter südwestlich als die Karte diesen Punkt zeichnet, der ganze Rand des Grubplattenferners samt der Kote 3174 (»Auf dem Kreuz«) muss einige Millimeter nach Westen verschoben werden, wodurch dieser Ferner erst seine richtige Grösse und die Blaue Lacke im Südosten von Punkt 3243 (Blaulackenspitze) ihren Raum erhält. Auch die Schichtenlinien auf diesem Ferner sind unrichtig: Am höchsten ist er im Süden, beim »Kreuz: und biegt dann in seiner Mitte gegen Osten um. -- Von St. Katharina aus könnte man über jenen Westgrat ganz leicht zu dem Signalpunkt heraufsteigen.

Als selbständige Tour ist die Blaulackenspitze nicht zu empfehlen, da Gfallwand oder Texelspitze wenig grössere Anstrengung und weit mehr Genuss bereiten.

2. Von der Texelspitze bis zur Hohen Weissen.

Texelspitze, 3320 m. Dr. Theodor Petersen führte schon am 22. Juli 1871 mit Lois Ennemoser und einem Schafhirten Josef Hellriegel die erste bekannte Besteigung durch. Er bezeichnet diese Tour als »wahrscheinlich erste touristische Besteigung«.¹⁾ Der Anstieg erfolgte von Norden, von der Alm Rableit aus. Zur Linken des Alplatschtobels, später denselben durchquerend, über Schafalpen und Geröll gerade aufwärts nach dem Arch, einem Vorsprung des von der Texelspitze gegen das Pfossenthal in nördlicher Richtung verlaufenden, vom Alplatschthälchen durchschnittenen Gebirgsastes²⁾ (2¹/₂ Stunden). »Darauf erstiegen wir, einem grossen Steinmandl zusteuern, in südöstlicher Richtung einen steilen Felskamm, überschritten den dahinter liegenden kleinen Alplatscherferner³⁾ und traten dann in derselben Richtung durch eine Scharte unmittelbar zu dem oberen ansehnlichen Texelferner⁴⁾ über (1 Stunde) angesichts des bereits ganz nahen schnee-weissen Domes der Texelspitze.« »Bald wurde der blanke Texelfirn, in welchem wir nunmehr zur Höhe emporstiegen, so steil, dass Lois mit Stufenhauen vollauf zu thun bekam und wir alle drei, durch das Seil verbunden, immer sorgfältig sichern Fuss zu fassen nötig hatten, um nicht abzurutschen. Nach einer Stunde tüchtiger Arbeit betraten wir die höchste Firnkuppe, neben welcher wenige Schritte südöstlich das Glimmerschiefergerölle zu Tage trat. Die beiden Führer erbauten aus demselben in kürzester Zeit eine mächtige Steinpyramide.

Petersens Aufzählung der verschiedenen Gletscher enthält allerlei Fehler, so z. B. unterscheidet er zwischen dem »südlichen Texelferner« Sonklars, auf dem er den hübschen kleinen Eissee (unsere »Blaue Lacke«) erwähnt, und dem Kaisersteinferner, aber diese beiden sind identisch; die neue Sp.-K. nennt den Gletscher Rotheckferner, die A.-V.-K. Grubplattenferner.

¹⁾ Zeitschr. d. A.-V. 1872, S. 172 ff. Nach einer Zeichnung Petersens sind in diesem Bande die Ötztaleralpen östlich vom Similaun abgebildet, dabei auch die Kette vom Eisjoch bis zur Gfallwand.
²⁾ S. die alte A.-V.-Karte Section Similaun: Es ist das Gratstück zwischen Kaserer Berg und Zwölfer-spitze. — ³⁾ Nicht Gamsschartenferner und ⁴⁾ nicht Alplatschferner, wie Petersen Zeitschr. 1872, S. 173, schreibt. Die Darstellung in der Erschliessung der Ostalpen II, S. 373, und im Hochtourist 2. Aufl. I, S. 242, wo Petersens Selbstkorrektur Zeitschr. 1874, S. 263 Anm., übersehen wurde, ist ebenso unverständlich wie Petersens erster Bericht; denn unter Gamsschartenferner verstanden ehemals die Einheimischen den westlichen Arm des Texelferners. Wenn die neueren Karten Oblatsch statt Alplatsch schreiben, so beruht dies auf Unkenntnis des Dialekts.

Dieser Weg wurde hin und wieder begangen, so von Dr. Christomannos mit Führer Leiter zu Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. 1898 sah ich hier Schneespuren hinabführen, am 1. August 1900 wiederholte ich selbst diesen Weg im Abstieg, um mir über die verwickelten Kammausläufer genaueren Aufschluss zu verschaffen. Von dem aperi Gipfel weg führt ein Schneegrat in sehr sanftem Abfalle nach Norden, aber bald biegt er nach Nordost und verliert sich als Felskamm im Texelgletscher. Darum muss man ihn früh verlassen und über die steile Schneewand zur Linken absteigen — vorsichtig, denn ein Ausgleitender könnte leicht über den mächtigen Wandabbruch in das wilde Kar »In den Wiegen« geschleudert werden. Nun weiter über eine flache Firnterrasse, wo ein kleiner Tümpel blinkt. Mehrere Schneegassen führen hier rechts hinab zum Texelferner. Wir ersteigen in wenigen Schritten den felsigen Knotenpunkt vor uns, wo sich zwei Gratrippen abzweigen. Das zwischen ihnen eingebettete Schneefeld entpuppt sich bald als der gesuchte Alplatschferner. Petersen hatte den mit zwei Steinmännern gekrönten roten Grat zur Linken (Kaserer Berg) überschritten, ich ging über den Ferner selbst hinab und dann durch das Kar voll dünner, harter Steinblätter, die unter dem Fusse metallisch klirrten. Steil an der rechten Thalseite abwärts, durch eine Mulde und zuletzt durch sehr steilen Hochwald kam ich genau zur Rableitalm hinab. —

Den Namen Alb Latsch Ba. kennen schon Anich und Hueber 1774, auch den Ablatscherferner, doch ist ihnen dieser zu weit nach Osten geraten. Was sie unter Madelein-Spiz verstehen, weiss ich nicht; etwa die Texelspitze? Der Leser möge sich die Frage selbst aus dem Kärtchen auf Seite 42 dieser Zeitschrift beantworten.

Petersens Begleiter, der Schafhirte, ging allein auf demselben Wege zurück, während Petersen selbst mit Lois die Südostwand hinunterkletterte. Sie bedurften einer Stunde, um über den steilen Felsabhang zum »Kaiserstein« ferner hinab zu gelangen. Weiterhin verstiegen sie sich auf der rechten Seite des Thales und hatten schwierige Kletterei ins Zielthal. In der Nacht erst wurde Partschins erreicht. Dieser Südostweg ist heute der übliche Anstieg von der Lodnerhütte her. Unter dem Texelgipfel zieht von rechts nach links eine breite Gasse voll Geschiebes, die oben etwas südwestlich von der Spitze den Grat erreicht, unten eine ganz kurze Kletterei verlangt. Auch ein Couloir etwas weiter östlich böte einen leichten Anstieg. Ich würde diese Südostwand nur zum Rückweg raten wegen des vielen losen Geschiebes.

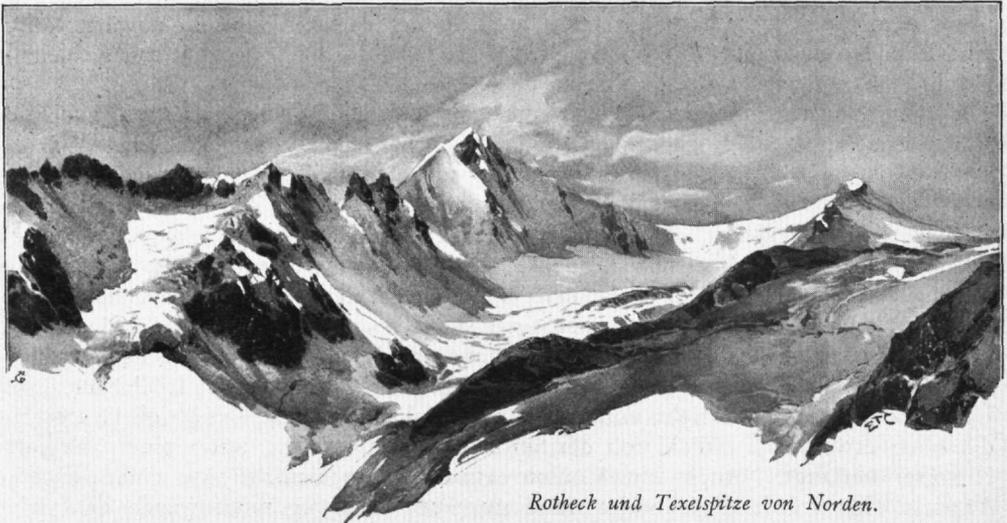
Auch Dr. Tinzl war am 11. Oktober 1890 wahrscheinlich auf diesem Wege aufgestiegen. Er hatte sich nach jener vorhin geschilderten Erreichung des »Kreuzes« »auf einer Schnee- oder Lawinentalde auf der Südwestseite der Texelspitze genähert«, und es »wurde nun über eine mit mehr oder weniger grossen Steintrümmern besäte Felswand ohne grosse Schwierigkeiten hinaufgeklettert oder vielmehr hinaufgestiegen und um 10 Uhr der Gipfel erreicht. Wenn wir etwas über den Gletscher abgestiegen wären, hätten wir uns den Aufstieg über eine Art Bank leicht machen können. Der Aufstieg mehr links über die Schneide, von welcher sich genannter Felsgrat bis zur Sohle des Schnalserthales hinunterzieht, und welche brüchig und zerklüftet wie von Felstrümmern lose aufgemauert erscheint, dürfte kaum ratsam, vielleicht unmöglich sein.«¹⁾ Über meine Begehung dieses Südsüdwestgrates sowie über jene »Art Bank« weiter unten Genaueres. Tinzls Weg dürfte mit Petersens Abstieg identisch sein, er führt mitten durch die schneefreien, rotbraunen Hänge der Südostwand. (Dr. Tinzls Ausdruck »Südwestseite« darf uns nicht irre führen, auch er stieg zuletzt von der Seite des Grubplattenfernern auf.) Auch Purtschellers

¹⁾ Mitth. 1892, S. 161.

Abstieg¹⁾ muss sich im wesentlichen auf derselben Linie vollzogen haben: »Um zum Rotheckferner (= Grubplattenferner, A.-V.-K.) zu gelangen, verfolgten wir ein kurzes Stück den südlichen Grat und stiegen über steil absetzende Fels- und Firnbänder links (östlich) hinab.«

Dr. Tinzl stieg auch auf diesem Wege wieder hinab. Vom Gletscher weg aber nahm er einen anderen Abstieg nach Westen, der aus seinen Worten nicht klar hervorgeht: »Wir stiegen (nach 12 Uhr) über den genannten Grat eine Strecke völlig weit angeeilt gegen das Pfossenthal hinab, was ganz prächtig ging. Auf der Westseite wollten wir, um den Weg abzukürzen, die Neuweltspitze umgehen, wovon ich jedoch zurückkam, da das Terrain zu steil und der weich gewordene Schnee wenig einladend war. Wir stiegen nun rechterseits, erst über schneefreies Gehänge, bald aber über breite Schneefelder, in welchem an mehr oder weniger einbrach, und über trümmerhaftes, mit salzig-staubigem Schnee bedecktes Geschiebe

Nördl. Südl. Rothe Kämme Texelscharte Texelspitze
Rothe Wand Rothe Wand Rotheck



Rotheck und Texelspitze von Norden.

auf Oberarg und von dort auf Unterarg hinab, was fast durchwegs auf magerem Rasen ganz leicht ist. Diese Gegend heisst deshalb so, weil der Absturz gegen Nassereith im Pfossenthal ein fast jäh und gefährlicher, ein »arger« ist. Um 2 Uhr beiläufig trennten wir uns. Während der Führer quer über Unter- und Oberarg seinem Hofe zusteuerte, beeilte ich mich, durch die von hier aus hinab ziehende Rableiter-Oblatschalpe teils noch durch Schnee zu einer Quelle hinabzukommen. Der Abstieg nach Rableit ist nicht beschwerlich.« — Ich suche mir dies folgendermassen zurechtzulegen: Es wurde, nachdem man vom Texelmassiv südlich zum Grubplattenferner herabgekommen war, der Südsüdwestgrat irgendwo zwischen Texelspitze und Blauelackenspitze überschritten und in das Kar »In der Wiegen«, oberhalb der Mühle »Nassereith« im Pfossenthal, hinabgestiegen. Ein Versuch, um den P. 2869, resp. 2835 m herumzutransversieren, wurde als zu gefährlich aufgegeben und mehr nach rechts hinübergegangen. Weiter unten konnte der Bauer schräg abwärts über die »Weitthaler Bergalpe« dem Weitthalhofe zustreben; während Dr. Tinzl nach Norden ging, den Kamm des Kasererberges an

¹⁾ Mitth. 1895, S. 55.

passender Stelle überschritt und schon unterhalb des Alplatsch-(Oblatsch-)feners in das Alplatschthälchen gelangte. Durch dieses stieg er nach Rableit hinunter.

Eugen Zander aus Stettin machte mit dem Führer Alois Schussegger am 23. August 1895 einen eigentümlichen Weg auf die Texelspitze: Bis um 1 Uhr wurde auf dem Grubplattenfener photographiert, sodann durch eine Steinrinne zu einer Art Scharte zwischen Texelspitze und P. 3243 (meiner »Blauelackenspitze«) aufgestiegen; es ist das dieselbe Scharte, von der aus ich 1898 letztere Spitze erreichte. Von dort aus wandte man sich rechts, aber nicht auf den Grat, dessen wilden Schrofen bis zu meinem Abstieg jeder ausgewichen ist, sondern man traversierte die Südwestwand über äusserst brüchiges und schlechtes Gestein bis zum obersten Firn. Nun wurde abwechselnd dieser und der Südwestgrat benützt und so um 4 Uhr die Spitze errungen.¹⁾

Den schönsten Kletterweg auf den Texel beging ich am 24. Juli 1900: den Südsüdwestgrat im Abstieg. Über Schnee zu einem Vorsprung, und sogleich sehr steil hinab, ein Abbruch erfordert geschickte Kletterei. Um einen ganz schlechten Zacken links herum zu einer kleinen Gratschulter. Nun etwas rechts über arg verfaultes Gestein, dann steiler, aber auf gut gestufter Schneide zum tiefsten Punkte, von wo man durch eine Schuttrunse zum Grubplattenfener kommen kann. Vom Gipfel bis zu dieser Scharte benötigte ich 41 Minuten.

Purtscheller war am 1. April 1893 mit dem Führer Michael Gerstgrasser vom Rotheck her in einer Stunde über den Nordostgrat auf die Texelspitze gekommen. Hierbei wurde die Einsenkung zwischen beiden Bergen der Länge nach überschritten, die wir mit Petersen²⁾ Texeljoch nennen. Als Übergang vom Zielthal zum Eisjoch eignet es sich nicht, da es etwa 3200 m hoch ist — Petersen schätzt es auf 10000', d. i. 3165 m — wohl aber bietet es den bequemsten Anstieg zur Texelspitze für Touristen, die von der Lodnerhütte kommen. Der erste Tourist, der es von Süden aus erreichte, war Petersen bei seiner Ersteigung des Rothecks am 23. Juli 1872. Ich ging am 14. August 1898 nach jener geschilderten Traversierung der Blauelackenspitze über den fast ebenen Grubplattenfener bis unter die Wände des Texeljoches. Eine steile, rötliche Felsmauer erhebt sich hier 130–150 m hoch, die aber gut erkletterbares Gestein aufweist; man kommt hier auf mehreren Linien durch. Dies ist jene »Art Bank«, von der Dr. Tinzl spricht (s. o.). Auf dem Grate angelangt, traf ich eine seltsame Formation: Der obere Rand des Texelfeners endete in einer 10–20 m hohen, zum Teil vertikalen Schneemauer. Aber zwischen dieser und dem Wandabsturz lag eine mehrere Meter breite, ganz ebene Gasse, mit flachem Geschiebe gepflastert, über die ich wie auf einer Galerie fast bis zur Texelspitze aufstieg, ein reizender Weg. Nur hie und da schnitten die Couloirs mit etwas Eisbedeckung von links herein und verlangten Vorsicht. Zuletzt freilich musste ich doch eine ziemlich erweichte Schneewand mühsam erklettern. Diese erwähnte Galerie führt auch auf der anderen Seite des Texeljoches fort nahe bis zur Rotheckspitze hinan, ja ich konnte sie 1899 sogar auf dem obersten Stücke des Rotheck-Ostgrates benützen. Wie man sieht, gehen also die Gletscher nicht nur an ihrer Zunge zurück, sondern auch an ihrem oberen Rande.

Der hochgeschwungene Schneeegrat zwischen Rotheck und Texelspitze, der heute immer öfter überschritten wird, fällt nach Norden alsbald steil ab, und unter ihm liegt im Texelfener nicht nur ein starker Bergschrund, sondern auch, besonders gegen das Rotheck zu, mächtige Kluftsysteme. Nur im ersten Drittel von der Texelspitze aus führt ein sanfterer Hang zum Texelfener hinab, und hier wird Petersen

¹⁾ Gefällige briefliche Mitteilung des Herrn Zander. — ²⁾ Zeitschr. des A.-V. 1874, S. 26.

auf seinem Rückweg vom Rotheck nach Norden abgestiegen sein. Der Gipfel der Texelspitze selbst ist aber, er bietet trotz Petersens Tadel¹⁾ einen prachtvollen Rundblick, zumal gegen Westen, wenn auch nach Norden der hohe Schnalser Kamm nur die höchsten Gipfel, wie die Wildspitze, herüberschauen lässt. Das Panorama der Rotheck- wie der Texelspitze hat Purtscheller eingehend besprochen.²⁾ Nur der Blick in die Täler ist vom Texel aus ziemlich verwehrt durch die flacheren Firnhänge, die sich im Fünfeck nordwestlich um die Spitze herumlagern.

Ich stieg, 14. August 1898, direkt hinab zum Texelferner, wo eine mässig steile Schneehalde und ein halb verdeckter Bergschrund zu überwinden waren. Der Ferner selbst ist stark zerrissen, nur in seiner westlichen Hälfte kam ich leichter fort. Einmal wurde es steil, und ich besorgte eine böse Sperre durch Riesenkluft, aber man kann sich gut durchschlängeln. Unten dann muss man sich beständig links halten und kommt von Terrasse zu Terrasse über Schneefelder und Blockhalden leicht hinab. Ich folgte dem Bache, der fast gegenüber dem Eishof mündet, aber ich hatte dann in der Bachklamm mühsame Kletterei. Vielleicht wäre es besser, links über die Hänge des Alplatschberges abzusteigen. Der Pfossenbach teilt sich hier in mehrere Arme, über welche sehr versteckte Brückchen, d. h. einfach hinübergelegte Baumäste, führen.

Der oberste Gipfel der Texelspitze ist somit bisher auf sechs Routen erreicht worden: Südostwand vom Grubplattenferner, Ostnordostgrat vom Texeljoch, Nordostflanke vom Texelfirn, Nordwestseite, Südsüdwestgrat und Südwestflanke. Das Texeljoch kann man von Norden wie von Süden ersteigen, zum Grubplattenferner führen ebenfalls mehrere Anstiege von Westen, Süden und Osten. Wegen der mächtigen Höhendifferenz sind die Anstiege von Naturns und dem Schnalserthal aus sehr anstrengend.³⁾

¹⁾ Zeitschr. 1872, S. 173. — ²⁾ Mitth. 1895, S. 55. — ³⁾ Relative Erhebung der Texelspitze über Naturns 2808 m bei 8 $\frac{1}{2}$ km Horizontaldistanz nach Böhm, Einteilung der Ostalpen, S. 373.

(Der II. Teil dieser Abhandlung folgt im nächsten Jahrgange.)

Die Julischen Alpen.

Westlicher Teil (Raibler Berge).

(Fortsetzung zu Jahrgang 1900.)

Von

Adolf Gstirner.

Da, wie im vorigen Jahrgange aufgezeigt, so viel urkundliches Material über diese Gegenden vorliegt, so ist es ganz interessant, noch kurz die Frage zu beantworten: Lässt sich eine Veränderung der Berge in historischer Zeit nachweisen? Dass die Niederschlagsverhältnisse eine fortschreitende Zerstörung der Berge begünstigen, wurde schon früher erwähnt. Diese kann sich ausprägen in einer Verschüttung und Ausfüllung der Seen, Vermurung der Thäler und Verschlechterung der Alpenweiden. Für alles glaube ich Beispiele anführen zu können.

Dass der Raiblersee einst ausgefüllt sein wird und ihm nur mehr ein, geologisch gesprochen, kurzes Leben gegönnt ist, lehrt der Augenschein. Er hat im hinteren Seethale einen, wenn auch kleinen Vorgänger gehabt. Öfter wird in den Urkunden von ihm gesprochen. »Der Lageto oder die Lakhen« heisst es etwas geringschätzig c. 1685¹⁾ und in der nämlichen Zeit wird seine Entfernung bestimmt, als etwa im ersten Drittel oder in der ersten Hälfte der Entfernung vom Neveasattel bis zum Raiblersee gelegen.²⁾ Bis zu ihm wollte das Bistum, das früher das ganze Thal bis zur Nevea beanspruchte, eventuell mit der Grenze zurückweichen. 1762 aber heisst es schon,³⁾ die beste Grenze wäre »am Satl, wo vormalis der kleine lageto gewesen, von denen wassern aber gänzlichen verschüttet worden« sei. Er lag also an der heutigen Grenze und wurde zwischen 1690—1760 verschüttet.

Eine unbedeutende Wasseransammlung findet sich heute auf der Luscharialm, 1581 m; sie scheint einst grösser gewesen zu sein, denn 1592⁴⁾ wird sie der Saifnitzersee genannt und ebenso auch 1637.⁵⁾

1695⁶⁾ beendeten die Greuther und Goggauer einen alten Weidestreit über das Schönthal, der schon 1493 bestanden hatte, durch einen Vergleich. Es ist darunter der Boden des Römerthales etwa von der Weissenbachalpe, 1020 m, abwärts verstanden. Er muss also damals ein begehrenswerther Weideplatz gewesen sein. Heute ist dies das grösste Griesfeld beider Gruppen.

Aber auch die Almweiden werden immer schlechter. Es ist dies ein im Volke tief eingewurzelter Glaube und als stärkster Beweis wird immer angeführt, dass auf der Manhartalm früher Pferde geweidet hätten, während man sie jetzt nur durch Schafe und Ziegen ausnützen kann. Dies beruht auf einer falschen Überlieferung wirklicher Verhältnisse. Allerdings wurden am Manhart Pferde und Rinder gehalten, aber nur in dem Teile, der Gorinda genannt wird (in der Corinda, alwo die Ochsen und ross zu halten). Darunter verstand man die heutige Predilhöhe

¹⁾ B. A. XXVI. — ²⁾ Malb. Cod. 57, f. 125. — ³⁾ »Berichts Concepta betreffs der Venezian. Confinen« im Forstamte Tarvis. — ⁴⁾ Cod. 369, f. 4. — ⁵⁾ L. c., f. 106. — ⁶⁾ A.-A. XXX, 2/2.

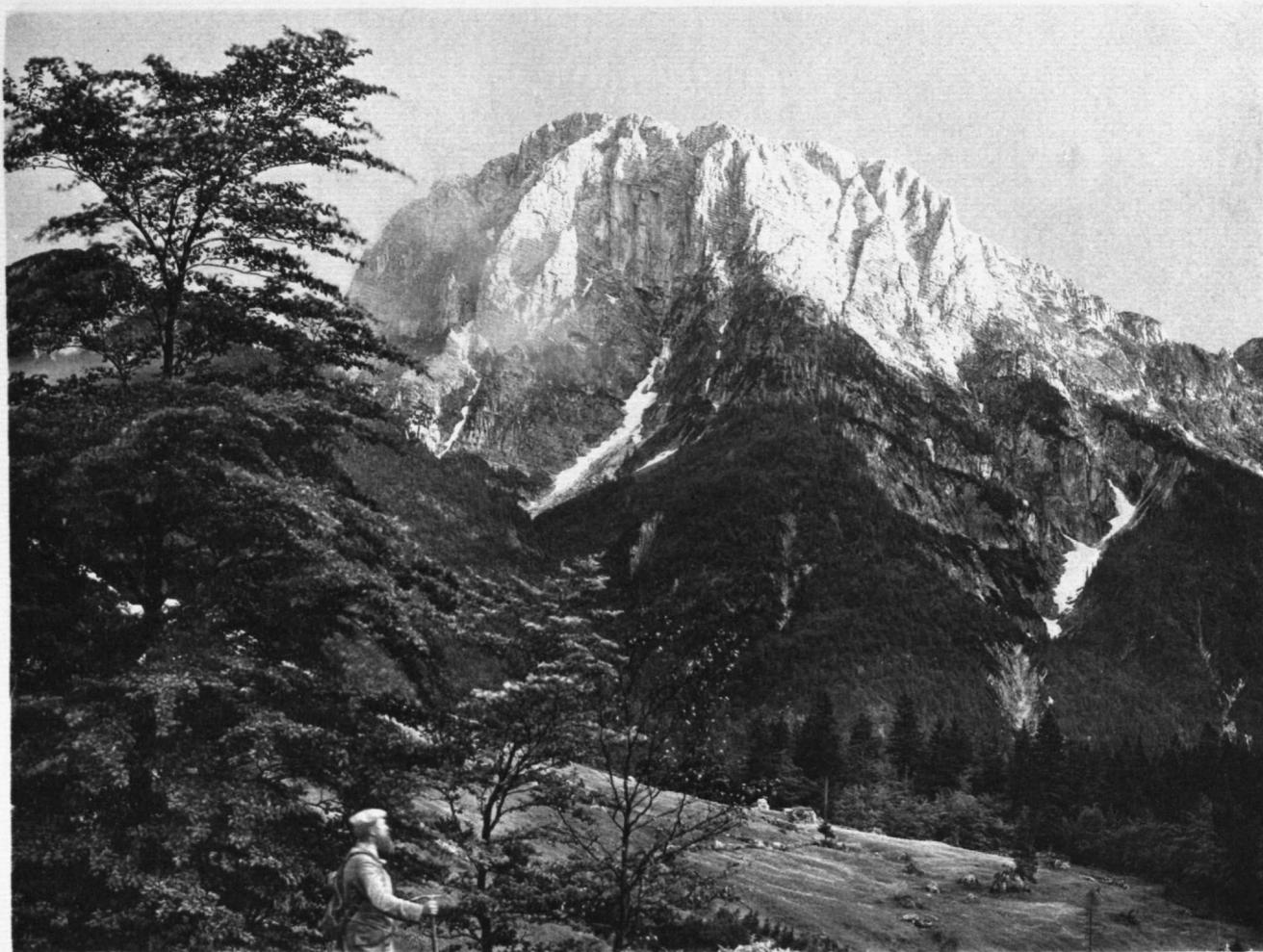
diesseits und jenseits der Grenze; heute ist dort Wiesland. Es gehörte eben damals auch der Predil zur Manhartalm. Entscheidend aber ist, dass 1573·75 auf der Stožje und im Sindovthal 107 Frischlinge gepfändet werden konnten, und dass diese Orte 1690 noch ausdrücklich als die »frischlingshalt« bezeichnet werden. Nehmen wir nun auch ein noch so leicht bewegliches und genügsames Landschwein an, so könnte es doch heute dort nicht satt werden. Es müssen sich also dort die Thäler verschlechtert haben. Auch von der Seisera liesse sich Ähnliches beweisen.

Auf diesen natürlichen und historischen Verhältnissen bauen sich die Zustände der Gegenwart auf. Diese sind im allgemeinen keine günstigen und alpine Interessen fördernde. Die Eisenindustrie ist geschwunden, der Bergbau geblieben, aber dieser zieht die Menschen unter die Erde und führt sie nicht auf die Berge. Von Ackerbau kann selbstverständlich nicht viel die Rede sein, die Viehzucht leidet an dem Mangel ausreichender und vor allem guter Wiesen und Almweiden. Besonders die letzteren sind schlecht, »sie erfreuen mehr den Naturfreund als den Landwirt«¹⁾. Es ist bezeichnend, dass es in beiden Gruppen, etwa die Fischbachalpe ausgenommen, keine Kuhalm giebt, es genügen eben die Weiden nur für die genügsameren Jungochsen, meist aber nur für Schafe und Ziegen. Man trifft daher hier auch kein Sennenleben, nur Hirten bewohnen die zerstreuten Almhütten.

Als Überbleibsel der bambergischen Besitzungen und der Herrschaft Weissenfels sind Grossgrundbesitze geblieben, denen beinahe aller Wald und der grösste Teil des Bergbodens gehört. Wird dadurch auch einerseits der Wald, der nirgends notwendiger ist als hier, in seinem Bestande geschützt, so sind dies doch auch Besitzverhältnisse, die höchst ungünstig für die nun einmal bestehenden Dorfschaften sind. Diese haben in den Wäldern meist nur Holz- und Weideservitute; wie sehr dies zu Streitigkeiten zwischen Forstmann und Hirten führt, wie sehr dies aber auch jede Waldpflege und Kultur behindert, das sind bekannte Thatsachen. Es ist im allgemeinen eine arme Bevölkerung, die unsere Berge bewohnt, sie lebt auf einer kargen Scholle. Viele müssen ihr Brot in der Fremde suchen.

Viel Hoffnung hat man in neuerer Zeit auf den Fremdenverkehr gesetzt. Die Pioniere desselben sind die Alpinisten. Aber gerade bei diesen stehen die Julischen Alpen überhaupt und somit auch unsere Gegenden nicht im besten Rufe. Die Mühseligkeiten der Gebirgswanderungen, der Mangel an reinlicher, behaglicher Unterkunft, das Fehlen von Fleisch, ja selbst von Wein und Brot in den Seitenthälern, die Schwierigkeiten, sich mit der slovenischen Bevölkerung zu verständigen, dies alles hebt schon Euringer²⁾ hervor. In die schärfsten Worte hat jedoch Wödl³⁾ sein Missbehagen gekleidet: »Aus den Julischen Alpen bin ich überhaupt, so sonderbar dies auch erscheinen mag, immer mit Vergnügen heimgefahren.« Schlechtes Wetter und Sehnsucht nach Kulturgüssen, »die Unwirtlichkeit der öden Hochregionen, die scheelen Augen der slovenischen Bevölkerung, der Wassermangel auf den Bergen, der Fleischmangel in den Ortschaften« haben dies bewirkt. Es scheint mir dies im ganzen zu weit gegangen, für unsere beiden Gruppen hat es sicher am wenigsten Berechtigung. Aber ich will auch für das Wahre in diesen Aussprüchen nicht blind sein. Gewiss sind unsere Berge ein unbequemes Gebirge, die steilen und langen Anstiege, das Wandern über Schutt und Steine, statt über grüne Matten, die Sommerhitze in den verhältnismässig geringen Seehöhen, das Fehlen von besser eingerichteten Kuhalmen sind gewiss keine Annehmlichkeiten. Der Wassermangel auf den Bergen ist hier geringer als sonst in den Julischen Alpen, aber auch in dieser Beziehung ist es im Urgebirge sicher viel besser. Fleisch ist in den grösseren Orten: Weissenfels, Tarvis, Raibl, Saifnitz, immer zu

¹⁾ Alpenwirtsch. in Kärnten II, 2, S. 6. — ²⁾ Tourist XIX, 1879. — ³⁾ Ö. A.-Z. 1896, S. 225.



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Bruckmann repr. Schöffelens Pyr.-Korn-Pap.

Caningruppe: Raibler Seekopf von Norden.

haben, im Sommer auch in Breith. Was endlich die scheelen Augen der slovenischen Bevölkerung anbelangt, so habe ich wenigstens solche in unseren beiden Gruppen nie gesehen. Erstens überwiegen die Deutschen (Weissenfels, Tarvis, Raibl), es kann sich also für den Alpinisten da nur um Wolfsbach und die Koritnica handeln. Aber gerade in diesen Orten gehen die jungen Leute über den Sommer in die Fremde und eignen sich dabei Sprachkenntnisse an, so dass es für den Fremden absolut nicht notwendig ist, auch nur ein slovenisches Wort zu verstehen. Ich selbst kann nicht slovenisch sprechen und habe das nie als ein Hindernis im ganzen Bereiche der Raibler Berge empfunden. Gerade in Wolfsbach und in der Koritnica bei seiner noch unverdorbenen Bauern- und Hirtenbevölkerung kenne ich Leute, die mir wirklich lieb wurden. Auch Welter¹⁾ und Jenny Herzberg²⁾ finden, dass es mit dem Slovenischen nicht so schlimm sei.

Ob auch alle anderen Verhältnisse ideal sind, will ich nicht untersuchen. Unsere Gegenden haben von alters her den Ruf grosser Billigkeit gehabt. So sagt Peuker 1882:3) »In Unterloibl nimmt das Reich der grossen Portionen und kleinen Preise seinen Anfang und erstreckt sich — bis Tarvis und Raibl.« Diesen Ruf verdienen sie zum grossen Teile auch heute noch; es muss aber das Streben der Gegenwart auch dahin gehen, bei entsprechenden Preisen jenen Komfort zu schaffen, den der Fremde und besonders der Alpinist zu verlangen ein Recht hat. Was einst Jäger⁴⁾ empfahlen: »Freundliches Entgegenkommen, Stellwägen,⁵⁾ erträgliches Logis und Bewirtung, Berücksichtigung alpiner Interessen,« gilt alles heute noch.

Aber wenn man auch einzelnes Ungünstige zugibt, so ist doch der Besuch beider Gruppen ein unverdient kleiner. Nach den offiziellen Berichten⁶⁾ ist die Anzahl der Fremden, die jährlich nach Tarvis (mit Raibl), also dem Hauptfremdenorte unserer Gruppen, kommen, eine unbedeutende, und — keine steigende.⁷⁾

Von dem grossen Fremdenstrom, der sich jährlich über Tirol ergiesst, schlagen nur ganz kleine Wellen bis hierher. Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung auch die Verteilung der eigentlichen Touristen nach der Staatsangehörigkeit. (Bei den Sommerfrischlern ist es anders, hier überwiegt das italienische Element.) Die Besucher der alpinen Hütten sind beinahe zur Hälfte Kärntner, etwa fünf Sechstel Österreicher überhaupt, nur wenige Prozente Reichsdeutsche, etwa ein Prozent Italiener und eine beinahe verschwindende Anzahl von Engländern und Franzosen. Dabei ist zu beachten, dass unser Gebiet auch jetzt schon an der Bahn liegt, und dass man von der Station aus ganz respektable Bergtouren unternehmen kann.

Beide Gruppen fallen in das Arbeitsgebiet der Section Villach unseres Vereines, nur der krainerische Anteil der Manhartgruppe ist Gebiet der Section Krain. Erstere besitzt auch die drei Unterkunftshütten, welche sich hier befinden: das Manhartshaus, die Wischberghütte und die Seiserahütte. Die Section Villach ist keine reiche Section und hat für sechs (früher gar für neun) Hütten zu sorgen. Sie kann daher dieselben auch nicht luxuriös einrichten. Ausserdem hat man hier beständig die Gefahr des Einbruches zu fürchten, besonders ist dies bei der Wischberghütte der Fall, sie wird beinahe alljährlich beraubt. Es kann also nur ganz einfaches Inventar hinaufgeschafft werden, und es ist nicht möglich, sie mit Proviant zu versehen. Trotzdem hat sich der Besuch dieser Hütten immer vergrössert.

Grossartiger Wegbauten kann sich unser Gebiet nicht rühmen. Es wäre auch nicht möglich, sie gut zu erhalten, da sie durch die riesigen Regengüsse des Herbstes

¹⁾ Amthor, Alpenfreund IX B. — ²⁾ Tourist XXI, S. 115. — ³⁾ Ö. A.-Z. 1882, S. 106. — ⁴⁾ T.-F., S. 2. — ⁵⁾ Eine bequeme und billige Verbindung mit der Bahn wäre besonders für Raibl nötig. — ⁶⁾ In der Statist. Monatsschrift, wenn auch vielleicht absolut nicht ganz richtig, so doch relativ sehr gut verwertbar. — ⁷⁾ Von 1891—1894: 1429 v 1422 v 1326 v 1049; weitere Angaben sind leider nicht veröffentlicht worden.

alljährlich zerrissen würden. Trotzdem werden leidliche Wege zu den Hütten (beim Manhart von Weissenfels und vom Predil) instand gehalten, und auch der Zugang zu den Gipfeln ist bei Manhart und Wischberg wesentlich verbessert.

Konzessionierte Führer sind in Weissenfels zwei, Raibl drei, Wolfsbach zwei. Die Raibler Führer haben früher¹⁾ keinen besonders guten Ruf gehabt. Es sind auch in Raibl die Verhältnisse für die Heranbildung eines tüchtigen Führerkorps sehr ungünstig. Trotzdem ist es den Bemühungen der Section gelungen, wie erwähnt, drei Führer heranzuziehen, die sicher nicht unter dem Durchschnitte der Führer an anderen Orten stehen und für die gewöhnlichen Touren vollkommen ausreichen. Einer von ihnen, Michael Fillafer, hat durch eine wirkliche Erstlingstour und durch die Besteigung schwieriger Berge gezeigt, dass er auch grösseren Anforderungen gewachsen ist. Leider ist er unter der Woche fast immer an den Bergbau gebunden. Günstiger sind die Verhältnisse in Wolfsbach: der jüngere der beiden Führer dortselbst, A. Oizinger, ist ein sehr guter Kletterer und auch für die schwersten Touren geeignet. Er ist jetzt unter allen Führern jedenfalls der, der das Gebiet der Raibler Berge am besten kennt. Die meisten neuen Touren sind übrigens früher mit fremden Führern, oder besser gesagt, mit einem fremden Führer gemacht worden: Andrej Komac aus der Trenta. Das ist wirklich ein Führer ersten Ranges, der auch in unserem Gebiete am besten bewandert ist. In den letzten Jahren aber ist er Jagdhüter des Herrn Bois de Chesne geworden und darf die Trenta nicht auf mehrere Tage verlassen, kann also auswärts nicht mehr führen. Nur mit Herrn Dr. Kugy, dem Freunde des Herrn Bois de Chesne, durfte er immer gehen, aber auch dieser geht jetzt meist mit dem Namensvetter des Andrej, dem Joze Komac, der ebenfalls unsere Gruppe gut kennt und ein ebenso sicherer Kletterer als Andrej ist.

Ich bediente mich fast immer einheimischer Jäger und Hirten und ich hatte das Glück, tüchtige und in ihrem Gebiete wohlbewanderte Männer zu finden; die wichtigeren derselben werde ich bei den einzelnen Touren nennen.

Von den litterarischen Behelfen genügen die gewöhnlichen Reisebücher, auch die beiden Kärntnerführer, nicht, weil sie, soweit sie überhaupt das Hochgebirge behandeln, meist noch auf Jäger beruhen. Der Abschnitt über die Wischberggruppe im »Hochtourist« ist von mir geschrieben, auch beim Manhart sind die neuen Wege angegeben. In der »Erschliessung der Ostalpen« ist die Manhartgruppe im III. Bande auf der Seite 590 behandelt, die Wischberggruppe III, 590—595.

Unter den Landkarten ist die Specialkarte 1:75 000 Blatt Flitsch (Zone 20, Col. IX) für den Besucher vollkommen ausreichend. Wer sich aber genauer und eingehender mit der Gegend beschäftigen will, wird auch hier wie anderwärts zur photographischen Kopie der Originalaufnahme 1:25 000 greifen müssen. Als Reisezeit ist am meisten der August zu empfehlen, am schönsten aber ist hier der Frühsommer, der Juni, wenn der Frühling in die Berge steigt und das Grün der Thäler reizvoll absticht gegen den Schnee der Gipfel.

C. Touristischer Teil.

Von Alpinismus in einer Gegend sprechen wir erst dann, wenn die Berge um ihrer selbst willen bestiegen werden. Das geschieht nicht durch die einheimischen Hirten und Jäger, sondern durch Fremde, meist Gebildete. Mögen nun auch in der Manhart- und Wischberggruppe die Einheimischen seit Jahrhunderten ihre Berge bestiegen haben, der eigentliche Alpinismus ist jünger.

Als einen Ausdruck des Interesses, welches die Gebildeten an den Bergen einer Gegend genommen haben, könnte man für die früheren Zeiten die Anführung von Gipfelnamen in den Landkarten annehmen. In unserem Gebiete erscheinen

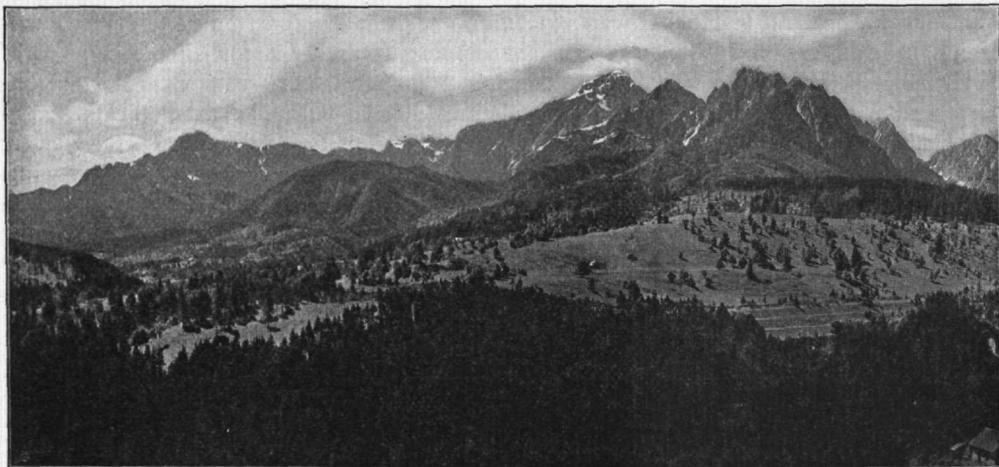
¹⁾ Hecht, Zeitschr. 1883, Euringer Tour. XIX.

wirkliche Gipfelnamen (vom Predil sehe ich ab) in grösserer Menge erst in unserem Jahrhundert. Sigmund Otto nennt 1650 nur den Manhart, Zauchenberg 1718 Manhart Mons und Köntenberg. Den Zeichner dieser Karte nennt Herr Prof. Frischauf, Ö. T.-Z. 1895, S. 30, mit einem komischen Lesefehler Gaucherberg; seine Karte ist nicht sehr selten, ich kenne in Kärnten allein drei Exemplare. Dass man von solch' alten Karten keine minutiöse Genauigkeit der Entfernungen verlangen darf, ist ebenso selbstverständlich, wie dass Zauchenberg mit dem Namen Manhart Mons nicht das Triglavmassiv bezeichnen wollte. Homann Lotter hat 1735 noch den heiligen Berg; Florianschitsch 1744 Manhart, Köntenberg, Luschari, Seckopf und M. Planina (= Planicathal); Kindermann 1791: Gr. Nabois, Manhart, Luschari; Weiland 1825: Seckopf, Manhart, Planica, Gr. Nabois. Erst die Orig.-A. d. K. v. Ill. 1836, bringt eine reichere Auswahl, wie im topographischen Teile erwähnt, auf ihr beruhen dann die moderneren Karten.

Aber mit der Angabe eines Gipfelnamens in den Karten ist selbstverständlich noch nichts über seine Besteigung gesagt. Von Touristentum in unseren Gruppen hören wir erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Der erste wirkliche Alpinist war hier Franz Graf v. Hochenwart, welcher 1794 den Manhart bestieg; seine Nachfolger in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts waren Custos Freyer und Graf Christallnigg. Bei der ersten Triangulierung zwischen 1825—1835 wurden Wischberg und Manhart bestiegen, jedoch ist keine weitere Kunde darüber bekannt geworden. Der erste, der unsere Gruppen einer eingehenderen Betrachtung wert hielt, war Gustav Jäger aus Wien, der Gründer des Touristenclubs. Wie es scheint, ist der Wischberg zwar in beiden Gruppen seine einzige Hochtour gewesen, trotzdem schrieb er ein Büchlein »Der Touristenführer im Kanalthale«. Es beruht dieses Werk auf unzureichendem Wissen, und es ist nicht schwer, ihm eine Reihe von Fehlern nachzuweisen. Aber trotzdem müssen Jägers Verdienste anerkannt werden, er hat die Aufmerksamkeit weiterer alpiner Kreise auf die Raibler Berge gelenkt. Mitte der siebziger Jahre vollführte Herr Hofrat Wurmb, damals Ingenieur in Villach, seine kühnen Touren, die er in so frischer und lebendiger Weise beschrieb. In den Jahren 1877—1879 durchwanderte Herm. Findenegg den westlichen Teil der Raibler Berge und beschrieb ihn, Zeitschr. 1879, S. 365—380. Er überragt Jäger weit in seinem Wissen und hat sich vor allem dadurch verdient gemacht, dass er die verwickelte Namengebung der Wischberggruppe in Ordnung brachte. In den folgenden Jahren dehnte Dr. Jul. Kugy seine alpine Thätigkeit auch hieher aus. Er ist es ja gewohnt, »sich in den Julischen Alpen als Hausherr zu fühlen, und die alpinen Kreise sind wieder seit Jahren geneigt, dieselben als sein Reich zu betrachten« (siehe J. Kugy »Neue Touren in den Julischen Alpen«, Ö. A.-Z. 1898, S. 93). Seiner nimmer rastenden Energie, verbunden mit der wunderbaren Kletterfertigkeit seines Hauptführers Andrej Komac sind auch hier die grössten und schwierigsten Touren gelungen. Eine ganze Reihe von Gipfeln hat er als Erster überhaupt, oder wenigstens als erster Tourist erstiegen, und seine zahlreichen Aufsätze in alpinen Zeitschriften haben die Kenntnis auch dieses Teiles der Julischen Alpen wesentlich gefördert. Eine solch' ideale Verbindung eines so tüchtigen Führers, der auf die Absichten seines Herrn so sehr eingeht, und eines Touristen, der so leistungsfähig in jeder Beziehung, von solch' glühender Liebe zu seinen Bergen erfüllt ist und dabei auch seine Touren so ansprechend zu schildern versteht, wird sich nicht oft finden. In den Jahren 1893—1898 besuchte auch ich die Raibler Berge zu allen Jahreszeiten und suchte, was ich in der Natur gelernt, zu erweitern durch Studien in den benachbarten Archiven. (Ich sage hier nochmals* meinen besten Dank allen, die mich unterstützt haben, besonders Herrn Aug. Ritter von Jaksch, Landesarchivar in Klagenfurt, für seine stets bereite Hilfe.)

I. Die Manhartgruppe.

Lahnspitzen. Geht man von Raibl zum Predil hinauf, so hat man zur Linken immer die Lahnspitzen, welche von einem gegenüber und höher gelegenen Punkte, z. B. dem Raiblerschartel, ganz imponierend aussehen. Ihre Gipfel stellen dem Bergsteiger keine nennenswerten Schwierigkeiten entgegen, und da sie bis zur Spitze eine wenn auch spärliche Ziegenweide darbieten, so sind sie schon seit Jahrhunderten, oder wie man zu sagen pflegt, seit jeher bestiegen worden. Der natürliche Zugang zu ihnen ist allerdings nicht auf der Raibler-, sondern auf der Ostseite, also vom Herjuda- und Sindovthale aus. Von Touristen sind sie aber bis jetzt wenig besucht worden, mir sind nur zwei Beschreibungen touristischer Besteigungen bekannt geworden. Wichtiger ist die des Grintovc von der Westseite durch Dr. Arth. Heffter am 23. August 1888 (Mitth. 1888, S. 243). Er nennt den ganzen Zug dort »Zahnspitzen«, was jedenfalls nur auf einem Missverständnisse beruht, sie waren ihm durch ihre Schroffheit und durch ihre weissen Schuttrinnen

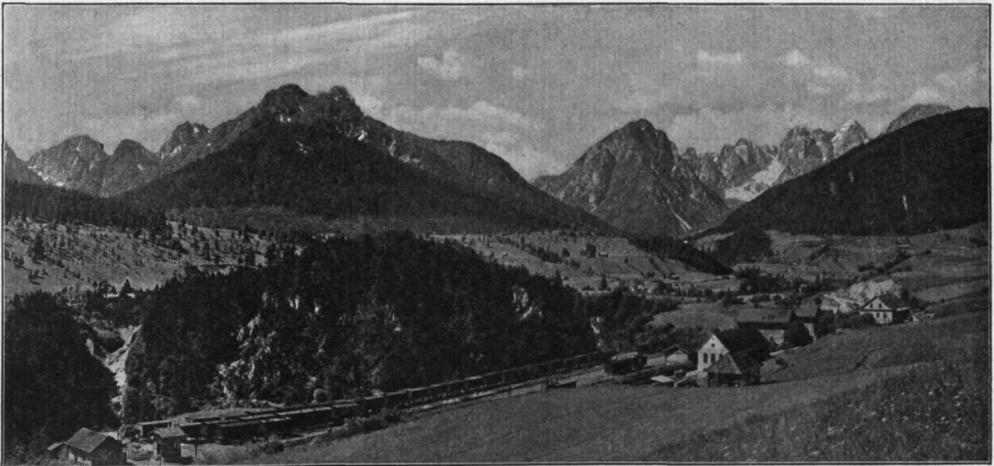


Manhartgruppe vom Tarviser Bahnhofe aus.

aufgefallen. Mit dem Führer Pinter brach er um 9 Uhr 20. Min. von Raibl auf, erreichte 10 Uhr 10 Min. die Thörleralp und wandte sich dann zu einem Couloir, welches nördlich von der höheren Spitze (diese ist ein Doppelgipfel) herabzieht. Oben verengt sich dieses zu einem kleinen Tunnel und ist nicht passierbar. Man kletterte daher mit Zuhilfenahme des Seiles rechts heraus über glatten Fels, eine nicht unschwierige Passage, und gelangte dann über Krummholz und Rasen zur Spitze, 12 Uhr 30 Min. Die Aussicht war eine sehr schöne, weitumfassende und sehr lohnende im Verhältnis zur geringen Höhe. Nach der Angabe Pinters sei ein Tourist früher noch nicht oben gewesen. Das ist nicht richtig. Den Westweg dürfte allerdings früher noch niemand benützt haben, aber von Osten her, von der Skerbinca aus, ist der Zugang absolut leicht. Die Hirten mit ihren Ziegen und Schafen gehen alljährlich dort auf den Gipfel. Aber auch Touristen aus der Umgebung, besonders Herr Baron May, haben ihn besucht und seine Aussicht gerühmt. Ebenso ist auch der Bericht Eisslers (Ö. A.-Z. 1883 »Aus den Raibler Bergen«), der einen von ihm Vrsic genannten Berg gelegentlich an einem Nachmittage von Raibl aus bestieg, hierher zu ziehen. Ich bestieg mit Mich. Fillafer diesen Gipfel am 29. Oktober 1893 vom Vrsicsattel aus über die Skerbinca (in

50 Min.) und verband damit einen Besuch des Vrsic, der gleichfalls von der Skerbinca aus ganz leicht erreicht werden kann.

Sehr empfehlenswert ist eine Wanderung über den ganzen Zug der Lahnspitzen. Ich vollführte sie am 18. November 1894 mit Thomas Wenzl vom Predil, der von seiner Hirtenzeit her das ganze Gebiet genau kennt. Um 7 Uhr 20 Min. verliessen wir das Dörfchen Predil, schritten auf der Strasse noch weiter bis zu der Festung und bogen knapp vor dieser auf einem Fusspfade nach Norden ab. Durch das Herjudathal stiegen wir auf der östlichen Seite zuerst steil aufwärts, dann weiter oben mehr eben fort (links blieb wenig höher der Predilkopf) bis zu der Herjudascharte, die jenseits steil zum Ursprungskar des Fallbaches abfällt. Hier wendeten wir uns rechts, überschritten zwei niedrige, mit Krummholz bewachsene Köpfe, von denen der erstere, 1835 *m*, etwas höher ist, man nennt ihn auch den kleinen Hlebce; vom zweiten mussten wir steil hinunter und dann ebenso wieder hinauf auf den Grossen Hlebce, ca. 1880 *m* (10 Uhr 15 Min.). Von ihm stiegen wir nach Nordost in die Einsenkung zwischen ihm und dem Skutnik, so dass



Wischberggruppe vom Tarviser Bahnhofe aus.

wir an die Ostseite des letzteren gelangten, von wo uns zuerst ein kleines Couloir, dann Rasenflächen, leicht auf die Höhe führten (drei Viertelstunden). Es war ein so heller, sonniger Tag, wie ihn nur der Spätherbst oder Winter in unseren Bergen bringt. Bis zu einer Seehöhe von 800—900 *m* war überall Nebel, wie ein weisses Meer. In Tarvis sah man an jenem Tage die Sonne nicht; um die Höhen aber flutete es von Licht und Glanz. Die Aussicht war von solcher Klarheit, dass die Ferne zauberisch in die Nähe gerückt war. Vom Gipfel des Skutnik stiegen wir über Fels steil ab in das Sindovthal, in diesem aufwärts bis zur Skerbinca, um noch den Grintovc zu besuchen, bevor wir uns von den Höhen trennten und nach Raibl in den Nebel hinabstiegen. Es ist eine Wanderung, die für das Frühjahr oder den Herbst nicht genug empfohlen werden kann.

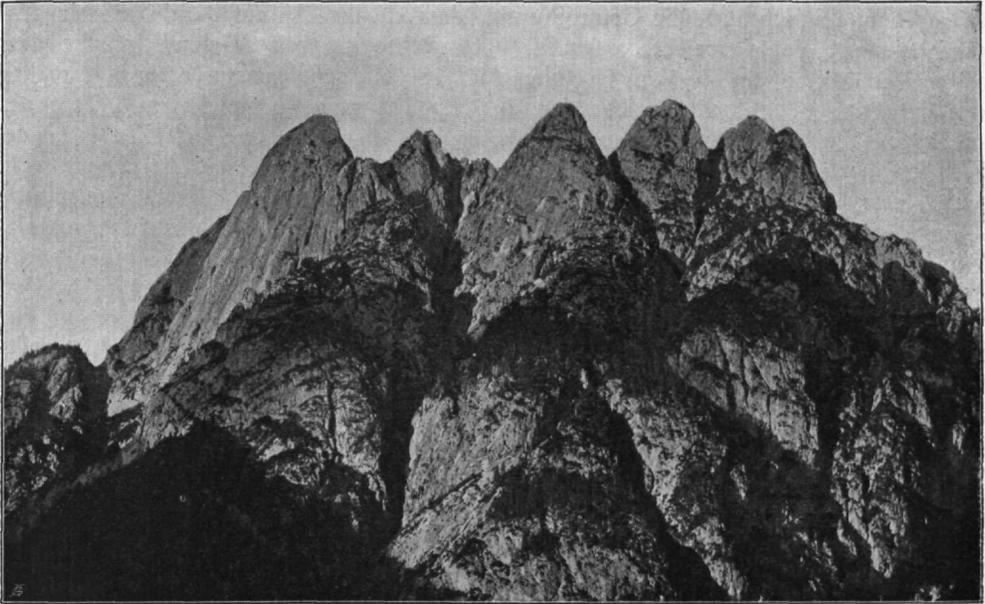
Der Übergang von Raibl über die Thörlerschneide in das Römerthal ist genügend bekannt, ich beschäftige mich daher nicht weiter mit ihm.

Fünfspitz. Von allen Bergen, die man rund um Raibl sieht, imponiert keiner mehr als der Fünfspitz; »seine wildgrotesken Formen, eine Gruppe von fünf Felstürmen in Zuckerhutform, sind allein eines Besuches und einer bildlichen Aufnahme wert« (Jahrb. d. Ö. A.-V. V, S. 209). Es ist daher erklärlich, dass er schon

früh Beachtung von seiten der Bergsteiger fand und eine kleine alpine Geschichte aufzuweisen hat. Seine Formen sind so kühn, dass man auch annehmen konnte, er sei von den Einheimischen noch nicht bestiegen worden. Dennoch war er ihnen nicht ganz unbekannt. Auf der Mittelspitze (III, siehe S. 397, Jahrg. 1900 der Zeitschr.) wurden früher Ziegenböcke zur Weide so hoch hinaufgebracht, dass man annehmen muss, auch die Spitze sei von Hirten betreten worden. Sicher kannten den Weg zu ihr Jäger, die auch den Übergang von ihr zu I und II machten (so z. B. die beiden Jäger Wedam und Miller mit einem Forstbeamten schon vor etwa 20 Jahren). Nach Dr. Heffter (Mith. 1888, S. 243) wäre III im Jahre 1883 überhaupt das erste Mal bestiegen worden, was ihm jedenfalls sein Führer Pinter erzählte. Wirklich findet sich auch in dessen Führerbuch am 26. Juli 1883 der Vermerk, dass jemand (den Namen konnte ich nicht lesen) mit ihm den mittleren Fünfspitz von Raibl aus direkt bestiegen habe. Es kann dies immerhin der erste Tourist sein, ich wenigstens weiss von keinem früheren. Am 4. Juni 1884 oder 1885 bestieg ihn Utterson Kelso, seitdem wurde er öfter besucht, und ihn meint man, wenn man vom Fünfspitz schlechtweg spricht. Führer war immer Pinter, denn die anderen Raibler Führer wussten keinen Weg. Am 2. August 1889 bestieg Krischker mit Pinter den nördlichen, bis dahin »noch unerstiegenen Fünfspitz«. Auch diese Besteigung kann ganz gut die erste touristische sein. Die beiden südlichen Spitzen (IV und V) dagegen waren bis 1896 wirklich noch unerstiegen, auch Einheimische sind nie hinaufgekommen. (Ich bemerke, dass ich unter »ersten Besteigungen« immer wirklich erste, nie sogenannte »touristische« verstehe.)

Ich lernte I und II zuerst am 24. September 1893 unter der Führung Pinters auf dem gewöhnlichen Wege kennen. Wir verliessen Raibl um 9 Uhr vormittags, gingen zum Kunzenbachgraben und stiegen (zuerst auf der südlichen Lehne) teilweise steil, meist aber auf gutem Waldwege durch den Schwarzwald auf das Kleinaihl zwischen Schober und Fünfspitz, 10 Uhr 45 Min. Auf der Ostseite des letzteren führt ein schöner Fussweg zum idyllisch gelegenen Greuther Aibl, von hier geht man in nördlicher Richtung noch etwas aufwärts bis zu einem kleinen Graben, der von der ersten Fünfspitze linksher kommt, in und neben diesem durch Wald und Gebüsch hinan zu einem von unten deutlich sichtbaren Felsen (einer »Mosesgestalt«), links von diesem vorbei über eine Kletterstelle auf den Kamm und nun südlich auf einem breiten Felsbände zur Spitze von I (12 Uhr 30 Min. bis 2 Uhr). Alle Fünfspitzköpfe gewähren eine schöne Aussicht, sind sie doch mitten hineingestellt zwischen Manhart und Wischberg, daher auch I, welcher der höchste ist. Da er zugleich auf diesem Wege der leichteste ist, so verdiente er wohl mehr Besuch. Von I gingen wir hinüber zu II; leicht liess sich die Schlucht zwischen beiden überschreiten und in einer Viertelstunde waren wir auf dem letzteren. Den Rückweg nahmen wir von dem obersten Rande der Schlucht zwischen I und II auf ziemlich schmalen Bändern auf der Ostseite von I bis zum »Wiesel« unter dem »Mosesfelsen«, wo wir wieder in unsere alte Anstiegsrichtung einlenkten. Um 3 Uhr waren wir zurück beim Greuther Aibl, und von da ging ich in zwei Stunden über den damals eben neuhergerichteten, schönen Waldsteig auf der Ostseite des Aiblkopfes hinunter in das Römerthal zur Quelle und hinaus nach Tarvis.

Etwas mehr als der I. wird der III., die Mittelspitze, 1902 *m.* bestiegen. Dr. Schonka und ich machten mit dem Führer Michael Fillafer, der damals den Weg noch nicht kannte, am 15. Oktober 1895 diese Tour. Wir verliessen Raibl um 6 Uhr früh, gingen zu den Ruinen der alten Zementfabrik, bei der Wasserleitung über den Bach, dann zur Brunnstube, über den Rücken aber wieder hinab in den Gamsgraben bis zur ersten grossen Schlucht (mit neuen Wasserrissen), die aus dem Fünfspitzenmassiv von linksher kommt, durch diese hinauf zum sogenannten ersten



Fünfspitz von Raibl aus.

Lerchkopf, und an diesem aufwärts bis zu einer von Osten kommenden Schlucht. Am rechten Rande (im Sinne des Anstieges) derselben geht es in einem Bogen bis zum Ende der Schlucht; hier zieht eine zweite von rechts herauf. Man geht nun auf einer schmalen Leiste über die Schneide zwischen beiden und gelangt dadurch zum zweiten Lerchkopf; diesen quert man linkshin. Ein »Wandel« trennt diesen von dem dritten Lerchkopf, dann gelangt man leicht durch Krummholz an den Südfuss des Gipfelturmes. Nun muss man ein Couloir durchklettern (die schwierigste Stelle), am besten an seinem rechten Rande; über ihm sind leichte, aber auch sehr lockere und brüchige Felsen. Man macht dann eine Drehung auf die Nordseite und steigt hier durch eine seichte Rinne etwa 10 m hoch hinauf (Frl. Tomasson nahm am 30. Juli 1896 das letzte Gipfelstück direkt) auf den Gipfel, den man von Raibl aus in etwa 3—3½ Stunden erreicht. Bis zum Couloir findet man Wegspuren. Wir verliessen damals die Spitze um 11 Uhr, stiegen über den obersten Gupf auf dem nämlichen Wege wieder herab und lenkten auf einem breiten Rasenbande der Schlucht zwischen II und III zu. Das Band wird zuletzt schmal, und man muss in den Felsen weiter klettern, bis man durch einen Wasserriss auf den Grund der Schlucht kommt, aus welcher man einen wunderhübschen Ausblick auf Raibl hat. Durch diese Schlucht geht man etwa 20 m aufwärts bis zu einem grossen Steine und erreicht dann einen gut ausgetretenen Gamsenpfad, der in die Schlucht zwischen I und II führt, durch welche man leicht jede der beiden Spitzen erreichen kann (etwa 1 bis 1½ Stunden von III). Diese Durchquerung der nördlichen Fünfspitzgruppe (III—I) ist eine sehr hübsche und nicht zu schwere Wanderung, etwas Kletterei ist allerdings notwendig. Frl. Tomasson wiederholte diese Tour am 30. Juni 1896 mit Fillafer in noch kürzerer Zeit.

Den Gipfel IV, von dem ich wusste, dass er noch nicht erstiegen worden sei, hatte ich mir mehrfach angesehen und darnach meine Pläne gemacht. V ist nur ein Vorgipfel von IV und daher weniger interessant. Ich hatte Ende Juni 1896 gelegentlich einer Montaschpartie die Ehre, Miss Tomasson kennen zu lernen. Sie interessierte sich lebhaft für die sich ihr bietende Gelegenheit, eine Erstlingstour

zu machen, und ich hatte die Genugthuung, dass sie ihr Ziel auf dem von mir vorgeschlagenen Wege erreichte. Am 1. Juli machte sie mit Michael Fillafer den ersten Versuch, indem sie vom Greuther Aibl aus mit sehr grosser Kühnheit rechts von der grossen Schlucht, welche den äussersten linken Vorgipfel von IV trennt, zuerst über die glatte Wand, dann durch einen Riss emporkletterte, bis überhängende Felsen zur Umkehr zwangen. Auch weitere Versuche, welche die Dame mit seltener Ausdauer in den Schluchten rechts und links von der Spitze unternahm, führten an diesem Tage nicht zum Ziele. Glücklicher war die Partie am 3. Juli. Vom Greuther Aibl stieg man durch die Schlucht links von der Spitze hinauf; ein Absatz mit einem überhängenden Fels, etwa 3 m hoch, ist hier, wenn in der Schlucht kein Schnee mehr ist, die schwierigste Stelle. Gleich darauf kommt die Schneide, scharf wie ein Pferderücken, von der sich jenseits eine sehr steile Schlucht hinabzieht. Direkt von der Schneide geht es dann rechts über die Wand auf kleinen Stufen, schmalen Bändern und kleinen Tritten etwa 30 m hoch, dann wird es leichter, es fängt Krummholz an, und bald erreicht man wieder eine Schneide. Von hier geht man etwa 20 Schritte hinab in den obersten Teil der Schlucht zwischen IV und V und leicht durch diese auf ersteren. Nur eine Stunde hatte man vom Aibl bis zur Spitze gebraucht. Im nämlichen Jahre ist die Tour wiederholt worden: am 12. Juli von mir, am 30. von Herrn Herold aus Tarvis, beidemale war Fillafer Führer. — Der Aiblkopf, 1742 m, ist leicht von dem Sattel zwischen ihm und den Fünfspitzen zu besteigen.

Die Manharthauptkette beginnt mit dem breiten **Vršecssattel**, 1743 m. Dieser gewährt einen oft begangenen, bequemen Übergang vom Predil in das Römerthal; aber schöner und besser als der schlechte und an einigen Stellen nicht ganz leicht zu findende Weg durch das Thal ist eine Kammwanderung vom Vršecssattel über die Thörlerschneide zum Greuther-Aibl und nun entweder östlich vom Aiblkopf hinunter in das Thal, oder westlich unter der Spitze weiter über den Kamm bis zum Eschelthalkopf und dann in das Thal. Vom Predil hat man etwa sechs bis sieben Stunden nach Tarvis. Es ist eine genussreiche Wanderung, ohne Kletterei, die daher für Leute, die nicht gerade an hochgradigem Schwindel leiden, vollkommen leicht und gefahrlos erscheint. — Den **Gamsspitz**, ca. 1910 m, besteigt man am besten vom Vršecssattel aus, da der lange Ostgrat wegen einer tief eingeschnittenen Schlucht nicht gut gangbar ist. Von der Südwestseite dagegen führt ein Schafsteig zuerst steil, weiter oben sanfter über den breiten Rücken empor. Touristisch wurde der Berg noch nicht beachtet, obwohl man von ihm eine ganz hübsche Aussicht hat. Interessanter ist es, ihn auf seiner Nordseite zu queren. Es führen nämlich von der Römerthal-Kernica zwei Bänder zur Gamsthalscharte, ein recht alpiner Weg, für den der Jäger Miller in Kaltwasser der richtige Führer ist.

Gamsthalscharte. In das Gamsthal verirrte sich einst Peuker (Ö. A.-Z. 1882, S. 234), welcher über die Thörlerschneide nach Raibl gehen wollte; den Schluss desselben nennt er unersteiglich. Mich führte der Jäger Miller am 7. Oktober 1894 hinüber. Vom Predil geht man zur Manhartalm und dann auf dem Wege zum Manhart bis zum Anstiege zum alten Tamer (slov. tamar = Schafpferch). Dort biegt man links in den Weissenbachgraben ein, durch diesen geht es bis auf die Schneide, die man links von dem auffallenden Turme zwischen Gamsspitz und Grosser Bucherspitze erreicht. Etwas rechts von dem tiefsten Punkte der Schneide erfolgt der Abstieg, der nicht schwer ist.

Wir verbanden damals damit einen Versuch auf die Kleine Bucherspitze. Schon Millers Grossvater hat sie als junger Mensch bestiegen und ebenso auch Miller selbst vor etwa 30 Jahren. Sie traversierten dieselbe, indem sie auf der Westseite vom obersten Gamsthal aufstiegen und über die Südostflanke zum



Naturaufnahme von R. Ghon.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Römerthalschluss und Kl. Bucherspitze.

Moritsch-Aibl hinunter gelangten. Vom obersten Gamsthal führt nämlich ein breites, gutes Band in die Höhe, weiter oben geht man mehr eben über breite und schmale Bänder oberhalb einer grossen Schlucht bis zu dem Grate, der die Kleine Bucherspitze mit dem auffallenden Südturme verbindet. Nun über diesen Grat nach Nord, zuletzt über recht glatte Felsen, bis man zum Gipfelblock kommt, der durch eine kleine Schlucht getrennt, jenseits noch etwa 20 m mit ganz glatten Wänden aufragt. Miller hatte seiner Zeit hier alles viel besser und gangbarer, die Felsen mehr mit Erde bedeckt und mit Krummholz bewachsen, angetroffen. Mir war an jenem Tage nicht ganz wohl, und so gaben wir das weitere Vordringen auf. Ich glaube aber, dass man durchkommt, wenn auch mit einiger Anstrengung. Später kam ich leider nie mehr dazu, den Versuch zu wiederholen. Der Nordgrat soll nach der Aussage Millers in der Nähe des Gipfels, den also noch kein Tourist betreten hat, sehr brüchiges Gestein haben.

Östlich von dem auffallenden Turme am Süden der Kleinen Bucherspitze, zwischen dem Turme und der Grossen Bucherspitze, befindet sich die interessante Bucherscharte. Sie wurde ausser von Jägern und Hirten auch von Touristen überschritten, z. B. von Herrn Baron May. Man erreicht sie von der Manhartalm durch den Weissenbachgraben. Im obersten Kar zwischen Kleiner und Grosser Bucherspitze muss man zuerst auf der westlichen Seite hinabsteigen, unter dem ersten Absturze geht man östlich fort gegen das Moritsch-Aibl bis zu dem Pfade, der von der Römerthalscharte, 2113 m, herabkommt, dann wendet man sich gegen Nord und kommt mit Hilfe eines nicht leicht zu findenden Steiges durch Krummholz und Gebüsch in den »Boden« des Römerthales und zur Weissenbachalm. Ich brauchte von der Passhöhe bis nach Tarvis ca. 4 $\frac{1}{2}$ Stunden.

Die **Grosse Bucherspitze**, ca. 2200 m, besteigt man am besten von der Bucherscharte, wo ein hergerichteter Gaissteig über die erste Wand hinaufführt; aber auch über die Felsen der Südostseite sind schon Hirten, wenn auch schwieriger, hinaufgelangt, von Touristen wurde sie noch keiner Beachtung gewürdigt. Ich bestieg sie am 3. Juni 1894 mit dem Führer Rud. Baumgartner, der sie noch nicht kannte, und sie fälschlich immer Gamsspitz nennt. Von der Bucherscharte steigt man über den schon erwähnten Gaissteig ganz bequem empor über die steilen Felsen, dann geht man durch Krummholz bis zum Grat und womöglich immer über diesen bis zur höchsten Erhebung des Kammes. Wir gebrauchten vom Predil etwa 3 $\frac{1}{4}$ Stunden. Auf dem Grate sind ein paar Stellen nicht ganz leicht, aber es giebt doch nirgends eine ernstliche Schwierigkeit. Es ist eine sehr angenehme Tour, die Schau hinüber zur Kleinen Bucherspitze und hinunter in das Römerthal ist von packender Grossartigkeit. An der Ostseite der Grossen Bucherspitze befindet sich, durch eine tiefe, schwer überschreitbare Schlucht von dem Haupt Rücken getrennt, ein ganz leichter, unbedeutender Vorgipfel, ein rechter »Mugel«, wie wir Österreicher sagen, auf den man in wenig Minuten über eine sanfte Lehne von der Römerthalscharte kommt. Diesen erstieg der Führer Baumgartner mit Herrn Linsmayer am 19. August 1896 und mit den Frl. Anna und Paula Magdalinski im Sommer 1897. Die letztere Tour ist in der Ö. A.-Z. 1898, S. 257, im Verzeichnis der neuen Touren von 1897 als eine Erstlingstour angeführt! Wenn die eine der beiden Damen in ihrem Tourenverzeichnis (Ö. A.-Z. 1898, S. 46) diesen Weg, durch den Führer jedenfalls falsch berichtet, mit dem Vermerk »I. Besteigung« versieht, so ist das wohl nur eine Liebenswürdigkeit von ihr; Sie will damit sagen, dass es ihr bei uns so gut gefallen hat, dass sie es für der Mühe wert hält, auch einen solchen Spaziergang zu verzeichnen — aber in einem alpinen Fachblatte, wie der Ö. A.-Z., sollte so etwas doch nicht als erste Besteigung angeführt werden. — Die **Römerthalscharte** ist gleichfalls schon seit langer Zeit benützt worden. Schon

Graf Christallnigg (Carinthia 1842, S. 173) weiss, dass man auch über Nesselthal auf den Manhart gelangen kann; dieser Übergang wurde auch in späterer Zeit mehrfach von Touristen benützt. Am 28. Juni 1901 überschritt diese Scharte auch die 3. Kompagnie des 8. Jäger-Bataillons in Tarvis (Leipzig, Illustr. Zeit. Nr. 3034). Wenn ich ihn auch nicht als Anstieg zur Manharthütte wählen würde, so vermittelt er doch, nach meinem Geschmacke wenigstens, den schönsten Abstieg; ja im Frühjahr (ich lernte ihn am 20. Mai 1894 kennen) gewährt er sogar den Reiz einer hochalpinen Unternehmung. Man geht von der Manharthütte direkt hinauf unter die Hochspitze, auf einem Steige hinüber zur Scharte, dann rechts durch die Schlucht und kommt dadurch zum Moritsch-Aibl, einem grossartigen Felsenzirkus. Hier muss man einen ziemlich grossen Bogen nach Ost machen, um den Steig zu finden, der durch Krummholz über die »Wandel« der obersten Thalstufe hinunter in den »Boden« führt, einem prächtigen Platze mit einer Quelle. (Von der Manharthütte bis zum Tarviser Bahnhofe ca. fünf Stunden.)

Visoka špica, ca. 2250 m. Schon Herr Baron Leo May de Madiis (Mitth. 1887, S. 270) sagt von der Hochspitze (die er freilich auch nach dem Sprachgebrauche Baumgartners sen. Bucherspitze nennt), dass die Hirten der Manhartalm sie öfter besuchen, ebenso schätzt er auch ihre Höhe ganz richtig. Als wahrscheinlich erster Tourist bestieg sie Dr. Heffter mit dem Führer Baumgartner sen. am 29. August 1887. Die Beschreibung dieser Tour (Mitth. 1887, S. 217, unter Bucherspitze) ist allerdings so gehalten, dass man auch an eine Ersteigung der Grossen Bucherspitze von der Ostseite her glauben könnte. Ich weiss es aber von dem Führer selbst, dass damals die Hochspitze bestiegen wurde. Auf der wirklichen Grossen Bucherspitze war Baumgartner mit mir das erste Mal (3. Juni 1894). Den Weg des Herrn Dr. Heffter wiederholte ich am 24. Mai 1894. Anton Guk vom Predil begleitete mich als Träger. Um 7 Uhr 45 Min. hatten wir die Manharthütte erreicht, wendeten uns dann zu der Einschartung zwischen Grünspitzen und Hochspitze und erstiegen die letztere über den steilen Rasen und die kleinen Felsstufen der Ostseite. Oben von 8 Uhr 45 Min. bis 10 Uhr 30 Min. Die Rasenpolster waren noch feucht und weich gewesen, daher zogen wir es vor, den damals sichereren Rückweg durch die Rinne zwischen den zwei Spitzen einzuschlagen. Trotz aller dieser Touren ist nach dem Führerbuche des Pinter die Hochspitze am 7. Aug. 1895 wieder einmal »das erste Mal« bestiegen worden. - Die Grünspitzen sind leicht zugänglich.

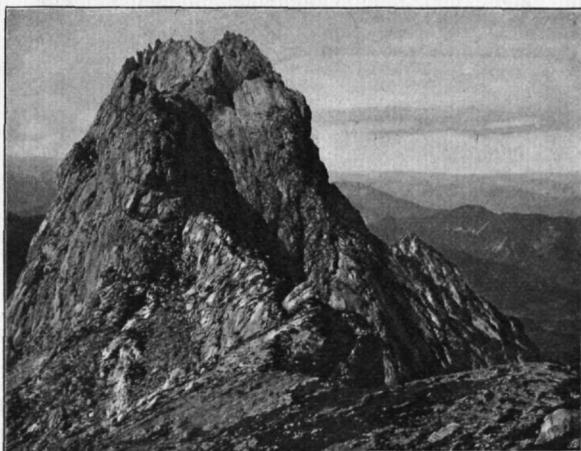
Die **Lahnscharte** wurde gleichfalls seit langer Zeit überschritten. Schon bei der ersten Besteigung des Manhart, über welche eine Beschreibung vorliegt, vermittelte sie den Rückweg; Militärpatrouillen und ganze Kompagnien haben sie durchstiegen, auch ist der Weg durch sie mehrfach beschrieben worden. In Rabls Touristischen Heften: 1879 I, S. 37, wird die senkrechte Höhe gegen das Seethal zu auf 1000 m und die durchschnittliche Neigung auf 35° geschätzt. Es zieht dort ein steiler Geröllgraben herab, der unter Umständen, z. B. bei vereistem Schnee, auch recht unangenehm werden kann. Im Sommer aber ist er gewöhnlich schneefrei. Es ist sehr zu beachten, dass man, um durch ihn abzustiegen, die westlichste Schlucht, wo der Kamm schon wieder gegen die Grünspitzen ansteigt, wählen muss. Es führt allerdings auch die nächste Schlucht (von Westen her die zweite) in den Graben, aber diese ist schlechter als die erste, es finden sich in ihr auch ein paar Kletterpartien. Frä. Jenny Herzberg (Ö. A. Z. 1890, S. 62) hat einen Gang durch sie in ihrer bekannten, lebendigen, fesselnden Weise beschrieben. - Die runde Kuppe des **Traunik** bietet kein alpines Interesse; in den Wänden ihrer Nordwestseite ereignete sich jenes Unglück, welches in den Mitth. 1888, S. 243, ausführlich besprochen ist. Auch der **Traunikattel**, zwischen der Traunikuppe und dem Kleinen Manhart, ist ein alter Übergang. Da er im Anstiege angenehmer ist als

die Lahn, wird er bei Manhartbesteigungen von Weissenfels aus gewöhnlich benutzt, so schon 1794 vom Grafen Hohenwart. In Rabls »Touristischen Blättern« 1879, I, S. 37, wird er »nicht nur beschwerlich, sondern auch bedenklich« genannt. Es giebt auch ein paar ziemlich schmale Stellen über Abstürzen, so dass Leuten, welche an hochgradigem Schwindel leiden, der Weg nicht anzuempfehlen ist. Da aber der Steig von der Section Krain neuerdings wieder verbessert und markiert worden ist, so kann man ihn wohl harmlos nennen.

Das Felshorn des **Kleinen Manhart** hat begreiflicherweise nicht das Interesse der Einheimischen erweckt, wohl aber hat es in neuerer Zeit kühne Alpinisten durch seine prächtige Gestalt zu Erklärungsversuchen förmlich herausgefordert. Der Weg ist für den Beschauer klar vorgezeichnet: er führt entweder über den Westgrat und weiter oben durch eine seichte Rinne, oder über den Ostgrat. Dieser letztere ist kürzer, aber es ist dabei eine sehr steile und schwierige Wandstufe zu überwinden. Der Berg ist das erste Mal von Dr. Kugy und Bois de Chesne am 13. Sept. 1891 mit Andrej Komac (Ostalpen III, S. 590) erstiegen worden, welche über den Westgrat an- und über den Ostgrat abstiegen. Diese schöne und schwierige Kletterei wurde durch Frau Else Berrer (geb. Mebold) mit Herrn Hacker am 7. Sept. 1897 wiederholt.

Grosser Manhart, 2678 m.

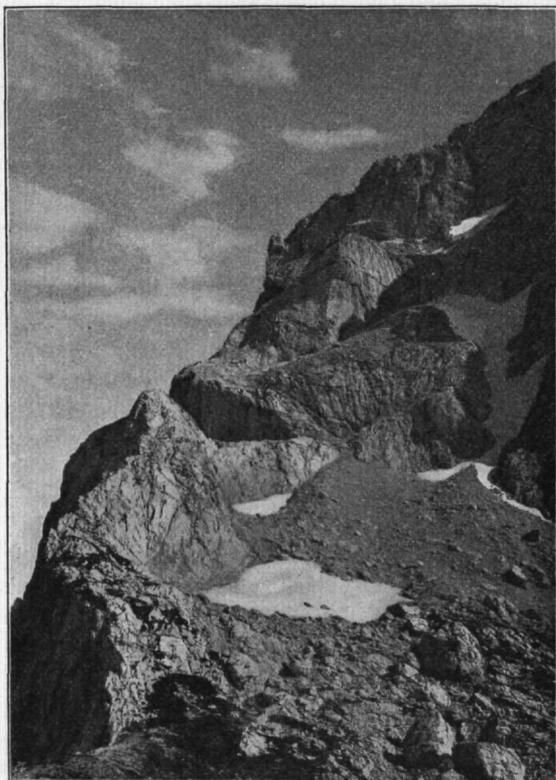
Auch die höchste Erhebung der ganzen Gruppe wurde, wie ich glaube, seit alters her von einheimischen Jägern und Hirten erstiegen. Zur Zeit der ersten, durch einen Bericht überlieferten Besteigung, 1794, war einem Weissenfelser Schmiedmeister und Jäger der Weg zum Gipfel schon bekannt. Freyer fand 1837 auf dem Gipfel einige Ziegen, und auch jetzt noch haben die



Kleiner Manhart von Süden.

Brether junge Ziegenböcke an Stellen, von denen man absolut leicht bis zum Gipfel gelangt. Auf der Ostseite des Manhart nämlich, dort wo der lange Manhartgrat ansetzt, sind begrünte Stellen, die auf der Südseite des Gratanfanges tief herunterreichen bis zu der grossen, den Grat ganz durchsetzenden Schlucht. Diese Stelle wird »Bockleiten« genannt. Steile, ganz glatte Felsenplatten trennen sie von dem Thale der Koritnica, so dass man von dem Manhartgrate wohl tief hinunter, aber nicht von der Koritnica hinaufgelangen kann. Es werden daher auch die Ziegen auf dem Touristenwege aufgetrieben. Vom Grate aber kommt man leicht auf den Gipfel, so dass der Weg dorthin den Einheimischen nicht verborgen bleiben konnte.

Der wichtigste Weg ist jener auf der Nordseite, auf dem sich bis in die neueste Zeit alle Besteigungen abspielten. Man mag von Weissenfels über den Traunik oder vom Predil über die Manhartalm und das Schutzhaus kommen (beide Wege sind jetzt markiert), immer muss man zur Traunikscharte und zum Nordostfuss des Kleinen Manhart (von Weissenfels etwa vier Stunden, von Predil $3\frac{1}{4}$ Stunden). Von da geht man zuerst südöstlich über Geröll und meist auch Schnee bis zu dem Felseneinstieg bei der ersten Platte. Diese, an sich leicht, ist jetzt auch noch mit Stufen und Stiften versehen; man hat zwar links den tiefen Abgrund gegen das See-



Die »Platten« im Manhart-Anstieg.

thal; aber die Platte ist breit und steigt gegen den Abgrund zu an, so dass man wie hinter einer Brustwehr geht. Es folgt eine kleine, ebenere Stelle, ein nicht sehr geneigtes, breites Schneefeld, das nach Ost hin durchschritten wird. Dann wendet man sich gegen Süd und übersteigt die steilere zweite Platte, zwar etwas näher am Abgrunde, aber doch so, dass man nicht genötigt ist, in denselben hinabzusehen; auch bieten eingehauene Stufen und Stifte Stützen für Hand und Fuss. Etwa 20 Schritte westlich von der zweiten Platte ist eine leicht erreichbare Quelle. Von der zweiten Platte wendet man sich östlich zu einem breiten, anfangs beinahe ebenen Geröllfelde, das sich zum Ostgrate des Manhart hinaufzieht. Der Zugang zu diesem Geröllfelde, es sind übrigens nur ein paar Schritte, die sogenannte »Stelle«, ist das unangenehmste Stück des ganzen Weges. Man muss nämlich den letzten Ausläufer einer steil gegen den Abgrund sich senkenden

Schlucht überschreiten und je nach den Umständen ein paar Schritte im lockeren Gerölle oder Schnee, auch etwas absteigend, machen. Der weitere Weg ist ohne Schwierigkeit, man erreicht den Ostgrat, geht auf der Koritnicaseite auf gebahntem Steige nach West und steigt zuletzt über steilen Rasen zur breiten, geräumigen Gipfelkuppe, wenn man es nicht vorgezogen hat, über die leichten Felsen des Ostgrates selbst anzusteigen. Dies ist der gewöhnliche Weg. Man hat vom Traunik etwa zwei Stunden. Schon vor 1865 wurde er durch die Direktion der Raibler Gewerkschaft, 1885 und später mehrfach durch die Section Villach verbessert. Es giebt aber auch einen kürzeren Weg (um etwa drei Viertelstunden), den direkten Nordanstieg. Vom oberen Ende der zweiten Platte wendet man sich rechts, westlich über ein Geröllfeld bis zu einer Schlucht (durch die man übrigens auch heraufkommen kann), längs derselben steigt man gegen die Wand, um die Schlucht bei ihrem Ursprunge zu übersetzen. Jenseits derselben strebt man durch die grossen Blöcke der Berglehne in einem sanften Bogen der Spitze zu. Auch dieser Weg wurde durch die Section Villach 1894 und 1895 bedeutend verbessert, es stellte sich aber heraus, dass er nicht ganz steinsicher ist, auch ist er manchmal vereist. Dies ist auch die Ursache, weshalb er nicht ganz vollendet wurde, er sollte nämlich vom Ende der ersten Platte am Westfusse der vorspringenden Felsbastion, welche die zweite Platte enthält, über ein Wandl zu dem oben erwähnten Geröllfeld hinaufführen, wodurch die grösste Wegkürzung erreicht und alle Schwindelstellen vermieden worden wären.

Der erste Tourist, von dem wir wissen, dass er den Manhart bestieg, war Franz Graf von Hohenwart, welcher, begeistert für die Berge seiner Heimat, auch

viele Besteigungen im Trentastocke und in den Steiner Alpen unternahm. 1858 gab der vielgeschäftige und vielverdiente Mann zwei Hefte einer Zeitschrift heraus: »Beiträge zur Naturgeschichte, Landwirtschaft und Topographie des Herzogtums Krain«; in einem Aufsätze »Auszug aus meinen Alpenreisen-Tagebüchern über die Krainischen Hochgebirge« schildert er, Heft I, S. 42–46, seine erste Besteigung des Manhart am 20. August 1794, welche Tour er 1796 wiederholte. Die Schilderungen des Grafen Hohenwart sind übrigens ganz gut in der Erinnerung der Alpenfreunde erhalten geblieben (siehe Frischauf, Ö. T.-Z. 1895, S. 30), es sprechen davon z. B. Issler, Jahrb. des Ö. T.-Cl. 1879, S. 195, dann Graf, Tourist, XII 17, S. 1, und in einem längeren Aufsätze, Ö. T.-Z. 1885, S. 97. »Zur Erinnerung an zwei krainerische Alpenfreunde«. Der Bericht ist sehr interessant: Am 20. August 1794 verliess der Graf um 2 Uhr früh mit einem Schmiedemeister Weissenfels und erreichte den Trauniksattel nach vierstündiger Wanderung. Dort bemerkte er erst, dass sein Begleiter auch eine Flinte mitgenommen hatte, um Genssen zu schiessen. Da dieser fürchtete, die Genssen, die auf der Spitze stünden, könnten sie sehen und dadurch verscheucht werden, so schlug er mit dem Grafen einen Weg auf der Weissenfeler Seite ein. Sie gingen nun immer hart am Abgrunde, der links blieb, an ein paar Stellen mussten sie kleine Schluchten übersteigen oder auf schmalen Bändern traversieren, so dass der Graf sich mit dem Gesichte gegen den Berg wandte. Endlich kamen sie an eine ziemlich ebene Stelle. Dasselbst legte der Führer den Proviant, den er bisher getragen, nieder, zeigte Hohenwart den Weg zur Spitze, auf dem ihm nicht mehr das geringste Hindernis in den Weg treten könnte, sagte ihm, hieher solle er wieder zurückkommen und verschwand dann in einer Schlucht, um zu jagen. Hohenwart stieg auf den Gipfel, wozu er vom Trauniksattel an zwei Stunden brauchte, blieb über eine Stunde oben und kehrte dann wieder zu dem Proviant zurück. Er hörte zwar in der Ferne schiessen, erwartete aber den Führer vergebens. Da der Graf die Lage des Berges genau betrachtet hatte und ihm eine Verirrung unmöglich erschien, so beschloss er, allein den Rückweg auf der Wocheinei Seite (so nennt er die Flitscher Seite) zu unternehmen. »weil er den erst gemachten, Schauer erregenden Weg nicht wieder machen wollte.« Er gelangte in kaum drei Viertelstunden zum Trauniksattel und sagt von diesem Abstiege: »dieser Gang hatte nichts Gefährliches« und Beschwerliches. Bald traf auch der Führer ein, der einen Gamsbock erlegt hatte. Sie erreichten um 7 Uhr die Lahn-scharte und rutschen durch dieselbe ab. Der Führer hatte sich berauscht, that einen bösen Fall und nur der Gamsbock, den er trug, war seine Rettung.

Dieser Bericht ist nicht ganz klar und wurde wahrscheinlich erst später aus der Erinnerung niedergeschrieben. Es ist nicht leicht, zu sagen, welche Wege im An- und Abstiege benützt wurden. Beide müssen auf der Nordseite zu suchen sein, an die Südseite ist nicht zu denken. Die Route neben dem Abgrunde ist jedenfalls der gewöhnliche oben beschriebene Weg; auf der Geröllhalde unterhalb des Ostgrates oder auf diesem selbst wurde das Gepäck niedergelegt, und von hier aus ist Hohenwart allein auf die Spitze gegangen. Auf welchem Wege aber ist er wieder zurückgekehrt? Ich kann mir nur denken, dass er von der ebenen Geröllhalde wieder über die »Stelle« (die im Hochsommer ja nicht so schlimm ist) wieder zurückgegangen ist, dann oberhalb der zweiten Platte in den Nordweg einbog und über das oben (S. 332) erwähnte »Wandl« zur ersten Platte und von da zum Traunik hinunterstieg. Das ist in drei Viertelstunden möglich und mit Ausnahme der »Stelle« ist man nirgends ganz nahe dem Abgrunde.

1796 unternahm Franz Graf Hohenwart diese Bergfahrt nochmals in Gesellschaft seines Veters Sigmund von Hohenwart und des Freiherrn von Wulfen.

Bei der ersten Mappierung unserer Gegenden, welche zwischen 1825–1835

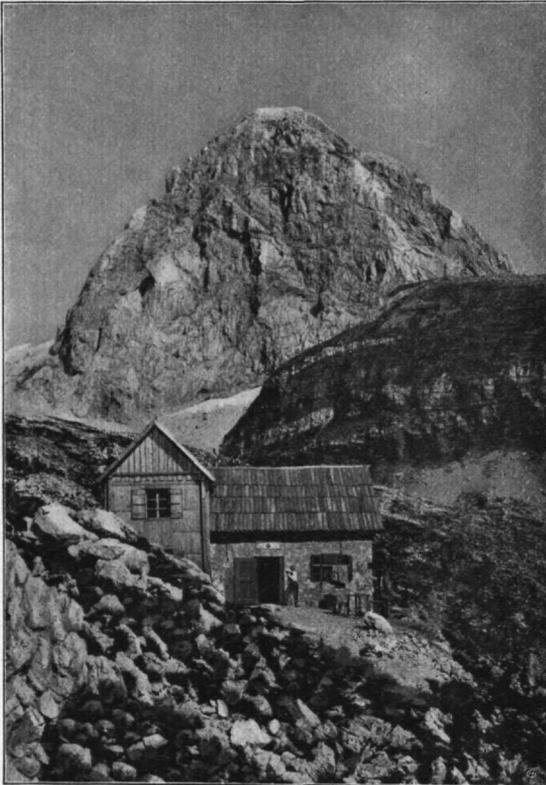
stattfand (Mitth. des milit.-geogr. Institutes I, 1881, S. 5 und Mitth. der Geogr. Gesellsch. Wien, 1864, S. 15) wurde auch auf dem Manhart eine Triangulierungspyramide errichtet; es war dies vor 1832, weil bei Baumgartner, »Trigonometrische Höhen 1832« schon die Höhenkote mit $1410^{\circ}39'$ angegeben ist.

Der nächste Tourist, welcher eine Manhartbesteigung beschrieben hat, ist der Laibacher Musealkustos Heinrich Freyer. Er sagt selbst (Hohenwart, Beiträge II, 80): Ausser Herrn Grafen von Hohenwart ist mir niemand in Krain bekannt (die k. k. Geometers ausgenommen), der diesen Berg erstiegen hatte, selbst Herr Karl v. Zois nicht. Freyer erreichte am 25. August 1836 über den gewöhnlichen Weg die Spitze,

wo er die Triangulierungspyramide vorfand. Auch zurück ging er denselben Weg, da sein Führer hoch und teuer schwur, keinen andern Weg zu wissen. Noch ein zweites Mal bestieg Freyer den Manhart und beschrieb seine Tour in einem Manuskripte, welches im Landesmuseum in Laibach liegt. Es hat den Titel: »Mangart, Berg bei Weissenfels im Jahr 1837 zum zweyten mahl erstiegen vom Unterfertigten am 14. u. 15. August.«

Ungefähr um die nämliche Zeit, sicher vor 1844 (Ö. A.-Z. 1898, S. 170, Purtscheller »Erinnerungen an Val Stanig«), muss auch Val Stanig den »majestätischen Manhart«, vielleicht wiederholt, erstiegen haben. In das Jahr 1842 (4. u. 5. Aug.) fällt die Besteigung dieser Spitze durch Alf. Graf Christallnigg (Carinthia 1842, S. 173—176). Er ging vom Predil aus mit drei Führern von dort, übernachtete unter der roten Wand und erreichte nach dreistündiger Wanderung die Spitze. Graf Christallnigg giebt schon an, dass es drei Wege auf den Manhart giebt:

von Weissenfels, durch das Römerthal und am bequemsten vom Predil. In der späteren Zeit mehrte sich die Zahl der Besteigungen, denn Alf. v. Pavich (Jahrb. d. Ö. A.-V. II, S. 390—394) erzählt, dass er auf dem Gipfel einen Zettel mit vier Besteigungen vom Jahre 1862 gefunden habe. Er erzählt auch, dass er den Grossen Manhart über die Höhe des Kleinen erreichte, wobei er sich eben des Sprachgebrauches der Flitscher bedient, welche den Ostgrat darunter verstehen, was den Tadel, welchen Mülleret (Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. I, S. 556) diesbezüglich ausspricht, erklärt. Man übernachtete damals unter der »roten Wand« in einer Höhle, in der übrigens keine 40, geschweige denn 400 Personen unterzubringen sind (Jäger T.-F., S. 77), oder unter der Heuwand. Letztere liegt hinter dem Sedlo auf der Koritnicaseite, tiefer als die erstere, in der Nähe von Alpenmähdern. Die Section Villach hat 1874 die

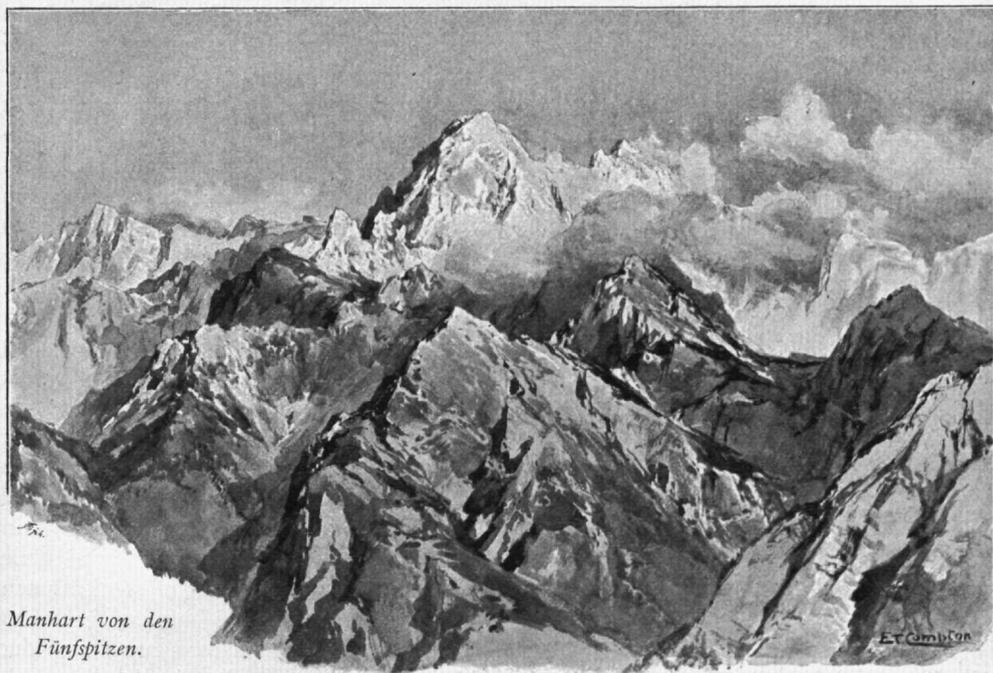


Manharthütte.

Manhartthütte erbaut, die in letzter Zeit bedeutend vergrössert wurde, und sich eines wachsenden Besuches erfreut.

Von den Besteigungen der späteren Zeit ist besonders hervorzuheben die durch Wurm (Jahrb. d. St. G.-V. 1876) ausgeführte, welche Anfang November 1875 bei vollkommen winterlichen Verhältnissen stattfand. Weitere Winterbesteigungen wurden vergeblich versucht von Kogler am 29. Nov. 1885 und am 11. Febr. 1893 von mir. Führer Pinter und ich kamen damals bis zur »Stelle«; da aber Pinter trotz meines Auftrages kein Seil hatte, und die Lawinengefahr zu gross war, kehrten wir wieder um. (Darauf bezieht sich: In Alto IV, S. 37.)

Alle diese Besteigungen vollzogen sich auf dem gewöhnlichen Wege. Eine Abkürzung desselben ist der sogenannte »Nordanstieg«. Dieser ist Jägern schon lange bekannt gewesen, auch Touristen haben ihn schon vor längerer Zeit gemacht,



Manhart von den
Fünfspitzen.

z. B. Dr. Gassner in Villach. Am 10. August 1885 machte Führer Pinter, der gerne »erste Ersteigung« nennt, was er selbst das erste Mal macht, mit Dr. Osk. Damer diesen Weg, »der noch von keinem Führer und Touristen bisher begangen worden sei«. (Führerbuch des Pinter.) Wenn dies auch kaum richtig ist, so ist doch sicher der Weg selten gemacht worden. 1894 liess die Section Villach hier eine Steiganlage errichten, auf die man damals grosse Hoffnungen setzte, sie wurde erst 1895 vollendet, leider nicht in der gewünschten Weise. Gleich nach der Fertigstellung des Steiges, bevor noch andere Touristen ihn benützt hatten, stiegen über ihn die Herren Rossi und Krämer am 2. September 1895 zur Spitze (Alpi Guilie I 47). Auch in den Mitth. 1895, S. 265, berichtete Herr Kramer über diese Tour, allerdings mit einem Ausdruck, der missdeutet werden kann und so kommt es, dass dieser Gang über einen gebahnten Steig (Mitth. 1896, S. 137 u. Ö. A.-Z. 1896, S. 228) in das Verzeichnis der Erstlingstouren geraten ist. Eine Variante dieses Anstieges vollführten die Herren Keidel und Dr. Pfannl am 7. Juni 1897 (Ö. A.-Z. 1897, S. 162). Sie wendeten sich vor

der ersten Platte nach rechts und stiegen durch eine Schneerinne etwas westlich und über eine kleine Scharte in die Schneeschlucht, welche der Nordweg überquert; diese Schneeschlucht verliessen sie etwa dort, wo der Steig sie übersetzt und stiegen dann in der Richtung des Steiges zum Gipfel. Da damals noch alles mit Schnee bedeckt war, so konnten die Herren die Steigspuren selbstverständlich nicht sehen. Eine andere Variante ergibt sich, wenn man vom untersten Ende der Schneeschlucht (sie mündet in die grosse Mulde zwischen dem Grossen und Kleinen Manhart) durch diese selbst aufsteigt. Im Herbste ist hier oft blankes Eis.

Beide Anstiege an der Nordseite werden im Sommer zu spät schneefrei und im Herbste zu schnell vereist, der gewöhnliche Weg ist zu lange, während den direkten Nordanstieg Steinfall bedroht. Es wäre also jedenfalls von grossem Vorteile, wenn sich ein günstigerer Weg finden liesse. Am bequemsten wäre es, wenn man durch die Westwand direkt von der Lämmerwiese hinaufkäme. Daran hat schon Baron May gedacht (Ö. T.-Z. 1893, S. 6). Der verstorbene Bauer Pacher von Oberbreth, von dem man auch sonst allerlei Kletterkunststücke erzählt, soll die Wand einmal durchstiegen haben; ich gebe dies aber nur als Gerücht mit aller Reserve wieder, denn ich glaube nicht daran. Aber jedenfalls würde jemand, der hier einen Weg fände, den man, wenn auch mit grosser Nachhilfe, zu einem Touristenwege machen könnte, sich ein sehr grosses Verdienst erwerben. Einladend sieht die Wand nicht aus. — Mehr Hoffnungen setzte ich früher auf den Südanstieg, aber ich glaube jetzt auch nicht mehr, dass dieser viel begangen werden wird. Die Westwand des Manhart wird nämlich etwa in halber Höhe von einer Schlucht durchzogen, die sich, an der Nordwestecke des Berges beginnend, gegen Süden senkt. Diese Schlucht bricht in der Südwand, also oberhalb der Koritnica, in einer Höhe, die bedeutender ist als die der Lämmerwand, ab. Von da gehen die Steilwände bis zum Thalgrunde der Koritnica. An ihrem Südennde erweitert sich diese Schlucht, die von West aus nicht gesehen werden kann, zu einem ziemlich breiten Thale mit Graswuchs und einer Quelle. Es ist möglich, diese Schlucht von der Südwestecke des Manhart zu erreichen. Daher bringen auch die Hirten der Koritnica, die jeden Fleck Gras ausnützen, Schafe hieher und haben dann den Weg zum Manhart selbst entdeckt. Freilich ist der Zugang kein angenehmer: Ein schmaler Steig führt durch die Südwand des Manhart durch steile Graslehnen oder direkt über senkrechten Felsabstürzen empor. Am schlimmsten ist die *huda steza* (Schlimmer Weg), ein Grasband, das etwa 30—40 *m* breit ist und von dem auf der einen Seite die senkrechte Wand ansteigt und auf der anderen der ungeheuere Abgrund sich öffnet, oder wie sich ein Brether drastisch ausdrückte: »Luft, halt allzuviel Luft!« In der Mitte dieses Bandes springt ein Block vor, der überstiegen werden muss. Im ganzen ist die Stelle etwa 6—8 *m* lang. Über sie müssen die Schafe geschoben und mit Stricken gezogen werden. Die Weide ist oft jahrelang unbesetzt, wenn es niemand wagt, seine Schafe hieher zu bringen. Denn ist auch die *huda steza* passiert, so giebt es noch schlimme Arbeit. Hinter ihr geht es etwa 50 *m* zwar noch schmal, aber doch besser fort; dann kommt die zweite schwere Stelle, eine etwa 5—6 *m* hohe, steil aufgerichtete Platte, direkt über dem Abgrunde, über welche die Schafe gleichfalls an Stricken emporgezogen werden. Dann hat man noch eine leichtere Kletterei, und der Weideplatz ist erreicht. Ich erfuhr von diesem Wege, der sehr wenig bekannt ist — die Raibler Führer wissen z. B. nichts von ihm —, zuerst im Jahre 1894 und sah mir ihn im Frühsommer des Jahres an. Ich erkannte aber sogleich, dass hier, auch bei Aufwand von viel Geld, an einen Touristenweg nicht zu denken ist. Im Jahre 1898 kam ich endlich dazu, ihn selbst zu begehen. (Alpi Guilie III, S. 5). Am 7. August jenes Jahres brach ich mit Ignaz Struggl und seinem Schwager



Naturaufnahme von Rumpel

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Manhart von Unter Breth aus.

Joh. Marka, beide aus der Koritnica, von der Manharthütte um 6 Uhr 5 Min. auf; wir gingen zur Lämmerwiese, an der Südwestecke des Manhart, wieder etwas hinunter, und auf einem gut sichtbaren Schafsteig durch die Wände. Die *huda steza* erwies sich besser als ihr Ruf, aber sie ist doch eine der bedeutendsten Schwindelproben in unseren Bergen. Dann kamen wir zur erwähnten steilen Platte. Dieselbe hat dürftige, durch Nachhauen etwas verbesserte Griffe. Die Stöcke und Rucksäcke aber mussten aufgeseilt werden. Um 8 Uhr 20 Min. hatten wir das Weidethal erreicht und stiegen nach einstündiger Rast durch dasselbe aufwärts. Es verengt sich und macht einem grossen Felsenhalbrunde Platz, dessen offene linke Seite senkrecht zu dem Wege abfällt, auf dem wir von der Lämmerwiese hergekommen waren. Hier mussten wir eine Schneelehne überschreiten und es bedrohten uns fallende Steine. Jenseits des Schnees nahm uns eine nicht zu steile Schlucht auf. Wir kamen rasch in die Höhe. Die linke Wand senkte sich und wir konnten wie von einem Balkone über die Westwand hinuntersehen. Noch eine kurze Weile und die Nordwestkante des Berges war erreicht. Vom Fusse derselben zieht sich eine sehr steile, meist mit Schnee und Eis erfüllte, aber durch Felsabbrüche scheinbar ungangbar gemachte Schlucht bis zu unserer Höhe herauf. Man sieht diese Schlucht sehr gut vom Traunik aus.¹⁾ Wir mussten das oberste Ende derselben übersetzen, wobei mein Pickel ziemlich Arbeit fand. Dann ging es östlich zuerst über leichte Felsen, dann durch das Blockgewirr der nun sanfteren Lehne zum Gipfel (11 Uhr 20 Min.). Dies ist jedenfalls der interessanteste Weg auf den Manhart; freilich muss man einen guten Kopf haben, wie die Einheimischen sagen, das heisst schwindelfrei sein. - Dieser Weg wurde am 6. August 1899 von Dr. Herold mit dem Führer Michael Fillafer aus Raibl wiederholt. Sie marschierten um 3 Uhr früh von Raibl ab, überwandern leicht die *huda steza* und die senkrechte Platte, durchstiegen aber das Thal in der Westwand des Berges nicht ganz bis zu seinem Ende, also zur Südwestecke des Berges, wo die Schneeschlucht heraufkommt, sondern bogen früher nach rechts ab, und erkletterten die östliche Thalwand durch einen sehr schweren, wasserüberrennenen Kamin, erreichten aber trotzdem schon um 10 Uhr 45 Min. den Gipfel.

Damit ist aber die Reihe der am Manhart möglichen Wege noch nicht erschöpft. Ign. Struggl stieg einst von der Südostecke des Berges aus dem Thal na konci neben der ersten grossen, ungemein steilen Schlucht empor und gelangte so in das Schafthal ober der *huda steza*, womit eigentlich der direkte Südanstieg vollführt wurde. Vom obersten Ende des Schafthales kann man auch über schmale

¹⁾ Durch diese Schlucht wurde, wenn ich recht berichtet bin, der Manhart am 28. Juli 1899 von dem Weissenfelder Förster Kožir erstiegen. Es war gelegentlich des Unglückes, über welches in den Mitth. 1899, S. 191, und im *Gebirgsfreund* 1900, S. 114, berichtet wurde. Der dort genannte Herr hatte an diesem Tage allein den Manhart auf dem gewöhnlichen Wege bestiegen. Zum Abstiege wollte er den oben beschriebenen Nordweg wählen, verlor aber bald dessen Spur, kam in eine steile Schlucht, in welcher er ausglitt, etwa 6 m weit abstürzte und auf einem erdigen Plätzchen verwundet liegen blieb. Zu seinem Glücke bestiegen am nämlichen Tage Frau Elsa Berrer sowie deren Gemahl und Bruder mit dem Förster Kožir den Manhart auf dem gewöhnlichen Wege. Als diese Partie schon am späten Nachmittage beim Rückwege auf dem Traunik war, hörte sie die Hilferufe des Verunglückten und machte sich auch gleich zur Rettung auf. Während ein Teil der Gesellschaft auf den Gipfel des Manhart zurückkehrte, um von dort aus zu helfen, kletterte Kožir von unten aus etwas links von einer Schneeschlucht bis zu dem Verunglückten empor, wagte es aber nicht, weil er zu entkräftet war, die trennende Schneeschlucht zu überschreiten. Auch wagte er es nicht, so schwer und gefährlich war ihm derselbe erschienen, den Weg absteigend zu wiederholen, sondern er kletterte lieber zum Gipfel des Manhart hinauf und kehrte auf dem gewöhnlichen Wege wieder zurück. Nach der Beschreibung, die mir Kožir selbst gab, glaube ich nun, dass er die besprochene Schlucht an der Nordwestkante, respektive die Felsen ihrer Ostwand durchklettert hat; ich bemerke aber, dass ich mit Kožir nicht an Ort und Stelle selbst war, ein Irrtum meinerseits also durchaus nicht ausgeschlossen ist. Jedenfalls hat Kožir den Manhart im Dienste der Nächstenliebe auf einem neuen Wege erstiegen.

Bänder die Südflanke des Berges östlich durchqueren und so auf den Ostgrat und den gewöhnlichen Weg kommen. Auch diese Umkreisung des Berges haben Einheimische schon vollführt. Touristen haben diese Wege nie begangen.

Der Manhart ist heute der meist bestiegene Gipfel unter den Raibler Bergen, über 100 Personen besuchen ihn jährlich. Während bei älteren Schriftstellern, so Hohenwart, Christallnig, Freyer, die Schwierigkeiten selbst des gewöhnlichen Weges stark hervorgehoben werden, betrachtet man ihn heute als einen leichten Berg (Müllerer, Eisler, Trautwein, Rabl, Graf u. s. w.). Der Besuch wird sich noch steigern, wenn die Section Villach nach dem Muster, welches die Section Krain auf dem Triglav in so ausgezeichnete Weise gegeben, die Wege noch mehr verbessert. Der Manhart verdient einen Massenbesuch. Er ist der schönste Aussichtsberg der Julischen Alpen, wobei ich mich auf das Zeugnis des vielgewanderten Euringer berufe (Tourist XX, S. 45). Euringer bezeichnet das Panorama des Manhart als das schönste in den Julischen Alpen. Er hält die Aussicht für grossartig und zugleich malerisch. Das nämliche hebt auch Graf (Tourist XIII, 17, S. 1) hervor: der Manhart steht isolierter als der Triglav, man sieht mehr Seen, mehr Thäler. Ich will nicht alle Punkte der Aussicht aufzählen, vom Hochgolling bis zum Meerbusen von Monfalcone, von der Koralpe bis zur Marmolata, und schliesse diesen Abschnitt lieber mit den Worten Dr. Kugys, der unser Gebiet am besten kennt (Ö. A.-Z. 1887, S. 239): »In wilder gigantischer Pracht streben die Felszinnen der Julischen Alpen himmelan. — Tief unten die malerische Coritenzaschlucht, das öde Karrenfeld der bergumtünnten Trenta, die leuchtenden tiefblauen Mangertseen zu Füssen ihres gewaltigen Wächters, und hier und da blickt ein Silberstreif durch ragende Gewände, sich windend im Grün des Thales. Friedlich tönt weidender Herden Geläute von den grünen Halden herauf, und hoch am strahlenden Himmelszelte schwebt in einsam stolzen Kreisen der Lüfte Beherrscher, der mächtige Adler!«

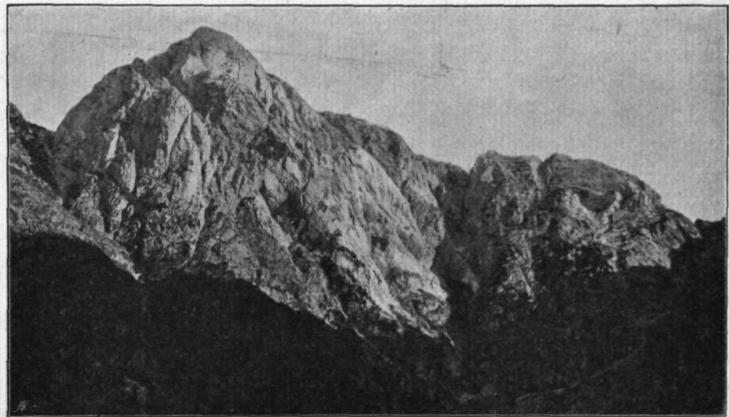
Manhartgrat. Nach Dr. Kugy (Ö. A.-Z. 1897, S. 13) wurde das Problem einer Gratwanderung vom Jalouc zum Manhart zuerst von Euringer 1880 aufgeworfen. Dr. Kugy selbst interessierte sich seit 1885 dafür, und sowohl er als auch seine Freunde machten mehrfache, jedoch vergebliche Versuche, so dass selbst Komac nicht an die Ausführbarkeit glaubte. Ende Juli 1895 versuchten sich auch die Herren Wödl und Brunner daran, ohne zu dem gewünschten Resultate kommen zu können. Ende September 1896 erfolgte wieder ein vergeblicher Versuch von seiten der Triestiner Herren, so dass für diese damals im Kar am Ende ihr altes und vielbesprochenes Problem sein Ende gefunden hat (Ö. A.-Z. 1897, S. 16). Am 6. Juni 1897 endlich stiegen die Herren Dr. Pfannl und Keidel über den ganzen Grat bis zum Velikikotsattel. Es ist also das Problem bis heute noch nicht vollständig gelöst. Was mich anbetrifft, so war mein Interesse daran immer ein mässiges. Eine so lange und anstrengende Tour entsprach nicht mehr meinem Alter und meinen Neigungen. Dann wusste ich ja auch seit 1893, dass es sich hier um verhältnismässig sehr wenig Neues handle, meist sind es altbekannte Wege. Dass das erste Stück des Ostgrates gleich vom Manhart weg nicht allzuschwer ist, kann man von diesem aus sehen. Im späteren Verlaufe wird der Kamm viel schwerer und es folgt eine Scharte, von der eine tief in den Grat einschneidende Schlucht sich in erschrecklicher Steilheit zur Koritnica hinabzieht. Der Übergang über diese ist nicht nur schwer, sondern auch gefährlich. Das noch folgende Stück des Grates ist ein alter Weideplatz der Brether, jährlich bringen sie ihre Ziegen dorthin, und holen Heu von dort. Aus dem na Konci-Thale führen zwei Wege zu diesem Teil. Ein Steig (die Begriffe dieser kühnen Felsenkletterer von einem Steige sind allerdings manchmal etwas eigentümlich) führt von der Zagercasenke direkt in die Höhe; der andere beginnt tiefer unten im Thale.

Der Kamm zwischen Zagercasenke und Velikikotsattel ist von den Einheimischen mehrfach begangen, der Weg vom Velikikotsattel zum Jalouc ist touristisch sogar schon öfter gemacht worden.

Ein Stück halte ich aber für absolut neu, auch von den Einheimischen noch nicht gemacht, das ist die Überschreitung der bösen Scharte im Ostgrate des Manhart. Allerdings erzählt Ign. Struggl, sein längstverstorbener Vater habe Gemen vom mali Mangert (also vom Ostgrat) auf den Grossen Manhart getrieben und dabei die Scharte, die damals besser war als heute, wiederholt überschritten. Unmöglich ist dies nicht, da aber die jetzt Lebenden, die, wie ich glaube, doch auch öfter in den Bergen — spazieren gehen, nie die Scharte überschritten haben, so halte ich es für eine Sage.

Die Herren Th. Keidel und Dr. H. Pfannl haben am 6. Juni 1897 von der Manharthütte kommend, führerlos den ganzen Ostgrat überschritten. Sie stiegen zur Zagercasenke ab, überkletterten die Konca und Kotova spica zum Velikikotsattel, stiegen von diesem in das Koritnicathal ab und liessen sich von einem Hirtenbuben am Abend über den Sedlo wieder zur Manharthütte emporweisen.

Diese Tour ist, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, von solcher Länge und bedingt die Überwindung solch bedeutender Höhendifferenzen, dass ihre Ausführung in einem Tage beinahe an das Unglaubliche grenzt. Und nie ist eine schwere Tour in unseren Bergen mit so einfachen Worten, als handle es sich nur um



Manhart und Manhartgrat von der Koritnica.

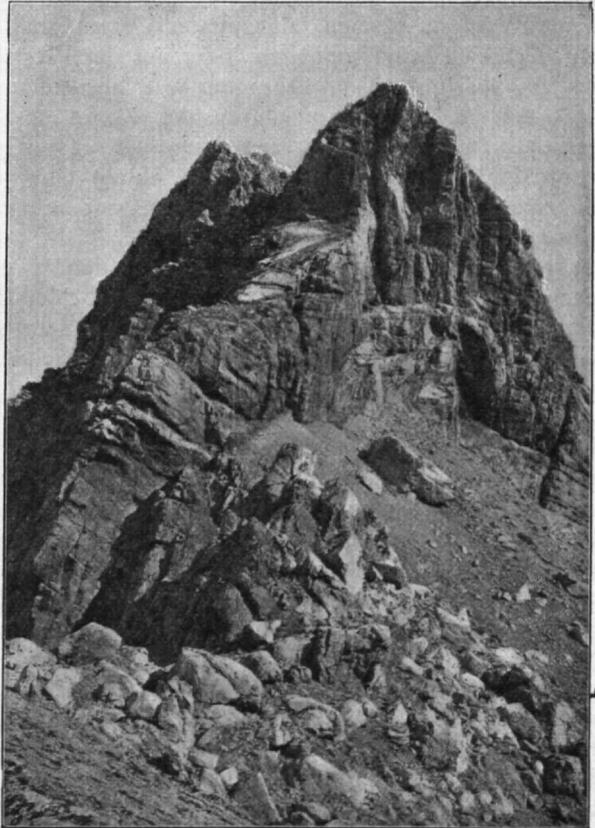
einen Spaziergang, beschrieben worden. (Ö. A.-Z. 1897, S. 162). Am 16. Juli 1897 wiederholte Dr. Kugy mit Andr. und Jože Komac die Begehung des Ostgrates. (Ö. A.-Z. 1898, S. 93.) Der erste Teil desselben ist kammartig und streckenweise auf der Koritnicaseite schön begrünt. Man muss eine enge Scharte passieren, in welche man über einen ausserordentlich steilen, sehr brüchigen und exponierten Hang absteigt. Nun wird der Grat schärfer und erheblich niedriger, er streicht — in einzelne Türme aufgelöst — bis zur zweiten, tief eingeschnittenen, bösen Scharte. Von dieser zieht sich eine ausserordentlich steile Schlucht hinab zur Koritnica. Man muss auf der Südseite des Grates hinein traversieren, und zwar über sehr unsicheres, von Rasen und Moospolstern durchsetztes Gestein, ein geradezu gefährlicher Gang. An der Ostseite der Scharte steht ein grosser Gratturm. Die Herren Brunner und Wödl, die bis hieher vorgedrungen waren, versuchten vergebens, diesen auf der Nordseite zu umgehen. Keidel und Pfannl, die in der Scharte wohl noch Schnee hatten, erkletterten ihn an der der Scharte zugewendeten, Breitseite. Etwa in zweidrittel Höhe folgten sie einem schmalen Bande in die Südflanke und erstiegen dann ohne weitere Schwierigkeiten eine steile Terrasse. Einen etwas anderen Weg schlug hier die Partie Kugy ein. Von der bösen Scharte an wendete sie sich nach rechts, indem sie einige Schritte gegen die Koritnicaseite abstieg und den Turm an

der Stelle fasste, wo sich eine seichte, von kleinen Moos- und Rasenpolstern durchsetzte Depression in der Wand emporzieht. Diese Stelle ist zwar sehr steil, aber mit Hilfe von guten und festen Griffen konnte man sich nach 3—4 *m* nach rechts hinausschwingen. Man erreichte, nachdem man einen kurzen Riss durchklettert hatte und unter eingeklemmten Blöcken durchgekrochen war, die oben erwähnte steile Terrasse. Über diese geht es leicht zur Höhe des Turmes. Der nun folgende Teil des Grates bis zu der grossen Ostbastion über der Zagercasenke ist leicht. Zu dieser kann man, wie Keidel und Pfannl ganz richtig erkannt haben, direkt nach Osten durch ein breites Felscouloir absteigen, oder man steigt von der Ostbastion nach Süd über Felsen und Rasen, dann kommt man aber südlich unter der Zagercasenke heraus. Das sind die zwei Wege der Brether. Von der Stelle, wo sich der Manhartgrat vom Grossen Manhart löst, bis zur Zagercasenke brauchten Keidel und Pfannl 4 Stunden 10 Min., die Partie Kugy 4 Stunden 30 Min. -- Auch diese Tour wurde seither wiederholt: 1899 von Baron Josef Beess-Chrostin (Ö. A.-Z. 1900, S. 28) und 1900 von Dr. Bolaffio (Alp. Guilie V, S. 56).

Konca und Kotova špica. Diese beiden Spitzen bilden einen weiteren Abschnitt in der grossen Gratwanderung Manhart-Jalouc. Bevor sich Touristen um sie gekümmert haben, waren sie den Einheimischen längst bekannt. Zur Koncaspitze steigen diese auf drei Wegen. Der erste führt von der Zagercasenkung empor. Zu letzterer kommt man vom na Konci-Thale ganz bequem. Wären Herr Alb. Bois de Chesne und seine beiden Trentaner (Ö. A.-Z. 1897, S. 17) nur ein wenig weiter nach rechts gegangen, so hätten sie die schwierigen Platten, über die sie klettern mussten, vermieden. Von der Zagercasenke führen Bänder, die manchmal recht schmal sind, durch die Nordwand, die zum Seethal abfällt, über steilen Schnee und glatte Platten (ein recht unangenehmes Stück) in das grosse Schuttkar zwischen Veunca- und Koncaspitze. Von hier kann man zwar steil, aber nicht sehr schwer auf die Konca spica gelangen. In dieses Schuttkar kommt man auch von der Planicaseite. Auf der ganzen Ostseite des Ponczuges nämlich, vom Velikikotsattel an bis gegen die Visoka ponca, zieht sich einige 100 *m* unter den Spitzen eine Gras- und Schuttterrasse hin, die allerdings oft durch Schluchten zerrissen und durch vorspringende Bastionen verdrängt wird. Auf dieser Terrasse befindet sich auf der Ostseite der Kotova und auch noch etwas weiter gegen Nord ein grüner Weidefleck, poana rusna; von diesem zieht sich ein breites Band, das nur ein paar etwas schwierigere Stellen hat, zum Schuttke zwischen Konca und Veunca empor. Es wird von Hirten öfter begangen. Der dritte Weg auf die Konca ist zum grössten Teile der gleiche, wie jener auf die Kotova. Man geht nämlich von dem na Konci-Thale durch die Schlucht zwischen dem Südgipfel der Konca und der Kotova spica; hat man den Grat erreicht, so kann man auf der Planicaseite leicht etwas unterhalb des Kammes nach Norden bis unter die nördlichere Konca spica und steil auf diese hinaufkommen. Von demselben Gratpunkte kann man aber nach Süden ganz leicht die Kotova erreichen. Einen weiteren Weg auf den Gipfel der letzteren haben die Einheimischen auch vom Velikikotsattel aus ausgekundschafft, er führt auf der Korimicaseite über Platten, schmale Bänder und eine steile Rinne zur Spitze empor. Auch von der poana rusna soll man direkt auf die Kotova kommen, ich gebe dies aber mit aller Reserve wieder, denn ich weiss nicht, ob ich recht verstanden habe, und ich hatte keine Gelegenheit zur Kontrolle.

Unter den fremden Touristen hat diesen Bergen zuerst Dr. Julius Kugy Beachtung geschenkt. Am 26. Juni 1885 (Mitth. 1886, Seite 13) stieg er mit Andrej Komac auf den Velikikotsattel, in der Absicht, längs des Grates auf den Manhart zu kommen. Dieser Übergang gelang ihnen damals nicht, weil sie an der Kotova (die Dr. Kugy damals Mirnig, später Schagizza nannte) nicht vorbeikommen konnten. Sie

fanden kein Band, welches sie auf der Koritnicaseite vorbeigeführt hätte, und zu einem Versuche über die Spitze der Kotova, welche man nur auf einem Umwege hätte erreichen können, fehlte es an Zeit. Am 29. Juni 1893 brachen Frau und Herr Dr. Schonka und ich mit Ant. und Franz Struggl um 7 Uhr 30 Min. von der letzten Quelle am Manhartabhänge im na Konci-Thale auf (Mitth. 1894, S. 187). Wir querten nach Osten hin den ganzen Schutt, stiegen über eine Wand auf eine höhere Terrasse und gelangten bis an die Felsen. Zwei grosse Schluchten ziehen nun gegen Osten, auf der Nordwand der südlicheren vollzog sich die weitere Besteigung. Man muss um einen vorspringenden, auffallenden Felskopf herum, auf plattigem Gestein auf sehr schmalen Tritten in den Grund der Schlucht hineintraversieren (Dr. Kugy, Ö. A.-Z. 1897, S. 15, schildert diesen Gang sehr anschaulich), dann steigt man über brüchiges Gestein durch sie empor zum Grate, wendet sich rechts und erreicht leicht den grossen Gipfelblock, bei dem wir um 11 Uhr anlangen. Da wir am Abend sicher wieder in Tarvis sein mussten, kehrten wir auf dem nämlichen Wege wieder zurück. Am 21. Juni 1896 kam Dr. Kugy, dem ich inzwischen mitgeteilt, was ich von den Einheimischen erfahren, mit Ant. Tozbar aus der Trenta wieder auf den Velikikotsattel. Diesmals fanden sie das Band, welches den Übertritt auf die Koritnicaseite ermöglicht. Auf diesem kamen sie zunächst über plattige Felsen rasch direkt gegen den südlichen Vorgipfel empor, bis die glatt und senkrecht aufsteigenden Wände ein weiteres Vordringen verwehrten. Hierauf benutzten sie eine Reihe von stellenweise ganz schmalen Bändern, um, stets über sehr ernsten Abgründen in eine steile Rinne hineinzutraversieren. Diese ist anfangs leicht, im obersten Teile aber ganz steil und sehr schwer. Das Gestein ist überall sehr brüchig. Steigeisenspuren, die sich mehrfach fanden, bewiesen, dass sie sich wirklich auf dem von den Einheimischen benützten Wege befanden. Dr. Kugy nennt diesen Weg den leichtesten auf die Kotova; etwa in einer Stunde hatten sie vom Sattel aus die Spitze erreicht. Den Abstieg nahmen sie auf der Ostseite. Anfangs war es leicht, bald aber wurde die brüchige Wand immer steiler und den letzten Absatz über der obersten Schuttermasse dieser Seite konnten sie nur durch eine plattige Rinne mit sehr schlechtem Gestein gewinnen. Sie traversierten dann nach rechts, wobei sie sehr exponierte begrünte Stellen passierten, bis ihnen



Kotova špica vom Veliki Kot aus.

endlich ein schmales Felsband einen Ausstieg aus der Wand auf die obersten Schutthalden des Velikikotsattels ermöglichte. Dr. Kugy hatte von der Spitze der Kotova das Gratstück bis zur Zagercasenke genau auf seine Gangbarkeit hin betrachtet und kommt zu dem Urteile: »Man bemerkt sofort, dass eine Begehung desselben nicht thunlich ist« (Ö. A.-Z. 1897, S. 15). Trotzdem wollte er doch wenigstens einen Versuch machen und kam im September 1896 mit Herrn Bois de Chesne, dann Andrej Komac und zwei Trägern wieder. Vom Velikikotsattel bestieg man auf dem früher beschriebenen Wege die Kotova und versuchte dann auf dem Grate nach Norden vorzudringen, das heisst also zuerst den Übergang zur Konca spica zu versuchen. Aber bald gab man dies auf, und es schien keine Wahl zu bleiben, als auf der Ostseite tief abzusteigen und die Konca spica auf der Ostseite zu umgehen, oder auf der Westseite durch die Schlucht, durch die ich am 29. Juni 1893 gekommen war, abzusteigen. Das letztere that man auch.

Am 6. Juni 1897 wurde die Konca spica das erste Mal von Touristen erstiegen, und zwar von Keidel und Dr. Pfannl gelegentlich ihrer Gratwanderung vom Manhart zum Velikikotsattel. Um 9 Uhr 30 Min. verliessen die Herren die Zagercasenke. Der Grat erhebt sich hier in drei mächtigen Aufschwüngen zur Koncaspitze. Die Zwischenstücke sind leicht zu begehen. Der erste Steilabsatz ist von links oder rechts zu nehmen, den zweiten bildet eine Riesenplatte, die nach Süden überhängt. Hier wichen die beiden Touristen ein wenig in die Nordflanke aus und erreichten den Grat über sehr steiles und absolut unverlässliches Gestein wieder. Den dritten und höchsten Aufschwung halten sie zwar für bezwingbar, sie versuchten ihn aber wegen Zeitmangel gar nicht, sondern wichen nach Norden aus und stiegen durch ein Schneefeld in das Schuttkar zwischen Konca und Veunca. Die Bänder, welche die Einheimischen begehen, liegen tiefer. Erst beim Schneefelde lenkten die beiden kühnen Touristen in den Weg der ersteren ein. Sie erstiegen nun den nördlichen Gipfel der Konca und überkletterten, indem sie von hier an stets auf der stellenweise sehr brüchigen, dünnwandigen und fast senkrechten Gratkante blieben, auch den südlichen Koncagipfel und gelangten zur Scharte zwischen diesem und der Kotova. Sie sind also hier durchaus auf dem Grate verblieben, während die Einheimischen etwas tiefer auf der Ostseite gehen. Von dieser Scharte aus kamen die Beiden leicht über den damals noch verschneiten Kamm auf die Kotova und stiegen nun südwestlich über sehr schmale Bänder und steile Wandeln mit brüchigem Gestein, ohne die bisher benützte Rinne zu berühren, hinab zu den Platten unter den Wänden des Südgipfels und von hier durch einen Kamin zum Velikikotsattel, also auf zum Teil noch nie betretenen Pfaden. — Am 5. August 1898 habe auch ich die Koncaspitze auf den oben beschriebenen Pfaden der Einheimischen besucht. Ign. Struggl hat mich geführt.

Früher noch, als diese Berge erklettert wurden, wurde der Velikikotsattel, wenn auch einseitig, im An- oder Abstiege benutzt. Von der Planica gelangt man unschwierig, wenn auch anstrengend, zu ihm, indem man zuerst gegen das grosse Jalouccouloir ansteigt und dann sich rechts wendet, oder besser, indem man das Thal gleich unter dem Geröllhange, der zum Jalouccouloir führt, verlässt, und rechts über einen Ziegenpfad zuerst über Weideboden und Fels, später durch Krummholz emporsteigt. Dr. Kugy lobt die Aussicht vom Sattel sehr (Mitth. 1886, S. 13; Ö. A.-Z. 1897, S. 13). Herr Robert Ghon und ich, die wir den Sattel am 17. September 1898 besuchten, waren weniger davon entzückt. Den viel steileren Anstieg von der Koritnica schildert Euringer, der ihn wohl als erster Tourist machte, sehr treffend (Tourist XX, S. 38 ff.). Euringer und seine Führer gingen durch das Koritnicathal (sie hatten eine Besteigung des Jalouc vor) bis etwas über die Käshütte, dann wendeten sie sich rechts über Geröll zu einem engen Felsspalt und kletterten

in diesem theils über Lawinenreste, theils über glatte Platten empor. Nach 40 Minuten traten sie auf die freie Berglehne und stiegen am Rande des Abgrundes über schmale, aber ziemlich gute Bänder weiter. Nach 20 Minuten kamen sie auf den Geröllhang, der bis zum Sattel steil emporzieht.

Betrachten wir die übrigen Gipfel des Poncenzuges. Nördlich von der Konca Spitze, durch ein breites Schuttkar von ihr getrennt, erhebt sich die **Veunca**, welche aus diesem Schuttkare ganz leicht erstiegen werden kann. Zu dem letzteren führt aber, wie schon erwähnt, von der Rusna poana ein breites, nicht zu schwieriges Band, das von Hirten und Jägern öfter begangen wurde. Von Touristen hat bis jetzt nur Dr. Kugy den Gipfel gelegentlich seiner grossartigen Gratwanderungen von der Kotova bis zur Hochponca betreten (S. 344).

Die **Strugova špica** hat auf der Ostseite eine Rinne, durch welche sie Hirten von der Planica schon öfter bestiegen haben. Diese gehen zuerst auf den Velikikotsattel, dann auf der Schuttterrasse nordwärts und abwärts, und gelangen so unter die Rinne. Auch vom Seethale aus wurde der Berg schon vor mehreren Jahren vom Förster Kožir aus Weissensfels erstiegen. Das schwierigste Stück ist etwa in der halben Höhe; es ist eine Traverse über sehr geneigte Platten, eine sehr exponierte und schlimme Stelle. Im Juli 1898 wiederholte diese Tour Dr. Kugy mit Andrej und Jože Komac, der wohl auch als der erste Tourist den Gipfel der Strugova erreichte (Alpi Giulie 1898, S. 59). Auch er nennt die Traverse über die Platten ungeheuer exponiert, eine der schlimmsten Stellen in den Julischen Alpen. Noch einen dritten Weg wissen die Einheimischen auf die Strugova, nämlich von Norden her, von der Hinterponca. Sie gehen von dieser tief hinunter, überschreiten eine Scharte und steigen jenseits wieder steil hinauf. Förster Kožir und sein Sohn haben diesen Weg öfter gemacht. — Die **Zadnja und Srednja Ponca** sind zwei lange Rücken, welche eine auch schon vom Bahnhofe Tarvis aus auffallende, rote Scharte trennt. Die Mittelponca kann sowohl von der Planica als auch vom Seethale leicht erreicht werden. Von der Planica steigt man in der Nähe der Savequelle über einen schmalen Steig zuerst sehr steil bis zur Terrasse unter der letzten Gipfelmauer des Poncengrates. Hier wird der Pfad etwas ebener, und man erreicht, wieder aufwärts steigend, durch ein Thal den breiten Rücken der Mittelponca. Die Hirten des Planicathales gehen diesen Weg oft; vor einigen Jahren hat der Käsemeister der Alm daselbst einen Apotheker aus Radkersburg hier hinaufgeführt.¹⁾

Ich besuchte am 3. September 1895 mit Alois Kožir die Mittel- und Hinterponca. Von Weissensfels um 6 Uhr aufbrechend, gingen wir im Seethale bis etwas nördlich von der alten Alm und stiegen auf Schafwegen empor, uns immer etwas nördlich haltend, bis zu dem grünen Weidefleck unter der Hochponca (man sieht den Weg von unten, er benützt im allgemeinen ein grosses Grasband). Hier wendeten wir uns rechts und stiegen über leichte Felsen zur höchsten Erhebung des breiten Rückens empor. In 4^{1/2} Stunden hatten wir sie erreicht. Dann gingen wir in einer kleinen Stunde hinüber zur Hinterponca, und zwar durchaus leicht bis auf die Scharte zwischen beiden, in die man zuerst über einen schmalen Gang, dann über steilen Fels und Rasen recht exponiert etwa 20 m hoch steigen muss. Von der Planica aus erreichten auf dem früher beschriebenen Wege zuerst Dr. Kugy allein, später im Oktober 1897 er und Herr Ant. Krammer jun., die Mittelponca (Ö. A.-Z. 1898, S. 95, und ausführlich Alpi Giulie 1898, S. 3, »Le Ponce« von

¹⁾ In neuester Zeit ist dieser Weg auch von dem »Slovensko planinsko društvo« markiert worden und dies trug leider auch zu dem Unglücksfalle bei, welcher in den Mitth. 1899, S. 211 und 236, beschrieben ist. Ich habe dem dort Gesagten nichts hinzuzufügen. Wenn behauptet werden konnte, die Verunglückte — eine 57 Jahre alte nervöse Dame — habe einen Übergang von der Ponca zum Manhart durchführen wollen, so beweist dies vollständige Unkenntnis des Gebirges.

Krammer). Von hier aus bestiegen sie dann die **Hochponca**. Zu dieser letzteren kennen die Einheimischen nur einen Weg vom Seethale aus, wenigstens konnte ich über andere nichts Sicheres erfahren, wenn auch verschiedene Gerüchte umgehen. Diesen schon lange bekannten Weg führte mich in etwa fünf Stunden der Förster Kožir am 23. September 1894. Wir gingen von Weissenfels den oben bei der Mittelponca beschriebenen Weg bis unter den Gipfelbau der Hochponca und die breite Geröllschlucht, welche diese und die Mittelponca trennt. Dann stiegen wir mühsam durch diese Schlucht empor, wendeten uns nach links zu einer grossen, glatten, aber nicht sehr geneigten Platte, über welche man die Grateinsenkung zwischen den beiden Poncen erreicht. Dann macht man auf der Planicaseite ein paar Schritte über ein schmales Band und steigt nicht schwer, wenn auch steil über Fels und Rasen zur geräumigen Spitze. Sie ist ein sehr schöner Aussichtspunkt. Frä. Elsa Meebold und Herr Johann Presel mit Kožir sen. und seinem Sohne Alois wiederholten diese Besteigung am 6. August 1895. Eine andere interessante Besteigung dieses schönen Berges, die auch von Herrn Krammer sehr hübsch beschrieben ist, wurde oben erwähnt. Er und Dr. Kugy mit Jože Komac und einem Träger kamen im Oktober 1897 längs des Grates von der Mittelponca an den Fuss der Hochponca; sie kletterten dann zur Gratsenkung hinunter und erreichten auf dem schon beschriebenen Wege die Spitze.

Die grösste Tour in diesem Zuge jedoch und eine der grössten in den Julischen Alpen überhaupt, vollführte Dr. Kugy im Juli 1898, nämlich eine Überschreitung des ganzen Poncenzuges von der Kotova bis zur Hochponca. Er biwakierte mit Andrej und Jože Komac in der Planica, stieg dann über die Rusna poana in das Schuttkar zwischen Konca und Veunca, überkletterte die beiden Koncaspitzen und ging hinüber zur Kotova. Hier kehrte die Partie um und stieg auf dem Wege der Einheimischen (S. 341) zum erwähnten Schuttkar wieder zurück. Dann wurde die Veunca aus dem Kare leicht erstiegen und der sehr schwierige, stark ausgezackte Grat zur Strugova in angestrengter Kletterei überwunden. Dieses Stück hielten die Einheimischen für ganz ungangbar, und es ist dessen Begehung in des Wortes strengster Bedeutung vollkommen neu. Auch von der Strugova zur Hinterponca gelangte die Partie Kugy, immer auf der Gratschneide bleibend, wobei äusserst schmale Felsengräte überklettert werden mussten; auch dieses Stück ist neu, denn die Einheimischen gehen tief hinunter und jenseits wieder hinauf. In diesem Stücke biwakierten Dr. Kugy und seine Begleiter die zweite Nacht. Am nächsten Tage wurde die weitere Wanderung bis zur Hochponca fortgesetzt. Schwierigkeiten bereitete nur noch die rote Scharte zwischen Mittel- und Hinterponca. Herr Dr. Kugy schreibt mir über diese Tour: »Es ist dies eine meiner schönsten und grössten Touren in den Julischen Alpen; wunderschöne, komplizierte, doch stets sichere Kletterei, schmale Grate, tiefe Scharten, hohe Türme; sehr lang, noch viel schöner als der Manhartgrat, der leichter, aber viel gefährlicher ist. Ich habe noch selten auf einer Tour so viel Freude erlebt wie auf dieser, immer zur Linken die lieben Seen, zur Rechten die Planica und in der Kletterei herrliche Details, namentlich auf dem Grate zwischen Veunca und Strugova spica.«

Die Berge des Breitkofelzuges sind von Touristen beinahe noch gar nicht beachtet worden. Auch die Einheimischen wissen von ihnen nicht viel. Der erste selbständige Gipfel in diesem Zuge ist der **Bukounik**. Derselbe galt 1895 in Weissenfels und Nesselthal als unerstiegen. Daher unternahmen Frä. Elsa Meebold und ich mit Alois Kožir und dem Bergführer Juvan von Weissenfels am 16. September 1895 diese Besteigung. Wir beschlossen, den Berg von der Seeseite anzugreifen. Um 5 Uhr 45 Min. brachen wir von Weissenfels auf, gingen durch das Seethal bis zur Lahn und in dieser noch aufwärts bis ein wenig vor ihrer Zweiteilung. Gegenüber



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Bruckmann repr. Schänfleins Pyr. Korn-Pap.

Wischberggruppe: Kastreinspitze vom Wischberg.

1901

der Quelle wandten wir uns rechts und stiegen in die Lehne des Bukounik ein. Auf breiten »Stellen« kamen wir nordwärts rasch in die Höhe zum ersten Schuttgraben und in diesem links durch einen Kamin mit ganz glatten Wänden, etwa 5 m hoch empor. Hierauf geht es im Zickzack mit Benützung der breiten Bänder weiter, dann im Bogen aufwärts zu einer Terrasse unter dem Gipfelmassiv. Dann kommt eine Steilstufe aus Rasen und Fels, nach ihr betritt man eine Schlucht, in der man unter einem grossen Blocke durchkriechen muss. Gleich links hinter diesem beginnt eine Seitenschlucht, durch welche es leichter geht als über die gegenüberstehende Wand, die wir im Aufstiege benützten; in dieser sind etwa 20 m recht schwer. Oben muss man in die Seitenschlucht hinein. Durch diese geht es noch aufwärts, dann erreicht man nach linkshin einen Vorgipfel und, indem man noch eine Schlucht überschreitet, leicht den Hauptgipfel. Wir hatten von Weissenfels etwa sechs Stunden gebraucht und freuten uns unseres Erfolges. Es war ein so heller, sonniger und wonniger Tag, wie ihn nur der Herbst hier in unseren Bergen zu geben vermag. Später erfuhr ich freilich, dass der Bukounik schon längst erstiegen war: Flitscher kannten sowohl unseren Weg als auch einen Anstieg vom Römerthal durch die Schlucht zwischen Bukounik und dem Grat zur Grün, auch über diesen selbst, auf der Lahnseite sollen sie auf den Gipfel gekommen sein und diesen Weg scheint auch Herr Victor Sohm benützt zu haben (Ö. A.-Z. 1899, S. 308). Zwischen Bukounik und Mittagkogel befindet sich eine hübsche Scharte, die des »Ratschacher Grieses«. Der Weg zu ihr von der Römerthalseite wird unten geschildert. Auf der Seethalseite geht es durch die Geröllrunse leicht hinab.

Der Mittagkogel ist ein leicht zugänglicher und schöner Aussichtsberg, er wird bei Gamsjagden oft betreten. Ich bestieg ihn am 17. Juni 1894 mit dem Jäger Miller. Um 4 Uhr 30 Min. vom Tarviser Bahnhofe aufbrechend, gingen wir in das Römerthal bis zum westlichen Thalschlusse »im Boden« bei der Quelle (7 Uhr). Dann stiegen wir gegen das Moritsch Aibl hinan; etwa bei der Hälfte des Weges wendeten wir uns auf einem Gangsteige nach links gegen die Wand, dann auf einem sehr bewachsenen Bande nach Nord bis zu einem Graben und gelangten durch diesen zur Scharte des Ratschacher Grieses (9 Uhr 30 Min.). Natürlich kann man hieher auch vom Seethale kommen. Der weitere Weg führt über den langen Kamm auf einem guten Jagdsteige zum Gipfel (10 Uhr 30 Min.). Den Abstieg nahmen wir durch das Krummholz direkt zu den Seen. — Der Thurm ist meines Wissens wohl von Einheimischen, nie aber von Touristen erstiegen worden. Valentin Franz in Aichleiten (vulgo Hauser) wäre der richtige Führer.

Der Breilkofel. Nördlich von diesem erheben sich ausser dem Schöneck noch zwei unbedeutende Zacken, der »Gesperrte Kofel«, so genannt, weil man nach der Aussage der Einheimischen nicht hinaufkommen kann, und der Zottige Ranftkofel, der leicht zu erreichen ist. Beide werden aber weit überragt von dem Breilkofel, der gleichfalls schon von Einheimischen erstiegen worden ist. Am 12. September 1895 verliess ich mit Val. Franz Weissenfels um 5 Uhr 30 Min., wir gingen über Aichleiten zum Kalten Brunn, 1160 m, von diesem aufwärts gegen Westen und etwas rechts zu einer Geröllriese zwischen dem Zottigen Ranftkofel und dem »Gesperrten Kofel«, von hier aufwärts auf einem Steige nach links zum Zottigen Ranft (hieher kann man auch vom Römerthale kommen), und über diesen zur Scharte zwischen Breilkofel und Zottigem Ranftkofel (10 Uhr). Jenseits stiegen wir ein paar Minuten hinunter, dann links über das »Zäun«, d. i. ein an die Wand angelegter schmaler aber kurzer Erdvorsprung über tiefem Abgrunde. Das Band verbreitert sich bald und nach etwa fünf Minuten gelangt man zu einer Mulde, zu welcher eine plattige Schlucht von der Höhe zwischen den beiden Breilkofelgipfeln herabkommt. Durch diese muss man hinauf, die Platten sind zwar sehr glatt, aber doch

gestuft und lassen sich mit nackten Füßen resp. Kletterschuhen schon überwinden. Darnach erreichten wir über Schutt und Krummholz den Einschnitt zwischen den beiden Spitzen; ein wenig unterhalb aber wandten wir uns nach links gegen die Nordspitze, benützten auf der Ostseite einer ungangbaren Schlucht ein schmales Band und hatten um 11 Uhr 30 Min. die Spitze erreicht.

II. Die Wischberggruppe.

Die **Bärenlahnscharte**, 2122 m, wurde jedenfalls seit jeher von Hirten und Jägern zum Übergang von der Spranje zur Fischbachalpe und umgekehrt benützt und ist auch Touristen seit lange bekannt. Jäger scheint sie (wie aus seiner unklaren Beschreibung, T. F. 66, hervorgeht) allerdings nicht überschritten zu haben; auch die Passierung der Mosesscharte durch Umlauf 1878 (Zeitschr. 1879, S. 379, Anm.) ist jedenfalls auf die Bärenlahnscharte zu beziehen. Schon 1881 wurde sie von einem Jägerbataillon überschritten (Mitth. 1881, S. 307). Es mussten damals 346 Stufen geschlagen werden. Seither ist jedes Jägerbataillon, welches in Tarvis in Garnison lag, oder es sind wenigstens einzelne Abteilungen desselben, durch die Scharte gegangen. Sie ist für den einzelnen Touristen leicht und ungefährlich, wenn kein Schnee in ihr liegt, wie es in den letzten Jahren der Fall war. Ist die Scharte mit Schnee erfüllt, der eine Neigung von 45° und mehr annehmen kann, so wird sie bei Vereisung sehr unangenehm. (Über den Weg siehe Hochtourist III, 230.)

Kastreinspitze. Ziegen weiden bis unter die zwei Gipfeltürme, und auch diese sind, da sie nicht sehr schwierig zugänglich sind, von Hirten und vor allem von Jägern schon längst betreten worden. Es führt steiler Rasen, nur von einigen Wandeln unterbrochen, sowohl von der Moses- als auch von der Bärenlahnscharte bis unter die felsigen Gipfeltürme. Am 23. Juli 1893 überschritt ich diese von der Mosesscharte aus zur Bärenlahnscharte. Der Weg ist leicht, nur die Gipfel selbst und einige Stellen der Südseite erfordern kurze Kletterei. Am 3. August 1895 bestieg sie Herr A. Krammer jun. (Alpi Giulie I, 33) von der Bärenlahnscharte aus.

Mosesscharte. Schon Findenegg berichtete (Zeitschr. 1879, S. 376), dass Leute aus Wolfsbach zu ihr aufgestiegen sind; es waren dies um 1870 herum der Jäger Wedam und mehrere Gefährten. Diese hatten viel durch Steinfälle zu leiden. Dadurch kam die Scharte in üblen Ruf und wurde später nicht mehr benützt. Sie ist schöner als die Bärenlahnscharte und, wenn der Zugang mit gutem Schnee ausgefüllt ist, nicht schwieriger als diese. In trockenen Sommern aber bildet sich oft blankes Eis und dann wird unter Umständen lange Stufenarbeit notwendig. Am 22. Juli 1893 durchstieg ich die Scharte mit Kandutsch sen. und jun. Es war damals wenig Schnee in der Schlucht und dieser an der Oberfläche meist zu Eis geworden, das merkwürdige Längs- und Querspalten aufwies. Der oberste Teil der Schlucht war ganz schneelos und mit losem Geröll erfüllt, so dass wir mehrfach von Steinfällen zu leiden hatten. In den folgenden Jahren haben sich die Verhältnisse gebessert, es lag mehr Schnee in der Schlucht und sie wurde mehrfach benützt.

Auch der **Wischberg** ist, meiner Meinung nach, ebenso wie der Manhart von Einheimischen seit jeher bestiegen worden. Die erste nachweisbare Besteigung fand allerdings erst um 1830 bei Gelegenheit der ersten Höhenmessung statt. Baumgartners Verzeichnis der »Trigonometrisch bestimmten Höhen 1832« sagt vom Wischberge: »Berg sechs Stunden westlich von Raibl 1403·570«. Nach der Vorrede Seite 5 sind auf allen trigonometrisch bestimmten Punkten Signale errichtet worden, in Kärnten, Krain und Steiermark fand dies zwischen 1825—1835 statt (Mitth. d. Milit.-Geogr. Instituts I, 1881, S. 5); es muss also auch der Wischberg bei dieser Gelegenheit erstiegen worden sein. Aber es ist nicht anzunehmen, dass die höhen-

messenden Offiziere einen Berg bestiegen, von dem sie gar nichts wussten, sie hatten ja ein nicht unbedeutendes Gewicht an Gepäck auf die Spitze zu bringen. Jedenfalls ist es wahrscheinlicher, dass sie sich von Leuten, die schon oben gewesen waren, unterrichten und führen liessen. Welchen Weg diese Offiziere eingeschlagen, lässt sich natürlich nicht mehr mit Gewissheit feststellen, aber wahrscheinlich ist es, dass sie den Weg gingen, der auch bis 1871 der einzig bekannte war, nämlich von der Mosesscharte aus über die Ostwand (Jäger, Tour. IV, S. 18, und T. F., S. 71, sagt allerdings Südseite, aber seine Bezeichnungen der Himmelsrichtungen sind manchmal nicht sehr genau). Denselben Weg gingen auch der Förster Langer und Andr. Wenzl vulgo Exl in den fünfziger Jahren (Tour. IV, S. 118). Auch die Wolfsbacher kannten diesen Weg. Dass Kandutsch ihn 1871 wusste, erzählt schon Jäger (T. F., S. 27); der Förster Wedam in Wolfsbach hat ihn ungefähr um die nämliche Zeit begangen. Desgleichen ist er den Leuten aus der Raccolana

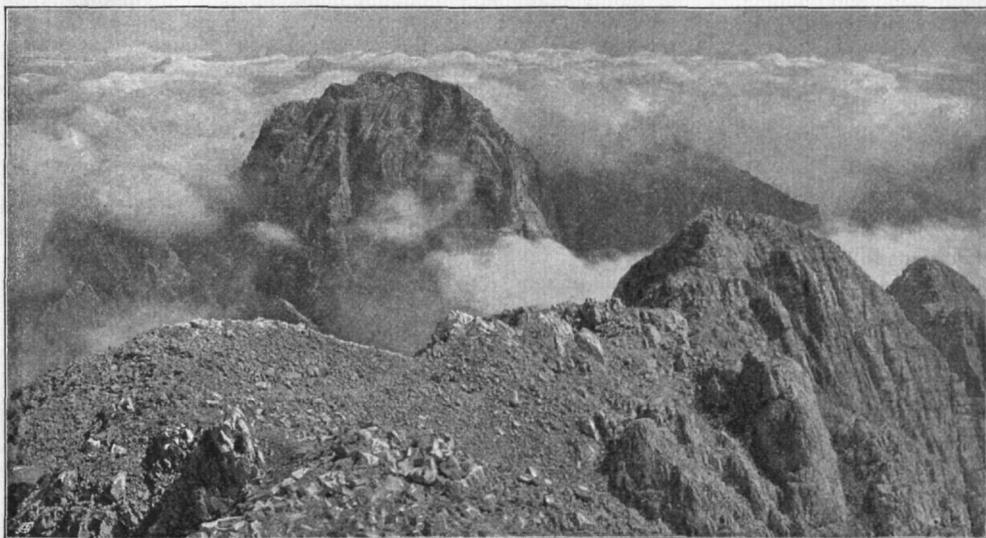


Wischberg vom Gipfel des Montasch.

längst bekannt. Am 2. Oktober 1884 begingen ihn auch Graf Schafgotsch mit dem Führer Pinter und im Juni 1897 führerlos Prof. Gissinger und Dr. Goriupp u. s. w. Von der Höhe der Mosesscharte geht man etwa 30 Schritte nach Norden und erklettert dann durch eine seichte Rinne die erste Wand; der weitere Weg ist leicht.

Den jetzt gewöhnlichen Weg fand zuerst Gustav Jäger aus Wien, der Gründer des Touristenclubs. Er kam im September 1871 nach Raibl mit der Absicht, den Wischberg zu besteigen, und brach am Morgen des 16. September mit den Führern Oman und Wenzl (vulgo Exl) von der Fischbachalpe auf, verschmähte es jedoch absichtlich, den einem seiner Begleiter bekannten Weg von der Mosesscharte aus zu nehmen, sondern suchte einen neuen Pfad durch die Schlucht zwischen Wischberg und Gamsmutter. Von der Quelle in der Raibler Karnica umgingen sie zuerst im Bogen die unteren Wände und kamen dann an die Wand unter dem Tunnel, wo jetzt die erste Steiganlage ist, erkletterten diese und krochen durch den Tunnel. Den folgenden Weg beschreibt Jäger ausführlich und er giebt auch einige charakteristische Details an. Sie haben die Schlucht unmittelbar unter der Gamsmutterwand weiter aufwärts verfolgt und sind erst später links aus

messenden Offiziere einen Berg bestiegen, von dem sie gar nichts wussten, sie hatten ja ein nicht unbedeutendes Gewicht an Gepäck auf die Spitze zu bringen. Jedenfalls ist es wahrscheinlicher, dass sie sich von Leuten, die schon oben gewesen waren, unterrichten und führen liessen. Welchen Weg diese Offiziere eingeschlagen, lässt sich natürlich nicht mehr mit Gewissheit feststellen, aber wahrscheinlich ist es, dass sie den Weg gingen, der auch bis 1871 der einzig bekannte war, nämlich von der Mosesscharte aus über die Ostwand (Jäger, Tour. IV, S. 18, und T. F., S. 71, sagt allerdings Südseite, aber seine Bezeichnungen der Himmelsrichtungen sind manchmal nicht sehr genau). Denselben Weg gingen auch der Förster Langer und Andr. Wenzl vulgo Exl in den fünfziger Jahren (Tour. IV, S. 118). Auch die Wolfsbacher kannten diesen Weg. Dass Kandutsch ihn 1871 wusste, erzählt schon Jäger (T. F., S. 27); der Förster Wedam in Wolfsbach hat ihn ungefähr um die nämliche Zeit begangen. Desgleichen ist er den Leuten aus der Raccolana



Wischberg vom Gipfel des Montasch.

längst bekannt. Am 2. Oktober 1884 begingen ihn auch Graf Schafgotsch mit dem Führer Pinter und im Juni 1897 führerlos Prof. Gissinger und Dr. Goriupp u. s. w. Von der Höhe der Mosesscharte geht man etwa 30 Schritte nach Norden und erklettert dann durch eine seichte Rinne die erste Wand; der weitere Weg ist leicht.

Den jetzt gewöhnlichen Weg fand zuerst Gustav Jäger aus Wien, der Gründer des Touristenclubs. Er kam im September 1871 nach Raibl mit der Absicht, den Wischberg zu besteigen, und brach am Morgen des 16. September mit den Führern Oman und Wenzl (vulgo Exl) von der Fischbachalpe auf, verschmähte es jedoch absichtlich, den einem seiner Begleiter bekannten Weg von der Mosesscharte aus zu nehmen, sondern suchte einen neuen Pfad durch die Schlucht zwischen Wischberg und Gamsmutter. Von der Quelle in der Raibler Karnica umgingen sie zuerst im Bogen die unteren Wände und kamen dann an die Wand unter dem Tunnel, wo jetzt die erste Steiganlage ist, erkletterten diese und krochen durch den Tunnel. Den folgenden Weg beschreibt Jäger ausführlich und er giebt auch einige charakteristische Details an. Sie haben die Schlucht unmittelbar unter der Gamsmutterwand weiter aufwärts verfolgt und sind erst später links aus

derselben herausgeklettert. Sodann stiegen sie über Trümmer empor zur Einschaltung zwischen Wischberg und Gamsmutter und links auf den Gipfel des ersteren. Heute verlässt man die Schlucht gleich nach dem natürlichen Tunnel, steigt nach links über Felsen, deren Begehung durch Stufen und Klammern erleichtert ist, und strebt dann, ohne die Scharte zwischen Wischberg und Gamsmutter zu berühren, zur Spitze empor. Auch beim Abstiege wich die Partie Jäger absichtlich von ihrer Anstiegsrichtung und damit auch von dem jetzt gewöhnlichen Wege ab, indem sie unmittelbar nach Passierung des Tunnels durch die Schlucht südlich hinabkletterte, anstatt gerade aus durch die Wand, auf dem gewöhnlichen Wege. Wenn nun auch Jäger durchaus nicht der erste Besteiger des Wischberges ist (trotzdem er, Tour. IV, S. 118 ff., von früheren Besteigungen erzählt, so behauptete er doch in späterer Zeit, z. B. Tour. XI, S. 13, dass er ihn das erste Mal glücklich bestiegen und eingehend erforscht habe), so gebührt ihm doch unbedingt das Verdienst, ihn in die Litteratur eingeführt und den von ihm gewählten Weg zum seither gewöhnlichen gemacht zu haben, das letztere insbesondere deshalb, weil auch auf seine Veranlassung hin hier an den schwierigen Stellen eine Weganlage geschaffen wurde. Er veranstaltete nämlich sowohl in Wien als auch im Canalthale Sammlungen und brachte 358 fl. auf (siehe Tour. VI, 1877, S. 378: 120 fl. zahlte der D. u. Ö. A.-V., 40 fl. Herr Schnabegger in Tarvis, Jäger selbst 25 fl. u. s. w. Es trug also der D. u. Ö. A.-V. den Hauptteil bei, was ich gegenüber anderslautenden Bemerkungen bei Jäger »Rudolfsbahn-Führer« und Jahrb. d. St. G.-V. IV, S. 59, hervorhebe), davon wurden ca. 240 fl. für die Herstellung des Weges selbst ausgegeben und mit etwa 90 fl. eine Eröffnungsfeierlichkeit und ein Seefest am Raiblersee am 7. und 8. September 1874 bestritten. Aber trotz dieser Weganlage war der Besuch lange Zeit noch ein sehr spärlicher. Findenegg spricht von zwei bis fünf Besuchern jährlich in den siebziger Jahren (Zeitschr. 1879, S. 375, eine sehr hübsche Beschreibung aus dieser Zeit lieferte Wurmb, J. d. St. G.-V. IV, 1876, S. 39 ff.), und selbst die Erbauung der Wischberghütte durch die Section Villach, die auch den Weg mehrfach verbessern liess, vermochte den Besuch nicht wesentlich zu heben, erst in den allerletzten Jahren scheint ein Umschwung zum Besseren eingetreten zu sein. Der Berg verdiente auch wirklich mehr Besuch. Die unter der sogenannten »Tropfwand« auf einer Felsterrasse stehende alte Hütte liegt zwar malerisch, aber sie gestattete keine bessere Ausgestaltung. Die Section Villach erbaut deshalb heuer in der oberen Karnica eine neue, geräumigere Hütte, welche hoffentlich dem schönen Berge neue Freunde zuführen wird. Der Anstieg ist nicht schwer (am 6. August 1894 machte ihn eine Dame in Hausschuhen), und wird noch leichter werden, wenn die Section Villach den Weg noch mehr verbessert haben wird. Die Aussicht ist wirklich schön (Eisler, Öst. A.-Z. 1883, S. 188 ff., Jägers Tour. IV und T.-F., S. 70), es fehlt ebensowenig an weiter Rundschau als auch an herrlichen Anblicken in der Nähe: kühne Felsmassen, waldiges Mittelgebirge und liebliche Thäler; König ist der Montasch, »ein steingewordenes Märchen«, wie Jäger sagt.

Auch im Winter wurde der Wischberg auf diesem Wege erstiegen, und zwar von Dr. Schonka und mir mit dem Führer Pinter aus Raibl. Spät abends am 25. März 1893 kamen wir nach langem Schneewaten in die Wischberghütte, die wir trocken fanden, und in der wir eine nicht zu kalte Nacht verbrachten. Am nächsten Morgen ging es über guten Schnee leicht bis unter die Gamsmutterwände, dann aber fing die unangenehme Vereisung an. Durch den Tunnel konnten wir zwar kriechen, jenseits desselben aber nicht mehr den gewöhnlichen Weg benützen. Wir kletterten links von demselben direkt über die mit Eis bekleideten Felsen, ein recht heikles Stück Arbeit. Weiter oben aber war es wieder leichter und es lag guter Schnee.

Wir gebrauchten von der Hütte bis zur Spitze vier Stunden. Am 18. Dezember 1898 wurde diese Tour von Dr. Herold mit Mich. Fillafer wiederholt. Der interessanteste und schönste Weg auf den Wischberg wurde erst am 23. Juli 1893 durch Dr. Kugy eröffnet. Es ist der Aufstieg direkt aus der Seisera, der Westanstieg, wie ich ihn nenne. Zwar scheint er auch früher nicht ganz unbekannt gewesen zu sein. Der Wolfsbacher Führer Kandutsch umkreiste beim Gensentreiben schon im Anfange der achtziger Jahre den Wischberg auf seiner Süd- und Westseite von der Mosesscharte bis zum Naboissattel, auf einem Wege, welchen auch die kühnen und unternehmenden Jäger des Raccolanathales kennen; ja diese stiegen sogar von der Spitze des Wischberges auf der Westseite hinab bis zum grossen Bande bei den Studence. Weiter bis in das Thal zu gehen, lag selbstverständlich nicht in ihrer Absicht. Im Jahre 1885 sollen sie auch die Grafen Brazzà und Pezzi diesen Weg geführt haben; in der Litteratur finde ich nichts darüber erwähnt. Wenn aber auch der Weg in seinen einzelnen Teilen verschiedenen Personen bekannt war, so wurde er doch vor Dr. Kugy von einer Partie nie völlig durchstiegen, und wir müssen ihm für die Entdeckung dieses schönsten aller Wischberganstiege dankbar sein. Von der Jägerhütte in der Seisera führt ein schlechter, kaum kennbarer Ziegenpfad höchst unangenehm durch Krummholz direkt zum Naboissattel. Besser ist es, man wählt den Umweg durch die Saifnitzer Karnica. Ich habe diesen und den weiteren Weg im Hochtourist III, 219, beschrieben. Dr. Kugy sagt über diese Tour (Mitth. 1893, S. 290): »Man kann sich eine angenehmere, abwechslungsreichere und schönere Kletterei kaum wünschen, als sie diese Westflanke des Wischberges bietet«, sie ist mit einer Ausnahme leicht. Ich stimme damit vollkommen überein; nach meinem Geschmacke ist es die schönste Tour in allen vier Gruppen, nur der Dognaweg auf den Montasch übertrifft sie noch an Grossartigkeit. Ich machte sie am 3. September 1893. Dr. Kugy wiederholte sie mit Herrn Bois de Chesne 1894; 1896 vollführte sie Miss Beatr. Tomasson, 1897 Dr. W. Schulze im Abstiege, 1898 die Gebrüder Huth aus Villach u. s. w. Die beiden Führer in Wolfsbach kennen den Weg genau, und wäre er nicht so lange, etwa acht Stunden von Wolfsbach bis auf die Spitze, so würde er gewiss öfter gemacht werden. Eine hübsche Beschreibung dieser Tour enthält »Alpi Giulie« VI, S. 2.

Auch aus der Saifnitzer Karnica halte ich einen Aufstieg auf den Wischberg für möglich, und ich bin überzeugt, er wird auch einmal gemacht werden, wenn sich unsere Berge eines grösseren Zuspruches zu erfreuen haben werden; aber er erschien sowohl Dr. Kugy als auch mir zu steingefährlich, als dass wir ihn gewagt hätten. In einen grossen Tobel, nämlich zwischen Wischberg und Kaltwasser Gamsmutter, kann man von dem Gipfel des ersteren leicht weit hinabsteigen, auch von unten kann man ziemlich weit ohne zu grosse Schwierigkeiten hinaufkommen, in der Mitte aber ist eine enge Schlucht, durch welche alle fallenden Steine aus weitem Umkreise ihren Weg nehmen müssen, auch muss sich dort eine schwer überwindliche Steilstufe befinden, denn die Gensmen kehren jetzt immer vor dieser Schlucht um, während sie sie noch vor einigen Jahrzehnten durchkletterten.

Hohe Gamsmutter, ca. 2550 m. Schon 1874 sagte Wurmb (J. d. St. G.-V. IV, S. 62) von dieser schönen Spitze: »Ihre stolze Zinne hat noch nie der Fuss des kühnsten Alpenjägers erreicht, in ihren Wänden ist die Gemse allein Herrscherin«. Selbst 1886 galt sie bei den Raibler Führern und Gensjägern noch als unerstiegen (Dr. Kugy, Mitth. 1886, S. 229). Am 28. Juni jenes Jahres versuchte Dr. Kugy ihre Besteigung (l. c.) mit dem Führer Baumgartner. Von der Spitze des Wischberges stiegen sie in die Gratscharte zwischen diesem und der Gamsmutter ab. In der Schlucht, welche vom Tunnel zu dieser Gratscharte hinaufführt, lag damals viel Schnee und man konnte leicht nach rechts über brüchigen Fels herausklettern.

Sie strebten dann schräg nach rechts aufwärts über schmale Bänder und steile Platten, überwand einen senkrechten Felsabsatz und gelangten über steilen Boden auf die Spitze. Es ist dies sicher eine der schwierigsten und gefährlichsten Touren in der ganzen Wischberggruppe; sie wurde nur einmal wieder versucht, u. z. von Dr. Baumgartner, ohne dass dieser zum Ziele gelangte (Ostalpen III, S. 595). Wenn nämlich der Schnee in der Schlucht zwischen Wischberg und Gamsmutter nicht sehr hoch liegt, so ist es nicht möglich, aus der Gratscharte heraus auf die schmalen Bänder in der Südwand der Gamsmutter zu gelangen, und das war bei diesem zweiten Versuche der Fall. Die Partie Kugy hatte auf der Spitze keine Spur früherer menschlicher Anwesenheit entdeckt und daher ein meterhohes Steinmandl erbaut.



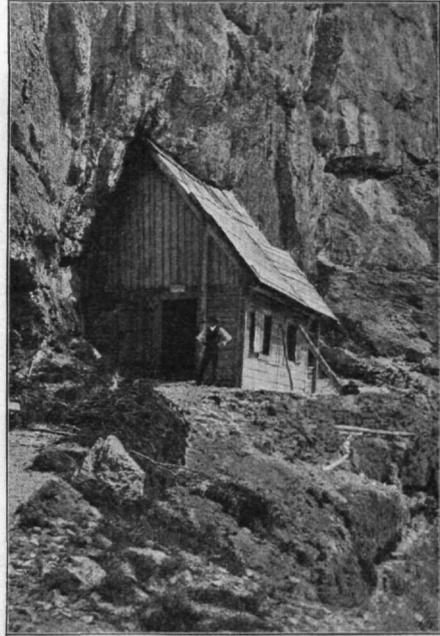
Wischberggruppe aus der Seisera.

Aber auch diese kühngeformte Spitze ist schon längst bestiegen gewesen, und zwar von den Gemsjägern aus der Raccolana. Den Kugyschen Weg haben dieselben allerdings nicht genommen, denn diese ebenso kühnen als erfahrenen Leute lieben es nicht, schwierige Wege zu machen, wenn sich leichtere gleich daneben ergeben. Sie benützen die Schlucht zwischen Hoher Gamsmutter und Thurm, den natürlichen Zugang zu beiden Spitzen; und zwar durchklettern sie diese entweder in ihrer ganzen Länge vom Fusse angefangen, oder sie nehmen zuerst den Wischberganstieg bis zum Tunnel und traversieren dann auf der Ostseite der Gamsmutter in diese Schlucht hinein. Ist einmal diese Schlucht durchstiegen, so ist es ebenso leicht, auf den Thurm als auf die Gamsmutter zu kommen, denn beide sind durch einen ganz leichten Grat miteinander verbunden, wie schon Dr. Kugy (Mitth. 1886, S. 229, auch die Schlucht bezeichnet er dort schon als durchsteigbar) erkannt hat. Durch diese Schlucht erfolgten auch seither alle weiteren Ersteigungen.

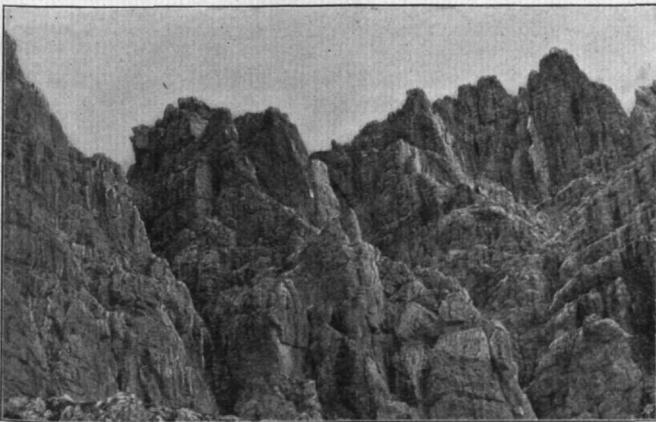
Thurm, ca. 2500 m. Ohne von den früheren Besteigungen durch die Raccolaner etwas zu wissen, brachen Frau und Herr Dr. Schonka und der Verfasser mit Jože Komac und Jak. Pinter am 21. Mai 1893 um 5 Uhr morgens von der Wischberghütte auf und gelangten um 6 Uhr 45 Min. zur oben erwähnten Schlucht. Am Eingange war plattiges Gestein, später immer guter Schnee, der nur einmal durch einen steilen, aber nicht hohen Eisabsatz unterbrochen war. Weiter oben erweiterte sich die Schlucht zu einem nicht unbedeutenden Kare, aus welchem man ganz leicht auf den Grat und über diesen nach Osten hin auf den höchsten Gipfel des Thurmes gelangte (8 Uhr). In einer halben Stunde war von hier aus auch leicht der Gipfel der Gamsmutter zu erreichen. Im Sommer freilich, wenn der Schnee in der Schlucht weggeschmolzen ist, ist auch die Durchkletterung derselben schwerer; dies verspürte Dr. Kugy, der am 24. Juli 1893 unsere Tour wiederholte. 1895 vollführte sie Herr Dr. Herold mit Jakob Pinter, 1896 Frau und Herr v. Statzer führerlos, 1898 Dr. Luzatto und Bolaffio mit den Führern Rogar von Kronau und Fillafer von Raibl (Alpi Giulie IV, S. 16). Dr. Kugy versuchte 1893 auch zum Kleinspitz vorzudringen und durch die Schlucht zwischen diesem und dem Thurm abzusteigen, es misslang jedoch beides (Mitth. 1893, S. 290).

Kaltwasser Gamsmutter, 2522 m. Wenn mir auch eine frühere Besteigung dieser schönen Spitze durch Einheimische nicht bekannt geworden ist, so bezweifle ich doch nicht, dass eine solche stattgefunden hat. Gamsstände wurden hoch in den Flanken des Berges gefunden, und von da bis zur Spitze ist der Weg weder schwierig, noch schwer zu finden. Wenn also vielleicht nicht überhaupt als erster, so doch sicher aber als erster Tourist hat diesen Gipfel Dr. Kugy mit Rud. Baumgartner am 29. Juni 1886 erstiegen; ich habe diese Tour am 17. Juni 1893 mit Guldenbrein aus Wolfsbach wiederholt. Beide gingen wir von der Höhe der Kaltwasserscharte aus. (Mitth. 1886, S. 230. Den Weg habe ich im Hochtourist² III, S. 219, beschrieben.)

Kaltwasserscharte.
Diese wurde von Ein-



Alte Wischberg-Hütte.



Thurm und Kaltwasser Gamsmutter.

heimischen, so z. B. von dem Jäger Miller, schon vor langer Zeit überschritten. Als erster Tourist überschritt sie Herr Dr. Heffter mit dem Führer Pinter am 28. August 1888 (Mitth. 1888, S. 244). Vom »kalten Brunn« im obersten Kaltwasserthale durchschreitet man die Tarviser Karnica und wendet sich etwas nach links der breiten Geröllschlucht zwischen Kaltwasser Gamsmutter und Karspitze zu. Herr Dr. Heffter fand diese mit Schnee erfüllt, so dass diese Partie über 200 Stufen schlagen musste, Dr. Kugy und ich, die wir in den neunziger Jahren diese Scharte wiederholt überschritten, haben hier immer nur Geröll oder wenig Schnee gefunden. Unmittelbar vor der Höhe geht man am besten scharf links und erreicht den Grat östlich von dem ersten Zacken; jenseits zieht ein Graben von der Scharte direkt hinunter; man kann auch durch diesen gehen, wie es Dr. Heffter gethan hat, muss aber dann, bevor man auf den Boden der oberen Karnica kommt, eine Steilstufe überwinden. Besser ist es, man geht von der Höhe über leichte Schrofen und Rasen in einem Bogen links von diesem Graben, so dass man durch eine seichte Rinne ein paar Minuten östlich von dem oben erwähnten Graben auf den Karnicaboden kommt. Von der Schartenhöhe führt allerdings ein System von Bändern auf der Süd- resp. Ostseite der Kaltwasser und Hohen Gamsmutter und des Thurmes hinüber bis in die Nähe des Wischbergtunnels; ob es aber für die Wischbergbesucher, die von Tarvis kommen, bequemer ist, hier zu gehen statt über Raibl, wie Dr. Heffter anregt (l. c.), bezweifle ich. Später wurde die Scharte noch mehrfach überschritten.

Kor- oder Karspitze, 2371 m. Auch dieser Gipfel wurde schon im Jahre 1876 oder 1877 von dem Jäger Miller bestiegen, was natürlich nicht ausschliesst, dass ihn vielleicht auch andere Einheimische kennen. Als erste Touristen bestiegen ihn Dr. Kugy und Bois de Chesne mit Andrej Komac (Ostalpen III, 593) im August 1890. Dr. Kugy besuchte ihn im Oktober desselben Jahres noch einmal, dann ich am 4. September 1893 mit Joze Komac, am 10. Juli 1894 Herr Bois de Chesne. Den Weg habe ich im Hochtourist² III, S. 220, genau angegeben.

Die **Korscharte** wird seit jeher von den Einheimischen viel begangen, und auch Touristen ist sie als ein wenn auch weiterer, so doch abwechslungsreicher Rückweg von der Wischberghütte sehr zu empfehlen. Man gelangt durch sie in etwa vier bis fünf Stunden nach Raibl. Sie ist vollkommen leicht und ungefährlich.

In der Gruppe der Kleinen Weissenbachspitze ist kein eigentlich touristisch-interessanter Gipfel, es giebt nur einzelne Zacken und Höhenrücken. Hübsch ist der Abstieg von ihnen in den Graben, der beim Weissenbachgries in das Seethal mündet. — Diesen reiht sich die, nur durch eine Schlucht von ihnen getrennt, nördlich aufragende **Höchste Weissenbachspitze, 2300 m**, an, die sich als prachtvoller Felsurm an der Ostseite des Kors erhebt. Ihr Anblick hat schon die ersten Besucher unserer Gruppe begeistert: »Sie gehört unbedingt nach den Drei Zinnen bei Landro zu den am meisten phantastisch geformten Gipfeln der Alpen,« sagt Wurmb (J. d. St.-G.-V. 1896, S. 60). Sie ist von Einheimischen sicher früher nie bestiegen worden und galt noch vor wenigen Jahren bei den Hirten und Jägern in Raibl, trotzdem Touristen sie schon wiederholt erklettert hatten, als unersteiglich. Herr Wurmb versuchte die Besteigung dreimal, doch war ihm der Erfolg vom Schicksal nicht gegönnt. Auch drei Raibler Führer versuchten, wie Dr. Kugy (Mitth. 1886, S. 254) erzählt, ihre Kräfte vergebens. Glücklicher war Dr. Kugy selbst. Am 2. August 1886 kam er mit Andr. Komac nach einem Biwak im Weissenbachthale in das Kar und stieg von dort auf die Scharte südlich von der Spitze. Dort nahmen er und sein Begleiter die Wand an einer Stelle in Angriff, wo sie von einem schmalen, schluchtartigen Riss fast ihrer ganzen Höhe nach durchzogen wird, und standen 7 Uhr 30 Min. auf der höchsten Zinne. Die Kletterei ist zwar sehr scharf und steil, doch von mässiger Schwierigkeit (l. c.). Dies war mir bekannt, als ich am 22. Mai 1893

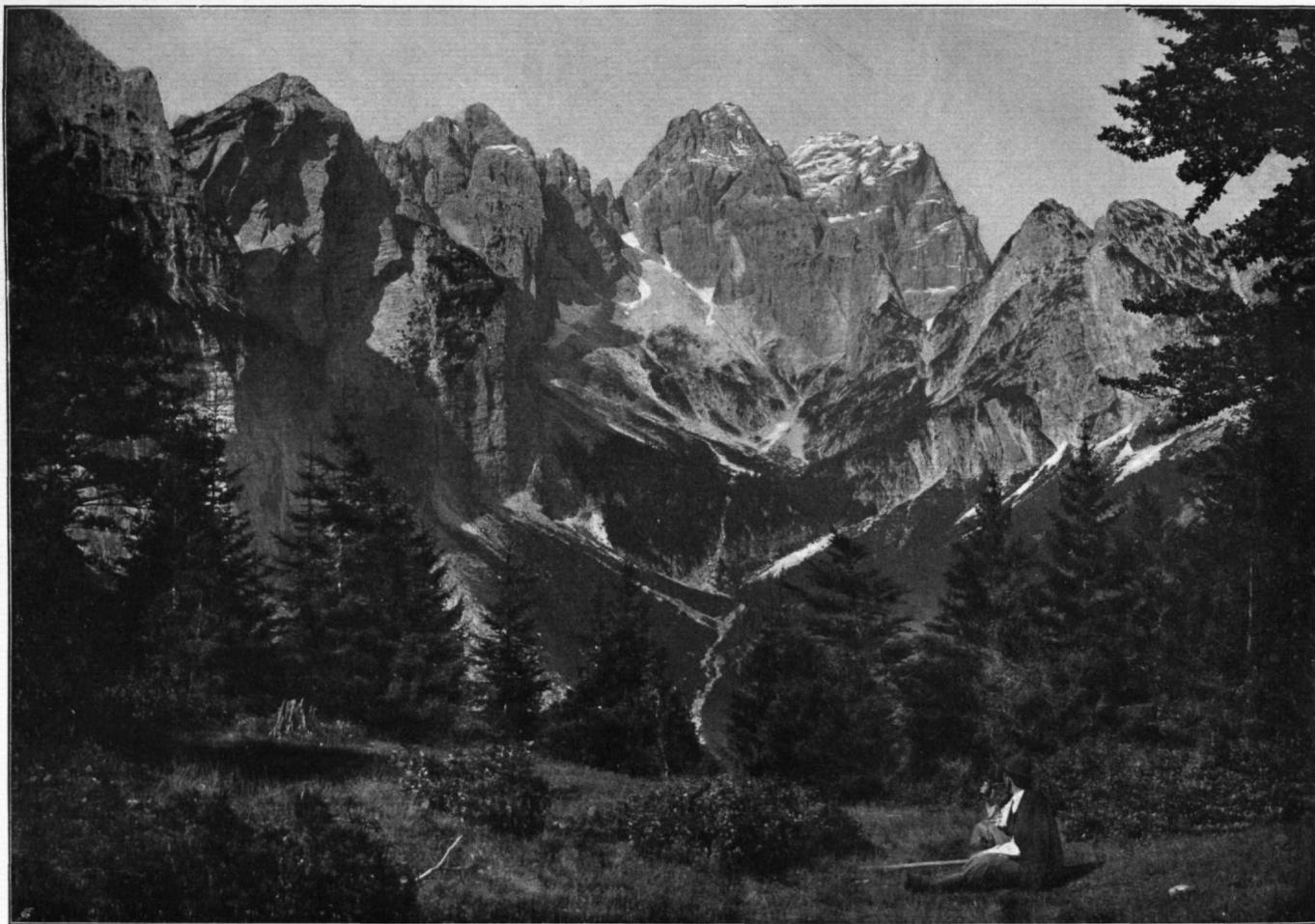
Hochstell

Schönkopf

Korspitze

Kaltwasser Gamsmutter

Wischberg

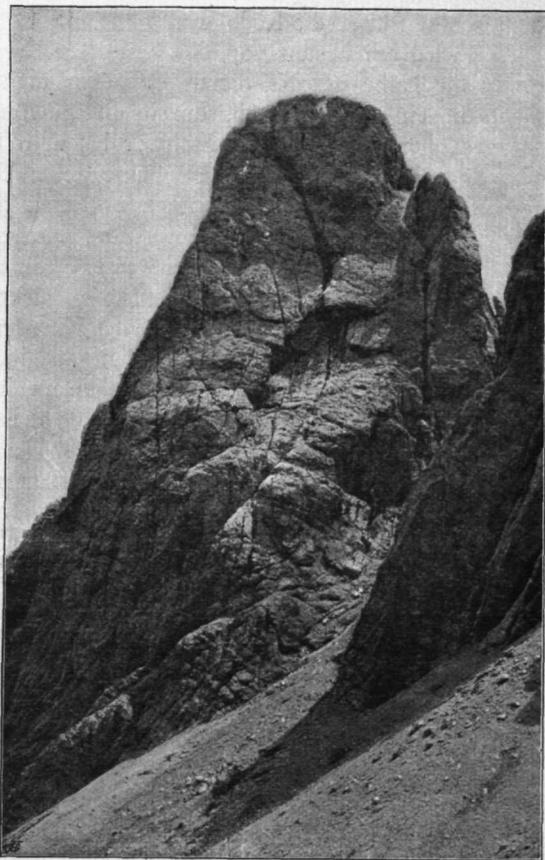


Nach einer Naturaufnahme von A. Beer in Klagenfurt.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Wischberggruppe vom Raibler-Schartl aus.

mit Jože Komac 6 Uhr 30 Min. früh im obersten Kar stand. In 20 Minuten hatten wir die Scharke zwischen der Grossen und der Kleinen Weissenbachspitze erreicht und suchten nach dem schluchtartigen Riss, von dem Dr. Kugy erzählt. Wir bemerkten in der Südwand einen solchen, aber um zu ihm zu gelangen, stiegen wir etwa 30 m nach Osten in der schrägen Schlucht ab, und jetzt erst kamen wir an ein ziemlich tief eingeschnittenes Couloir, welches sich etwa 10 bis 15 m gerade in die Höhe zog. Östlich von diesem befindet sich ein etwas hervorstehender Kopf und wieder rechts von diesem ein Schuttplätzchen, und es schien möglich, vom Ende des Couloirs hinter dem vorspringenden Kopfe zu dem Schuttplätzchen zu gelangen. Von dem letzteren zieht sich ein tief eingeschnittener Spalt schief aufwärts bis zum Rande des Gipfelplateaus, den es allerdings ziemlich weit östlich vom eigentlichen Gipfel erreicht. Wir nahmen allsogleich das Couloir in Angriff. Jože entledigte sich



Höchste Weissenbachspitze vom »Kar« aus.

der Schuhe und überwand mit jener Sicherheit und Gewandtheit, die die Trentaner auszeichnet, auch die letzten zwei Meter, die, beinahe überhängend, für meine kürzere Gestalt grifflös waren, so dass die berühmte »Mehlsacktechnik« für mich recht energisch zur Anwendung kam. Während nun Jože seine Schuhe wieder anzog, kletterte ich hinter dem Kopfe hinüber zu dem Schuttplätzchen und stieg in dem Spalte bequem, fast wie auf einer Turmtreppe, empor, so dass ich schon beinahe oben war, als Jože mir nachkam. Auf dem Plateau angelangt, wendeten wir uns links und gelangten über leichte Felsen zum eigentlichen Gipfel. Ich glaubte damals den Weg Dr. Kugys gewandert zu sein, seine Beschreibung ist kurz und summarisch, daher auch vieldeutig. Auch Dr. Kugy bezeichnet im Ostalpenwerk III, S. 595, seinen Weg bis auf kleine Details als identisch mit dem meinen. Später bin ich anderer Meinung geworden, und ich habe daher im Hochtourist² III, S. 220, beide Wege als getrennt dargestellt. Ich stütze mich dabei auf die bestimmten Aussagen der beteiligten Führer Andrej und Jože Komac, auch ist Dr. Kugy selbst inzwischen, wie er mir Ostern 1900 mitteilte, dieser Meinung geworden. — Am 10. Juli 1894 hat noch Herr Bois de Chesne mit Komac, am 15. August 1896 Herr Herold mit dem Führer Mich. Fillafer, letztere Partie auf meinem Wege, diese schöne Spitze erstiegen; eine weitere Ersteigung erfolgte 1899 durch Dr. Bolaffio und Dr. Kugy u. s. w.

Wenden wir uns nun zu den Ketten, die von dem Centralstocke ausgehen. Nördlich dem Wischberge, von ihm nur durch den Naboissattel, 1980 m, von

dem schon früher die Rede war, getrennt, erhebt sich der **Grosse Nabois**, 2315 *m*. Dieser wird am besten von der Saifnitzer Karnica aus erstiegen. Man geht zuerst bis in die Nähe des Naboissattels, bevor man aber diesen erreicht hat, biegt man rechts in eine Schlucht ab, durch die gewöhnlich Wasser herunterkommt, dann geht es über Weideboden unschwer bis zum Gipfelblock, einem glatten Fels von etwa 20 *m* Höhe. Bis zu seinem Fusse gehen die Ziegen und daher auch die Hirten, ob die letzteren auch den Block erklettert haben, ist fraglich. Von Fremden bestieg ihn zuerst Dr. Kugy mit Andr. Komac im September 1894, am 7. Juli 1895 ich mit Oizinger. Bei der Kaltwasser Gamsmutter zweigt ein weiterer Ast ab. Nach einem namenlosen Punkte 2139 *m*, über den ich nichts in Erfahrung bringen konnte, interessiert uns hier zuerst der **Karnicasattel**, ca. 1700 *m*. Über ihn gelangt man, wenn auch nicht sehr bequem, so doch viel interessanter und schöner als über den Braschniksattel, von der Seisera in das Kaltwasserthal, resp. über die Raibler Scharte nach Raibl. Den Weg habe ich im Hochtourist² III, S. 230, beschrieben. Auf der Kaltwasserseite ist der angelegte Steig jetzt mehrfach vom Wasser zerrissen, und es giebt hier ein paar nicht ganz angenehme Tritte.

Die **Schwalbenspitzen** sind seit jeher von Gernsjägern besucht worden. Als erster Tourist bestieg die zwei nördlicheren (1934 *m* und 1852 *m*) Dr. Kugy mit Andr. Komac im Juli 1893. Er machte damals eine Kammwanderung von Norden, vom Braschniksattel her. Auf dem Wege von den beiden nördlicheren zur höchsten Spitze, 1951 *m*, ist ein sehr schmales und gefährliches Band zu überwinden, daher wählten Herr Victor Dolenz und ich am 17. November 1895 einen andern Weg auf die höchste Spitze. Kandutsch sen. führte uns damals von Wolfsbach über den Braschniksattel in die Saifnitzer Karnica bis in die Nähe des »Kalten Brunnens« und von hier machten wir den Aufstieg über die Ostseite. Zuerst ging es zwar sehr steil, aber nicht schwer durch Krummholz, über Rasen und kleine Felsen bis zur Scharte nördlich von der höchsten Spitze und dann links anfangs über lockeres Gestein etwas exponiert, später sicherer durch Krummholz auf den Gipfel; im Juni 1900 gelangten auch Dr. Bolaffio und Dr. Kugy auf diesem Wege zum höchsten Gipfel.

Der **Braschniksattel**, 1489 *m*, ist ganz leicht, von beiden Seiten führen Steige für Grossvieh zu ihm empor; in Verbindung mit dem ebenso leichten Weg über das Raibler Schartel gewährt er den besten Übergang von Raibl nach Wolfsbach; den Weg habe ich im Hochtourist² III, S. 229, beschrieben. Er wurde von der Section Villach in den letzten Jahren bezeichnet.

Steinerne Jäger, 2079 *m*. Auch dieser Berg ist, da besonders von seiner Südseite her Schafe und Ziegen bis auf den Gipfel gelangen, selbstverständlich seit jeher von Hirten und Jägern besucht worden. Aber auch von seiten der Touristen hat er schon einige Beachtung gefunden. Jäger (T.-F., S. 21 ff.), Findeneegg (Zeitschr. 1879, S. 374) und vor allem Frido Kordon in seinem hübschen Aufsätze »Maientage in Kärntens Süden« (Ö. A.-Z. 1895, S. 304) beschrieben ihn. Vollkommen stimme ich mit Kordon überein, der es unbegreiflich findet, dass ein so lohnender Aussichtsberg so wenig besucht wird, zumal da er ja auch nicht schwer zu erreichen ist. Denn wenn auch Herr Kordon einmal von einer »erstaunlichen Exponiertheit« der Kletterei spricht, so ist es doch unter normalen Verhältnissen (Herr Kordon hatte Vereisung!) nicht so schlimm, an solche Gänge muss sich selbst der gewöhnen, der im Kalkgebirge auch nur leichtere Berge besteigen will. — Findeneegg ging im Mai 1878 auf dem gewöhnlichen Wege zur Luscharialm und auf schlechten Schafsteigen auf die Ostseite des Berges (ein besserer Steig führt auf der Westseite um den Berg vom Luschari bis zum Braschniksattel, er wurde durch die Section Villach markiert), aber es bedurfte sodann einer an-

strengenden und nicht leichten Kletterei, um die höchste Spitze zu erreichen. Findenegg, der als einer der ersten Pioniere in unseren Bergen damals eben noch nicht genau mit der Gegend vertraut war, wählte einen unbequemen Weg. Dass übrigens für jeden, der von dieser Seite kommt, die Versuchung dazu nahe liegt, beweisen auch die Zweifel Kerdons und Lucernas an dieser Stelle (Ö. A.-Z. 1895, S. 312). Der gewöhnliche Weg (selbstverständlich kann man bei einem so leichten Berge mehrere Wege zum Gipfel einschlagen) führt vom Gipfel des Luschari aus. Man geht von der Kapelle auf dem Sattel südlich von der Kirche gerade aus südlich über einen Vorhügel (links) in das grosse Kar. Die höchste Spitze liegt in der Südumrahmung und ist durch eine Stange gekennzeichnet. Man steigt aus dem Kar zu ihr entweder durch eine seichte Schlucht, etwas westlich von der Spitze, auf, oder erreicht weiter rechts (westlich) über leichtere Felsen den Grat



Flitschl gegen den Kaltwassergraben.

und geht auf diesem über Blöcke in etwa 10 Minuten zur Spitze. Nach Süd zum Braschniksattel kann man entweder durch eine Schlucht (anfängs etwas steil) westlich absteigen und kommt dann auf den oben erwähnten Steig auf der Westflanke, oder auch von der Spitze direkt südlich über den breiten Hang, nur darf man dann nicht vergessen, zur rechten Zeit rechts zum erwähnten Pfade abzusteigen, denn der Hang selbst endet in Abbrüchen.

Die Wege auf den Luschari zu beschreiben, ist nicht Aufgabe dieses Aufsatzes. Den bequemsten Anstieg vermittelt der von der Section Villach neu angelegte Reitweg von Untertarvis bis zur Luscharialm.

Bei der Karspitze löst sich vom Centralmassive ein weiterer Ast los, welcher mit der **Leiterspitze**, ca. 2200 m, beginnt. Trotzdem dieselbe in Raibl als unersteiglich galt, war sie doch schon von Hirten erstiegen worden, und zwar gelangten diese durch eine Schlucht, welche sich vom Kor aus schräg aufwärts durch die Ostwand zieht, auf den Grat in der Nähe der Spitze und dann auf diese selbst. Einen anderen Weg nahmen ich und Jože Komac am 4. September 1893. Wir

gingen vom Kor zuerst längs der Wand der Karspitze auf einem ziemlich guten Bande schräg aufwärts auf den Kamm, auf diesem in kurzer Zeit hinab in eine kleine Scharte, von dieser jenseits auf einen Turm, der etwa 4 m hoch in zwei Absätzen sehr exponiert und steil ansteigt, dann wieder horizontal bis zu einem kleinen Schartel (hier erreicht der Weg der Hirten den Grat) und nun über den wildzerrissenen aber leichten Gipfelbau.

Einen echt alpinen Übergang vom Weissenbachthale in das Kaltwasserthal vermittelt die Weissenbachscharte; sie wird bei Gemsjagden öfter überschritten. Ich überschritt sie mit dem Jäger Miller am 5. November 1893. Wir kamen damals vom Schönkopf und stiegen mühsam über Geröll zu ihr hinan. Von Raibl aus geht man natürlich durch das Seebachthal und dann durch das Weissenbachthal, bis sich dasselbe nach Westen biegt, und steigt auch von hier an mühsam über Geröll zur Scharte auf (von Raibl etwa 3 $\frac{1}{2}$ Stunden). Auf der Kaltwasserseite muss man zuerst etwas hinab, dann geht es rechts über einen sehr interessanten, schmalen Felsengang durch die Wand, dadurch kommt man auf eine in das Kaltwasserthal vorspringende Rippe; man geht nun auf einem gut sichtbaren Gempfad zuerst auf dem Grate, dann auf der nördlichen Flanke dieser Rippe hinab, übersetzt eine kleine Schlucht, traversiert eine mit Geröll bedeckte, riesige Platte und steigt zuletzt über Geröll in das Kaltwasserthal ab.

Schönkopf, 2054 m. Von Hirten mit ihren Ziegen wird dieser Berg alljährlich besucht. Ich bestieg ihn mit dem Jäger Miller am 5. November 1893 und habe den Weg im Hochtourist² III, S. 220, beschrieben. Oben hatten wir leider Nebel, aber der Berg muss eine hübsche Aussicht haben.

Die Hochstelle, 2007 m, wurde früher nur ein paarmal von Jägern und Hirten bestiegen. Sie war vor den grossen Wetterstürzen des Jahres 1890 leichter als jetzt, da heute lockeres Gestein und schmale Bänder nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereiten. Am 22. Oktober 1893 bestieg ich sie unter Führung des Jägers Miller und habe den Weg im Hochtourist² III, S. 220, beschrieben. Im Abstiege gingen wir vom Fusse des Gipfels auf schlechtem, nicht leicht zu findendem Schafsteige zur Scharte zwischen Hochstell und Schönkopf und unter den Wänden des Schönkopfes hinab in das Weissenbachthal. — Der Aiblkopf, 1793 m, hat keine touristische Bedeutung. — Die Raibler Scharte, Raibler Schartl, 1325 m, der beste Übergang in das Kaltwasser-, resp. Seiserathal, wurde schon früher (Seite 355) besprochen; ich habe den Weg im Hochtourist² III, S. 229, beschrieben. — Der Königsberg, 1918 m, wird am besten auf der Nordwestseite bestiegen, und zwar beim Karolyberghaus vorbei über den Kleinen Königsberg. Die Aussicht von ihm auf die Wischberg- und Manhartgruppe ist sehr hübsch, Schwierigkeiten sind gar keine zu überwinden. Ich war nur einmal, am 25. Februar 1894, mit Mich. Filafer oben, der Schnee war damals ziemlich gut, so dass wir nur 3 St. 25 Min. gebrauchten, gegen drei Stunden im Sommer.

Das Biegengebirge im Hauptzuge der Karnischen Alpen.

Von

Hans Wödl.

Die im Süden gegen Italien die Grenze bildenden schroffen Zinnen der Karnischen Hauptkette, deren langgestreckter Zug die Verbindung der Sextener Dolomiten mit den Julischen Alpen herstellt, weisen, obwohl die Hauptgipfel derselben gleich zu Beginn der touristischen Erschliessung der Ostalpen von deutschen Alpinisten in den Bereich erfolgreich durchgeführter Bergfahrten mit einbezogen wurden, bis heute einen verhältnismässig spärlichen Besuch auf. Da zudem der Monte Coglians und die Kellerwand das ganze Interesse in Anspruch nahmen und nur ab und zu der Monte Peralba bestiegen wurde, ist es eigentlich nicht zu wundern, dass einige hochinteressante Abschnitte der Karnischen Hauptkette bis in die letzten Jahre fast gänzlich unbekannt blieben. Einer dieser vernachlässigten Teile soll nun Gegenstand nachstehender Berichte sein, und ich gebe mich der Hoffnung hin, dass jene, welche sich vielleicht entschliessen, meinen Spuren zu folgen, dem vielen Gewaltigen und Schönen, das sich dort bietet, Interesse abgewinnen und gleich mir eine Reihe bergfroher Erinnerungen nach Hause tragen werden.

In unmittelbarer Nachbarschaft der Cogliansgruppe und dieser ebenbürtig an Wildheit und stolzem Gehaben, finden wir eine bogenförmig um die Obere Wolayeralpe gruppierte Gipfelmauer, deren ortsüblicher Name in Bezug auf die einen Halbkreis beschreibende Umbiegung des Bergwalles »Biegenwände« lautet. Aus dieser zutreffenden Bezeichnung entstand in der österreichischen Spezialkarte das »Pigengebirge«, das sich auf dem Blatte »Oberdrauburg« in den äussersten südwestlichen Winkel drückt und gewiss vielen nicht einmal dem Namen nach bekannt sein dürfte. Letzterer kommt auch in dem von Dr. Carl Diener verfassten Abschnitt über die Karnischen Alpen in der »Erschliessung der Ostalpen« nicht vor, obwohl der höchste Gipfel der Gruppe, der Seekopf, unter den »vorausichtlich nicht unbedeutende Schwierigkeiten« bietenden, »durch ihre Schroffheit auffallenden Kalkzinnen« genannt wird, die damals angeblich noch ihrer Ersteiger harreten. Und doch lebte zu jener Zeit schon Einer, der seit nun fast zehn Jahren beinahe alle wichtigen Erhebungen des Biegengebirges bestieg und mit erstaunlicher Kühnheit dessen unnahbar scheinende Wände kreuz und quer durchkletterte; freilich wussten damals die touristischen Kreise noch wenig von ihm. Es ist dies der Friulaner Pietro Samassa, ein passionierter Gamsenjäger (beziehungsweise »Wildschütze«, soweit seine Thätigkeit sich auf österreichisches Gebiet erstreckt), der in Collina daheim ist und seitdem zum Bergführer autorisiert wurde.

Gustav Baldermann und Arthur Jaroschek aus Wien waren die Ersten, die infolge der oben angeführten Notiz im Ostalpenwerke den Seekopf auf ihr Programm setzten und auch dessen erste touristische Ersteigung am 16. September

1896 unter der Führung Pietro Samassas ausführten. Kurze Notizen von etwas unklarer Stilisierung in den »Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V.« und in der »Öster. Touristenzeitung« waren das einzige litterarische Ergebnis dieser ersten, von Fremden ausgeführten Bergfahrt im Biegengebirge, die wohl den höchsten Gipfel desselben seiner touristischen Jungfräulichkeit entkleidete, jedoch keine Klarheit über die Situation und Benennung der übrigen Gipfel brachte. Ebenso wenig gelang dies K. Kögeler aus Kötschach in einem anlässlich der Eröffnung der Wolayersee-Hütte in den »Mittheilungen« 1897 veröffentlichten Artikel. Von einem ausgezeichneten Kenner der Karnischen Alpen, der wohl in erster Linie deren geologische Durchforschung ins Auge fasste, erschien hierauf in der »Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V.« für das Jahr 1898 eine Studie: »Über die Hauptkette der Karnischen Alpen«. Georg Geyer hat wohl das Biegengebirge von allen Seiten umkreist und einige interessante photographische Aufnahmen gemacht, musste sich aber in seiner Darstellung mangels eigener Erfahrung auf lückenhafte Informationen stützen, so dass das Wenige, das er über das Biegengebirge schrieb, einige Irrtümer enthält, auf die ich später zurückkommen werde, und die wohl hauptsächlich durch die österreichischen und italienischen Militärkarten verschuldet sind. Der von G. Marinelli verfasste, im gleichen Jahre erschienene »Guida della Carnia« schweigt sich über die Bezeichnung »Biegengebirge« gründlich aus und bringt ebenfalls unrichtige Angaben über Seekopf und Monte Canale. (Vergl. meine Kritik in der Öster. Alpenzeitung 1898, S. 271.)

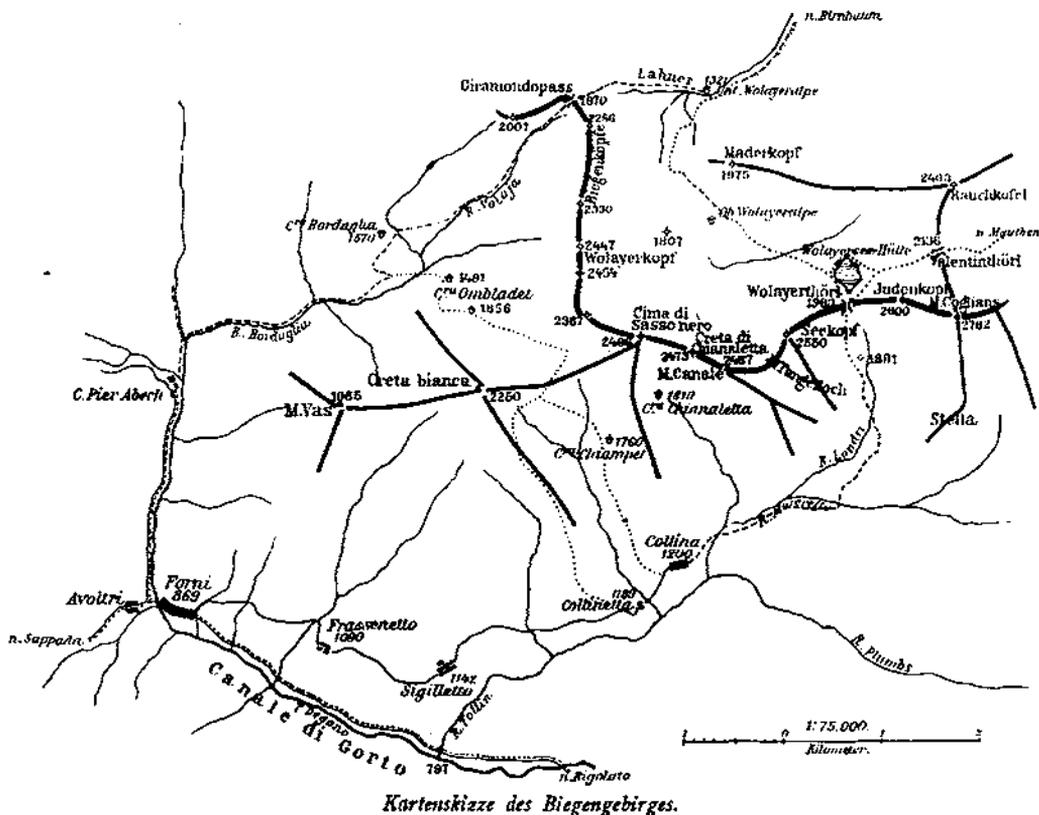
Noch vor dem Erscheinen der beiden letztgenannten Schriften hatte ich im Frühsommer und Herbste 1898 das Biegengebirge durchstiegen. Ich wusste also vorher so gut wie nichts darüber, und eben der Reiz der Unbekanntheit war es, der mich bewog, dieser Gruppe systematisch auf den Leib zu rücken und mir Einblick in ihre intimsten Geheimnisse zu verschaffen. Indem ich nun eine Schilderung meiner Bergfahrten folgen lasse, werde ich es versuchen, durch diese selbst und eine daranschliessende zusammenfassende Übersicht meine Kenntnisse über das Biegengebirge der Allgemeinheit nutzbar zu machen.

Nach einem von Herrn Gustav Baldermann angeregten Besuche der Gruppe von San Stefano, an dem auch mein Freund Carl B. Schmid teilgenommen hatte, fuhren wir am 25. Juni 1898 gemeinsam über Bladen ostwärts dem von mir in unser Tourenprogramm aufgenommenen Biegengebirge entgegen. Um 6 Uhr abends trafen wir in Forni-Avoltri ein, dessen malerische Lage schon des öfteren geschildert wurde, und das aus der Häusergruppe Avoltri zur Rechten des Degano und der Ortschaft Forni — die einst den deutschen Namen »Oefen« führte — auf dem überhöhten linken Ufer des genannten Wasserlaufes besteht. Hier grüsst das nette Kirchlein des Ortes, und neben ihm ladet die Wirtschaft des Michele Sottocorona zu friedlicher Rast ein. Kein Hotel ist es, das hier dem Bergwanderer Unterkunft bietet, aber unser Wirt führt ein patriarchalisches Haus und die besten Weine weit und breit. Mit grösster Zuvorkommenheit werden hier deutsche Gäste empfangen, und mit Vergnügen gedenke ich der kühlen Laube, in der die Gläser klangen auf die »bella Italia« und die »Mutter Germania«. Sottocorona hat noch als Österreicher gedient und ist in Steiermark und Kärnten viel herumgewandert, so dass er des Deutschen soweit mächtig ist, dass man sich mit ihm ganz gut verständigen kann.

Warum ich gerade Forni als erstes Standquartier für die geplante Erschliessung des Biegengebirges wählte, habe ich oben angedeutet. Wir hatten eben nach dem Besuche der Stefano-Gruppe dorthin am nächsten, und da ich die Südwestflanke des Biegengebirges der Karte nach für die am leichtesten zugängliche Seite hielt

gedachte ich die erste orientierende Tour von hier aus zu unternehmen. In der Richtung nach Forni streicht nämlich vom eigentlichen Massiv der Gruppe eine breit fundierte Vorlagerung herab, die bis zu ihrer höchsten Erhebung, der Creta Bianca, 2250 m, begründet ist. Diese Formation konnte ich leicht aus der Karte¹⁾ ersehen. Mein Plan war nun, jene Stelle aufzusuchen, wo der Ostnordostgrat der Creta Bianca an den Hauptstock ansetzt, denn hier vermutete ich einen guten Aufstieg zum nahe gelegenen und nur 200 m höheren Hauptkamm.

Zum besseren Verständnisse der nun folgenden Touren will ich in grossen Zügen die geographische Lage des Biegeengebirges beschreiben. Wie schon erwähnt, bildet dasselbe auf der österreichischen Seite einen steilwandigen Felsenzirkus,



dessen Mittelpunkt die Obere Wolayeralpe ist, um welche in einem radialen Abstände von durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ km ein die Alpe um 800 m überhörender Gipfelhalbkreis verläuft, der vom Wolayerpass, 1983 m, bis zum Lahner- oder Giramondopass, 1970 m, reicht. Von diesem im Hauptzuge der Karnischen Alpen streichenden Kreissegment zweigt nach Südwesten — also nach aussen — der bereits erwähnte Seitenast der Creta Bianca ab, der über den Monte Vas nach Forni hinabzieht. Von diesem Orte, der 869 m hoch gelegen ist, führt die Begrenzungslinie südöstlich den Degano entlang im Canale di Gorto bis zur Einmündung des Rio Follin, wo sie mit 797 m den tiefsten Punkt erreicht; von hier führt sie

¹⁾ Fo. 13 della Carta d'Italia 1:50000 Prato Carnico. Sämtliche Höhenangaben der Gipfel im Hauptkamme und der auf der italienischen Seite gelegenen Punkte beziehen sich auf dieses Kartenblatt.

nordöstlich an diesem Wasser aufwärts bis zu einem seiner Quellbäche, dem Rio Landri, dem sie, dicht neben dem gewaltigen Aufbau der Coglians-Gruppe, nordwärts folgt zum östlichsten und höchsten Begrenzungspunkt des Biegengebirges, dem Wolayerpass, 1983 *m*; über den Wolayersee und längs des nur teilweise zutage tretenden Abflusses desselben fällt die Grenzlinie in nordwestlicher Richtung zur Oberen und Unteren Wolayeralpe, 1321 *m*, hinab bis zur Einmündung des Lahnerbaches, längs welchem sie dann in westlicher Direktion bis zum Giramondopass, 1970 *m*, dem nördlichsten Punkte, ansteigt; von hier aus folgt die Begrenzung dem in südwestlicher Richtung abfließenden Rio Bordaglia zum Degano hinab, dessen Schlucht in rein südlicher Richtung nach Forni hinausführt. Ausser diesem Orte finden wir auf der Südseite noch die Ansiedelungen Frassenetto, 1090 *m*, Sigilletto, 1142 *m*, Collinetta, 1189 *m*, und Collina, 1200 *m*. Das letztere Dörfchen reicht am dichtesten (bis auf 2 *km*) an das Biegengebirge heran; um so weiter ist es zum nächsten österreichischen Orte Birnbaum, 1000 *m*, im oberen Gailthale (Lessachthal), der in der Luftlinie 10 *km* weit entfernt liegt. An dem Verbindungswege zwischen Birnbaum und Collina liegt die im Jahre 1897 durch die Section Obergailthal des D. u. Ö. A.-V. erbaute Schutzhütte am Nordufer des Wolayersees in ungefähr 1950 *m* Seehöhe.¹⁾

Da wir am nächsten Tage nicht nach Forni zurückzukehren gedachten, sondern nach Collina absteigen wollten, bot sich uns die angenehme Gelegenheit, die bei führerlosen Wanderungen so empfindliche Last der Rucksäcke zu erleichtern. Wir entledigten uns daher alles Überflüssigen, das wir einem Burschen übergaben, der einen gehörigen Pack um billige Entlohnung nach Collina transportierte.

Um 4 Uhr 45 Min. früh brachen wir am 26. Juni bei nebligem Wetter auf. Wir stiegen vom Gasthause den steilen Pfad hinunter zur Brücke über den Degano, überschritten diesen und folgten nun in nördlicher Richtung einem langsam ansteigenden Strässlein längs des rechten Ufers desselben, über welchem die bewaldeten Hänge des Cadin sich in graue Nebelschleier verloren. Nach einer halben Stunde kamen wir zur Häusergruppe Pier Abech, wo zur Linken der tosende Rio di Avanza herabkommt und eine schmale Schlucht bildet, die unser Strässlein auf guter Brücke übersetzt. Hier gabelt der Weg nach drei Richtungen. Wir mussten die rechtsseitige, zum Degano hinabführende Fährte benutzen, die uns nach einer Viertelstunde über dessen ziemlich breites, mit Blöcken besätes Bett auf das jenseitige Ufer brachte, gerade zur Einmündung des Bordagliagrabens, den wir auf seiner rechten Seite betraten (5 Uhr 30 Min.). Hier führt ein primitiver Almweg durch malerischen Hochwald steil hinan, den einzelne Abrutschungen durchsetzen, und dessen lehmigen Grund der Steig in tiefen Rinnen durchschneidet. Zur Rechten hören wir den Rio Bordaglia in finsternen Schlünden brodeln und rauschen, bis eine Art Thalstufe erstiegen wird, wo sich der Grund erweitert und der Bach in breitem Bette einen ruhigen Lauf zeigt. Hochwässer müssen hier gewaltig hausen, dies verrät die ganze Scenerie, die durch das vom Nebel gedämpfte Tageslicht ein eigentümlich düsteres Kolorit erhält. Hätten wir klaren Himmel, so müssten wir nun schon den Thalschluss übersehen, der durch den auf der Tavoletta mit »Monte Volaya« bezeichneten Teil des Biegengebirges gebildet wird, an dessen Fuss die untere Casera Ombladet liegt. Wir halten uns

¹⁾ K. Kögeler giebt in seinen Aufsätzen (Mittheilungen 1897 und 1901) die Seehöhe der Wolayersee-Hütte mit 2000 *m* an, ein augenfälliger Irrthum, da dieselbe unterhalb des mit 1983 *m* vermessenen Wolayerpasses liegt. In dem vorstehenden Kärtchen ist der Wolayerpass als Wolayerthörl bezeichnet; dieser Name wird oft gebraucht, doch halte ich die erstere Bezeichnung für passender.

dicht am Bache, denn wo der Weg durch Wiesen führt, verliert sich seine Spur, die wir dann auf sterilem Terrain wieder antreffen. Bald schimmert uns eine breite Fläche Lawinenschnees entgegen. Das muss der Thalschluss sein. Und richtig, dort drüben über dem Bache ruhen auf einem vorgeschobenen, breiten Rücken die niedrigen Baulichkeiten der Casera Ombladet di sotto, 1491 *m*. Über den harten Lawinenschnee führen frische Spuren hin und drüben durch grosse Lattichblätter und sonstige Düngerflora zu den Hütten (7 Uhr). Schweigend ziehen wir fürbass, angestaunt von einigen braunen Kerlen, die hier als Hirten hausen und Sennerdienste verrichten. Das schmale Steiglein führt scharf nach rechts, übersetzt eine Grabenrinne und wendet sich oben wieder dem ersten Rücken entgegen, bis über der spärlichen Waldgrenze die Terrasse der oberen Alpe gewonnen wird (dieses Stück Weges ist in der Tavoletta schlecht eingezeichnet). Um 7 Uhr 20 Min. betreten wir die offene und noch nicht bezogene Hütte der Casera Ombladet di sopra, 1656 *m*, eben als ein schon früher eingefallener, feiner Regen ganz merklich stärker wird und uns das schützende Obdach freudig begrüßen lässt.

Unser heutiger Angriff schien durch der Elemente Ungunst zu Wasser werden zu wollen. Da es aber noch früh am Morgen war und wir in der Periode der längsten Tage standen, wollten wir ruhig abwarten, ob nicht doch noch eine Wendung zum Bessern eintreten werde. Wir machten es uns bequem. Schmid improvisierte ein Schläfchen in einem Futtertroge, ich zündete mir ein Pfeifchen an, nur Herr Baldermann trippelte unruhig herum, kroch in seinen Wettermantel, dann zur Thür hinaus, postierte sich auf einen Stein und deklamierte aus »Faust« und anderen schwer verdaulichen Dichtungen. Die beleidigten Klassiker im Olymp lohnten es ihm mit einer ausgiebigen Verstärkung des Regens, so dass er reuig wieder zu uns hereinkam — um in fünf Minuten hier drinnen weiterzureimen. Nun wurden wir erzürnt, gaben ihm deutliche Beweise unseres Bedürfnisses nach Ruhe, konnten aber nur so lange Stille erreichen, als unsere Essvorräte hinreichten, die Schleusen seiner Beredsamkeit nahrhaft zu verstopfen. Inzwischen war der Himmel etwas heller geworden. Ab und zu kam drüben ein Gratstück des Monte Avanza hervor, dann entdeckten wir die gegenüber etwas tiefer gelegene Casera Bordaglia, den kleinen Lago Bordaglia und darüber die nebelfreie Kuppe des niedrigen Monte Navagiust, 2132 *m*, der dem dahinter liegenden Kesselkofel vorgelagert ist. Neben uns lugte in ziemlicher Nähe eine weissschimmernde Wand hervor, eine der Creta Bianca angehörende Kalkschichte ihres Nordwestgrates, welche oben wieder unter einer begrünten Schieferzone verschwindet. Hinter unserer Zufluchtsstätte bemerkten wir einen hohen künstlichen Steinsporn, dessen Schneide nach oben gerichtet ist und dazu dient, die Lawinen rechts und links von der Hütte abzulenken, was auch zu gelingen scheint.

Der Regen hatte aufgehört, und nach einigen Stunden Aufenthaltes, es mochte 11 Uhr geworden sein, brachen wir wieder auf. Die Terrasse findet in Absätzen und Mulden ihre Fortsetzung. Der Steig, der erst noch deutlich zu verfolgen war, verlor sich bald unter tiefem Schnee, über den wir in der Falllinie langsam aufwärts stiegen. Während zur Linken nichts als nebelüberlagerte Felsbänke auftraten, die uns absolut kein Bild des uns am meisten interessierenden Hauptstockes gaben, entwickelte sich vor uns und zur Rechten hinaus ein schwarzer Schiefergrat, der anscheinend mit dem von unten aufsteigenden Kalkgrat einen Winkel bildete, den der im Nebel unsichtbare Gipfel der Creta Bianca krönen musste.

Nach einer Stunde standen wir auf der nach Südosten scharf abbrechenden Schneide, dicht an jener Stelle, wo sie sich vom Hauptmassive löst. Ein kräftiger Wind blies hier von Osten herauf aus einem wahren Hexenkessel brauender Nebel. Keine Sonne, kein Ausblick! Ich schlug unter diesen Umständen meinen Gefährten

vor, als Lückenbüsser wenigstens die Creta Bianca zu besteigen; würde es doch noch schön, so böte uns dieser Gipfel gewiss einen guten Einblick und eine vorzügliche Orientierung, wenn nicht, so hätten wir doch einen Gipfel erreicht. Da ich unseren jetzigen Standpunkt der Karte nach auf ca. 2000 m schätzte, blieben uns nur 250 m Höhendifferenz zur Creta Bianca, und der sichtbare Teil des Grates erschien so harmlos, dass wir in kurzer Zeit droben zu sein gedachten; ausserdem sahen wir eine deutliche Steigspur quer über den schiefriigen Hang dicht unter dem Grate dahinziehen. Diese nahmen wir sofort auf und liefen mehr als wir gingen in das graue Nichts hinaus, aus dem sich ja unser Berg zum Schlusse doch herauswickeln musste. Das Steiglein wechselt aber bald den Hang und führt auf dessen dicht beraste Südostseite hinüber, immer mehr vom Grate ablenkend, was uns veranlasste, wieder zu diesem hinanzusteigen, um in dem immer dichter werdenden Nebel nicht die Richtung zu verlieren. Nun beginnt der Grat Sprünge zu machen, kleine Scharten wechseln mit drohend aussehenden Schichtköpfen, der richtige Schiefergrat, wie im reinen Urgebirge. Meine Genossen fluchen über meine Eile, doch ich bin auf vertrautem Boden, meine ich doch in meinen geliebten Niederen Tauern zu sein, wo solche Grate zum Alltäglichen gehören. Der Nebel wird immer dichter; unser Weg scheint über den jetzt ganz schmalen Gratfirst in die leere Luft hinauszuführen. Dabei braust der Wind in immer heftigeren Stössen aus der unsichtbaren Tiefe herauf, und es beginnt zu regnen, — meinen Gefährten wird's gruselig! Ein Schauspiel für Götter, wie sie misstrauisch von Block zu Block weiter-tasten und über die wirklich unerlaubt steilen Grashöcker mühsam heraufkriechen. »Gleich sind wir oben!« rufe ich immer wieder durch Sturm und Nebel zu ihnen hinunter. So geht es auf und ab; bald sind wir in einer tiefen Scharte, bald auf wild drohendem, im Nebel doppelt steil aussehendem Firste. Meine Gefährten erklären es schliesslich für einen Unsinn, bei solchem Wetter ins Ungewisse weiter-zusteigen, ich repliziere, dass es ein noch grösserer Unsinn wäre, umzukehren: nass seien wir ohnehin schon, da können wir ebensogut über den Gipfel gehen. »Wir müssen ja gleich oben sein.« Da — was ist das! Etwas Fremdes, ein anderer Berg stellt sich plötzlich auf den unsrigen! Es ist die Kalkzone, an die wir nun sozusagen anrennen, und diese gebietet ein drohendes Halt! Eine turmhohe glatte Mauer, überhangend — unmöglich an ihr aufzusteigen. Nun bin auch ich etwas aus dem Konzept gebracht. Das Terrain lässt sich jedoch soweit überblicken, dass ich bemerke, wie auf der Südostseite ein zwar sehr steiler, aber sicher gang-barer Hang zu einem begrünten Rücken hinüberleitet, der von Südsüdost herauf-kommt und oben über die Kalkzone hinaufführen dürfte. Vorsichtig steigen wir längs der gewaltigen Kalkwand links von ihr hinab; da sehen wir einen deut-lichen Steig zu dem erwähnten Rücken hinüberführen, wahrscheinlich die Fort-setzung des Pfades, den wir am Beginne des Grates schnöde verliessen. Vorsichtig heisst es hier absteigend zu queren, eine Passage, für die meine Begleiter ebenfalls keine Begeisterung zeigen. Der Höhenverlust ist aber kaum nennenswert, und be-quem geht es hierauf den breiten Rücken hinan, der der Karte nach von Collinetta zur Creta Bianca ansteigt und den ich gleich für den Abstieg ausersehe. Vor-erst muss aber der Gipfel unser werden. Der Nebel ist noch immer sehr dicht, und da der Kamm in den Gipfelbau übergeht und nicht sonderlich heraustritt, wähle ich den Weg längs einiger Schneefelder, die hell aus dem Grau herausleuchten und mir für den Rückweg eine gute Orientierung versprechen. Eine gleichmässige, schlüpfrige Rasendecke überzieht hier den ganzen Berg, und dessen Böschung wird so geneigt, dass die Pickel vorzügliche Dienste leisten. Die Steilheit nimmt un-heimlich zu — da stehen wir endlich auf luftiger Schneide, die aber nach rechts noch etwas ansteigt. Wenige Schritte, und wir haben den höchsten Punkt gewonnen.

Kein Steinmann oder sonstiges Zeichen ist zu sehen, schon wollen wir an der »Echtheit« des Gipfels zweifeln, als ein Windstoss die Nebelhaube löst und uns rasch überzeugt, dass wir uns doch auf dem höchsten Punkte befinden.

Unsere Ausdauer sollte belohnt werden. Die Sonne drang siegreich durch und enthüllte uns, wenn auch nicht vollständig, so doch teilweise ein wunderbares Panorama. Am freiesten wurde der Ausblick gegen Sappada mit seinen stolzen Bergen, dahinter die Sextener und Ampezzaner Dolomiten, ein Bild von majestätischer Grösse und ausgestattet mit Lichteffekten, wie sie nur in den Südalpen dem Auge sich bieten. Warme, satte Farbentöne grüssen aus dem Grün der Thäler, unspielen die zackigen Häupter der felsigen Unholde und leuchten vom italienischen Himmel herab auf uns einsame Gäste. Nur das, was wir in erster Linie schauen wollten, blieb uns verhüllt — das Biegengebirge. Drüben im Osten entragten für Augenblicke die gigantischen Konturen des Coglians dem neidischen Wolkenmeere, der Norden blieb jedoch für uns ein Geheimnis.

Es mochte 2 Uhr sein, als wir den Abstieg nach Collina antraten, zumal ferne Donnerschläge energisch dazu mahnten. Im Nebel stiegen wir den gleichen Weg zurück bis zu dem Rande der steilen Mulde, wo der Nebel über uns blieb und der Steig herüberführte, der unter dem von uns begangenen Ostnordostgrat zur Casera Chiampet leitet. Zwischen dieser Alpe, von der direkt nach Collina ein breiter, grüner, unten bewaldeter Rücken abfällt, und dem parallel von der Creta Bianca nach Collinetta führenden Kämme ist ein tiefer Graben eingebettet, durch den der Rio Collinetta zum gleichnamigen Dorfe hinausfliesst. Die obersten Verastelungen dieses Grabens ziehen zum steillehnigen Osthange der Creta Bianca heran und deren westlichste bis zu uns, von oben bis unten mit Schnee angefüllt. Diese sollte unser Verhängnis werden, denn obwohl wir in Verfolgung des Süd-südostrückens mühelos hinabgelangt wären, dünkte uns eine Abfahrt durch den steilen Graben so verlockend, dass wir der Versuchung nicht widerstehen konnten und den Pfad zum Guten schmachlich verliessen. Freilich war's eine lustige Abfahrt, und rasch kamen wir in die Tiefe. Da wurde der Graben zur Schlucht, klaffende Spalten durchsetzten den Lawinenschnee, und vorsichtig musste Schritt für Schritt über den abschüssigen Schneehang abgestiegen werden. Endlich kamen wir zu Abstürzen, die wir von keiner Stelle aus überblicken konnten. Wir vermeinten über einem Wasserfall zu stehen und wagten es nicht, ins Ungewisse weiter abzusteigen, weil uns hier noch ein Ausweg winkte: ein Quergang über den zur Rechten hinausziehenden, mit Vegetation dicht besetzten Hang; wenn uns dies gelang, konnten wir so ziemlich ohne Höhenverlust den oben ungeschickterweise verlassenen Rücken wieder erreichen. Dies thaten wir — in strömendem Regen, den uns der Himmel zur besonderen Aufmunterung spendete. Der Hang ist aber unglaublich steil, und die langen, nassen Gräser boten fast keinen Halt. Zudem führt die Lehne nicht glattweg hinüber, sondern sie ist von zahlreichen Wasserläufen durchzogen, in welche hinein- und herauszugelangen es oft eine wahre Kunst war. Die »Gras-technik« will eben auch gelernt sein, doch wollten sich meine Gefährten gar nicht dreinschicken, sondern schimpften gewaltig über diesen »Hundeweg«. Sie behaupteten, ihre Knöchelgelenke seien für solche stundenlange Traversen nicht eingerichtet und beneideten mich um meinen sicheren Tritt, der mir dieses Intermezzo gar nicht so schrecklich erscheinen liess. Auch dieser eigenartige Quergang nahm ein Ende und um 5 Uhr standen wir auf dem ersehnten Rücken, dort wo der Wald heraufreicht und wo aus der Höhe, von der wir direkt hätten hieher absteigen können, ein breiter Weg herabkommt. Diesem folgten wir. Er führte nun steil über den Rücken nach Collinetta hinab durch schönen Wald und über reich bewachsene Wiesen, die in vollstem Frühlingschmucke prangten. Die Gräser er-

reichten hier fast $\frac{1}{2}$ m Höhe und über sie ragten die weissen, duftigen Glocken einer lieblichen Lilienart hervor. Schon grüssten die Giebedächer von Collina und Collinetta herauf. Da der Regen nun mit voller Kraft einsetzte, liefen wir die steilen Serpentinien hinab, kamen in einer halben Stunde nach Collinetta und endlich nach Collina, wo wir um 6 Uhr unter Herrn Baldermanns Führung das ihm bekannte Albergo al Leone bezogen.

Bei Speise und Trank waren die Mühen des heutigen Tages bald vergessen. Fremde Gäste sind hier noch immer eine Seltenheit. Es stehen auch nur vier Betten zur Verfügung, die alle von uns und einem eben eintreffenden Touristen besetzt wurden. Dieser Herr, Advokat Gracadio Bolaffio aus Triest, ward uns ein angenehmer Gesellschafter und kundiger Dolmetsch. Er hatte eine Besteigung des Seekopfes mit dem Führer Samassa auf dem Programme.

Am nächsten Morgen regnete es fort. Ein Gewitter folgte dem andern, und an eine Tour war unter diesen Umständen nicht zu denken. Wir hatten für den Abend in der Wolayersee-Hütte ein Zusammentreffen mit Freund Frido Kordon aus Gmünd verabredet, der an diesem Tage über den Gailbergsattel und das Valentinthörl herüberkommen sollte. Während der über den Coglians streichenden unheimlichen Gewitter dachten wir seiner mit Mitleid und zweifelten sehr an seinem Eintreffen. Nachdem von Collina aus nur gute zwei Stunden zur Hütte sind, zögerten wir mit dem Abmarsch bis gegen 4 Uhr nachmittags, um endlich, mit Regenschirmen bewehrt, aufzubrechen. Es war gar nicht so leicht, mit dem Pickel unter dem Arm und dem Regenschirm in der Hand bergan zu steigen! Als wir um 6 Uhr abends bei der Wolayersee-Hütte anlangten, hatte sich das Wetter geklärt. Wir öffneten mit dem Vereinsschlüssel, traten in den nassen Vorraum, konnten aber in die eigentlichen Hüttenräume nicht hinein, da diese separat versperrt waren. Ich will das Peinliche unserer damaligen Situation nicht weiter ausmalen. Noch hofften wir, dass Kordon, eventuell mit den Schlüsseln, die man ihm in Kötschach oder Mauthen wohl mitgegeben haben mochte, rechtzeitig eintreffen werde. Ich ging allein bis zum tief verschneiten Valentinthörl, 2136 m, hinauf und hielt Umschau nach dem ersehnten Freund, jedoch vergebens. Mächtig wirkten auf mich einsamen Wanderer, der ich ohne Pickel, Rucksack und Hut zu abendlicher Stunde den steilen Schneeang hinanstapfte, die wildgrossartigen Nordwände des Coglians und der Kellerwand ein. Im Rückblicke genoss ich zum ersten Male den Anblick des Seekopfes und der hinter ihm im Bogen anschliessenden »Biegenwände«.¹⁾ Von dieser Seite liess sich wohl nicht viel machen, und die Überzeugung, dass die Wolayersee-Hütte für die Gipfel dieses Zuges, ausser dem Seekopf, nicht das richtige Standquartier sei, liess mir den Abstieg nach Collina, den wir um 7 Uhr 40 Min. abends antraten, weniger schmerzlich erscheinen.

Der 28. Juni brachte uns einen herrlichen Morgen. In purpurner Glut leuchtete die von unseren Fenstern aus sichtbare Gruppe des Monte Pleros im Süden und wir eilten, so rasch als möglich ans Werk zu gehen. Um 5 Uhr 45 Min. brachen wir auf. Herr Dr. Bolaffio rückte mit Samassa dem Seekopfe entgegen; wir hatten einen neuerlichen Angriff von Süden auf den mittleren Teil des Biegegebirges vor. Was wir schon von Forni aus unternehmen gewollt hatten, sollte heute durchgeführt werden: der Anstieg über die südlichen Hänge auf den Hauptkamm

¹⁾ Vergl. das Bild des Seekopfes von A. Heilmann in der »Zeitschrift« 1898, S. 296

Vom Hause aus wenige Schritte gegen Collinetta zurückgehend, erspähte ich bald einen Wiesenpfad, der steil zu dem Rücken hinanführt, der von der Casera Chiampet herabkommt. An einem kleinen Steinhause vorbei zieht der schmale Steig zwischen Feldern direkt zum Walde empor und auf den untersten Absatz des erwähnten Rückens, den der Weg aber dann verlässt, um quer durch dessen Westhang hinanzuführen. Heute sahen wir zum ersten Male die Creta Bianca frei vor uns, von hier aus ein uninteressanter grüner Mughel. Auch unser neulicher Abstieg liess sich in allen Einzelheiten genau überblicken. Gespannt blickten wir aber gerade aufwärts, wie weit unser Steilrücken zu den Kalkzinnen des Hauptstockes hinanreiche und wie die Verbindung wohl aussehe. Bald tauchten im Norden zackige Mauern über ihm empor und ein senkrechter Kalkgürtel schien den Zusammenhang zu stören. Letzterer wurde uns erst klar, als wir nach zweistündigem Anstiege die Casera Chiampet schon hinter uns hatten und, auf dem Kamme stehend, dessen sanften Übergang in eine Terrasse wahrnehmen konnten, die oberhalb der von unten bemerkten tiefsten Kalkschichte als breite, schiefrige Lehne nach Westen streicht und durch einen auffallenden schwarzen Felsblock — dem »Sasso Nero«, dessen Namen ich später erfuhr — markiert ist. Neben uns zur Rechten fällt der Graben des Rio Chianaletta steil ab, aus dem die Kalkwände in viel bedeutenderer Höhe und Steilheit aufragen und einer Annäherung zu trotzen scheinen.

Stetig ansteigend gewannen wir rasch an Höhe und sahen den Verbindungsgrat der Creta Bianca bald tief unter uns. Wir querten den ziemlich abschüssigen und losen Schieferhang nach Westen, versorgten uns mit Wasser und steuerten dann, als eine zurücktretende Felsencouliße — ein Sporn der Cima di Sasso Nero — uns zu einem direkten Anstiege aufmunterte, gerade aufwärts. Dann betraten wir ein Schneefeld und bemerkten die Grathöhe dicht über uns. Meine Voraussetzung traf genau ein: an dieser Stelle führt die Schieferregion bequem fast bis auf den Hauptkamm. Die scharfkantigen Kalkfelsen, die wir nun betreten, gehören schon den obersten Gratzacken an, und eine kurze Kletterei bringt uns rasch auf die Schneide, die hier, nach Norden überhängend, einen gewaltigen Abstand zwischen den beiden Bergseiten begrenzt. Schwindelnd fällt der staunende Blick in den Kessel hinab, in dem die Obere Wolayeralpe liegt, und fliegt weit darüber hinweg bis zu den Eisriesen der Hohen Tauern im fernen Norden.

Wohin nun? Wir stehen wohl auf dem Grate, aber auf keinem Gipfel. Zur Rechten, im Osten, türmt sich eine gewaltige Mauer — die Cima di Sasso Nero — auf, von dräuenden Türmen bewacht, die einer Annäherung gewiss ernstliche Hindernisse bereiten würden. Aber zur Linken haben wir freie Bahn, da steigt der Grat nur wenig an und gestattet ein gutes Fortkommen, auch zeigt sich der nach Norden abschwenkende Teil des Höhenzuges, der frei vor uns liegt, wohl recht wild und abweisend, er ist aber ausser einer tiefen Einsattlung in unserer nächsten Nähe von gutem Zusammenhange. So lenken wir unsere Schritte nach Nordwesten und erreichen den mit 2367 m kotierten Punkt, der in dem Winkel liegt, wo die Kammrichtung scharf nach Norden abschwenkt. Es ist eine wenig hervortretende Gipfelbildung (die österreichische Karte bezeichnet diesen Punkt mit 2365 m), und ein kleiner Steinmann beweist, dass diese Stelle, wohl anlässlich der Vermessungen, schon vor uns betreten wurde.

Wir rasteten hier im warmen Sonnenscheine von 9 Uhr bis 9 Uhr 10 Min. und spähten eifrig hinüber nach dem Wolayerkopf (Monte Volaya), der in elegantem Aufschwunge über den plattigen Hängen seiner Westflanke ansetzt und nach Osten in senkrechten Wänden zur Tiefe stürzt. Dieser Abfall ist so steil, dass ein Teil des Felsbaues nur mehr in losern Zusammenhange zu stehen scheint und als mächtige Säule sich abzulösen droht, einen baldigen Zusammenbruch ankündend, der die

bleichen Schuttmassen da unten in titanenhaftem Sturze aufwühlen wird. Auf diesen schönen Gipfel wollen und müssen wir hinauf, und wenn nicht alles trägt, wird uns der Grat einen schneidigen Anstieg vermitteln.

Wir kletterten die leichten Felsen in die nur wenig tiefer gelegene Einschartung hinab. In diese führt von Westen eine steile Schneerinne herauf, die wir, da ein Ausweichen zur Linken uns vom Gratabsturz abgedrängt hatte, betraten. Die oberste Schneekehle hinansteigend, kamen wir in die Einschartung, wo wir zu unserer Überraschung eine fast mannshohe Öffnung quer durch den Felsgrat entdeckten, welche wir neugierig durchkletterten, um die Scenerie auf der drübere Seite betrachten zu können. Der kurze Tunnel führte uns auf einen kanzelartigen Vorsprung hinaus, der zu einer Rast einlud, bei der wir den Einblick in die fast rechtwinklig abstehenden Wände mit Musse genießen konnten.

Wir gönnten uns auf diesem luftigen Adlerhorst ein ausgiebiges Frühstück (9 Uhr 40 Min. bis 10 Uhr). Dann krochen wir wieder zurück, kletterten den nächsten Gratabsatz direkt hinan und näherten uns nun merklich dem gewaltigen Aufbau des Wolayerkopfes. Die Felsen wurden immer plattiger, so dass wir der Sicherheit und Bequemlichkeit wegen bald die Kletterschuhe anlegten. Um 10 Uhr 35 Min. kamen wir an jenen Punkt des bis dahin nur mässig ansteigenden Grades, wo die Südkante des Berges einen jähen Aufschwung nimmt. Wir sahen sofort, dass der beste Anstieg direkt hinanführt, denn zur Linken legen sich kolossale Plattenschüsse in den Weg, während zur Rechten die Wände in den Kessel der Wolayeralpe geradezu überhängen. In freier Balance steigen wir die steile, plattige Schneide hinan. An einer Stelle ist sie geborsten und da müssen wir einige sehr ausgesetzte Schritte über ein schmales Gesimse direkt über dem schaurigen Abgrund wagen. Dann wird der Grat noch steiler, bis er dicht an den drohenden, obersten Gipfelaufbau anstösst. Hier führten einige Plattenwülste nach links hinüber auf ein kleines Geröllfeld. Von diesem aus klettern wir über zersplitterte Felsen leicht hinan und betreten jubelnd um 11 Uhr 20 Min. den ersten, südlichen Gipfel.

Leichter Nebel hüllte uns jetzt ein, und dieser lockte uns über den wenig eingescharteten breiten Grat weiter nach Norden, wo die nächste Erhebung uns etwas höher dünkte. Der Karte nach wäre aber der südliche Gipfel mit 2554 m der höhere, der nördliche mit 2447 m der niedrigere. Wir fanden auf keinem einen Steinmann und errichteten einen solchen auf dem letzteren Gipfel. Der Wolayerkopf (Monte Volaya) war also vor uns wohl noch nicht bestiegen worden.

Leider gönnte uns das schlechter werdende Wetter keinen Ausblick. Nebeltreiben und Graupelfall spornten uns zur Eile an. Um 12 Uhr nahmen wir Abschied von dem stolzen Gipfel, den wir in Fortsetzung meiner geplanten Überschreitung in nördlicher Richtung über den arg zerklüfteten Grat verliessen. Nach einer seichten Einsenkung erreichten wir einen massigen Vorbau. Hier ist das Gestein auffallend schlechter. Alles ist lose und bröckelig, kein Schritt ist sicher zu machen. Erst wollten wir nach Westen ausweichen. Nach kurzer Umschau kehrte ich bald zurück; die steilen Platten boten hier gar keine Sicherheit, so versuchte ich es lieber mit dem wackeligen Grate. Vorsichtig klettern wir ein Stück hinab — da gähnt eine tiefe Scharte herauf, zu der unser Grat unvermittelt abfällt. Wohl zeigt sein Absturz einige Ruhepunkte, bei dem verwitterten Gestein ist diesen aber nicht zu trauen, und ebenso verbietet die Vernunft ein Abseilen, da die Blöcke absolut keinen verlässlichen Halt bieten. Die steilste Stelle des Abbruches müssen wir zur Linken um jeden Preis umgehen. Das war ein böses Stück. Wir kletterten vorsichtig eine enorm steile Rinne hinab, und als diese abbrach, schwindelten wir uns über eine äusserst exponierte Felsleiste hinüber zu einem Vorsprung, auf dem notdürftig zwei Mann Raum fanden. Ein tieferes Band musste durch einen ver-

wegenen Abstieg gewonnen werden. Ich sicherte meine Gefährten von oben mit dem Seil, und als sie endlich guten Stand hatten, sprang ich zu ihnen hinab. Dann konnten wir wieder den Grat verfolgen, der uns über feste, auffallend gelbgefärbte Felsstufen in die Scharte brachte.

Nächst dieser ragt ein niedriger Gipfel auf (P. 2330), einer der Biegenköpfe, den ein Steinmann krönt. Da es heftig zu regnen begann, mussten wir trachten, zu Thal zu gelangen. Der Karte nach — es war im Nebel absolut kein Ausblick möglich — schlug ich, da das Terrain leicht begehbar schien, eine nordwestliche Richtung ein, in der wir unfehlbar den obersten Einschnitt des Bordagliagrabens in der Nähe des Giramondopasses erreichen mussten.

Wir hatten in der Scharte wieder die Bergschuhe angelegt und eilten nun abwärts, dabei immer etwas traversierend, durch welches Manöver die nordwestliche Richtung leicht eingehalten wurde. Auffällig war hier der Wechsel des Gesteins. Von der Scharte weg hatten wir wieder schwarzen Schiefer, der hier in einer breiten, nicht sonderlich steilen Terrasse zu Tage tritt. In raschem Tempo kamen wir über schuttbedeckte Hänge immer tiefer. Schon lichteteten sich die Nebel, und wir sahen die Thalung, welche scheinbar horizontal vom Giramondopasse gegen den Kessel der Alpe Ombladet hinausstreicht, deutlich unter uns. Immer deutlicher ward uns aber auch die Überzeugung, dass zwischen uns und dem Thaleinschnitte eine gewaltige Wandstufe sich befände. Endlich standen wir am Rande derselben, einer ungliederten glatten Kalkmauer, die hier unvermittelt heraustritt, und es blieb nichts anderes übrig, als an dieser nordwärts, wo sie gegen den Pass zu an Höhe abnimmt, entlang zu gehen und einen Durchstieg zu suchen. Dieser fand sich eher als wir es dachten: Von einer vorspringenden Kanzel führte ein breiter Riss schräg hinab und vermittelte einen bequemen Abstieg. Um 3 Uhr 15 Min. sprangen wir auf den Schnee hinunter und hatten alle Schwierigkeiten hinter uns.

Das Wetter hellte sich auf und ein herrlicher Nachmittag entschädigte uns für die letzten Stunden. Noch eine leichte Wandstufe, dann geht es in der Verschneidung nach Südwest hinaus. Wo der Einschnitt in eine steile Rinne übergeht und in den erwähnten Kessel abfällt, führt uns ein Steig rechts hinüber durch die ersten Bäume zur Casera Bordaglia, 1576 m (4 Uhr), und dann direkt hinunter in das uns von vorgestern wohlbekannte Thal des Rio Bordaglia.

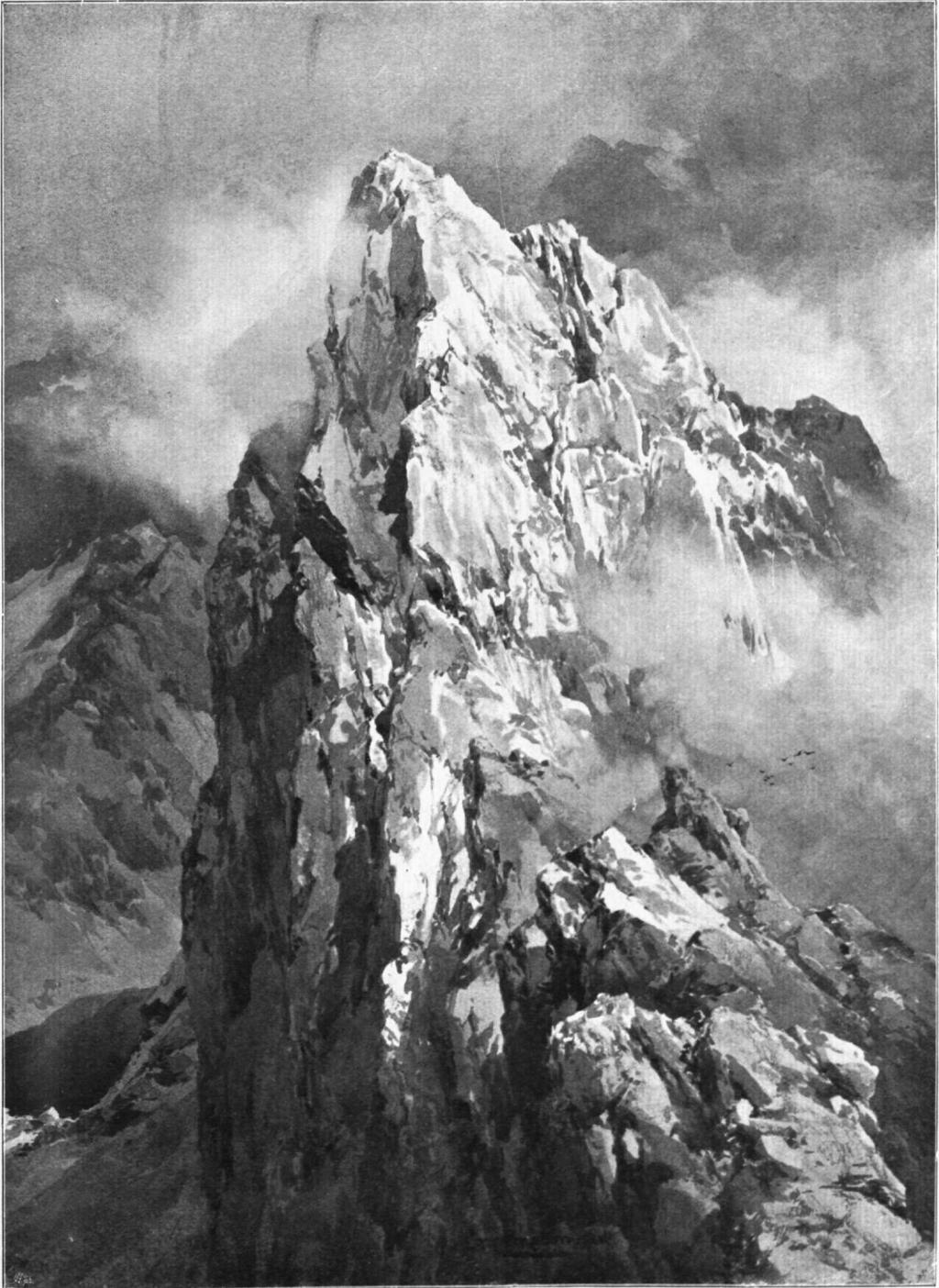
Um 5 Uhr trafen wir in Forni ein, labten uns bei unserem lieben Sottocorona an köstlichem Schinken und goldigem Rebensaft und marschierten dann um 6 Uhr ab, den herrlichen Weg an der Lehne der Creta Bianca entlang über die reizenden Nester Frassenetto, Sigilletto und Collinetta nach Collina, wo wir um 8 Uhr 15 Min. einrückten. Vor der Thür trafen wir Freund Kordon, der heute erst zur Wolayersee-Hütte gekommen und meiner auf einem Zettel hinterlassenen Weisung folgend nach Collina abgestiegen war. Er hatte den gestern entbehrten Schlüsselbund, der gewiss einige Kilo wog, von Mauthen über das Valentinthörl und den Wolayerpass spazieren getragen. Wohl hatte er die Hüttenräume betreten; er erzählte uns aber, dass diese völlig durchnässt waren und aller notwendigen Einrichtungsstücke, insbesondere der Decken, entbehrten.

Unser Urlaub ging zu Ende und wir beschlossen gelegentlich des Rückmarsches nach Österreich morgen den ausser Herrn Baldermann uns allen fremden Hauptgipfel des Bieengebirges, den Seekopf, 2550 m, zu besuchen. Ein prächtiger Tag begünstigte dieses Unternehmen, als wir am 29. Juni — leider erst sehr spät — um 7 Uhr 45 Min. von Collina ausmarschierten und nach zwei-

stündigem, bequemem Anstiege den letzten, muldenförmig vertieften Absatz neben dem vom Wolayerpasse herunterführenden Graben erreichten. Hier hat man die Plattenschüsse des Coglians und Judenkopfes zur Rechten, vor sich die breite Verschneidung der Passhöhe und zur Linken das mächtige Massiv des Seekopfes. Der Gipfel desselben ist von hier aus nicht zu sehen. In Form einer wenig gegliedert erscheinenden Mauer ragen die oberen Felspartien in wuchtigem Aufbau gegen den klaren Himmel. Thalauswärts, südsüdöstlich, zieht ein markanter Grat zur Tiefe, der, wie wir während des heutigen Anstieges von Collina weg bemerkten, als senkrechte Wand eine von unserem jetzigen Stande unsichtbare Schlucht flankiert, die zwischen dem Seekopf und der nächsten Erhebung des Biegengebirges, dem Monte Canale, herabzieht. Jene Schlucht als Richtschnur nehmend, lässt sich ein Aufstieg zu dem die beiden Gipfel verbindenden Grat ausführen; heute wollen wir jedoch den bisher gebräuchlichen Weg über die Südostseite einhalten, den einzigen bisher bekannten Aufstieg, den Samassa und zwei Partien mit ersterem als Führer machten. Uns blieb somit die erste führerlose Besteigung übrig; da jedoch Herr Baldermann den Aufstieg schon gemacht hatte und an unserer Tour teilnahm, wird man versucht sein zu glauben, dass wir da ein gar leichtes Spiel hatten. Wie sich jedoch herausstellte, war diesem Herrn von dem bei der ersten touristischen Ersteigung eingeschlagenen Wege gar nichts in der Erinnerung zurückgeblieben, so dass ich die Genugthuung hatte, mir den Anstieg, der ziemlich komplizierter Natur ist, ganz selbständig auszukundschaften.

Wenn man von der begrünten Mulde unterhalb der Passhöhe das Seekopfmassiv betrachtet, bemerkt man in (scheinbar) halber Höhe desselben eine je nach der Beleuchtung mehr oder weniger auffällige Terrasse, die neben einer unzugänglich scheinenden Schlucht zur Linken beginnt und unter einem senkrechten Wangürtel von Süden nach Norden streicht, wo nach oben eine breite Schlucht sich öffnet und die Verbindung mit einer kaum bemerkbaren höheren Terrasse herstellt. Dicht daranschliessend entwickelt sich ein auffälliger Felsporn, der als mächtiger Pfeiler bis in unser Kar hineinragt. Knapp links neben diesem Sporn, der auch beim Abstiege von der Passhöhe (wenn man also von der Wolayersee-Hütte herüberkommt) ein gutes Direktionsobjekt abgibt, ziehen die Geröllfelder aus der Karmulde am höchsten zu jenen Wänden hinauf, welche die früher erwähnte Terrasse nach unten abschliessen. Von dem höchsten Geröllwinkel aus erscheint es jedoch schwer möglich, zur Terrasse hinaufzukommen, die jedenfalls für ein bergkundiges Auge die erste Etappe des Aufstieges darstellt. Etwas weiter thalauswärts, d. i. südlich, tritt jedoch eine Felsrippe hervor, und ein zwischen dieser und der eigentlichen Bergwand schräg nach links hinaufführender, nicht besonders auffälliger Einriss verspricht einen ganz guten Aufstieg zu dem linksseitigen, stark begrünten Abschluss der Terrasse. Ich hatte diese Stelle mit dem Feldstecher bald herausgefunden und glaubte auch auf einem kleinen Schneefleck unterhalb jener Stelle die Spuren der tags zuvor hier auf- und abgestiegenen Partie zu bemerken.

Nachdem von Herrn Baldermann keine sicheren Angaben zu erhalten waren, ob dies der Einstieg sei oder nicht, entschloss ich mich, dort unbedingt den ersten Versuch zu machen. Schmid, dem die gestrige scharfe Tour noch in den Gliedern lag, zog es vor, über den Wolayerpass nach Birnbaum hinüberzuwandern und war nicht zu bewegen, unsere Tour mitzumachen. Freund Kordon, der ja wegen einer Bergtour zum vereinbarten Stelldichein gekommen war, hielt natürlich mit, ebenso Herr Baldermann, den ich fast im Verdacht hatte, er wolle mein »Führertalent« einmal ernstlich auf die Probe stellen; wie er später zugab, hatte er jedoch thatsächlich keine Idee mehr von den »Details des Aufstieges« und zu diesen gehörte auch sonderbarerweise der gewiss sehr wichtige Einstieg.



Nach der Natur gez. von E. T. Compton.

Angerer & Götschl aut., Bruckmann impr.

Wolayer Seekopf vom Monte Canale aus.

Um 10 Uhr brachen wir auf. Wir stiegen dicht neben dem erwähnten Felsporn schräg von rechts nach links über die gut gangbare, teilweise mit einer spärlichen Rasendecke bedeckte Geröllhalde dem von mir gewählten Einstiege zu. Richtig trafen wir auf dem kleinen Schneefleck unter der zur Linken heraustretenden Rippe einige Fussspuren; ich war also auf der richtigen Fährte. Eine kurze Kletterei brachte uns auf ein Felsköpfel, von dem wir nach links über ein schönes, wagrechtes Rasenband in den weiter oben kaminartig verengten Spalt hinüberquerten, der den eigentlichen Schlüssel des Einstieges bildet. Der Aufstieg durch diese »hohle Gasse« ist unschwierig, erheischt aber der Sicherheit der Gefährten wegen grosse Vorsicht wegen der lockeren Steine, die in diesem schmalen Rinnsal in ziemlicher Menge angesammelt sind. Hier schützte uns noch die zur Linken uns um Mannshöhe überragende Felsrippe vor den sengenden Strahlen der heissen Junisonne. Nach wenigen Minuten tauchten wir am Ende des Spaltes hinter der bergenden Coulissee hervor und standen nun erwartungsvoll auf grünem Rasen am Beginne der nun erst in ihrer ganzen Mächtigkeit sich erschliessenden Terrasse. Diese ist viel ausgedehnter, aber auch viel steiler, als man von unten vermeint. Erst ganz oben, dicht an den ihr senkrecht entragenden Wänden scheint man sie am besten queren zu können, um die einen Ausweg nach oben versprechende Schlucht zur Rechten möglichst hoch zu betreten.

Vor uns zieht ein begrünter Riegel gerade hinauf; diesen wähle ich zum weiteren Anstieg. Etwas links, nahe einer grossen Schlucht uns haltend, umgehen wir den ersten Felskopf. Zahllose Sterne blinkenden Edelweisses locken höher und höher; endlich sind wir den abschliessenden Wänden ganz nahe gekommen und gelangen rechts von dem in eine kahle Rippe übergehenden Riegel, aber immer noch direkt aufwärts steigend, in eine seichte, mit Schnee und grossen Blöcken angefüllte Verschneidung, die in einer steilwandigen Bucht des vor uns aufstrebenden Wandgürtels endet (11 Uhr).

Die unmittelbare Fortsetzung des Anstieges ergibt sich hier von selbst. Im rechten Winkel zu der bisher eingehaltenen Richtung streicht ein abschüssiges Geröllband dicht unter senkrechten, teilweise überhängenden Wänden und knapp über immer höher werdenden Abstürzen, die den Anschluss an die nun schon unter uns befindliche Terrasse bilden. Behutsam steigen wir über eine Platte nach rechts hinauf und nehmen nun den ausgesetzten Quergang in Angriff. Die Begehung der geröllbedeckten Felsleisten erfordert die peinlichste Achtsamkeit. So gelangen wir auf einen kleinen Geröllsattel, den ein vortretendes Köpfel mit der Wand bildet, und ebenso über die Fortsetzung des Bandes auf ein zweites Schartel. Von dieser luftigen Warte blickt man unmittelbar in die Schlucht hinein, die sich als trichterförmiger Kessel nach oben öffnet und schon von unten meine Aufmerksamkeit erregt hat. Mein Gefühl sagt mir, dass dort oben zur Linken über unseren Häuptern eine zweite Terrasse sich entwickle und diese unbedingt durch die Schlucht gewonnen werden müsse. Der Einstieg in diese und der Aufstieg in derselben sieht aber so schlecht aus, dass ich fast glaube, auf falschem Wege zu sein. Herr Baldermann kann sich auch an diese auffällige Stelle absolut nicht erinnern und das bringt mich mit einer nicht jedermann verständlichen Logik zu dem Schlusse, dass ich es gerade hier versuchen müsse, zumal ich während des ganzen Aufstieges nirgends einen andern Durchstieg erspäht habe.

Von dem Schartel kletterte ich durch einen seichten Kamin mit wackeligen Griffen und Tritten in die Schlucht hinab,¹⁾ die hier oberhalb eines wilden Ab-

¹⁾ Anlässlich einer späteren Tour lernte ich durch Samassa einen besseren Einstieg in die Schlucht kennen: Man steigt vom Schartel einige Schritte nach aufwärts und kann dann ein festes, aber sehr ausgesetztes Felsband nach rechts hinüber benützen.

sturzes einen muldenförmigen Absatz bildet. Nun erschien mir der weitere Aufstieg nicht mehr so abschreckend, und ich forderte meine Gefährten auf, nachzukommen. An der im Sinne des Anstieges rechten Flanke des in glattgescheuerten Plattenstufen sich aufbauenden Kessels tasteten wir uns über mit feinem Geröll bedeckte Felsen mit Hilfe winziger Griffe und Tritte empor, bis wir dann wieder mehr der Sohle des nun breiten Kessels zugedrängt wurden.



*Südwand des
Seekopfes
(Traversierstelle)
mit Blick auf den
Monte Canale.*

Mit einem gewagten Schritt errangen wir uns den sicheren Boden einer den Kessel oben abschliessenden, nach links (Süden) hinausführenden Terrasse, die in entgegengesetzter Richtung zur ersten Terrasse unter den Wänden nun oberhalb dieser als ein immer breiter und flacher werdender Grashang bis zu einem markanten Absatze des Südsüdostgrates hinüberleitet; nach der vorangegangenen exponierten Kletterei die reinste Promenade! Ein Steinmann auf dem schwellenden Rasen-

teppich einer etwas vorspringenden Stelle dieser Terrasse gab mir volle Sicherheit für die Richtigkeit des Weges. Wir gingen über Gras bis zum Grate hinüber, der in einer kolossalen Wand nach Süden abstürzt und einen prächtigen Tiefblick auf die dichtgedrängten roten Dächer von Collina und Collinetta und die über der Thalfurche des Degano sich aufbauenden Kalkriffe des Monte Pleros gewährt. Hinaufzu bildet der Südsüdostgrat, der nun die

Direktion für den weiteren Aufstieg abgibt, vorerst einen buckelförmigen, leicht ersteiglichen Aufbau. Man thut am besten, sich rechts haltend, über gute Fels- und Rasenstufen längs desselben anzusteigen, wo man dann durch eine seichte Rinne auf einen flachen Sattel und endlich über einen neuerlichen Aufschwung ohne Schwierigkeit in die Höhe gelangt. Nun tauchen über uns phantastische Wandpartien auf, die Ostflanke des oberen Gipfelkörpers; die Spitze des Seekopfes bleibt jedoch während des ganzen Anstieges unsichtbar. Unser Grat, dessen rechte Flanke bis nun sanft geneigt war, schärft sich rasch zu. Die Rasenpolster machen steilen Felsbänken Platz und wir nähern uns der Schneide, die zur Linken in himmel-

hohen Wänden zur Schlucht abfällt, welche den Seekopf vom Monte Canale trennt. Je mehr wir uns einer zur Rechten heraufkommenden Schlucht und den sie abschliessenden furchtbaren Wänden nähern, desto kühner wird unser Grat, der endlich in eine, vulgär ausgedrückt, messerscharfe Schneide übergeht, die gegen einen von dem Felsmassive sich ablösenden Gratturm hinanzieht, nicht aber hinaufführt. Ich sehe bald, dass unseres Bleibens auf der ungangbar werdenden Schneide nicht mehr länger ist. Der Felsbau vor uns verdeckt augenscheinlich einen aus der Tiefe der Canaleschlucht heraufführenden Einschnitt, der den weiteren Anstieg vermitteln dürfte, und ein schwindelndes Felsband, das zur Linken um eine vorstehende Wandecke zu führen scheint, bildet jedenfalls die einzige Möglichkeit zur Fortsetzung unserer Besteigung.

Mit grösster Vorsicht klettere ich die schmalen Leisten zur Linken hinunter und gelange, wie vermutet, auf ein exponiertes, aber doch einen sicheren Weg bietendes Band, das sich dem starren Fels enge anschmiegt und über ein Köpfel um eine scharfe Ecke in eine breite Geröllschlucht hineinführt: einer jener Quergänge, die für kaltblütige Naturen ein wahrer Hochgenuss sind.¹⁾ Meine Genossen folgen mir, und nun geht es über nachgiebiges Geröll aufwärts bis zu einem durch die rote Farbe des Erdreichs auffälligen Sattel. Die Schlucht selbst führt zur Linken noch weiter aufwärts. Das Gestein ist dort so brüchig, dass ich trotz aller Vorsicht einen mächtigen Block, den ich eben als Stütze benützen will, ins Wanken bringe und nur durch einen kräftigen Stoss zur Seite dessen wuchtigem Falle eine uns ungefährliche Richtung geben kann. Da mir die Geröllschlucht zu weit nach links zu führen scheint, gehen wir die wenigen Schritte zum „Roten Sattel“ zurück, und ich kundschaftete nun auf der drüberen Seite nach einem besseren Aufstieg. Hier erschliesst sich eine dritte Terrasse, die wieder nach rechts hinüberführt. Sie ist noch grösstenteils mit Schnee bedeckt und zu meiner Beruhigung sehe ich einige grosse Stufen in diesem ausgetreten — die Spuren der Partie vom Vortage —, die rechts vom Grate zu plattigen, aber gut kletterbaren Felsstufen führen. Über diese ansteigend kommen wir in eine steile, mit dürftigen Rasenplätzchen bekleidete Verschneidung und nach kurzem Klettern auf einen geröllbedeckten Sattel, eine Art Schulter in dem von der Roten Scharte heraufziehenden Grate. Die unmittelbare Fortsetzung des letzteren ist ungangbar und die Felsen zur Linken versprechen keinen Ausweg für eine etwaige Umgehung. Schon will ich wieder ein Stück zurücksteigen, um den Anstieg vom Schneefelde aus noch weiter rechts zu versuchen, als ich auf einem Felszacken, der unseren Sattel zur Rechten flankiert, eine kleine Steindaube bemerke. Das ist eines von Samassas Wegzeichen, die dieser höchst sparsam und nur an sehr kritischen Stellen anbringt. Da heisst es hier nochmals prüfen! Zwischen dem Zacken und der Fortsetzung des Grates kommt von drüben ein fast senkrechter Kamin herauf, der hier oben einen meterbreiten Spalt bildet. Und aus diesem Spalt führt, wie ich nun bemerke, ein äusserst schmales Felsband um die Nordostseite des Grates herum. Das ist der weitere Anstieg! Ich überschreite den Spalt mit einem grossen Schritt und beginne ein steil gestuftes Band anzusteigen. Meine Gefährten folgen und eine prächtige Traverse bringt uns nun in die seichte Verschneidung einer vom Schneefeld heraufziehenden Schlucht, die hier oben ganz leicht zu begehcn ist. Die teilweise mit Schnee angefüllte Rinne wird gequert, und nun beginnt ein lustiges Aufwärtsturnen über grobgeschichtete, massige Blöcke. Auf einer Platte bemerke ich den eingeritzten Namenszug unseres gestrigen Vorgängers; nun kann der Gipfel nicht mehr weit sein. Hastig steigen wir einer kleinen Scharte entgegen. Hurrah!

¹⁾ Vergl. die Abbildung auf der vorigen Seite.

Da zieht schon der oberste Aufbau des Westgrates zu uns her, und aus der Tiefe kommt eine schwindelnde Schlucht herauf, deren obersten Auslauf wir benützen, um mit wenigen Schritten auf die Verschneidung des West- und Südsüdostgrates und damit auf den Gipfel des Seekopfes zu gelangen (1 Uhr 40 Min.).¹⁾

Sehnsüchtig blickte ich hinüber zum Monte Canale, aber es war zu spät, um ernstlich an eine weitere Fortsetzung unserer Tour in dieser Richtung zu denken. Die Zeit drängte; kaum hatten wir eine Stärkung zu uns genommen und die Rundsicht flüchtig überschaut, als auch schon eine Stunde verflogen war und wir in Anbetracht des weiten Weges nach Birnbaum uns zum Abstiege entschliessen mussten. Wir vertauschten jetzt die Bergschuhe mit den Kletterschuhen und nahmen den gleichen Weg hinab, den wir heraufgekommen, und den wir

Wolayerpass

Seekopf Tangelloch Monte Canale Creta di Chianaletta

Cima di Sasso Nero



Obere Wolayeralpe mit dem Biegengebirge.

reichlich mit roten Papierstreifen bezeichnet hatten und ziemlich genau, hie und da mit einigen Abkürzungen, verfolgten. Im Abstiege durch den trichterförmigen Kessel hielten wir uns mehr in der Mitte und endlich rechts, wo eine Reihe hoher Plattenstufen vorsichtig überklettert werden muss. Wir benützten die Kletterschuhe bis zur ersten Terrasse und erreichten den Ausstieg um 5 Uhr 30 Min. abends.

Was nun folgte, war ein langer, bis in die Nacht wärender und zum Schlusse ziemlich ermüdender Marsch. Wir überschritten den Wolayerpass und stiegen vom See in nordwestlicher Richtung zur Wolayeralpe ab. Im Rückblick erschloss sich der Wall der Biegenwände als ein gigantisches Felstheater. Auffällig ist ein grosses Felsenfenster in dem Grate zwischen dem Seekopf und dem Monte Canale, das »Tangelloch«.²⁾ Dort muss ich auch einmal hinauf, dachte ich mir. Uns blieb nicht

¹⁾ Die früher erwähnte Schulter und die letzte Scharte unter dem Gipfel sind auf dem Vollbilde »Seekopf vom Monte Canale« (bei Seite 368) in der rechtsseitigen Contur gut zu sehen.

²⁾ Vergl. das obige Bild.

viel Zeit zu Betrachtungen, denn endlos erschien uns der an der rechten Thal-seite hinausführende Weg. Dämmerung umfing uns, als wir endlich in den tief eingeschnittenen Graben des Lessachthales abstiegen, und Nacht war es, als wir den steilen Aufstieg am jenseitigen Ufer hinter uns hatten und die hell erleuchteten Räume des Gasthauses Huber betraten.

Wohl hatten wir die Absicht, nach der Mahlzeit uns der verdienten Ruhe hinzugeben; doch kam es nicht dazu. Wein, Gesang, Frau Politika und die herzliche Gastfreundschaft des Hausvaters fesselten uns so lange, bis das Tagesgestirn die ersten Strahlen herabsandte. Freund Kordon und ich beschlossen, die heissen Stirnen durch einen Morgenspaziergang abzukühlen. Mit Sack und Pack, so wie wir gekommen, nahmen wir von der schlaftrunkenen Gesellschaft Abschied. Noch ein letzter Rückblick auf das Biegengebirge, dann wanderten wir über die »Röthen« hinüber zum Gailbergsattel, wo wir nach einem genussreichen dreistündigen Marsche anlangten. Ein weiterer Abstieg von einer Stunde brachte uns zum Bahnhofe Oberdrauburg.



Biegengebirge und Wolayerthal von Birnbaum aus.

Schon einige Monate später lenkte ich meine Schritte abermals dem Biegengebirge zu, da ich jenen Teil desselben, der zwischen dem Seekopf und dem Wolayerkopf liegt, ebenfalls besuchen wollte, um die mein besonderes Interesse erregende Gruppe vollständig kennen zu lernen. Mit Freund Adolf Siebeneicher traf ich am 8. September in Oberdrauburg ein und wanderte noch an demselben Tage über den Gailbergsattel nach Kötschach und Mauthen, von wo wir die grossartige, oft geschilderte Wanderung über das Valentinthörl, 2136 m, zur Wolayersee-Hütte unternahmen. Spät abends, bei völliger Dunkelheit, trafen wir dort ein. Diesmal war die Hütte bewirtschaftet und wir waren vorzüglich aufgehoben. Die Lage derselben ist wohl einzig schön: Nachts, wenn Tausende von Sternen über dem gigantisch sich reckenden Riff des von den meisten Besuchern der Hütte für den Coglians gehaltenen Judenkopfes flimmern und in dem dunklen Spiegel des kleinen Sees in verjüngtem Glanze wiederstrahlen — tagsüber, wenn der Sonne Lichtwellen an den ausgelaugten Platten und Mauern reflektieren und das einsame Wasserbecken wie ein Smaragd zwischen vielfarbigem Blöcken leuchtet, — stets umgiebt uns hier ein ergreifendes Bild einsamer Grösse und Wildheit, das einen besonderen Reiz dadurch erhält, dass an dieser Stelle ein selbst dem Laien auffälliger, seines gleichen suchender Aufschluss einer merkwürdigen, geologischen Epoche zu Tage tritt.

In der Absicht, vom Seekopfe aus den Übergang zum Monte Canale zu machen, führte ich am nächsten Morgen meinen Begleiter auf den ersteren Gipfel. Wir verliessen die Hütte um 7 Uhr 45 Min. früh und stiegen über den Wolayer-

pass zu dem bereits geschilderten, muldenförmigen Absatz hinab, von dem aus wir rasch den Einstieg erreichten (8 Uhr 5 Min.). Um 8 Uhr 45 Min. traversierten wir oberhalb der ersten Terrasse, um 9 Uhr 5 Min. waren wir beim Steinmanne auf der zweiten Terrasse. Die schwierige Querstelle, die vom Grat in die von der Roten Scharte abfallende Schlucht hineinführt, passierten wir um 9 Uhr 45 Min. Von der dritten Terrasse, die sich diesmal als ein schneefreier Geröllgürtel präsentierte, erreichten wir, uns weiter rechts haltend, durch einen interessanten Rauchfang den durch das Steinzeichen Samassas markierten Überstieg zur obersten Traverse (10 Uhr 15 Min.), also von der entgegengesetzten Seite, wie bei meinem erstmaligen Anstiege. Um 10 Uhr 55 Min. waren wir auf dem Gipfel.

Mein Freund, der seit längerer Zeit keine Touren gemacht hatte, war durch diese Besteigung so ermüdet, dass ich leider den geplanten Übergang zum Monte Canale abermals aufgeben musste. Ich kletterte ein Stück den Westgrat hinab und überzeugte mich von der Möglichkeit dieser Tour, die mir als eines der interessantesten Probleme im Biegengebirge erschien. Schweren Herzens kehrte ich auf den Gipfel zurück, wo wir die prächtige Aussicht genossen. Dann traten wir den Abstieg an. Wir liessen uns Zeit und brauchten fast so lange wie zum Aufstiege. Um 2 Uhr 45 Min. waren wir wieder in der gastlichen Wolayersee-Hütte.

Am nächsten Tage vereitelten uns verschiedene Umstände eine zwar nicht das Biegengebirge betreffende, mir aber ebenfalls am Herzen liegende Tour, nämlich eine Besteigung des Coglians von Norden. Wir trösteten uns über dieses Missgeschick durch eine vom Valentinthörl aus unternommene, genussreiche Tour auf den Rauchkofel, 2463 m, der dank seiner vorgeschobenen Lage einen vorzüglichen Einblick in das Felsamphitheater des Biegengebirges gewährt.¹⁾ Um die Mittagstunde waren wir wieder in der Hütte und ich schlug nun vor, nach Collina zu gehen; galt es mir doch hauptsächlich, ausser dem Monte Canale noch die weiter westlich gelegene Cima di Sasso Nero zu besteigen.

Wenn man von der Wolayersee-Hütte dem zum Wolayerpass hinanführenden Wege folgt, so betritt man nach wenigen Schritten einen begrüneten, flachen Sattel zwischen dem niedrigen Felskopfe, an den sich das Schutzhaus lehnt, und dem jäh hinansteigenden Riff des Seekopfes, eben dort, wo auch der Weg aus dem 200 m tiefer gelegenen Kessel der Oberen Wolayeralpe heraufkommt. Hier bildet gegen Sonnenuntergang die Wandflucht des Biegengebirges den charakteristischen Zirkus, und in schön geschwungener Gratlinie präsentieren sich uns gegenüber der zweigipfelige Wolayerkopf und die beiden niedrigeren Biegenköpfe, die dem ersteren im Norden vorgelagert sind und die Verbindung zu dem für uns unsichtbaren Giramondopass herstellen. Die uns am nächsten liegenden Abstürze des Seekopfes und Monte Canale schieben sich coulissenartig ineinander, und wenn wir an ihnen hinaufblicken, so gewahren wir gerade über uns den nördlichsten Zacken des Seekopfes, der den eigentlichen Gipfel vollständig verdeckt, und dicht hinter ihm in starker Verkürzung den höchsten Punkt des Monte Canale.²⁾ Hierauf treten die Wände etwas übersichtlicher heraus und zeigen, wenn auch noch immer in seitlicher Verkürzung, einen isolierten Felsbau, der neben einem scharfen Einschnitt sich in kühnen Formen aufschwingt. Es ist dies die Cima di Sasso Nero, 2466 m, nächst welcher die Wandflucht aus der westlichen Richtung scharf nach Norden abschwenkt. Von der Cima di Sasso Nero, deren oberster Aufbau

¹⁾ Noch instruktiver ist der Einblick vom weiter westlich gelegenen, bequem zu erreichenden Maderkopf, von dem Meister Compton die Gesamtskizze des Biegengebirges (siehe S. 390) aufnahm.

²⁾ Vergl. das Bild in der Zeitschrift 1898.

ein dachartiges Geröllplateau zeigt, stürzen die Wände in geradezu senkrechtem Falle zum Wolayerkessel ab, und wenn dessen Felswall auch nirgends einen praktikablen Aufstieg verspricht, so erscheint die Nordflanke der Cima di Sasso Nero geradezu unersteiglich. Das schief nach Süden geneigte Gipfeldach verrät uns, dass die Schichtung des Gesteins nach jener Seite hin weniger schroff ist und die von der Natur gebotene Anstiegsrichtung auf der italienischen Seite zu suchen sei.

Wir nehmen darum Abschied von den herrlichen Ufern des Wolayersees und wandern über die nahe Passhöhe nach Collina. In kaum einer Viertelstunde langen wir bei dem Grenzsteine an, der links vom Wege einen mässigen Hügel krönt; dann geht es in flotten Tempo der blauenden Thalweitung entgegen, deren Wälder und Wiesen mit der unwirtlichen Höhe, die wir eben überschreiten, gewaltig kontrastieren. Erst steigen wir, mässig an Höhe verlierend, zu einem kleinen Plateau ab, das sich an die Wände des Seekopfes anschliesst und ehemals eine (in der Karte noch verzeichnete) Hütte trug. Von hier aus erschliesst sich uns zur Rechten die untere Terrasse des Seekopfes, über die der Anstieg zu diesem hinanführt, während zur Linken neben den Plattenschüssen des trotzigen Judenkopfes ein unter unserem Standpunkte gelegener Geröllwinkel an den Coglians hinanreicht, der von hier aus über die sogenannte »Stella« erstiegen wird; man kann die unteren Partien des Anstieges gut überblicken. Nun steigen wir den Steilabfall unseres Plateaus über kurze Wegserpentinien hinunter zu einer begrünten Mulde. Hier wendet sich der Pfad scharf nach links, überschreitet den meist mit Schnee angefüllten Hauptgraben und führt nun hoch über diesem an der steilen, mit Krummholz dicht bewachsenen Böschung der Stella hinab. Bald nimmt uns schattiger Fichtenwald auf und der holprige Steig setzt in jähen Sprüngen zur Tiefe.

Nicht selten überraschen hier den Wanderer italienische Grenzwächter, die den von Einheimischen vielbenutzten Übergang schärfstens kontrollieren. Gegen Touristen sind sie von grosser Höflichkeit; sie haben meinen Rucksack noch nie durchschnüffelt, was mir nicht weit von hier — auf dem Plöckenpasse — schon passiert ist. Von Einheimischen begegnen wir nur schwerbepackte Weiber, die mit ganz unglaublichen Bürden den Weg zwischen Collina und dem Lessachthal hinüber und herüber wandern. Des öfteren beleben auch grosse Rinderherden den breitgetretenen Pfad, denn die Wolayeralpe wird alljährlich von Italienern gepachtet, deren Viehautrieb von den Finanzorganen strenge überwacht wird.

Wasserrauschen verrät uns die Nähe des Thalgrundes, und bald führt der Weg an eine baumfreie Stelle hinaus, wo er sich mit dem von der Alpe Moreret kommenden Steige vereinigt und ein kurzes Stück unterhalb auf primitiver Brücke den gleichnamigen Bach übersetzt, an dessen linkem Ufer er nun durch schattigen Wald auf eine freie Wiesenfläche hinausführt. Hier zweigen wir vom breiten Wege nach rechts ab und gelangen über eine üppige Wiese neben einigen Baulichkeiten wieder an den Bach, der sich hier bereits mit dem vom Wolayerpass herabkommenden Rio Landri vereinigt hat. Noch ein Stückchen Wald, dann kommen wir zu einer Sägemühle und wieder auf den Hauptweg, der hier auf guter Brücke den tief eingerissenen Bach übersetzt und quer an den abschüssigen Wiesenhängen weiterführt, die an einer Stelle durch einen Abrutsch den lockeren, teils sandigen, teils lehmigen Untergrund der fruchtbaren Wiesendecke blosslegen. Schon sehen wir dicht vor uns die roten Ziegeldächer und schmutzigen Strohdürste des Dörfchens Collina, ebenso verrät uns das halsbrecherische Katzenkopfpflaster des Weges die Nähe menschlicher Wohnstätten. Steil aufwärts geht es in dem aus kaum eineinhalb Dutzend Häusern bestehenden Orte die einzige Strasse binan. Ärmliche Weiber und schmutzige Kinder entbieten uns ein neugieriges »'sera«; struppige Hunde knurren uns Fremdlinge an, scheinen aber vor den Pickelstöcken eine heilige Scheu

zu haben. Zur Linken öffnet sich eine Art »Piazza« dürftigsten Ausmasses; noch einige Schritte aufwärts, und wir stehen vor einem grossen, sauber getünchten Hause, dessen Wahrzeichen — ein blecherner Aushängeschild mit einem dünnen Löwen und der kaum leserlichen Aufschrift »al Leone« — das Gasthaus verrät. Und ein gastlich Haus ist es, das wir nun betreten. Der mir bereits bekannte Wirt — Signore Faleschini — ein beweglicher Alter mit grauem Spitzbart und steifem schwarzem Filzhut städtischer Façon, ohne den ich ihn noch zu keiner Stunde sah, ist von grösster Zuvorkommenheit und bietet nach Kräften alles auf, um seine Besucher zufriedener zu stellen. Wer einfache Ansprüche stellt, wird sich hier ganz wohl fühlen. Das Haus ist reinlich gehalten, die Kost, die der Padrone selbst an der offenen Feuerstelle bereitet, gar nicht übel, die Weine sind gut und die Preise mässig; letztere stehen zwar auf keiner Karte, und an den Mienen des alten Schlaumeiers merkt man, dass die Preisbildung der Hochachtung, die er den deutschen Fremdlingen abgewinnt, entspricht, doch ist der Lire in diesem verlassenem Winkel der bella Italia ein vollwertiges Zahlungsmittel, so dass man die Kosten eines mehrtägigen Aufenthaltes in Collina leicht erschwingen kann.

Als alter Bekannter wurde ich freundlichst begrüsst. Bald stellte sich auch Pietro Samassa ein, den ich bei meinem ersten Besuche kennen gelernt hatte, ohne seine Führung in Anspruch zu nehmen. Ich hatte die Absicht, auch diesmal ohne ihn herumzusteigen, aber mein jetziger Begleiter, Freund Adolf Siebeneicher, hatte sich bei den vorher unternommenen Touren einige Male unwohl gefühlt, so dass ich sehr um das Gelingen meiner Pläne besorgt war, da ein weiteres Mitwirken meines Freundes sehr in Frage gestellt war. Der Gedanke, Samassa als verlässlichen Begleiter und kundigen Lokalführer mitzunehmen und dabei gleichzeitig durch seine Angaben die sehr im Argen liegende Nomenklatur des Biegengebirges aufzuklären, war daher sehr naheliegend. Ebenso war Samassa erpicht darauf, mir sein Können zu zeigen und mich auf einige mir neue Berge zu führen, bevor ich auch diese führerlos ersteige, wie ich dies sehr zu seiner Verwunderung beim Wolayerkopf und Seekopf bereits gethan hatte. Der Handel war bald abgeschlossen und so war ich sicher, die beiden nächsten Tage bei schönem Wetter gründlich ausnützen zu können.

Die erste Tour sollte der Cima di Sasso Nero gelten, die noch keinen Bergsteiger auf ihrem Scheitel gesehen. In Erwartung des bevorstehenden Erfolges liessen wir der Küche und dem Keller Faleschini's volle Ehre angedeihen und plauderten noch den Rest des früh hereinbrechenden Abends — es war der 10. September — mit dem intelligenten und schlaun Samassa, was mit meinen sozusagen Null bedeutenden Kenntnissen der italienischen Sprache und den wenigen Brocken Deutsch Samassas mitunter eine schwierige Sache war. Im Laufe unseres Zusammenseins gewöhnte ich mich an eine über keinen grossen Wortschatz gebietende Mischsprache, die nebst entsprechender Gebärdentechnik über die gefährlichsten Klippen der Verständigung hinweghalf.

Es war noch dunkel, als wir zum Aufbruch rüsteten. Samassa hatte sich pünktlich eingefunden und auch Freund Siebeneicher, der sich heute etwas wohler fühlte, war gerüstet. Das Frühstück war rechtzeitig bereit, so dass wir beim Morgengrauen (5 Uhr) unseren Weg antreten konnten. Vom Hause weg einige Minuten westlich, dann im rechten Winkel rechts abbiegend, kommen wir auf einem schmalen Wiesenpfad rasch in die Höhe. Es ist bis zur Casera Chiampet derselbe Weg, den ich im Juni bei der Besteigung des Wolayerkopfes eingeschlagen hatte. Wir haben leichtes Gepäck, und unser Tempo wird bald ein ungemein

scharfes; wahrscheinlich wollen wir Samassa und er uns zeigen, wie spielend jeder von uns so einen »Schinder« nimmt. Und ein solcher ist der Anstieg zur Casera Chiampet, unserem nächsten Ziele. Durch Jungholz geht es ein Stück direkt den Rücken an der orographisch linken Thalseite des Rio Collinetta empor, dann lenkt der hier breitere Weg in die Flanke hinein und führt quer durch üppige Steilwiesen dem weit verästelten Thalschlusse der Creta Bianca entgegen. Deren grüne Kuppe zeigt so sanfte Formen, dass ihre Steilheit, die ich anlässlich meiner im Juni ausgeführten Besteigung gründlich durchkostete, kaum geahnt wird. Der aus bedeutender Tiefe heraufsteigenden Thalsole anscheinend immer näher rückend, und doch immer 200 m über ihr bleibend, queren wir einen bereits wieder übergrünten Erdrutsch nach aufwärts und verlieren nun die Pfadspuren, die, wie immer in der Nähe von Almen, in kreuz und quer laufende Viehsteige übergehen. Noch sind die Hütten für uns unsichtbar, aber ein keineswegs zweifelhafter Geruch verrät ihre unmittelbare Nachbarschaft. Wir haben uns rechts gewendet und steigen nun gerade gegen den Rücken empor, der uns von der Thalfurche des Rio Chianaletta trennt. Die Böschung ist so steil, dass wir die Hütten der Casera Chiampet erst erblicken, bis wir unmittelbar auf der kleinen Terrasse stehen, die die halbverfallenen Stallungen und Baracken derselben trägt. Lustig plätschert ein Brunnen daneben, bei dem wir unsere Flaschen füllen, während Samassa mit den schmierigen Hirten ein uns unverständliches Gespräch im Friulaner Dialekt führt.

Wir haben die Differenz von 560 m in genau einer Stunde zurückgelegt und befinden uns schon in bedeutender Höhe, 1760 m, die nach Süden und Osten einen ungehinderten Ausblick gewährt. Die Sonne ist in ungetrübtem Glanze aufgegangen und weiche Dunstwellen umfließen die tief hinabreichenden Sockel der den Lauf des Degano einschliessenden Höhen des Canale di Gorto. Den grünen, sanften Konturen des Monte Crostis im Südosten stehen die schroffen Kalkzinnen des rosig schimmernden Monte Pleros im Südwesten gegenüber; zwischen ihnen zieht das Thal nach Süden zur nebelhaften Ebene hinaus. Der Himmel über uns ist von durchsichtigem Blau und verspricht einen herrlichen Tag. So verweilen wir nur wenige Minuten und setzen dann unseren Aufstieg fort.

In nordöstlicher Richtung streben wir weiter dem Rücken entgegen, der uns die südliche Front des Biegengebirges noch zum grössten Teil verdeckt. Über schwellende, kurzgrasige Matten geht es flott hinan und urplötzlich stehen wir auf der Schneide, unserem Ziele gerade gegenüber. Einer gewaltigen Festungsmauer ähnlich ragen nun die hellen Felswände der Cima di Sasso Nero, der Creta Chianaletta und des Monte Canale über dem zu unseren Füßen jäh nach Südost abfallenden Graben des Rio Chianaletta empor, oben als vegetationsloser, fast horizontal erscheinender Grat streichend, von dem die teilweise begrüneten Pfeiler und Wände, die gegen Osten immer tiefer hinabreichen, abfallen. Uns gegenüber zeigt sich eine gewaltige Schlucht, neben der zur Linken der in mehreren Terrassen sich aufbauende Gipfelkörper der Cima di Sasso Nero erscheint. Er überragt uns noch um ungefähr 700 m. Der grüne Rücken, auf dem wir stehen, zieht direkt gegen das breite Massiv desselben hinan und geht in die mir bereits wohlbekannte, nach Westen streichende, auffällige Terrasse über, bis zu welcher von Süden das Urgestein hinanreicht, über dem sich die prallen Kalkwände aufbauen. Dicht unter diesen sehen wir einen grossen, schwarzen Block aufragen, den »Sasso Nero«, dem der Berg den Namen verdankt.

Samassa wird plötzlich erregt. Sein scharfes Späherauge hat einige Gamsen entdeckt, die in der grünen Mulde, die uns vom Bergmassiv trennt, ahnungslos äsen. Wie elektrisiert zuckt es in allen seinen Gliedern und er bedauert lebhaft, sein Gewehr nicht zur Hand zu haben. Er zielt mit dem Bergstock und schreckt dann die

Tiere durch schrilles Pfeifen auf. In schleunigen Sätzen suchen diese das Weite, worauf sich das Wildschützenblut unseres Pietro wieder langsam beruhigt. Nun queren wir nach einem kurzen Anstiege über den Rücken in die besagte Mulde — den Beginn des Chianalettagrabens — hinüber und nähern uns in weitem Bogen, ohne an Höhe etwas aufzugeben, dem Einschnitte der östlich der Cima di Sasso Nero herabkommenden Schlucht. Wir betreten dieselbe nicht an ihrem unteren Ausgange, sondern nähern uns ihr von Westen her, womit wir den untersten Absatz vermeiden. Der Einstieg ist eine hübsche Kletterstelle. Man überschreitet auf weiten Tritten die Felsen des die Schlucht flankierenden Spornes. Das Gestein ist plattig und durch Erosion wie mit einer Spachtel aufgerieft, so dass dünnwandige Kanten mit rundausgehöhlten Kanälen wechseln. Wir brauchen hier schon die Hände und müssen achten, sie an dem messerscharfen Gestein nicht zu verletzen. Ein kurzes Felsband führt uns endlich vollends in die Schlucht.

Die Sohle derselben besteht aus mehreren ausgewaschenen Rippen, zwischen denen Geröll und verkeilte Blöcke eingebettet sind. Uns links haltend, kommen wir ohne Schwierigkeit rasch empor bis zu einem schwach ausgeprägten Absatz. Wir verlassen hier die Schlucht und klettern über eine nahezu senkrechte Plattenwand zur Linken empor, was mit Hilfe einiger natürlicher Henkelgriffe gar nicht schwer ist. Dann kommt unangenehm steiler, schrofendurchsetzter Rasen, und endlich stehen wir auf einer wenig geneigten, üppig bewachsenen Bergwiese, die terrassenförmig nach Westen zu einem ebenfalls begrünten Vorsprunge hinüberführt. Dicht über uns hat sich nun ein Felspfeiler entwickelt, den wir zunächst zu erreichen haben. Ein bröckeliger Absturz von etwa 20 m Höhe muss direkt genommen werden und der Aufstieg erheischt wegen der Unverlässlichkeit des Gesteins peinliche Vorsicht. Nach rechts in einer kleinen Rinne weiterkletternd, kommen wir auf ein Felsköpfl und dann direkt nach aufwärts über gutgestuften Fels auf die von rechts heraufkommende Schneide, unterhalb welcher wir die grüne Terrasse gequert haben.

Sobald wir den Grat gewonnen haben, stehen wir vor einem Einriss, der hinter der eben erreichten Felsschneide aus der Schlucht heraufführt und kaminartig verengt uns gegenüber zu einem wild aussehenden Felspfeiler hinanzieht. Eine Querstelle führt uns zum Kamin hinüber. Wir müssen zu diesem Zwecke einen gewagten Überstieg über einen Felsvorsprung ausführen, wobei wir uns auf diesem, der in Griffhöhe über uns ist, frei aufstellen müssen, ohne für die Hand an der glatten, hinausdrängenden Wand einen Halt zu finden. Noch einige genaue Tritte auf prekärer Felsleiste und wir stehen im Kamin. Dieser ist hoch gestuft und bietet eine prächtige Kletterei, die uns auf einen schmalen Felsgrat bringt. Nun liegt der Oberlauf der Schlucht frei vor uns. Der tiefste Einschnitt derselben ist jedoch weit rechts drüben, während zu den vor uns aufragenden Felswänden der Cima di Sasso Nero sich eine breite, plattige, mit Geröll und etwas Vegetation bedeckte Fläche hinanzieht, die von der eigentlichen Schlucht durch eine nicht sonderlich hervortretende Rippe getrennt ist. Unser Grat, der ganz schmal und sehr steil zur Linken noch weiter bis an die Gipfelmauern heranreicht, ist von dem offenen Terrain durch einen Wandabsatz getrennt. Nach Samassas Angaben werden wir die Fortsetzung des Grates im Abstiege benützen, den Aufstieg jedoch abkürzen, indem wir direkt zur Terrasse hinabsteigen. Das sieht böß aus und kopfschüttelnd steige ich als erster, durch das Seil versichert, den lockeren Abhang hinunter. Die wenigen vorspringenden Steine sind trügerisch und erfordern volle Aufmerksamkeit, aber das Geröll ist nun kaum 3 m unter mir. Hier giebt es kein weiteres Hinabklettern mehr. »Da muss man ja springen!« rufe ich hinauf. »Si, si, Signore.« »Also Seil nachlassen!« Ich

fixiere ein Geröllplätzchen, das drüben neben einer abschüssigen Platte den einzigen Punkt für einen halbwegs sicheren Niedersprung bietet und stosse von dem wackeligen Stand kräftig ab. Der Sprung gelingt vorzüglich und Samassa drückt seine Zufriedenheit durch ein lautes »Bravo« aus. Siebeneicher folgt und dann Samassa, der den Spass schon kennt und überhaupt ein Freund ähnlicher Kunststücke ist.

Der weitere Anstieg führt erst über einige Platten, dann über gut gangbaren Schutt zu der oben erwähnten, die Hauptschlucht begrenzenden Rippe hinauf. In der Höhe gewahren wir den breiten Einschnitt zwischen dem rötlichen Felsgrat der zur Rechten kühn aufstrebenden Creta Chianaletta und dem geröllbedeckten Massiv der Cima di Sasso Nero. Die Schlucht bleibt also zur Rechten, während zur Linken ein senkrechter Wandgürtel streicht; einige Höhlen in demselben haben wir schon während des früheren Aufstieges bemerkt. In blendendem Sonnenscheine mühen wir uns die hellflimmernden, geröllbedeckten Felsen hinan und erreichen bald den Hauptkamm, dicht neben einer rechts von uns abstürzenden, kaum zugänglichen Scharte, zu der die in ihrem unteren Teile von uns benützte Schlucht von Süden heraufzieht, während drüben der Blick unvermittelt ins Leere fällt, denn wir stehen am Rande der Biegenwand, hoch über dem Kessel der Oberen Wolayeralpe. Dicht neben dem schwindelnden Absturz steigen wir weiter hinan, aus unserer früher nördlichen Richtung in eine westliche übergehend. Eine Geröllrinne, die sich im letzten Anstiege zu unserer Linken entwickelt, macht dieselbe Wendung, der bisher den Gipfel verbergende Wandgürtel verschwindet, und ein schwach geneigtes Plateau führt auf das Gipfeldach der nun nach vierstündigem Anstiege erreichten Cima di Sasso Nero, 2466 m.

Samassa hat im Jahre 1888 die erste Besteigung ausgeführt und drei Jahre später einen italienischen Geometer heraufbegleitet. In touristischen Kreisen war bis zu unserem Besuche nicht einmal der Name des Berges bekannt. Und die Besteigung desselben lohnt sich sowohl des komplizierten, technisch und landschaftlich hochinteressanten Aufstieges wegen, als auch bezüglich des unterrichtenden Einblickes, den der Gipfel gewährt. Denn dieser ist kein unbedeutender Gratzacken oder Nebengipfel, sondern ein selbständiger Berg. Von der kahlen Felsschneide, die den höchsten Punkt der von Osten nach Westen ansteigenden Gipffläche darstellt, zieht ein mit mehreren kühnen Türmen besetzter, steil abfallender Grat gegen Westen hinab, erhebt sich dann, ein wenig nach Nordwesten abschwenkend, zum unbenannten Punkt, 2367 m, an welchem die starke Umbiegung des Grates nach Norden beginnt und nach der tiefsten Einkerbung — ungefähr 2300 m — zum stolzen Wolayerkopf, 2454 m, aufstrebt, dessen gewaltiger Aufbau uns seine nördlichen Trabanten, die beiden Biegenköpfe, 2330 und 2250 m, verdeckt. Im Osten baut unmittelbar aus der grotesken Scharte, neben der wir heraufstiegen, ein verwitterter Felsgrat auf, die Creta di Chianaletta, 2473 m, die uns den wenig höheren Monte Canale, 2487 m, fast verdeckt und auch den etwas nördlicher postierten, dreikantigen Seekopf, 2550 m, nicht recht zur Geltung kommen lässt. Im Norden und Süden schweift der Blick über die unmittelbare Tiefe hinweg ins weite Land: auf der einen Seite die Thalfurche des Oberlaufes der Gail, dann die Lienzer Kalkzinnen, welche durch die Hohen Tauern mächtig überragt werden, auf der anderen Seite die niedrigen südlichen Vorlagen der Karnischen Alpen und der Ausblick gegen die venetianische Tiefebene. Im Osten stellt sich der mächtige Coglians breit und massig vor die hinter ihm verschwindenden übrigen Häupter der Karnischen Hauptkette. Im Westen dagegen türmen sich hinter den kegelförmig aufstrebenden Gipfeln der Sappadagruppe ungezählte Dolomitzinnen. Gerne weilt das Auge auf den grünen Angern der Casera Chiampet und Bordaglia und

der heimatlichen Wolayeralpe. Samassa ruft zu dieser hinab. Er hat eine Lunge wie ein Trompeter von Jericho, und ein ebenso gesund veranlagter Freund von ihm antwortet ihm. So halten beide ein Zwiegespräch auf die gewaltige Distanz von 2 km Entfernung und 700 m Höhenunterschied. Ländlich — sittlich!

Heiss brannte die Sonne und der Schatten des Steinmannes, in dem wir sassen, bot wenig Raum. Nachdem wir uns gestärkt und ausgeruht (9 Uhr 10 Min. bis 11 Uhr), traten wir den Rückweg an. Wir hielten uns unterhalb der Scharte rechts dicht unter dem Wandgürtel — etwas höher, wie im Aufstieg — und kamen nun nach einigen Kletterstellen an den schon erwähnten Höhlen vorbei auf einen kleinen Sattel und in ein seichtes, plattiges Couloir. Über einen zweiten Sattel gewannen wir den Ansatz des Grates, den wir im Aufstiege nicht bis hierher verfolgt hatten. Derselbe ist hier äusserst schmal und setzt fast senkrecht zu dem Schartel ab, unter dem die Sprungstelle liegt; zudem ist das Gestein hier sehr brüchig. Mit grösster Vorsicht kletterten wir die kühne Schneide hinunter und kamen so auf unseren alten Weg. Es folgt nun der Felskamin und die heikle Traverse. Die Kletterei erwies sich hier im Abstiege viel schwieriger wie im Aufstiege. Ebenso machte sich die Exposition an der brüchigen Wand unangenehm fühlbar. Die grüne Terrasse kam uns jetzt auch viel steiler vor, besonders aber der Abstieg in die Schlucht. Um 1 Uhr 15 Min. waren wir aus den Felsen und stiegen dann direkt zur Casera Chianaletta, 1810 m, hinunter, wo wir seit dem frühen Morgen das erste Wasser trafen. Den gleichnamigen Graben verfolgend, ging es rasch in die Tiefe und rechts hinaus über den bewaldeten Hang, der hinter den letzten Häusern von Collina ansteigt, zu diesem Ort hinab, wo wir um 2 Uhr 15 Min. nachmittags wohlbehalten und befriedigt eintrafen.

Für den nächsten Tag vereinbarte ich mit Samassa eine Besteigung des Monte Canale, der, wie ich nun von Samassa erfuhr, vor einer Woche unter seiner Führung den ersten touristischen Besuch empfangen hatte, welche Tour ich jedoch unter allen Umständen mit dem bisher noch nicht gemachten Übergange zum Seekopf verbinden wollte. Ausser der gewiss interessanten Besteigung dieser beiden Gipfel wollte ich damit auch eine geographische Frage lösen, da bis dorthin der Monte Canale und der Seekopf vielfach für ein und denselben Berg gehalten wurden. Ich muss über diese Angelegenheit etwas ausführlicher berichten und mich auch mit der diesbezüglichen Litteratur näher befassen, was ich wohl bereits in der Österr. Alpenzeitung 1899 gethan habe¹⁾, jedoch der Vollständigkeit halber hier wiederholen muss.

In der Carta d'Italia finden wir nur den Namen »Monte Canale«. Es ist für den oberflächlichen Beschauer wohl nicht gleich ersichtlich, welcher der unter den grossen Lettern dieses Namens stehenden Höhenkoten diese Bezeichnung zugehört, und man könnte meinen, die neben dem letzten Buchstaben des Wortes »Canale« stehende Kote 2550, die der Lage des Seekopfes entspricht, sei die richtige; aber schon der Vergleich mit anderen Benennungen desselben Blattes führt zu dem Resultate, dass einzig und allein damit die Kote 2487 m gemeint sein könne, wie ja z. B. auf demselben Blatte auch der Name »Monte Coglians« über fünf nebeneinanderliegenden Höhenzahlen steht, von welchen die unter der Mitte des Wortes stehende Kote 2782 m die Trägerin des Namens ist. Für die Selbständigkeit des Monte Canale spricht auch die österreichische Karte. Auf dieser steht der Name »Monte Canale« ganz deutlich südwestlich von der dem Seekopfe entsprechenden Kote 2556 m, also

¹⁾ »Seekopf, 2550 m, und Monte Canale, 2487 m«, Ö. A.-Z. 1899, S. 115 ff.

an der richtigen Stelle, doch unglücklicherweise in Klammern unter dem falschen Namen »Seekopf«, der bei der Kote 2556 *m* stehen sollte. Dieser Lapsus richtete die meiste Verwirrung an, trotzdem man über die Lage des auch durch Abbildungen (z. B. in der »Zeitschrift« 1890) bekannten Seekopfes nie im Zweifel war; immer war damit die höchste, dicht über dem Wolayersee aufragende Erhebung, der östliche Eckpunkt des Biegengebirges gemeint, dem die Kote 2550 *m*, respektive 2556 *m* entspricht. Die kurzen Tourenberichte der Herren Baldermann und Jaroschek über die erste touristische Besteigung des Seekopfes in den »Mittheilungen« 1896, S. 277, und in der Ö. T.-Z. 1897, S. 6, liessen auch keinen Zweifel darüber, welcher Gipfel damit gemeint sei.

Herr Baldermann war durch Samassa ganz gut auch über den benachbarten Monte Canale informiert; hätte er darüber etwas veröffentlicht, so hätte die Frage: »Seekopf oder Monte Canale?«, die A. Ferrucci (In Alto 1899, Nr. 1) stellte, nicht entstehen können. Herr Baldermann hat jedoch das Geheimnis in der Absicht für sich behalten, den Ruhm der ersten touristischen Ersteigung auch des Monte Canale einzuheimsen. Aus diesem Grunde hat er in seinem Berichte vom Monte Canale nichts erwähnt, und Herr Dr. J. Rosenthal glaubte an der Hand der österreichischen Specialkarte in dem Berichte über die »Neuen Touren des Jahres 1896« (Ö. A.-Z. 1897) recht genau zu sein, als er neben den Namen »Seekopf« in Klammern »Monte Canale« setzte, so dass also auch dadurch der unrichtigen Anschauung Vorschub geleistet wurde.

Im Herbst 1898 erschienen zwei sehr beachtenswerte Publikationen über die Karnischen Alpen, und leider wurden gerade in diesen einige sich direkt widersprechende Angaben veröffentlicht. Diese beiden Werke sind der »Guida della Carnia« von G. Marinelli und der Aufsatz in der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins »Über die Hauptkette der Karnischen Alpen« von Georg Geyer. In dem erstgenannten Führer werden Seekopf und Monte Canale direkt als ein und derselbe Berg betrachtet und zur Vermehrung der Konfusion auch der Wolayerpass mit »Monte Canale« bezeichnet; es liegt dafür absolut kein Anlass vor, zumal auch gar kein Zusammenhang zwischen dem Passe und dem Monte Canale besteht, der von diesem durch das ganze Massiv des Seekopfes getrennt ist.

Geyer, der in den Karnischen Alpen gar wohl bewandert ist, liess sich dazu verleiten, den Namen »Monte Canale« als Gesamtbezeichnung des östlichen Abschnittes des Biegengebirges anzuwenden,¹⁾ obwohl er gleichzeitig die ganz richtige Bemerkung anführt, dass nach den Angaben Samassas »der Übergang (vom Seekopf) zum Monte Canale bisher²⁾ noch nicht ausgeführt« und der Monte Canale erst einmal durch einen italienischen Vermessungsingenieur mit Pietro Samassa erklettert worden sei; dabei schlüpfte ihm aber unglückseligerweise die Kote 2550 — jene des Seekopfes — in die Feder, so dass Ferrucci in seinem Berichte (in Nr. 1 von In Alto 1899) über die von mir in Nr. 516 der Ö. A.-Z. 1898 gebrachte Recension des »Guida della Carnia« — worin ich bemerkte, dass ich mich wundere, wie trotz der genauen Kenntnisse, die der von den Autoren befragte Samassa längst besass, eine solche Verwirrung stattfinden konnte — mir den wohlgemeinten Rat erteilte, durch weitere Besteigungen die Gewissheit der von mir vertretenen Ansicht zu erlangen. Er bemerkte ganz richtig, dass auch Geyer, der doch unzweifelhaft gut informiert sei, auf dem Bilde S. 296 der Zeitschrift 1898 den charakteristischen »Seekopf« als solchen benenne, während er gleichzeitig auf einem anderen Bilde, S. 299, denselben Berg als »Monte Canale« bezeichne, und

¹⁾ Siehe dessen Fussnote *) auf S. 300 der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1898.

²⁾ Die Arbeit Geyer's kam im Sommer 1898 unter die Presse.

Ferrucci meint, dass diese Unsicherheit in den Angaben Geyer's die gleichen Fehler im »Guida della Carnia« mit entschuldige. Endlich neigt er selbst der Ansicht zu, dass Monte Canale und Seekopf den Koten 2487 *m* und 2550 *m* entsprechen, und bestätigt, dass ihm Samassa dies vor Erscheinen des »Guida« in bestimmter Weise dargelegt habe; damit giebt sich Ferrucci als Mitarbeiter des »Guida« eine kleine Blösse, denn er gesteht also ein, dass trotz richtiger Informationen Unrichtiges veröffentlicht wurde.

Als ich die citierte Recension schrieb, hatte ich den von Ferrucci geforderten Lokalausweis einige Monate vorher bereits vorgenommen, da ich am 12. September 1898 den Übergang vom Monte Canale zum Seekopf durchgeführt und damit endlich den gordischen Knoten einer Kette von Irrtümern und Unrichtigkeiten gelöst hatte, über welche ich mich näher äussern musste, um meinen Standpunkt in dieser Frage verständlich zu machen.

Nun zur Schilderung der Tour selbst! Um 4 Uhr früh stellte sich Samassa pünktlich ein, und nach einem raschen Frühstück traten wir mit leichtem Gepäck um 5 Uhr 10 Min. unsere Fahrt an. Erst schlugen wir den von uns am Vortage im Abstiege genommenen Fusspfad in das Thälchen des Rio Chianaletta ein, das von der Cima di Sasso Nero in südöstlicher Richtung, den Fuss des Monte Canale berührend, zum Rio Moreretto abfällt und etwas oberhalb des Dörfchens Collina in einen breit ausgewaschenen Erdriss mündet. Infolge des letzteren Umstandes kann der untere Teil des Grabens nicht begangen werden und man muss im Gelände zur Rechten desselben über 300 *m* ansteigen, bis man in dessen schmale, von einem dürftigen Wasserlein durchflossene Rinne hinüberqueren kann. Der Weg, den uns der ortskundige Samassa führte, lenkt direkt vom Gasthause »Al Leone« über Wiesen in nordöstlicher Richtung bis zu den mit der Höhenzahl 1221 *m* bezeichneten Häusern, wo er in kurzen, steilen Serpentinaen am linken Rande eines in der Karte deutlich eingezeichneten kleinen Grabens emporführt und durch Wald ein Stück ansteigt, um dann in der Isohypse von 1400 *m* nach rechts abzubiegen und über einem in der Karte gut angedeuteten Abrutsch auf steile Wiesenhänge hinauszuführen. Hier verlässt man den Steig und geht direkt nach aufwärts -- ein kurzes, aber saures Stück --, bis man einen zweiten Querspfad trifft, über den man dann auf ganz schmaler Spur nordwestlich in das Thal des Rio Chianaletta hineintravertiert. Während dieses Aufstieges haben wir vor uns stets den steilen Südabfall des Monte Canale, welcher einen kräftig entwickelten Pfeiler nach Südost entsendet, der den in gleicher Richtung vom Seekopfe sich absenkenden Grat, den man von Collina aus noch deutlich sieht, im Näherücken bald verdeckt und zur Kontur des Monte Canale wird, hinter der dann auch der Monte Coglians zum Teil verschwindet.

Der Grund des Chianalettagrabens, den wir um 6 Uhr betraten, ist mit mächtigen Kalkblöcken bedeckt, durch die hindurch wir eine schwache Pfadspur nach aufwärts verfolgen, bis wir an eine mit Felstrümmern förmlich verbarrikadierte Stelle gelangen, wo eine steile, wenig ausgeprägte Seitenrinne einmündet; es dürfte dies in ungefähr 1600 *m* Höhe sein. Wenn wir von hier aus zum Massive des Monte Canale emporblicken, so löst sich der Absturz in einzelne Wandgürtel auf, deren Schichten nach rechts aufwärts verlaufen und nach dieser Seite hin der Vegetation Raum gewähren, während die Verkarstung in westlicher Richtung, dem Thaleinschnitte des Rio Chianaletta zu, den unwirtlichen Charakter dieses Felswinkels erzeugt. Interessant ist es, dass unser Graben auch die Grenze zwischen dem Kalkaufbau des Biegegebirges und der dichtbegrüntem, hie und da in dunkeln Lagern zu Tage tretenden Schieferzone bildet, die nach Westen zu am Rande des eigentlichen Gipfelmassivs hinansteigt, während nach Osten zu der Kalkstock am

mächtigsten ist und im Südostgrat des Monte Canale bis unter 1,400 m Höhe hinabreicht, somit hier in einer Mächtigkeit von über 1000 m auflagert.

Unsere nächste Aufgabe war es nun, den schon früher erwähnten Südostgrat zu erreichen. Wir hielten uns zu diesem Zwecke nach rechts aufwärts, wo die dünn aufgelagerten Rasenhänge in steiler Böschung hoch hinziehen. Bequem ist dieser Anstieg nicht, und Freund Siebeneicher, der wieder mit seinem Unwohlsein zu kämpfen hatte, verabschiedete sich hier von uns, da er sich den kommenden Anstrengungen nicht gewachsen fühlte und mir die Partie nicht verderben wollte. Er blieb bald tief unter uns, denn es ging hier rapid empor. Zwischen einzelnen schmalen Wandrippen führten uns die enorm steilen Rasenstufen immer höher und endlich in eine Rinne, über welcher die starren Wände aufragen. Diesen Einschnitt nach rechts verlassend, stiegen wir über Absätze auf eine vorspringende Rippe, überquerten dann einen flachen Einschnitt, wobei nun zur Rechten die Abstürze immer grossartiger wurden und kamen endlich durch einen kaminartigen Riss auf eine Gratschneide, die wir in einem kleinen Schartel betraten, wo sich uns ein jäher Tiefblick in die südöstlichen Wände aufthat.

Der Südostgrat des Monte Canale fusst auf einem südlichen und südöstlichen Strebepfeiler. Wir standen auf dem südlichen und hatten bis zur Vereinigungsstelle noch einen bereits kahlen, aus grossen Blöcken gebildeten Felsrücken hinanzusteigen, neben dem eine furchtbar steile Schlucht abfällt; eine Platte, die man oberhalb derselben dicht an der Vereinigungsstelle passiert, um dann mit kräftigen Klimmzügen auf den Grat zu gelangen, ist so exponiert, dass ich vorsichtshalber — wir gingen in Nagelschuhen — zur Sicherung das Seil nahm.

Nun erst erblickten wir die gewaltige Hauptschlucht, die das Massiv des Seekopfes von uns trennte, und wir hatten uns gerade gegenüber jene interessante Stelle im Südsüdostgrate des Seekopfes, wo man auf ein kurzes Stück dessen Südseite betritt und oberhalb der grossartigen Schlucht eine sehr ausgesetzte Traversierstelle passiert, was ich bis dahin bereits zweimal im Aufstiege und zweimal im Abstiege gethan hatte und heute nachmittags zum fünften Male thun sollte. Gewaltig überragte uns das gigantische Felshaupt des Seekopfes, während der Gipfel des Monte Canale durch einen südöstlichen Vorgipfel verdeckt blieb, zu dem wir über groben Fels leicht emporkletterten.

Um 8 Uhr 30 Min. betraten wir dessen wenig markante Erhebung¹⁾, bis zu welcher anlässlich eines den Monte Canale zum Ziele habenden Besteigungsversuches vor einigen Jahren Pietro Morosutti aus S. Vito al Tagliamento mit dem Führer Antonio Geyer aus Collina gekommen war. Sie hatten, wie mir Samassa erzählte, einen Steinmann errichtet und auf eine Karte geschrieben: »I. Best. des Monte Canale«; Samassa geriet über diese »Anmassung« derart in Zorn, dass er den Steinmann zerstörte und die Karte zerriss. Er ist ein kritischer Patron; hatte er doch auch mich, als ich im Frühjahr in Collina war, mit Misstrauen beobachtet und meinen aus der Ö. A.-Z. ins Italienische übertragenen Tourenbericht über die erste Besteigung des Wolaycrkopfes, den er in »In Alto« gelesen, durch eine darnach unternommene Begehung genau kontrolliert; erst nach dieser glänzend bestandenen Prüfung wurde mir von ihm aufrichtige Achtung zuteil.

Mit einer gewissen Schadenfreude zeigte er mir die nächstliegende Scharte, wo die Vorgenannten Schiffbruch gelitten. Über dieser baut der Monte Canale in unnahbar scheinenden Wänden auf, die zur Linken in senkrechte Abstürze übergehen, während zur Rechten, also in der Richtung gegen den Seekopf eine tiefer ansetzende Platte zu einer Gratrippe hinüberleitet, über die der weitere Anstieg

¹⁾ In dem Bilde auf Seite 385 heben sich die Zacken des Vorgipfels in der linksseitigen Contur des Monte Canale deutlich von dunkeln Hintergründe ab.

auszuführen ist. Uns etwas links haltend, kamen wir rasch in die Scharte, wo der bis jetzt benützte Grat endet und zur erwähnten Platte abgestiegen werden muss. Dies ist nicht leicht zu bewerkstelligen. Durch das Seil versichert, stieg ich erst einige Meter über einen geröllbedeckten kurzen Hang bis zu einem auffälligen Felskopf ab, neben dem ich nun links sorgsam hinunterkletterte um mir dann durch einen Schwung zu einem guten Stand direkt unter dem überhängenden Kopfe zu verhelfen. Diese Stelle ist technisch schwierig, weil der Fels in Platten dachziegelartig übereinander lagert und man »verkehrten Griff« nehmen muss; ausserdem ist das Gestein sehr morsch. Noch einen hohen Absatz mit prekären Griffen und Tritten überwindend, stand ich endlich auf der Platte. Samassa folgte behende nach und übernahm nun wieder den Vortritt.

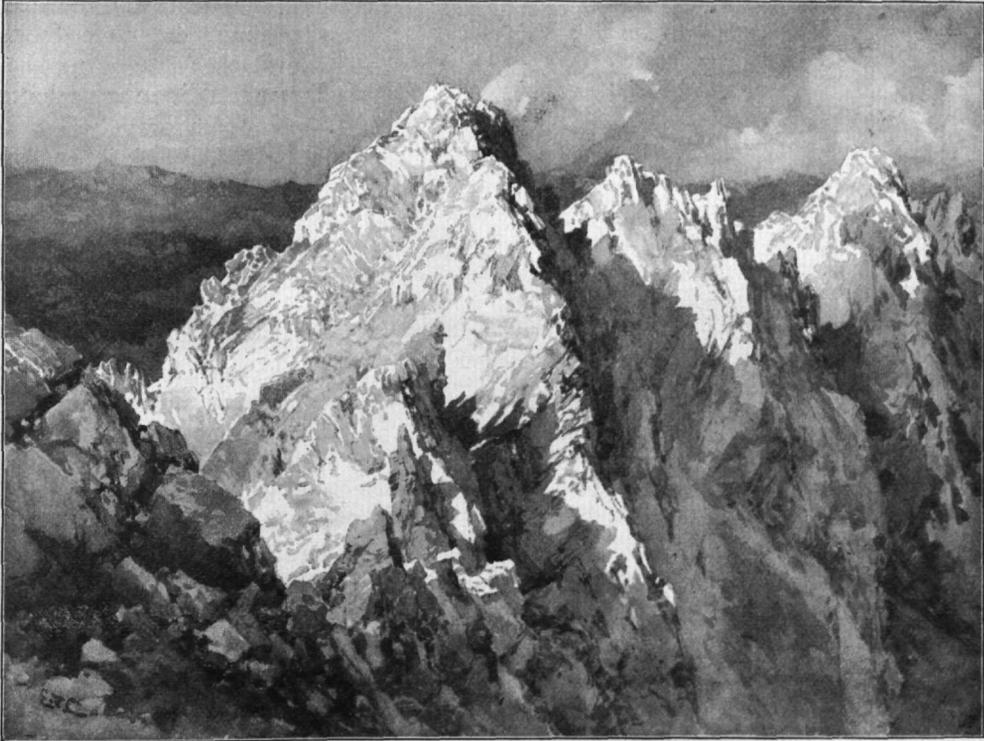
Die grosse, abschüssige Platte bildet den obersten Abschluss einer in die zwischen Seekopf und Monte Canale eingerissene Hauptschlucht einmündenden Kluft und wird im Bogen von überhängenden Wänden begrenzt, unter welchen wir behutsam hinüberquerten, bis ein Kamin den Ausstieg zu der schon früher erwähnten Rippe ermöglichte. Hier ist das Gestein elend verwittert; die Kletterei in dem nicht sehr geräumigen Kamin erfordert deshalb grosse Vorsicht. Sobald wir aus dem Spalte emportauchten, standen wir bereits nahe unter dem Gipfel, der hier harmlos genug erscheint: eine gleichmässig geneigte verwitterte Fläche, in die durch Erosion die sonderbarsten Rillen gezeichnet wurden, und wo durch Verwitterung rötliche, lehmige Erde entstand, aus der hie und da durch das abfliessende Regenwasser schneckenhausartige Gebilde geformt wurden, die ich im ersten Moment für Versteinerungen hielt. Die Einschaltung gegen den Seekopf lag rechts unterhalb, und wir querten zum frei vor uns liegenden Grat hinüber, den wir etwas östlich vom Monte Canale betreten, worauf wir, am Rande der gewaltigen in den Wolayerkessel abstürzenden Mauer ansteigend, in wenigen Minuten den Gipfelsteinmann um 9 Uhr 15 Min. erreichten.

Warmer Sonnenschein und Windstille begünstigten die Gipfelrast, die wir uns nun gönnten; dabei war die Luft kühl und klar, die Aussicht tadellos schön. Diese zu beschreiben, wäre eigentlich ein dankbares Unternehmen: die eisblinkenden Ketten der Tauern und Zillerthaler, die Dolomiten, die Hauptkette der Karnischen Alpen und die Friulaner Berge geben den Rahmen, die nahe Felsburg des Monte Coglians und der dicht vor uns aufragende Seekopf den Mittelpunkt des grossartigen Bildes; einerseits sehen wir tief hinab auf die roten Dächer von Collina, Collinetta und Sigilletto und im Westen auf Sappada, anderseits auf ein Stückchen des blaugrünen Wolayersees, das zwischen dem neben der — nicht sichtbaren — Wolayersee-Hütte stehenden runden Felskopf und der Wand des Seekopfes hervorschimmert, und weit draussen auf Birnbaum im Lessachthale. Die grossartigsten Kontraste bilden die grünenden, zur Adria hinausdämmernden Gelände und die todesstarre Wildnis hier oben — aber unsere Sprache wird ein hinfalliges Lallen gegenüber den riesenhaften Zeugen eines versteinerten Kampfes untergegangener Welten, und so ärmlich und verschwindend klein von hier oben gesehen die Spuren der Menschen im Thalgrunde erscheinen, so winzig und ohnmächtig fühlt sich unser Denken und Wissen in dem Banne des urewigen Schöpfungszaubers. Die Natur, die uns erhebt und begeistert, sie demütigt uns auch.

Nun einiges zur Ersteigungsgeschichte des Monte Canale. Samassa war zu wiederholten Malen oben, denn er ist ein grosser Jäger vor dem Herrn und sein Leibrevier eben das Biegengebirge. Auf der italienischen Seite kann er seiner Leidenschaft, da die Jagd dort frei ist, unbehindert nachgehen, doch »verirrt« er sich — trotz seiner vorzüglichen Ortskenntnis — gar oft ins Österreichische und ist daselbst als gefürchteter Wildschütze bekannt. Einigemal waren ihm die Jäger

schon dicht auf den Fersen; die Bekanntheit mit allen Geheimnissen des trotzigen Felsterrains und einmal sogar ein in der Todesnot erzwungener Durchstieg durch die Wände des Wolayerkopfes retteten ihn vor dem Verderben. Im Jahre 1890 ist er zum ersten Male auf dem Monte Canale gewesen, ein Jahr später führte er einen italienischen Vermessungsoffizier hinauf und drei Tage vor mir, am 9. September 1898, die ersten Touristen, die Herren Hans Klauss, stud. jur. aus Kötschach, und Viktor H. Tatzel, stud. rer. techn. aus Troppau; diese führten die Tour von Rigolato aus in $6\frac{1}{2}$ Stunden durch.

Von Touristen gar nicht und von Samassa nur teilweise betreten war bisher



Monte Canale, Creta di Chianaletta und Cima di Sasso Nero vom Seekopfe aus.

der tiefeingeschartete Verbindungsgrat zum Seekopf mit dem charakteristischen Tangelloch. Es ist dies eine gewaltige Öffnung in der grotesken Mauer, die Welschland von deutschem Boden trennt, und die interessante Erscheinung dieser Felslücke muss jedem, der die Obere Wolayeralpe passiert, auffallen.¹⁾ Über die Herkunft des Namens giebt es wohl irgend eine Sage, ich hatte bisher nicht Gelegenheit, darüber nachzuforschen. Die Biegenwände zeigen an mehreren Stellen ähnliche Höhlenbildungen und in der österreichischen Generalstabkarte steht längs derselben die Bezeichnung »Tangellöcher«; mir drängt sich die Vermutung auf, der Name könnte eine Verballhornung der Bezeichnung »D' Engellöcher« sein, da der Volksmund unzugänglich scheinende Höhlen gerne mit Teufeln, wilden Frauen oder auch Engeln in Verbindung bringt.

¹⁾ Siehe das Bild der Oberen Wolayeralpe S. 372.

Der mit dem Besuch des Tangelloches verbundene Übergang zum Seekopfe war mein Herzenswunsch und sollte nun in Erfüllung gehen. Um 10 Uhr 15 Min. verliessen wir die Spitze des Monte Canale und stiegen vom Steinmanne weg direkt auf dem Grate hinab; bei der ersten Einschaltung jedoch bogen wir neben einer Schuttrinne rechts ab, so lange, bis sich ein Überstieg in die vorher überhängenden Felsen bot. Es war dies knapp über einer kesselartigen Verbreiterung der Rinne. Eine vorspringende Kanzel markiert diese Stelle. Zu ihr klettert man sehr ausgesetzt erst über ein kurzes Gesimse nach rechts, dann einen schlechten Über-

hang direkt empor; wir hatten die Kletterschuhe genommen und trotzdem war die Anstrengung, die diese Stelle erforderte, eine ganz bedeutende. Samassa hatte mich durch das Seil versichert. Als ich oben anlangte und er mir Platz machte, stiess er durch eine unvorsichtige Bewegung meinen Pickel um, der in den erwähnten Geröllkessel hinabpolterte. Ohne Besinnen kletterte Samassa unter einigen kräftigen Friulaner Flüchen die im Abstieg gewiss nicht leichten Felsen mit katzenartiger Behendigkeit zurück, holte den Pickel und tauchte in kürzester Frist und zu meiner Verwunderung auf der entgegengesetzten Seite des Felskopfes auf. Schwierigkeiten kennt Samassa überhaupt nicht, sein grösstes Zugeständnis ist die Bezeichnung »ein bisschen schwer!«; wenn er diese Worte einer Passage vorausschickt, kann



*Tangelloch mit
Ausblick nach
Norden.*

man sich auf ganz artige Kletterkunststücke gefasst machen.

Es folgte nun ein Quergang, wie er auch anderswo nicht leicht abenteuerlicher vorkommen mag. Eigentlich kann man hier überall durch, aber es bieten sich nur ganz winzige Bänder und Leisten; dabei ist alles morsch, der Berg eben noch nicht »abgeräumt«. Die Abstürze zur Rechten sind schauerlich schön. Schritt für Schritt tasten wir an ihnen entlang, nur hie und da ein fussbreites Plätzchen zu kurzer Rast benützend. Dann kommt noch eine schiefe Platte unter einem Überhange, die ich unter dem Beifalle Samassas nicht wie er von rechts, sondern direkt erklimme. Und nun stehen wir wieder, ähnlich wie dicht vor dem Erreichen des Monte Canale, auf einem bequemen, mässig geneigten, verwitterten Hange. Derselbe führt in eine breite Rinne hinein, deren oberen Abschluss eine mächtige Gratbrücke bildet, unter der die weite Höhle des Tangel-

loches den Berg durchschneidet.) Mit Ehrfurcht näherte ich mich dem Ziele meiner Wünsche, und schöner, viel schöner, als ich es gedacht, war es hier oben in diesem Felsauge mit seinem feenhaften Durchblicke zu den heimatlichen Bergen.

Die Öffnung des Tangelloches ist beim Eintritte auf der italienischen Seite gegen 5 m hoch und fast ebenso breit, erweitert sich aber trichterförmig; der schuttbedeckte Boden fällt steil ab, und die Decke formt sich zu einem Riesendom, der sich über die schauerliche Nordwand hinauswölbt, die zum Wolayerkessel abstürzt. Samassa erzählte mir, dass angeblich vor 60 Jahren ein Jäger im Tangelloch einen grossen Stein zum Zeichen seiner Anwesenheit aufrichtete, der aber unter den von der Decke sich ablösenden Trümmern verschwand; sonst sei bisher ausser ihm niemand hier oben gewesen.

Nach einem viertelstündigen Aufenthalte setzten wir um 11 Uhr 30 Min. unseren Weg fort. Das Tangelloch ist die tiefste Stelle im Grate zwischen Monte Canale und Seekopf und ist näher dem letzteren Gipfel gelegen. Wir mussten neben den die Schlucht begrenzenden Überhängen wieder auf der Südseite ein Stück hinab, fanden dann aber einen unschwierigen Durchstieg und hielten uns nun dem Grate entgegen. Samassa hatte erst eine vom Seekopf herabziehende Schlucht ins Auge gefasst, ich wollte aber direkt über den Grat, den ich vor einigen Tagen von oben herab geprüft hatte, und der auch von unten aus gesehen keineswegs abweisend erschien. Sobald wir uns dem Grate näherten, tauchte ein merkwürdiges Felsgebilde auf, das wie ein zurückgebogener Daumen aussieht, beim Näherkommen sich aber als ein kammartig aufgesetztes Gratstück entpuppt, und nur von der schmalen Seite einem Riesenfinger ähnelt. Hinter demselben setzt der eigentliche Seekopf an. Wir steigen nun unmittelbar auf dem Grate weiter, unter uns zur Linken die senkrechten, oft überhängenden, Hunderte von Metern hohen Wände, die in einer Flucht zu den Geröllfeldern des Wolayerkessels abstürzen. Es folgt ein sehr steiler Aufschwung. Die Felsen lagern hier in gewaltigen Blöcken übereinander und es heisst manche hohe Stelle über glatte Stufen hinanklimmen: eine lustige, ungefährliche Turnerei! Der Fels ist hier gut und ungemein rasch geht es an der rechten Seite des Grates empor. Schon sinkt der Monte Canale unter uns, dann vermindert sich die Steilheit, endlich kommen einige Absätze und seichte Einschartungen und es erscheint dicht vor uns der mir gar wohlbekannte Gipfelsteinmann des Seekopfes. Der Übergang hatte 2 St. 10 Min. gekostet.

Unsere wohlverdiente Gipfelrast will ich benützen, um in kurzem die Erstiegungsgeschichte des Seekopfes anzuführen. Auch hier war Pietro Samassa der Erste, u. zw. im August 1892. Er führte auch die ersten Touristen herauf, u. zw. am 16. September 1896 die Herren Gustav Baldermann und Arthur Jaroschek aus Wien und am 28. Juni 1898 Herrn Dr. Graziadio Bolaffio aus Triest. Einen Tag später fand die erste führerlose Besteigung statt, die ich mit Frido Kordon aus Gmünd und Gustav Baldermann vollführte. Hierauf führte Samassa Herrn Pietro Cozzi am 8. Juli und am 9. September ich meinen Freund Adolf Siebeneicher auf die herrliche Spitze, die ich also heute zum dritten Male, und zwar zum ersten Male über den Westgrat bestieg, während alle früheren Auf- und Abstiege von Südosten her ausgeführt wurden.

Es geziemt sich wohl, die Rundschau des Seekopfes, über die ich in den früheren Berichten nichts geschrieben, in kurzen Worten einigermaßen zu charakterisieren: Sie ist von der des Monte Canale nicht viel verschieden, soweit man die Fernsicht in Betracht zieht. Die nähere Umgebung ändert sich natürlich durch den Standpunkt. Der Blick auf das Amphitheater des ganzen Biegengebirges ist

*) Vergl. die Abbildung auf der vorhergehenden Seite.

ein freierer, ebenso jener auf den Judenkopf und den Coglians, neben dem nun auch Rauchkofel, Gamskofel und Mooskofel, sowie der Polnik erscheinen. Vom Wolayersee sieht man das südliche Ende, und zwar so recht aus der Vogelperspektive in unvermittelter Tiefe. Ein unserem Gipfel nach Norden vorgebauter Felskopf verdeckt die Wolayersee-Hütte. Der Monte Canale macht vom Seekopfe aus keinen besonderen Eindruck, da man auf ihn daraufsieht. Geht man aber ein Stück gegen den Abfall des Verbindungsgrates vor, so ist der Anblick der Scharte mit ihren grotesken Türmen und Zacken ein viel gewaltigerer als vom Monte Canale aus, wogegen von letzterem der Seekopf bedeutend imponiert.

Um 12 Uhr 55 Min. schieden wir von der stolzen Hochwarte und nahmen den mir bereits zur Genüge bekannten Abstieg. Obwohl ich diesen Weg als Aufstieg bereits geschildert habe, halte ich es für wichtig, die Route auch im Abstiege eingehend darzustellen, da das Terrain ziemlich kompliziert ist und ich meinen Nachfolgern die Orientierung erleichtern will. Der Abstieg nimmt für längere Zeit den Südsüdostgrat zur Richtschnur, doch wird der Grat selbst nur an wenigen Stellen direkt betreten; so ein kurzes Stück vom Gipfel aus, wo man über gewaltige Blöcke hinabklettert. Dann biegt man vom ersten Schartel weg nach Osten ab, steigt über Geröll und plattiges Trümmerwerk links von einer seichten Verschnidung hinunter, klettert dann in letztere hinein und quert absteigend über exponierte Bänder — eine sehr malerische Stelle — nach rechts wieder zum Grate hinüber, den man in einem schmalen Schartel erreicht, das durch einen weiten Schritt über einen hier einmündenden Kamin gewonnen wird.¹⁾ Es wird nun von der »Schulter« ein kurzes Stück auf der Südseite hinabgestiegen und über ein sekundäres Schartel eine längs des Hauptgrates zwischen diesem und einem in die Canaleschlucht vorspringenden Felsbau verlaufende seichte Geröllrinne erreicht. Hier geht es steil hinunter bis unter einen rotgefärbten Sattel zur Linken, hinter dem der Südsüdostgrat einen turmartigen Aufbau bildet. Neben diesem geht es südlich gegen die Canaleschlucht hinab, die so dicht unter uns ist, dass wir ihren Grund nicht sehen können, sondern immer nur den gegenüberliegenden Südostgrat des Monte Canale, über den wir heute früh angestiegen sind. Nach ungefähr 40 m gewahren wir ein ungemein exponiertes Band zur Linken, das um den Gratturm herumführt. Wir benützen dieses und führen den Quergang aus, dessen Anblick von den jenseitigen Canalefelsen aus ich bereits geschildert habe. Es ist dies, wie ich schon mehrfach erwähnte, eine prächtige Passage über Abstützen, die ihresgleichen suchen. Dicht an der Wand tasten wir uns über die geröllbedeckten Leisten hinan und atmen auf, als wir den hier ganz schmalen, scharfkantigen Grat fassen, über den wir, nun auf der Ostseite die Tritte suchend, hinabkletterten, bis er sich rasch verbreitert und ein bequemes Gehen gestattet.

Über zwei mächtige Gratbuckel steigen wir, immer auf der linken Seite der Schneide uns haltend, so lange hinab, bis eine terrassenförmige, üppig begrünte Bastion erreicht wird. Hier ist der wichtige Punkt, wo der Südsüdostgrat endgültig verlassen wird und man in die Ostwand einsteigt. Man geht hier über eine breite grüne, abschüssige Terrasse nach Norden bis zu einer weiten, plattigen Schlucht, die man, so wenig einladend sie auch aussieht, zum weiteren Abstieg benützt. Hier bieten sich einige technisch nicht schwierige, jedoch sehr gefährliche Stellen. Die Schlucht verengt sich, und da, wo sie spitz zuläuft, gewahren wir zur Rechten einen Vorsprung, der den Schlüssel für den weiteren Abstieg bildet. Über ein

¹⁾ Das in Folgendem geschilderte Wegstück bis unter den »Roten Sattel« ist eine technisch sehr leichte dritte Variante der in den früheren Berichten geschilderten Aufstiege von dem erwähnten Sattel; die dritte Terrasse wird dabei gar nicht betreten. Ich lernte diese Route anlässlich dieses Abstieges durch Samassa kennen.

unheimlich aussehendes, doch unschwieriges, schön gestuftes Plattenband gelangen wir auf den Kopf und sehen, wie dicht unter den senkrechten Felsen, die den Sockel der nun dicht über uns liegenden grünen Terrasse bilden, ein morscher Gürtel faulen Gesteins hinüberzieht. Diesen verfolgen wir mit gespanntester Vorsicht, übersteigen noch ein Köpfel und gewinnen nach und nach in einer dem früheren, auf der grünen Terrasse eingehaltenen Wege entgegengesetzten Richtung besseres, jedoch sehr abschüssiges Terrain. Dabei sehen wir schon in der Tiefe den obersten Teil des von Collina auf den Wolayerpass führenden Weges.

Wir überschreiten nun eine seichte Rinne bei einer kesselartigen Felsbucht und verfolgen dann eine steile Gratrippe nach abwärts, jedoch immer dicht unter den senkrecht aufbauenden, nach Süden ziehenden Wänden. Von der teilweise begrüneten Rippe steigen wir über eine Platte in eine Rinne zur Rechten, überschreiten diese und klettern dann über einen kahlen Felssporn rechts neben der Rinne direkt hinab, die Wände hinter uns lassend und einer dicht berasteten Terrasse zusteuernd.

Hier müssen wir die Nagelschuhe nehmen, denn nun beginnt eine steile Graskletterei mitten durch reichen Edlweissflor. Eine Steilstufe der Terrasse überwinden wir rechts ausbiegend, wobei wir in die Nähe einer wilden Schlucht gelangen, worauf wir links hinüber auf einen breiten Grastrücken kommen, den wir nach abwärts verfolgen, bis er in eine schon von oben gut sichtbare, über die nächsten Abstürze hinausragende Gratrippe verläuft. Links von dieser zieht ein kaminartiger Spalt in die Tiefe, der den Abstieg über die unterste Wandstufe vermittelt. Über loses Geröll poltern wir zwischen der Wand und der parallel nach abwärts verlaufenden Felsrippe hinab und gelangen, nachdem wir, schon fast unten, über ein Band zur Linken in eine nächste kurze Schlucht eingestiegen, über die plattgescheuerten Felsen der letzteren auf das grosse Geröllfeld, das von der grünen flachen Mulde heraufzieht, die etwa 100 m tiefer als der Wolayerpass und südlich von demselben gelegen ist. Hier trafen wir um 2 Uhr 25 Min. ein, erwartet von Freund Siebeneicher, mit dem wir uns schon seit einer halben Stunde durch Zurufe verständigt hatten. Er hatte der Wolayersee-Hütte einen Besuch gemacht und kam uns im Rückwege entgegen; gemeinsam stiegen wir wieder nach Collina ab.

Ich konnte meinem Freunde nicht genug erzählen von den Schönheiten der eben beendigten Tour. Das Problem des Überganges vom Monte Canale zum Seekopf war nun glücklich gelöst und damit meine Hauptaufgabe, die ich mir gestellt, vollbracht. Wohl hatte ich die Tour ohne Führer machen wollen, die Indisposition meines Gefährten zwang mich jedoch, davon abzusehen, da ich Schwieriges nie allein unternehme. Einen besseren Begleiter als Samassa konnte ich jedoch wohl kaum finden, zumal mir seine intime Vertrautheit mit den Geheimnissen des Biegengebirges sehr zustatten kam und meine selbständigen früheren Erfahrungen damit eine willkommene Ergänzung erfuhren. Wenn man ein Gebiet erschliessen will, muss man auch die Einheimischen zu Rate ziehen, und wenn ein so fähiger Mann unter ihnen ist, wie Samassa, so gewährt dessen Begleitung und allfällige Führung nur Vergnügen.

Ich bin am Ende meiner Bergfahrten im Biegengebirge angelangt und will nun eine kurze Übersicht der ganzen Gruppe geben, indem ich die Gipfel und Einschaltungen vom Wolayerpasse ausgehend der Reihe nach durchnehme:

Seekopf, 2550 m. Über dessen Ersteigungen, die über die Südostseite einerseits, andererseits über den Westgrat ausgeführt wurden, habe ich eingehend berichtet. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass vielleicht auch ein direkter Anstieg von der Wolayersee-Hütte aus zu machen ist; sicher aber ist von der zwischen dem

Seekopfe und dem Monte Canale hinabführenden Schlucht durch eine von Süden direkt zum Gipfel hinanziehende Verschneidung ein Anstieg möglich.

Das Tangelloch, ca. 2370 m, ist in dem mehrfach zerscharteten Grat zwischen dem Seekopf und dem Monte Canale unter dessen näher dem ersteren gelegenen tiefsten Einkerbung gelegen. Ausser anlässlich der Überschreitung dieses Grates von Gipfel zu Gipfel könnte dieses Gratloch aus der Canaleschlucht durch eine Nebenrinne erreicht werden. Samassa hält auch einen Abstieg über die in einer wilden Schlucht abfallende Nordseite eines Versuches wert.

Monte Canale, 2487 m. Den Anstieg über den Südostgrat und den Übergang über den Ostgrat zum Seekopf habe ich geschildert. Anlässlich einer im September 1899 von E. T. Compton mit dem Bewirtschafter der Wolayerseehütte, Stefan Obernosterer, ausgeführten Besteigung — wobei der von mir mit Samassa ausgeführte Übergang vom Monte Canale zum Seekopf zum ersten Male und zwar in umgekehrter Richtung wiederholt wurde — nahmen die Genannten vom Monte Canale einen touristisch neuen Abstieg durch die Canaleschlucht. E. T. Compton, dem ich für die naturgetreuen Aufnahmen, die eine wertvolle Ergänzung meiner

Seekopf, 2550 m. Monte Canale, 2487 m. Cima di Sasso Nero, 2466 m.
Wolayerpass, 1983 m. Tangelloch. Creta di Chianaletta, 2487 m. P. 2367. Wolayerkopf, 2454 m.



Das Biegengebirge von Norden.

Beschreibung bilden, hiermit meinen Dank ausspreche, schrieb mir über diesen Abstieg folgendes:

»Vom Gipfel stiegen wir anfangs auf dem Südostgrate, bis er sich etwas verbreitert, hielten uns dann mehr links und gelangten über leichte Schrofen und Platten in eine breite Rinne. (Wo diese bald mit der grösseren Runse zusammenfällt, welche zwischen dem Gipfel und der ersten schroffen Zacke liegt, sahen wir hinauf zu der Stelle, wo Sie vom südöstlichen Vorgipfel durch die plattige Nische den Grat gewonnen haben.) Im Grunde dieser Runse ging es nun ohne Schwierigkeit eine Zeitlang hinab, dann mussten wir wieder wegen ausgewaschener Stellen rechts hinausklettern. Weiter unten kreuzten wir die Rinne wieder und gewannen eine begraste Zunge zwischen jener und einer anderen Rinne, welche wir auch überschreiten mussten. Auf den grünen Bändern jenseits der letzteren hätten wir bleiben sollen, um ohne Höhenverlust die Ecke des Seekopfes und das oberste Kar des Rio Landri zu erreichen. Obernosterer war aber nicht sicher, ob dies möglich wäre, und so stiegen wir in der Dämmerung bei zunehmenden Schwierigkeiten (Lawinenreste, Überhänge und Latschen) immer in oder neben der Rinne ab, bis wir auf einen Schwärzersteig stiessen, der uns wieder hoch hinauf unter die Südostwand des Seekopfes führte. Von der Wolayersee-Hütte aus wäre dieser Weg bis zur Schulter der Seekopfwände zu verfolgen, von da aus auf den breiten, grünen

Bändern am Südhange die Richtung auf den Kessel zu nehmen, wo mehrere sekundäre Rinnen zusammenlaufen. Von dort geht es ohne Schwierigkeit direkt zum Gipfel des Monte Canale. Bei klarem Wetter nicht zu fehlen.«

Samassa erzählte mir, dass er den Auf- und Abstieg durch die Canaleschlucht schon mehrmals gemacht habe.

Die Fortsetzung des Monte Canale nach Westen führt über die Felsschneide der Creta di Chianaletta, 2473 *m*, die jedoch nicht recht als selbständige Erhebung betrachtet werden kann. Dieses Kammstück wurde bisher noch nicht betreten und dürfte aus der zwischen ihm und der Cima di Sasso Nero hinanföhrenden Schlucht oder östlich davon zu besteigen sein; damit könnte auch ein Zugang auf den Monte Canale von Westen her erschlossen werden.

Cima di Sasso Nero, 2466 *m*. Den Anstieg von Süden habe ich geschildert¹⁾; derselbe führt zum Schluss von Osten auf den Gipfel. Interessant dürfte ein von Nordwesten her zu versuchender Aufstieg sein. Dieser von Punkt 2367 *m* heraufziehende Grat zeigt einige trotzige Türme, die sich jedenfalls auf der Südseite umgehen lassen.

Wolayerkopf (Monte Volaja)²⁾, Südspitze 2454 *m*, Nordspitze 2447 *m*. Ein mächtiges Massiv, dessen Überschreitung von Süden nach Norden ich ausführlich beschrieb. Die Ostseite weist schwer zugängliche Abstürze auf, die Westseite lässt sich durchqueren, und man kann von Südwest aus auch direkt zum Gipfel ansteigen.³⁾ Die Ausläufer nach Norden zum Lahner- oder Giramondopass, die sogenannten **Biegenköpfe**, 2330 *m* und 2256 *m*, sind untergeordneter Natur und vom Passe aus oder von Westen her leicht zu erreichen.

¹⁾ Derselbe wurde am 7. August 1901 von Giuseppe Sillani und Umberto Sottocorona mit Pietro Samassa wiederholt (»Alpi Giulie« 1901, Seite 59).

²⁾ Samassa nannte mir für diesen Berg auch den Namen Cima di Ombladet, nach der an seiner Westseite gelegenen Alpe. Da der Name Monte Ombladet in der nahen Gruppe des Monte Pleros vorkommt, lasse ich ihm fallen und entscheide mich für die Bezeichnung der italienischen Karte resp. deren Verdeutschung.

³⁾ Diese Seite wurde von Lothar Paterna im Sommer 1900 im Abstiege begangen.

Die Carnischen Voralpen.¹

Von

II. Steinitzer.

II. Die Clautanischen Voralpen.

Eintrittswege in die Clautanischen Voralpen.

1. Von Longarone nach Cimolais und Claut.

Longarone, 474 m, — Casso (keine Unterkunft), 972 m (4 km zwei Stunden), — Erto (am Wege gutes Wasser), 726 m (3¹/₂ km eine Stunde), — Passo di S. Osvaldo, 826 m (4 km eine Stunde), — Cimolais, 652 m (2¹/₂ km eine halbe Stunde), — Claut, 621 m (7 km 1¹/₂ Stunden); Summa: 21 km — sechs Stunden. Bis Erto steiniger Saumweg, dann gute Strasse. Kein Schatten. Weg nicht zu fehlen. In den Ortschaften fragen. Longarone—Casso in den frühen Morgenstunden im Schatten. Abwechslungsreich und lohnend.

An der Kirche von Longarone vorbei führt der Weg hinunter zum Ufer und auf einer Holzbrücke über die Piave. Dann geht es wohl über eine Stunde empor an der steilen Westwand des Monte Pul, 1236 m, auf steinigem Wege, der in einer Riesenserpentine nach Norden die Höhe teilt, am Kirchlein von S. Antonio vorüber zur Felsenecke, wo ein Aufzug die holzkohlegefüllten Körbe zur Tiefe befördert und der Pfad sich nach Osten wendet, der geheimnisvollen Einsamkeit der Alpen Friauls zu. Hier ist die Grenze der Provinzen von Belluno und Udine, hier verweilt wohl der eiligste Wanderer einige Augenblicke, um noch einen Blick hinabzuwerfen in die Welt, auf die noch schattendunkle strada d'Allemagna, wo Post- und Lastwagen zwischen den Felsen des uralten Castello Lavazzo hervorkommen und nach Süden hin rollen, im breiten, geröllhellen Piavethale, das der Col Vicentino in feinen, duftigen Linien schliesst. Dorf an Dorf am Ufer des grünschimmernden Flusses, dichtgebaute Dörfer mit mächtigen Kirchen an den Hängen, hinter denen sich die Zoldinischen Alpen aufbauen.

Zwei Schritte weiter und die Tiefe ist überbrückt. Die beiden durch die Piavefurche getrennten Gebirgsteile scheinen sich zu vermählen. Noch steigt der Weg etwas. Rechts braust viele hundert Meter unter uns der Vajont, der Schall von Schüssen, das Poltern stürzender Steine dringt herauf, — auch hier in diesem verlassenem Erdenwinkel ringt der Erwerbssinn des modernen Kulturmenschen, und nach seinem Willen wandelt sich das zwecklos dahinstürmende Wasser in maschinentreibende elektrische Kraft.

Fortschritt auch hier und gleich darauf fruchtlose Zerstörung. Von links her giessen zwei Felsenströme Trümmer und haushohe Blöcke über die Hänge. Wo ihr lebentötender Sturz sich teilte, da heben sich Maisfelder aus dem wüsten Geschiebe und mitten drinn, am Wege, ein graues, ödes, freudloses Dorf: Casso.

¹) Siehe Z. d. D. u. Ö. A.-V. 1900.

Himmelhohe Häuser, die das Licht von den schmutzigen, engen Gassen ausschliessen, winklige Treppen dazwischen, Haufen von Unrat — kein Vorhang, keine Blume an den Fenstern, feucht-brütende Finsternis drinnen, selbst wenn die Thüren geöffnet sind, und draussen überall Sonne und blauer Himmel und Farben — wie ein unheimliches Gespenst liegt der düstere Steinhaufen in der freien, offenen Landschaft.

Die Höhe ist jetzt gewonnen; an den steil zum Vajont abfallenden Berghang geschmiegt, windet sich der Weg auf- und abwärts, jeder Terrainfalte folgend, dann wieder Schutthänge überschreitend, um die Ausläufer des Monte Borgà, bis endlich nach mühsamem Gange das hübsch gelegene Erto erreicht ist. Hier öffnet sich gegen Norden die Val Zemola, deren wilder Hintergrund jedoch nicht zu sehen ist; gegenüber strahlt glattes, vegetationsloses Plattengeschiebe in fast schmerzhaftem Lichte und über dem Vajont drüben streckt weit über die waldbedeckte Schrofenwildnis der Col Nudo den kolossalen, grauen Felsenleib.

Erto ist das charakteristische italienische Bergdorf: Die Häuser wie bei uns in den Vorstädten, ländlich nur durch die Umgebung, pittoresk, bunt zusammengewürfelt, ziemlich schmutzig, ziemlich verwahrlost, aber immerhin eine Weltstadt gegen Casso. Hier beginnt die Strasse, die gleich in weitem Bogen die schmalste Stelle der Val Zemola zu gewinnen sucht und auf kühner Brücke den in ungeheurer, schwarzdunkler Tiefe rauschenden Fluss überschreitet. Dann weichen zur Linken die Berge etwas zurück und lassen Raum für blumenbedeckte Wiesen, im Süden aber verliert sich der Vajont in gewaltiger, enger, ungangbarer Felsenschlucht. Nicht mehr getrennt vom ausgefressenen Flussbette rücken jetzt die Berge zu beiden Seiten näher aneinander. Das Kirchlein von S. Osvaldo markiert die gleichnamige Passhöhe, schöner Wald begleitet die in einigen Serpentinien sich senkende Strasse, und plötzlich wird der Ausblick frei auf das zu Füssen liegende Cimolais, auf das breite Geröllbett der Cimoliana, auf die kühnen Felsenkämme der Vaccalizza und das weite Thalbecken darunter, das Herz der Carnischen Voralpen.

Cimolais liegt entzückend am Eingange in die Val Cimoliana; wer nach Claut weiter will, überschreitet das 500 m breite Flussbett, dessen meist spärliche Wasserläufe auf schwankenden Brettern passiert werden, und verfolgt die Strasse, bis links ein Fussweg abzweigt, der in gerader Linie an dem merkwürdigen Hügel Montiselle, 612 m, vorbei, um die Hänge des M. Barbano, 1405 m, und Piolsa, 942 m, herum, in den östlichen Teil der Ebene führt. Am Rande des T. Settimana, bei dem uralten Kirchlein von S. Gottardo, bietet sich der erste Blick auf Claut, ein grosses, in mehrere Fraktionen geteiltes, stattliches Dorf. Mitten durch zieht sich eine tiefe Geröllfurche; auf der östlichen Seite gruppiert sich der Hauptort (mit den beiden Wirtshäusern) um die Kirche.

Auf dem Spaziergange von Longarone nach Cimolais gewinnt man nur wenige Kenntnis von dem Innern der Clautanischen Voralpen, weil die Vorberge meist die Spitzen und Gratkämme verdecken. Dagegen ist dieser Weg, der um die Nordseite der Gruppe des M. Cavallo herumführt, vorzüglich geeignet, in den einzig wirklich hochalpinen Teil derselben Einblicke zu gewähren. Zwischen Claut und Cimolais treten die Gegensätze stärker hervor. Wild, grossartig, von breiter Basis aufstrebend die Gruppe des M. Duranno; schmale, zackige Grate zwischen engen, tiefen Thälern, was von der Pramaggioregruppe sichtbar ist — endlich waldbedeckte, wenig eingeschnittene Kämme im Süden zur Gruppe des M. Raut gehörend.

2. Von Maniago nach Andreis, Barcis und Claut.

Maniago, 283 m, — Maniago libero (3 km $\frac{1}{2}$ Stunde), — Forcella la Croce, 761 m (4 $\frac{1}{2}$ km $\frac{1}{2}$ Stunden), — Andreis, 454 m (3 $\frac{1}{2}$ km eine Stunde), — Barcis

409 m (5 km = 1½ Stunden), — Ponte Mezzo Canale, 437 m (5½ km = eine Stunde), — Contron, 471 m (4½ km = 1½ Stunden), — Claut, 621 m (8 km = 1½ Stunden). Summa: 34 km = 8½ Stunden. Bis zur Ponte Molassa, eine halbe Stunde nach Andreis, steiniger Saumweg (Strasse im Bau). Dann teilweise gute Strasse bis Ponte Mezzo Canale, schlechter Weg meist auf dem Gerölle des Flussbettes bis Contron und gute Strasse bis Claut. Wenig Schatten. Wasser fast überall, Wein eventuell in Contron. Weg kaum zu fehlen. Bis Barcis bis zum Eintritt in die Ebene bei Cimolais-Claut eintönig.

Am Westende von Maniago zweigen die Wege in das Innere der Carnischen Voralpen ab. Vor der Forcella la Croce vereinigen sich beide. Der westlichere ist etwas weiter, aber auch lohnender, weil er besseren Ausblick auf die Cellinatschlucht und die zierliche Eisenbrücke gewährt. Die nähere Umgebung ist ziemlich reizlos, sehr schön jedoch das Bild der Ebene mit dem am breiten Cellinabette gelegenen Montereale. Bei jeder Biegung des Weges weitet oder verengt sich dies Bild, bis man endlich zwischen den Bergen wie in einem Trichter steht und von draussen nichts mehr sieht als einen gelblich-blauen Schimmer, in dem Himmel und Ebene zusammenfliessen.

Die Aussicht von der Forcella la Croce ist ausserordentlich instruktiv. Vor uns liegt das Cellinabecken, eingeschlossen von der Gruppe des M. Cavallo im Süden und der Gruppe des M. Raut im Norden; und während des Weiterweges rollen sich diese beiden Gruppen in übersichtlichster Weise vor uns auf. Gerade gegenüber baut sich die Steilwand des M. Raut aus wildzerrissenem Geschröf auf, daran schliessen sich westlich, von Schluchten und Gräben getrennt, M. Rantolino, 1806 m, M. Castello, 1923 m, M. Corte, 1812 m, und noch weiter bricht die langgestreckte Mauer der M. Riccitume, 2067 m, und Fratta, 1983 m, senkrecht auf dichtbewaldetes, von Einschnitten durchfurchtes Hügelland ab. Jetzt folgt die Furche der Cellina, darüber die prächtigen Gipfel des Crep und Col Nudo und, nach Süden verlaufend, der Riesenwall der Cavallogruppe, M. Capel, M. Venale, M. Messer, M. I. Muri, M. Sestier, M. Caulana, M. Cavallo. Hier sind die Flanken dieser ungeheueren, steil aufsteigenden Kette mit schönen Wäldern bedeckt, ein schroffer Gegensatz zu der völlig kahlen Ostseite. Aus dem Thale heben sich, zwischen Buchenwäldern versteckt, Andreis, Barcis, kleinere Dörfer und Gehöfte; zahlreiche schwerbeladene Mädchen, die Butter, Kohlen und Holz nach Maniago bringen, beleben den Weg.

Dieses Bild verändert sich bis Barcis nur wenig: Ausgesprochener Voralpencharakter, Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, mit Ausnahme des Crep Nudo keine auffallende Berggestalt. Steil herab führt von der Forcella der Pfad durch das elende Dorf Crivola, auf einer Brücke über den T. Arba, und unter Andreis durch, dessen Häuser von hoch droben herabschauen. Bei der folgenden Wegteilung hält man sich links, überschreitet die schöne Klamme der Molassa und steigt wieder empor zu begrüntem Hügelplateau, um das sich die Landschaft wie in einem Panorama gruppiert. In wenigen Minuten ist dann Barcis, ein ärmliches Dorf, erreicht.

Von Barcis ändert sich die Richtung des Thales und mit ihr die Umgebung. Bisher führte der Weg nach Westen, jetzt biegt er halb nach Norden um. Die Berghänge schieben sich so nahe zusammen, dass nur Platz für den Fluss und die Strasse bleibt und jeder weitere Ausblick abgeschlossen ist. Nur die weissleuchtende Pyramide des Crep Nudo steigt riesig empor, und manchmal erscheint weit draussen über den nächstliegenden Bergzügen der Gipfel des Duranno. Auf dem ganzen langen Wege bis zur Clautanischen Ebene bieten nur zwei Thäler tiefere Einblicke. Im Hintergrunde der Val Prescüdino erscheinen M. Venale und Messer, und später zeigt sich in der Val Chialidina der grossartigste Teil der gesamten Cavallogruppe.

Die Einförmigkeit des engen, schluchtähnlichen Thales unterbrechen nur das in diesem wasserarmen Gebirgsteile doppelt anheimelnde Rauschen der Cellina, pittoreske Felspartien, einsame Gehöfte, und mitten in der Wildnis der frappierende Anblick der grossen, eisernen Ponte Mezzo Canale.

Desto grösser ist der Kontrast, wenn man heraustritt auf die weite, rings von Bergen umschlossene Ebene, Duranno, Preti, Vaccalizza zu mächtigem Halbrund sich einend vor sich sieht und noch weit im Osten das immer schöne Claut erblickt, zu dem die Strasse nun ohne weitere Mühsale fast eben hinführt. Hier an der Südseite der Clautanischen Ebene bietet sich besonders gegen Abend vielleicht das prächtigste Bild aus den gesamten Carnischen Voralpen.

3) Von Ampezzo über die Forcella Tramonti nach Tramonti di Sopra.

Ampezzo, 560 *m*, ···· Medlis, 486 *m* (2 *km* — eine halbe Stunde), — Forca di Priuso, 659 *m* (drei Viertelstunden), — Tagliamentoübergang, 515 *m* (1¼ Stunden), — Forcella di Tramonti o di M. Resto, 1145 *m* (zwei Stunden), ···· Tramonti di sopra, 441 *m* (zwei Stunden), Total: 6½ Stunden. Bis Medlis Hauptstrasse oder Fussweg, bis zum Tagliamento guter, von da an schlechter, steiniger Saumweg. Zwischen Tagliamento und Tramonti keinerlei Unterkunft (auch keine Sennhütte), bis dahin einige kleine Dörfer. Bis auf die Forcella viel Schatten. Wasser an mehreren Stellen und gleich südlich der Forcella. Weg nur beim Tagliamento-Übergang leicht zu fehlen. Specialkarte oder Führer notwendig. (Wer in Socchieve übernachtet, hat bis Medlis ½ *km* mehr.) Mühsame, charakteristische Voralpenwanderung ohne weitere Gipfelaussicht.

Von Ampezzo folgt man der Strasse östlich bis zur schönen Brücke über den Lumiei oder man wandert, die Windungen abschneidend, auf einem Fussweg dahin. Priuso ist schon im Süden sichtbar und nur wenige Minuten entfernt. Beim letzten Hause des freundlich gelegenen Dörfchens beginnt der breite Saumweg sofort in steilen Serpentinien anzusteigen, bis die übliche Kapelle und mit ihr die Forca di Priuso erreicht ist. Die Aussicht von hier nach Osten umfasst das Flussthal mit den Alpen von Gorto und dem M. Amariana im Hintergrunde. Die Landschaft wird nun ziemlich eintönig und erinnert an das Isarthal bei Grosshesselöhe. Gegenüber erhebt sich der M. Auda, 1692 *m*, der am 15. August 1692 das Dörfchen Borta verschüttete. Der Weg führt stetig abwärts an Capriccio vorbei zum Ufer des Tagliamento und nun auf dem Flussgerölle weiter, bis der aus einigen Balken bestehende Steg über den einzigen Flussarm den Übergang ermöglicht. Zur Zeit der grossen Regengüsse und nach starken Gewittern dürfte die Passage erheblichen Schwierigkeiten begegnen. Das rechte Ufer ist nun soweit meist pfadlos flussaufwärts zu verfolgen, bis ein Bach in den Tagliamento mündet, der Rio Grasia, an dessen Seite sich wieder Wegspuren zeigen. Der Bach wird ohne Brücke überschritten und nun ist der Weg kaum noch zu fehlen. Steil und steinig zieht er sich durch schönen Buchenwald zur Höhe, wo ein kleines Plateau mit einem halbvertrockneten Teiche und den Trümmern einer Almhütte zur Rast einlädt. Auch hier ist die Aussicht sehr beschränkt. Im Norden Waldeinsamkeit, darüber die Berge von Ampezzo und in der Tiefe der schimmernde Fluss, gegen Süden die kahlen Hügel des Tramontithales. Zur Linken stürzt der altberühmte M. Resto, 1782 *m*, in felsigen Wänden ab. Vom Passe weg wendet man sich über Steingeröll nach links und gelangt stets an der linken Seite des Baches schnell, aber mühsam, zu Thal. Nach Westen zu bietet sich ein interessanter Einblick in die zerklüfteten Schluchten des T. Viellia, der auf grossen Steinen und wackeligem Stege überschritten wird, während die Fortsetzung des Weges links bleibt. Nun geht es wieder etwas aufwärts und dann eben am Bergeshang weiter, bei den ersten Häusern gerade über

die Wiesen, nochmals hinunter und hinauf und Tramonti di Sopra ist erreicht. Eine seltsam in Stücke zerrissene Thalfläche: von allen Seiten brechen aus den baumlosen Felshängen Geröllströme, die in dem schönen, ebenen Wiesenboden tiefe Furchen reissen.

Von Osten kommend gelangen kürzer nach Tramonti über die Forcella Zopareit: Socchieve, 412 *m*, - Forcella Zopareit, 1404 *m* (2½ Stunden), — Tramonti, 441 *m* (2½ Stunden). Schlechter Fussweg. Auf der Nordseite viel Schatten. Wasser an einigen Plätzen. Sennhütte gleich südlich des Passes. Mühsam und wenig lohnend. Specialkarte oder Führer nötig.

Über den Tagliamento, dann an mehreren Caseren vorbei, zuerst an der westlichen, dann östlichen Thalseite auf den Pass, dann stets an dem rechten (westlichen) Bachufer steil herab. Schöne Wasserfälle. Auf steinerner Brücke über den T. Viellia und wie bei 3. nach Tramonti.

Ich komme nun zur Beschreibung der die einzelnen Gruppen der Clautanischen Voralpen trennenden Pässe.

4. Von Vallesella oder Domegge über die Forcella Scodavacca nach Forni di Sopra.

Vallesella, 704 *m*, Domegge, 765 *m*, - Forcella Scodavacca, 2043 *m* (fünf Stunden), — Forni di Sopra, 907 *m* (zwei Stunden). Äusserst lohnend; ohne Schwierigkeit, aber mühsam. Specialkarte oder Führer nötig. Stützpunkt: C. Pra di Toro, 1313 *m* (2½ Stunden westlich der Forcella; Wasser). C. di Gias, 1360 *m* (eine Stunde östlich der Forc.). Dieser Übergang trennt die nördlichste Gruppe der Clautanischen Voralpen, die Cridolagruppe, von der Monfalconegruppe und gewährt die herrlichsten Bilder auf diese beiden schönsten Gebirgsstöcke der Carnischen Voralpen. Von Domegge überschreitet man die Piave auf der Ponte Cidolo und folgt dicht hinter der Brücke dem Fusswege, der sich, langsam steigend, an mehreren Heustadeln vorbei in die Val Talagona hineinzieht. In herrlichem Walde geht's dahin, die zackigen Monfalconi im Hintergrunde, zur Seite die tiefe Schlucht des Flusses. Nach circa einer Stunde mündet der von Vallesella kommende Weg ein (über die Piave auf Holzbrücke, dann den Karrenweg links und bei der Wegteilung wieder links halten, hinab und hinauf durch Wald, über den T. Talagona und auf der östlichen Thalseite steigend auf den von Domegge kommenden Weg, eine Stunde), und nun ist es ein wahres Lustwandeln auf breitem Holzwege durch den dichten Wald, der nur manchmal Durchblicke auf die unbeschreiblich kühnen Spitzen der Monfalconekette erlaubt. Aber vor allem ist es nötig, jetzt aufzupassen, denn leicht ist der Pfad im Dickicht verloren. Am Ufer des Torrente hinführend, teilt er sich dort, wo mehrere Wasserläufe sich zum Flusse vereinigen. Wer direkt auf die Forcella will, halte sich links und vergesse nicht, sich mit Wasser zu versorgen, denn bis weit über die Passhöhe wird keines mehr angetroffen. Wer in der Malga pra di Toro, 1313 *m*, zu nächtigen beabsichtigt, muss den Pfad zur Rechten einschlagen, der ihn auf eine im Walde gelegene Wiese führt, wo sich die einfachen Blockhäuser inmitten einer unvergleichlich grossartigen Gebirgslandschaft erheben. (Drei Stunden von Domegge. Ausgezeichnetes Wasser in der Nähe.)

Der Weiterweg ist schwer zu beschreiben, denn er zieht sich als undeutliches Steiglein durch Wald, später durch Buchengestrüpp und Latschen hinauf zu den von der Forcella kommenden Geröllfeldern. Verfehlen kann man den Pass nicht. Schon von Ferne zeigt er sich tiefeingeschnitten zwischen den Riesenwänden

der Cridola und des Monfalcone di Forni, aber schwer mag es sein, angesichts der abenteuerlichen, bizarren Dolomitnadeln der Monfalconekette auf die spärlichen Steigspuren zu achten. Je höher man kommt, desto gewaltiger, öder, grossartiger wird die Umgebung, bis endlich auf der Passhöhe ($2\frac{1}{2}$ Stunden von der Wegteilung) sich der steinerne Kreis in erdrückender Grösse zu schliessen scheint. Diesem Bilde fehlen die mildernden und anregenden Kontraste. Stein und Felsen überall, glatte rote Wände, schwarze wasserübertonnene Plattenschüsse, dunkle Kamine, hoch oben sonnenbestrahlte Türme und Zacken, unter den Füßen herabgestürzte Blöcke, Schutt und Geröll — nichts Lebendes, als die leuchtend gelbe Blume des Alpenmohnes, die mitten zwischen den Steinen emporkeimt.

Ausgezeichnet zeigt sich der Gegensatz zwischen den beiden Gruppen. Die Monfalconi, eine Reihe einzelner Türme, die aus ungeheueren Geröllmassen herauszuwachsen scheinen, — die Cridola, ein gigantischer Block, der sich erst auf den Graten in Zinken und Nadeln zersplittert.

Den Abstieg von der Forcella Scodavacca nach Forni di Sopra habe ich nicht selbst gemacht. Man übersieht den ganzen Weg von Forni aus, und wie mir versichert wird, bietet er keinerlei Schwierigkeiten und ist auch nicht zu fehlen.

Vom Passe aus gewinnt man über Schutt die rechte (südliche) Seite des T. Giau, überschreitet ihn beim Casone di Giau, 1360 m, geht wieder auf das rechte Ufer über, schon weit unten wieder auf das linke und erreicht die Hauptstrasse bei der Mündung des T. Giau in den Tagliamento, ungefähr 2 km nordwestlich von Forni.



Häuser von Forni di Sotto.

Auch dieser Teil des Weges gewährt schöne Blicke auf den Torograt und das wildzerrissene Orticomassiv im Süden, aber es fehlt hier der Wald, der belebende Vordergrund, die übersichtliche Aufstellung des Panoramas und die richtige Entfernung von demselben wie in der Val Talagona. Man ist den Felswänden zu nahe. Dagegen sieht man weit hinaus über das freundliche Thalbecken des Tagliamento auf M. Bivera und Clapsavon und die von Pock so schön beschriebene Berggruppe von Sauris.

5. Von Forni di Sopra über den Passo Lavinale nach Cimolais.

Forni di Sopra, 907 m, — Passo Lavinale, 1977 m (drei Stunden), — Casera Meluzzo, 1165 m ($2\frac{1}{2}$ Stunden), — Cimolais, 652 m (drei Stunden); Summa: $8\frac{1}{2}$ Stunden. Mühsam, aber ohne Schwierigkeit, äusserst lohnend. Specialkarte oder Führer nötig. Zwischen Tagliamento und C. Valmenone im Sommer kein Wasser. Stützpunkte: C. Valmenone, 1778 m (eine halbe Stunde südlich des Passes. Wasser), C. Piè dei Pecoli (die Einheimischen kennen es nur unter dem Namen La Caseruta), 1367 m, eine Stunde weiter südlich, Wasser, C. Meluzzo, 1165 m, eine

Stunde weiter südlich, Wasser in einer kleinen Schlucht circa 150 m nordwestlich der Hütte, C. la Fontana, 945 m, eine Stunde weiter südlich, Wasser.

Dieser Pass trennt die Pramaggioregruppe von der Monfalcone- und Duranno-Gruppe.

Es giebt zwei Wege auf den Passo Lavinale. Von dem einen, der mitten durch die Wald- und Latschenwildnis der Costa di Cimacuta führt, muss ich entschieden abraten. Auf dem bequemeren folgt man der Strasse aufwärts bis zur Mündung des T. Gias in den Tagliamento, betritt hier den zur Forc. Scodavacca leitenden Steig und verlässt ihn dort, wo der T. Gias überschritten wird. Dann ist der Pfad nicht mehr gut zu fehlen, dreimal den ausgetrockneten R. del Lavinale querend, führt er steil und mühsam, zum Schlusse durch einen Graben, zu der mit einem Kreuze geschmückten Passhöhe. Zur Rechten hat man jetzt den zur C. Orticello ziehenden zerzackten Grat, links die langgestreckte Mauer, die im M. Cimacuta und Pic di Mea gipfelt, im Vordergrunde steigt aus üppig grünen Matten das imposante Felsgerüst des Crodon di Brica. Hier treffen sich mehrere Pfade, und man sieht, in westlicher Richtung fortschreitend, bald die C. Valmenone vor sich liegen. Bei den beiden ausserordentlich schmutzigen Hütten biegt der Weg nach Norden um, und während er zuerst am linken, dann am rechten Flussufer zu Thale leitet, zeigen sich nacheinander die schönsten Schaustücke der Clautanischen Alpen: Zuerst das Massengewirre der Monfalconi, meist unbenannte Spitzen, hinter denen die beiden Könige Monfalconi di Montanaia und di Forni herausragen. Dann öffnet sich im Westen Val Monfalcone gegenüber Val Brica, zwischen C. Brica und Crodon di Brica, die in mächtigen Steilwänden abbrechen; gerade im Vordergrunde aber erhebt sich, gleich einer abgebrochenen Riesensäule, der fabelhafte, gewaltige Turm des Campanile Gambet. Dann zweigen wieder zwei Seitenthäler ab: nach Nordwesten die Val Monfalcone Cimoliana, eng, ausgefüllt von Schutt zwischen nadelgespickten Graten, nach Südosten Val Inferno, begrenzt vom Brica- und Postegaegrate der Pramaggioregruppe. Noch wenige Schritte, und vor uns liegt eine ebene Wiese, an deren Westende etwas erhöht am Waldessaum zwei Hütten stehen, die C. Meluzzo.

Hier sind wir oft gewesen. Tagelang. Morgens zogen wir aus zu neuen Touren; nach der Rückkehr wurde Erbsensuppe gekocht oder Polenta; und dann lagen wir bis zum Abend im Grase und sahen hinauf zu der finsternen Stalla, oder wir nahmen heilsame Fussbäder im Lago Meluzzo.

Das erste Mal, als wir hier ankamen vom Pramaggiore herunter, im Juni war's, da ging es lebendig zu. In der Hütte hantierten die Sennen am riesigen Milchkessel, und einer, ein alter Mann mit verwittertem Gesicht, hielt uns eine lange Rede über die Verwerflichkeit des Bergsteigens und das Unnütze unseres Thuns, so lange Leute, wie er selbst, für 1 Lira den ganzen Tag hart zu arbeiten hätten. Es war eben die Zeit der Brotkrawalle in Mailand. Draussen trieben die Hirten mit Geschrei und Peitschenknallen die Kühe zum Melken in einen Pferch, einer nach dem andern erschien, goss den schäumenden Inhalt des Melkkübelß in den grossen Kessel und verschwand wieder eiligst. Nur das Galtvieh bummelte noch auf der Weide umher und hunderte von Ziegen, bis auch diese unter lautem Halloh herangeholt und gemolken wurden. Es war eine Scene kräftigen, fröhlichen Lebens in dem engen Thale zwischen den himmelhohen Felswänden.

Und ein Jahr später. — Nacht war's — eine Mondnacht im August. Nun ist das Thal verlassen, die Hirten und Herden sind auf höher gelegene Alpen gezogen; manchmal dringt das Geläute der Kuhglocken herab in die Einsamkeit. Sonst ist kein Laut zu hören. Wie geschmolzenes Silber rieselt das Mondlicht von den Felsgraten, über der Wiese lagert ein leichter, feiner Nebel, durch den

die Sterne schimmern. Weiche, träumerische Stimmung. Der Fuss versinkt im tiefen, taubeschwerten Grase. Einer Liebkosung gleich streicht leiser Wind durch die Bäume, gleitet durch die wallenden Nebelschleier. Drüben, am Fusse der Felswände schwarze, undurchdringliche Schatten. Die Hüttenthüre steht offen. Warmer Feuerschein dringt durch die Ritzen, färbt ein paar Fichtenstämme mit hellem Rot und verliert sich draussen, aufgesogen von der geheimnisvollen Nacht. —

Und wieder ist ein Jahr vergangen. Wir kommen vom Monfalcone herab — missmutig, verstimmt. In der Landschaft ist kein Licht, keine Farbe; Felswände, Bäume und Wiese verschwimmen in eintönigem Grau. Die Berge rücken scheinbar immer näher zusammen, eine undurchdringliche Nebeldecke schneidet sie in der Mitte ab, brütet über dem Thale. Man denkt und empfindet: Zellengefängnis.

Forcella Campol.

Cima dei Preti, 2703 m.

Duranno, 2668 m.

Cima Lasté, 2557 m.



Aussicht von der Cima Spé, 2318 m, gegen die Cima dei Preti.

Ja, Stimmungen giebt's hier noch, stark und gewaltsam, wie die Natur, der sie entkeimen. Stimmungen, die unberührt von dem zersetzenden Einflusse der Kultur, die wir in die Berge tragen, unsere Seele packen und uns Vorstellungen zutragen, wie sie nimmer draussen im Treiben der Menschen gefunden werden können.

»Hier müsste ein Rifugio der S. A. F. stehen«, dachte ich immer, wenn ich zu Hause war; und wenn ich wieder hierherkam, sagte ich: »Gottlob, dass hier nichts ist als Natur.«

Von C. Meluzzo zieht sich der Weg durch Gestrüpp und Latschen am kleinen See vorüber und verliert sich dann in dem das ganze Thal erfüllenden Gerölle. Rechts öffnet sich die mit einer Steilstufe abfallende Val S. Lorenzo, und etwas später, wenn der Pfad, der jetzt am linken Ufer durch Wald führt, wieder besser geworden ist, die Val S. Maria. Etwas erhöht liegt auf ebenem Wiesenplane C. La Fontana. Im Vorblicke zeigt sich die Königin der Carnischen Voralpen in

ihrem Plattenpanzer, die C. dei Preti. Der Weg bleibt am linken Ufer und setzt dann bei der Einmündung der engen Val Pezzeda aufs rechte über. Von der Brücke genießt man einen herrlichen Blick auf M. Monfalcone, Castellatto und Cadin. Dann tritt man in eine Klamm ein, gebildet von engem, finsternem Geklüft, überschreitet zweimal den T. Cimoliana, um endlich bis Cimolais auf der rechten Thalseite weiter zu wandern. Das Thal wird etwas weiter, einzelne Häuser erscheinen zwischen Weideflächen, im Osten ragt über wildes Grabengewirre der Gipfel der C. Vetri und der Vaccalizza, und selbst die erhabene Gestalt des M. Duranno grüßt einen Augenblick aus der Tiefe der sich nordwestlich erschliessenden Val Campol. Den sich immer mehr verbreiternden Schuttstrom der Cimoliana entlang führt der Weg nun bequem nach dem schon sichtbaren Cimolais.

Val Cimoliana heisst das Thal von Cimolais bis zum C. Meluzzo, von hier Val Meluzzo, bis es nach Osten einbiegt, dann Val Valmenone.

Drei Gruppen zeigen sich auf dieser Tour. Die Pramaggioregruppe, die aus kurzen, engen Thälern steilabfallende Grate, gekrönt von mächtigen Klötzen, empor-sendet, die Gruppe der Monfalconi, aufgelöst in unzählige Nadeln, Spitzen und Türme, und der Teil der Durannogruppe, der aus gigantischen, ziegelartig aufgerichteten Platten zu bestehen scheint.

6. Von Pieve di Cadore über die Forcella Spè nach Cimolais.

a) Pieve di Cadore, 879 *m*. — Ponte di Rauza, circa 600 *m* (2 *km* = eine halbe Stunde), — Vedorchiaplateau, circa 1700 *m* (drei Stunden), — Forcella Spè, 2040 *m* (1½ Stunde), — Casera La Fontana, 945 *m* (zwei Stunden), — Cimolais, 651 *m* (zwei Stunden); Summa: neun Stunden. Mühsam, ohne Schwierigkeit, lohnendster Übergang. Specialkarte oder Führer nötig. Bis Vedorchia kein Wasser, aber des Morgens Schatten. Stützpunkte: C. Vedorchia, 1707 *m*, eine Stunde unterhalb der Forcella Spè. C. La Fontana.

b) Bis Forcella Spè wie bei a) — (fünf Stunden), — C. Laghetto, 1874 *m* (zwei Stunden), C. La Fontana, 945 *m* (1½ Stunden), — Cimolais (zwei Stunden); Summa: 10½ Stunden. Weiter, aber noch lohnender und bequemer. Stützpunkte: C. Laghetto (vorzügliches Wasser), C. del Forcella, 1205 *m*, (eine Stunde südlich von C. Laghetto) und die vorigen bei a).

Dieser Pass trennt die Monfalconegruppe von der des Duranno.

Neben dem Hotel al Progresso in Pieve di Cadore beginnt der gute Fahrweg und führt steil durch Sottocastello hindurch und auf der uralten Ponte di Rauza über die Piave. Von hier zweigen verschiedene Saumpfade ab. Direkt über die Wiesen an einigen Heustadeln vorbei in südöstlicher Richtung leitet der kürzeste und steilste Steig zum Vedorchiaplateau, rechts davon zwischen ihm und der Anfela-Schlucht zieht der Saumweg zur Höhe. Beide führen durch Wald, aber von Zeit zu Zeit und besonders vom Rande des Plateaus bieten sich wunder-volle Durchblicke in das Piavethal, auf den Antelao, auf die M. Marmaroli und die Sextener Dolomiten.

Sobald die Höhe erreicht ist, liegt der Weiterweg und die Forcella eingeschnitten zwischen der C. Cadin, der letzten Nadel der Monfalconi und der schon plumperen C. Spè, klar vor Augen. Im Westen begrenzt ihn der kaum 100 *m* höhere Grat der Costa di Vedorchia, der vom M. Vedorchia, 1795 *m*, ausgeht und Val Talagona und Val Anfela scheidet. Nach Osten zu breiten sich herrliche grüne Matten aus, die in die waldbedeckten Hänge der Val Talagona übergehen. C. Vedorchia bleibt links etwas unterhalb liegen.

Über die Wiesen hinweg umfasst der Blick die Cridola- und Monfalconegruppe; und dieses Hochgebirgsbild, dieser Kreis der phantastischsten Zacken, Klötze



Nach der Natur gez. von R. Reschreiter.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Valle Cridola und Monte Cridola.

und Türme, zerrissen von Schluchten und Schuttbänken, in seiner Wildheit gemildert von den umgebenden Wäldern, ist von einer harmonischen Schönheit wie nicht leicht wieder eines in den Dolomiten. Je näher man der Forcella kommt, desto enger schiebt sich der Kreis zusammen, bis endlich auf der Passhöhe die ganze Zackenmauer hinter den nächsten Felsvorsprüngen verschwunden ist; dafür entschädigt hier die Fernsicht auf die Sextener Berge, Dreizinnen etc. und die Aussicht nach Süden. Diese ist freilich grundverschieden von der eben genossenen: drüben weite Ausblicke von herrschender Höhe, hier Begrenzung nach allen Seiten. Gerade im Süden zeigt sich der M. Vaccalizza und ihm zur Seite die C. dei Preti, die von hier aussieht wie eine einzige auf der Schmalseite balancierende Platte.

Von der Forcella Spè aus stehen uns zwei Wege zu Gebote. 1. Der früher viel begangene, seit ungefähr zehn Jahren aber gänzlich verwahrloste durch V. S. Maria. Zu fehlen ist er nicht, denn man steigt einfach im Thalgrunde herab; aber die Aussicht ist fast null und die nähere Umgebung sehr eintönig. Gegen den Thalschluss zu legt sich ein Felskopf vor den Ausgang, der etwas ansteigend östlich umgangen wird. Dann verschwindet der Pfad fast im Gestrüppe und trifft unweit der C. La Fontana auf einen guten Viehweg, der in wenigen Minuten in die Val Cimoliana leitet. Nun weiter wie bei 5.

Viel empfehlenswerter ist der zweite Weg, der zunächst auf der Höhe bleibt. Der von der Cima Spè ausgehende Hauptgrat der Durannogruppe entsendet in die Val S. Maria mehrere Zweigkämme, welche kurze Thäler einschliessen, und zwar von der Forcella an gerechnet Val Misera zwischen dem Spè- und Laresgrate und Val di Lares zwischen dem Lares- und Sellagrate. Diese Thäler müssen ausgegangen, die trennenden Grate überstiegen werden, um die oberste Val Frassin zu erreichen, durch die der Weg dann direkt zur Val Cimoliana führt. Ist man daher auch zu stetigem Auf- und Absteigen gezwungen, so entrollt sich andererseits ein höchst instruktives Bild der nördlichen Durannogruppe mit ihren unansehnlichen, wenig hervortretenden Gipfeln, und ausserdem ist der Blick in die Tiefe der Val S. Maria und Cimoliana und auf die Riesenkerle Turlon, Vaccalizza und Vetri ein äusserst reizvoller.

Die oberste Val Frassin, in deren Mitte die elende Hütte C. Laghetto steht, ist rings von schönen Felspartien eingeschlossen, und von der Val S. Maria durch die Fortsetzung des Sellagrates, der in Cle. Audon, 1973 *m.* und Col di Medri gipfelt, getrennt. Auf dem Abstiege durch die Val Frassin hat man stets die schnee-gesprenkelten Abbrüche der C. dei Preti vor Augen und gewinnt so auf diesem Wege einen vollständigen Einblick in dieses höchst verwickelte Terrain.

Der Weg führt leicht kenntlich über Weiden, dann durch Wald am linken Ufer des Flusses herab, überschreitet später denselben und bleibt nun auf der südlichen Seite des hier nach Osten umbiegenden Thales. An der Casera del Forcella vorbei erreicht man auf prächtigem Waldwege (massenhaft Erdbeeren) bald die Val Cimoliana und damit den bei 5. beschriebenen Weg.

7. Von Forni di Sotto über di Forcella Laresei nach Claut.

Forni Sotto, 774 *m.*, — Tagliamento, 700 *m.* (eine Viertelstunde), — Col Masons, 1561 *m.* (2¹/₄ Stunden), — Forcella Laresei, 1724 *m.* (eine halbe Stunde), — Malga Pussa, 942 *m.* (1¹/₂ Stunden), — Claut, 621 *m.* (2¹/₂ Stunden). Summa: sieben Stunden. Ohne Schwierigkeit, mässig lohnend. Specialkarte oder Führer nötig. Viel Wald. Zahlreiche Hütten am Wege. Wasser spärlich. Varianten möglich, aber ohne Bedeutung.

Dieser Pass trennt die Pramaggioregruppe von der Pregajanegruppe. Im Aufstiege zeigt sich Mittelgebirgscharakter, begrünte und bewaldete Kuppen ohne Felsen-

partien. Zahlreiche Wege durchschneiden das Gehänge, die alle in ziemlicher Nähe den Hauptkamm überschreiten. Die F. Laresei bildet die tiefste Depression desselben und ist auf folgendem Wege am schnellsten zu erreichen. Man quert den Tagliamento bei der Säge, wo sich meistens eine ambulante Brücke befindet, wendet sich einige Schritte nach Westen und trifft am linken Ufer des Rio Cont auf einen guten Steig, der in unzähligen Windungen durch dichtes Gebüsch rasch und steil zur Höhe leitet. Dann fährt der Weg ziemlich eben über Wiesen zur Malga Masons, 1553 m, und über den bewaldeten Col Masons oder westlich an demselben vorbei auf die F. Laresei, von der die gleichnamige Cima, 1804 m, in wenigen Minuten zu erreichen ist.

Vom Gipfel bietet sich eine schöne Aussicht auf die Hauptkette der Pregajane-gruppe mit ihren nach Westen steil abstürzenden Plattengipfeln, den Pramaggiore-klotz, und ein interessanter Einblick in die Tiefe des Settimanathales bis zu seinem Ausgange.

Von der Forcella zieht der gut kenntliche Weg an der rechten (westlichen) Thalseite der Val delle Camoscie hoch über wilde Schluchten dahin zur Malga Legranz, 1465 m, und nun auf dem Val Camoscie und Val di Lai trennenden Rücken steil hinunter in das erstere Thal. Dieses wird gequert, und dann bleibt der Weg stets auf der linken (östlichen) Seite der Val Camoscie, bis diese bei der Vereinigung mit der Val Sainons den Namen Val Settimana annimmt. Bis dahin schreiten wir in dichtem, herrlichen Walde, der, als ich ihn im Juni durchwanderte, von dem be rauschenden Dufte üppig blühenden Goldregens erfüllt war. Rechts vom Wege aber öffnet sich eine herrliche Felsenschlucht, sonst ist jeder Ausblick vom Walde abgeschnitten.

Wieder ein echtes Hochgebirgsbild zeigt sich bei der M. Pussa. Wundervolle Lärchen und Fichten, die sich bis weit hinauf in die Val Sainons ziehen, wie ich sie in gleicher Schönheit an keiner Stelle dieser Berge angetroffen habe, und drüber der Felsenkreis der C. Libertan, Vetta Fornezza und des kühnen Burlaton.

Nun sind wir in die Val Settimana eingetreten, die wir bis Claut nicht mehr verlassen. Der Weg ist nicht mehr zu fehlen. Fast eben zieht er durch schönen Wald erst am linken Ufer der Settimana, dann am rechten dahin, bis endlich Schutt das ganze Thal erfüllt und eine breite, aber beschwerliche Strasse bietet. Die Val Settimana ist so eng und die Thalhänge sind so steil, dass von der begleitenden Gebirgskette fast nichts zu sehen ist. Nur einmal zeigt sich der M. Pregajane mit seinen seltsamen Plattenabbrüchen und auf einen Moment wird gegenüber der M. Pramaggiore sichtbar. Nach ungefähr einer Stunde ist bei den Sette Fontane ein willkommener Rastplatz (herrliches Wasser) erreicht, dann geht es wieder ziemlich eintönig weiter. Steile Wände zur Rechten und Linken, von Schluchten, Einrissen und Gräben durchfurcht; im Thale der bleiche, schweigende Geröllstrom. Wohl jeder wird froh sein, wenn endlich die Felsen zurücktretten und sich ein freier Ausblick öffnet auf die sonnige Ebene von Claut.

8. Von Tramonti di Sopra über die Forcella Caserata nach Claut.

Tramonti, 441 m, — Pinet, 592 m (drei Stunden), — Forcella Caserata, 1516 m (zwei Stunden), — Val di Gere, circa 1000 m (eine Stunde), — Claut, 621 m (2 1/2 Stunden). Summa: 8 1/2 Stunden. Ohne Schwierigkeit, aber sehr mühsam. Ziemlich lohnend. Spezialkarte oder Führer nötig. Des Morgens bis Pinet Schatten. Von Pinet bis Anfang der Val di Gere meist kein Wasser (auf der Forcella sehr schlechtes Wasser). Stützpunkte: Zahlreiche Hütten bis Pinet. Fünf Minuten südlich der Forcella C. Caserata. Vom Ausgange der Val di Gere bis Claut mehrere Hütten.

Dieser Pass trennt die Pregajanegruppe von der Gruppe des M. Raut und führt bis zur Forcella durch eine Landschaft, die Mittel- und Hochgebirgscharakter in eigentümlicher Weise verbindet. Das Thal der Meduna, welches durchwandert wird, ist eigentlich eine enge, düstere Schlucht, doch kommen infolge der geringen Höhe und starken Vegetation die Felspartien nicht immer zur rechten Geltung. Von weiter Aussicht ist keine Rede, einmal zeigt sich der schöngeformte Gipfel des M. Frascola, und die letzten drei Stunden vor Erreichung des Passes hat man stets die imposante Ostwand des M. Dozaip vor Augen, der einen grossartigen und doch malerischen Thalschluss bildet. Auf der Forcella Caserata ändert sich dies Bild sofort. Im Süden ziehen sich sanfte Grashänge zu den M. Dozaip und Pinzat hinauf, die selbst nicht sichtbar sind, gegen Norden aber übersieht man den Hauptstock der Pregajanegruppe, die in prächtigen Steilwänden nach Süden abstürzt. Vom circa 3 km langen, ebenen Val di Gere aus präsentieren sich diese Abstürze noch besser und schaffen zusammen mit den waldigen, zerrissenen Hängen zur Seite ein Hochgebirgsbild von ergreifender Schönheit. Auf dem Weiterwege nach Claut hat man den langgestreckten Rücken der M. Riccitume und Fratta vor sich. Wie die Hauptgipfel der Pregajanegruppe fallen auch sie nach Süden in Steilabbrüchen, nach Norden in Platten ab, nur sind diese wegen der geringeren Höhe bis fast zum Gipfel mit dichtem Walde bedeckt. Kolossale Stücke aber sind aus den Platten herausgewittert, und seltsam leuchten aus dem dunklen Grün die scharfen, zackigen Bruchflächen. Unten rauscht die Cellina in einem mit Riesenablecken erfüllten Schluchtbette, im Hintergrunde erscheint der immer majestätische Col Nudo.

So bietet der Weg von Tramonti nach Claut Abwechslung der landschaftlichen Scenerie, er ermüdet aber durch seine Länge von über 30 km.

Gleich südwestlich von Tramonti öffnet sich das Thal de Meduna. Der gute, von der reichen Familie Zatti aus Tramonti verbesserte Weg zieht am linken (nördlichen) Ufer hoch über dem Flusse dahin, unter Frassaneit durch, dann in südlicher Richtung herunter zum Wasser, biegt sodann wieder nach Westen um, überschreitet ohne Brücke den aus dem Canal Grande kommenden Fluss, quert in ermüdendem Auf- und Abstiege einen Felsvorsprung und führt endlich von C. Pinet aus steil durch Wald zu einer Art Plateau. Von hier aus hält man sich rechts, geht einige Gräben aus und erreicht circa eine Stunde vom Plateau die Forcella Caserata.

In die Val di Gere leiten zwei Wege hinab. Der bequemere an der rechten (nördlichen) Thalseite, der steilere, etwas schneller, an der südlichen. Gut ist er nicht. In dichtem Walde hat man auf die Steigspuren aufzupassen, um nicht abzuirren. Bei einer herrlichen Klamm (gutes Wasser) erreicht man den Thalboden. Nun giebt es ein ermüdendes Schurtstampfen über die Ebene der Val di Gere, später trifft man auf Wiesen und am Ende der Val di Gere auf einen guten Karrenweg, der am rechten (nördlichen) Ufer der Cellina ins Thal herunterzieht, diese mehrmals überschreitet und endlich von Lesis, 640 m, als schmales Strässchen ziemlich eben nach Claut führt.

Die innerhalb der einzelnen Gruppen liegenden Übergänge werde ich bei der Beschreibung der Gruppen erwähnen. Mit der vorliegenden Schilderung der acht die Gruppen trennenden Pässe sowie der im ersten Teile dieses Aufsatzes behandelten äusseren Grenzen der Clautanischen Voralpen wurde die Umkreisung jeder Gruppe ausgeführt, und es erübrigt uns nun, in die sechs Gebirgsgruppen selbst einzudringen. Die nördlichste derselben ist

9. 1) Die Gruppe der Cridola.

Das Massiv der Cridola bildet ein ungeheueres Hufeisen, das nach Norden zu offen ist. Der die westliche Seite bildende Kamm hat vom Col della Croce bis P. 2442 eine Länge von 3 km, der südliche Hauptkamm von P. 2442 bis M. Toro eine solche von 2500 m; der östliche Seitenkamm zwischen M. Toro und M. Mieron ist 2100 m lang.

Der westliche Seitenkamm heisst vom Col della Croce, 1830 m, bis M. Montanello, 2441 m: Cresta di M. Agudo, und trägt von Norden nach Süden die Coten 2123 und 2295 m. Vom Montanello streicht der Grat über die mit 2398 m und 2442 m cotierten unbenannten Gipfel in südöstlicher Richtung, biegt etwas südlich vom P. 2442 nach Osten um, senkt sich zu einer in der Tavolette nicht angegebenen Scharte von circa 2350 m, steigt zum Westgipfel der Cridola, 2555 m, sowie zum Hauptgipfel an, 2581 m, um dann zur gleichfalls nicht eingezeichneten Tacca del Cridola, circa 2250 m, steil abzustürzen. Hierauf erhebt sich der Grat wieder zum Felsurm P. 2404, und zieht, unterbrochen von der in der Tavoletta ebenfalls vergessenen Forcella della Mescola, zum mehrgipfeligen M. Toro, 2328 m. Zwischen dem M. Toro und dem jetzt nach Norden umbiegenden Grate liegt die Forca del Cridola, 2172 m, dann schwingt sich der Grat zur Cresta del Mieron auf, die von Süden nach Norden folgende cotierte Gipfel zählt: P. 2382, 2341, 2373, 2290, 2215, und mit dem M. Mieron, 2157 m, schliesst.

Der einzige Zweiggrat von Bedeutung ist der kurze Gratast, der, von der südwestlichen Ecke des Hauptgrates ausgehend, im Crodon di Scodavacca, 2381 m, gipfelt. Ausserdem lösen sich noch Kämme ohne besondere Gipfelbildung vom M. Montanello in nordwestlicher Richtung, vom Crodon di Scodavacca in Westrichtung, von P. 2382 der Cresta del Mieron und dem M. Toro in östlicher Richtung, letztere im M. Vallonuto, 1680 m, gipfelnd.

Damit sind auch die von den Kämmen der Cridolagruppe eingeschlossenen Thäler gegeben. Der hufeisenförmige Hauptgrat begrenzt Val Cridola, das einzige grössere Thal der Gruppe. Im Westen liegt ein kurzes, steiles Thal zwischen den beiden vom Montanello ausgehenden Kämmen, Val dei Laviniali di Agudo und zwischen den vom Montanello und Crodon di Scodavacca abzweigenden Kämmen Val Montanello. Noch unbedeutender sind die beiden Thäler auf der Ostseite der Gruppe, Val Vallonuto zwischen den von M. Toro und P. 2382 fortlaufenden Graten, Val dei Cadorini zwischen letzterem und der Cresta del Mieron.

I. Pässe.

Die Cridolagruppe besitzt keine eigentlichen Pässe, sondern nur enge, wenige hundert Meter unterhalb der Kammhöhe liegende Scharten.

a) Die Tacca del Cridola, circa 2250 m.

Von Lorenzago vier Stunden, von Forni di Sopra 4 1/2 Stunden ohne Schwierigkeit, mühsame Schutt- oder im Frühsommer Schneestampferi. Nur mit einer Besteigung der Cridola lohnend.

α) Von Lorenzago auf der strada del Mauria eine halbe Stunde aufwärts, bis rechts ein Karrenweg zur Val Cridola hinabführt. Unten Säge. Am rechten Ufer des Torr. Cridola auf gutem Fusswege durch Latschen an einer Hütte vorbei, 1105 m, dann zu einer zweiten Hütte, 1195 m, und undeutlichen Steigspuren folgend in den Thalhintergrund. Grossartige Umgebung. Nun die Schurthänge in öst-

1) Der Übersichtlichkeit halber, und um mich später auf die betreffenden Zahlen beziehen zu können, numeriere ich die einzelnen Abschnitte fortlaufend.

licher Richtung hinan (Wasser) und durch eine steile Schutt- oder Schneerinne südlich auf die Tacca zwischen einem dreieckigen Felsturm und dem eigentlichen Cridolakörper.

β) Von Forni di Sopra wie bei Nr. 4 auf die Forcella Scodavacca, 2043 m, und etwas westlich der Passhöhe über das von der Tacca herabkommende Geröllfeld auf dieselbe.

An landschaftlicher Schönheit sind beide Routen ziemlich gleich. Auf dem Wege durch die Val Cridola hat man stets die gigantische Nordwand der Cridola vor Augen, sowie die wilden Abstürze der Cresta del Mieron und des M. Agudo. Wegen Route β siehe Nr. 4. Von der Tacca Aussicht auf Oltrepieve und Gruppe von S. Stefano, gegen Süden auf die fabelhaft wilde Monfalconegruppe.

Cima di Forni, 2475 m.

Cima Monfalcone, 2453 m.

Monfalcone di Forni, 2504 m.



Monfalcone di Forni, Cima di Forni und Cima Monfalcone von der Tacca del Cridola.

b) Die Forca del Cridola, 2172 m.

Ohne Bedeutung. Von Lorenzago bis Passo del Mauria sechs Stunden. Mühsam, schwer zu finden.

Von Lorenzago wie bei α, aber anstatt die nach Süden ziehende Schuttrinne zu benutzen, immer weiter in östlicher Richtung über Geröll, dann eine kleine Felspartie, Schnee und Blöcke zur Forca zwischen M. Toro und P. 2382. Nun am Fusse der Felsen nordöstlich auf Schutt und Gras weitertraversierend zu einem Einschnitt im Grate und aus Val Vallonuto hinüber in die Val Cadorini. Durch Latschen und einen Graben querend (des T. Tora) auf einen Jagdsteig und über Wiesen zur Cantoniera auf der Passhöhe.

Aussicht von der Forca beschränkt, aber in der nächsten Umgebung wilde Felsscenerien.

c) Die Forcella della Mescola.

Ohne Bedeutung. Nicht schwierig. Mühsam. Von Forni di Sopra nach Lorenzago circa acht bis neun Stunden.

Von Forni di Sopra wie bei Nr. 4. Etwas vor der C. di Giau, 1360 *m*, rechts ab und durch dichtes Gesträuch zu Casera del Boschett (auf der Tavol. nicht angegeben). Nun in westlicher Richtung zu einer Scharte in dem vom Toro südlich streichenden Grate (von Forni sichtbar) und um den Toro herum zur Forcella. Von hier über Schutt hinab auf die westlich von der Forca del Cridola befindlichen Geröllfelder und weiter wie bei b (Krammer).

Ausserdem kann der Grat zwischen P. 2442 und 2398 überschritten werden. Die Einheimischen heissen das steile Couloir, das von Val Cridola in die oberste Val Montanello führt, Ghiaia delle Lavine. Im August, als kein Schnee mehr lag, fanden wir das Couloir in seinem letzten Teile ungangbar und erreichten den Grat östlich von P. 2442 oberhalb der unbenannten Scharte zwischen P. 2442 und 2555. Dieser Übergang ist praktisch wertlos, zeitraubend und schwer zu finden. Das Problem eines Übergangs aus der Westecke der Val Cridola in die Val Pra di Toro ist also erst zur Hälfte gelöst.

II. Ersteigungen.

a) Monte Cridola, 2581 *m*. Grossartiges, nach Süden und Norden in Steilwänden abstürzendes Felsmassiv. Von Lorenzago 5½ bis 6 Stunden, von Forni di Sopra 6 bis 6½ Stunden. Mässig schwierig.

α) Auf die Tacca del Cridola wie bei Ia (α und β), dann nordöstlich über steile, begrünte und mit Schutt bedeckte Schrofen empor in ein Couloir der Ostwand und ohne besondere Schwierigkeit auf eine ebene Rippe (Steinmann). Nun unter einem überhängenden Felsen durch in das breite Couloir der Südseite und durch dasselbe empor bis circa 20 *m* unter den Grat. Dann links über eine circa 5 *m* hohe, sehr steile Wand und mit wenigen Schritten auf den luftigen Gipfel.

Aussicht: Grossartig. Ampezzaner, Sextener Dolomiten, Carnische Hauptkette, Clautanische Voralpen (besonders schön Monfalconegruppe), Piavethal, Oltrepiaive, Carnia.

β) Westgipfel, 2555 *m*, mühsam, schwierig. Von Domegge circa acht bis neun Stunden. Von C. pra di Toro (s. Nr. 4) auf dem Wege zur F. Scodavacca empor und durch eine lange, steile Geröllrinne in das Kar östlich des Crodon di Scodavacca. Nun nach Osten traversierend auf einen Sattel hinter einem Latschenkopfe zwischen der Cridola-Südwestwand und dem erwähnten Kare. Weiter lange Traverse östlich in eine Mulde unter der Südwestwand, dann nordöstlich empor über Schrofen und durch eine Geröllrinne auf den Westgrat, der ungefähr an seiner tiefsten Stelle betreten wird. Nun auf der Südseite auf- und absteigend, nicht schwierig, erst durch eine Rinne, dann nach rechts über Schrofen auf eine Scharte und östlich auf den Grat und zum Gipfelturm, der schwierig erklettert wird (Dr. Schuster und Genossen). (Jedenfalls leichter vom Hauptgipfel aus.)

b) P. 2442. Ohne Bedeutung. Unbestiegen. Von der obersten Val Montanello in das Kar zwischen Crodon di Scodavacca und P. 2442, und auf Bändern, dann durch Schuttrinnen wahrscheinlich ziemlich leicht zum Gipfel.

c) P. 2398. Ohne Bedeutung. Unbestiegen. Aus der obersten Val Montanello ohne Schwierigkeit.

d) M. Montanello, 2441 *m*. Schöner, weithin sichtbarer Felsberg. Aus der Val Montanello ohne Schwierigkeit, aus der Val Cridola schwierig und sehr mühsam. Von Lorenzago oder Domegge fünf Stunden. Durch Val Cridola je nach Schneebedeckung.

Von Lorenzago auf der Militärstrasse herab über die Ponte del Cridola und etwa zehn Minuten auf der Strasse fort. Nun durch Wald und über steile Wiesen, an einigen Heustadeln vorbei, gerade aufwärts zu einem guten Wege (Wasser). (Nicht zu fehlen, wenn man den Bach entlang aufwärts steigt.) In schwach ausgeprägtem Waldthale empor (M. Froppa bleibt rechts) und oberhalb des alten Klosters fast horizontal nach rechts (südöstlich). (Von Domegge gelangt man hierher, indem man dem Wege bis zum Kloster auf dem M. Froppa folgt und dann südwestlich durch Wald ansteigt.) Dann immer dem Steig folgend aufwärts zur C. Montanello di sotto und einen bewaldeten Kamm überschreitend zur C. Montanello di Sopra, auf einem Schafsteige in die oberste Val Montanello, dann links (nordwestlich) ab über Rasen und brüchiges Gestein empor leicht zum Gipfel. (Vermessungssignal auf einem nördlichen Vorgipfel.)

Aussicht ähnlich wie von der Cridola. Thalansicht noch schöner. Boithal, Piavethal, Oltrepiave.

Aus der Val Cridola erstiegen wir den Montanello auf einem langwierigen, wenig empfehlenswerten Wege, indem wir, Couloirs und Schuttbänder benutzend, den Grat etwas südlich von P. 2442 erreichten, etwas abstiegen und auf der Südseite bis in die Val Montanello traversierten. Dann weiter wie oben

e) Cresta del M. Agudo, 2295 m und 2123 m.

Von Dr. J. Kugy erstiegen. Bericht über die Besteigung fehlt. Sowohl aus einem der aus Val Cridola emporziehenden Gräben als aus Val del Lavinale di Agudo zu erreichen.

f) Crodon di Scodavacca, 2381 m. Ohne Bedeutung. Leicht. Sehr schöne Aussicht, besonders auf Monfalconegruppe.

Aus der Val Montanello durch eine steile Schuttrinne auf eine Scharte (in der Tav. nicht angegeben), zwischen Crodon und P. 2442 (etwa 1 cm nördlich von „di“ in Crodon di Scodavacca) und über Schutt und Gras auf den Gipfel.

g) P. 2404. Ein kühner Felsturm östlich der Tacca del Cridola. Unerstiegen. Voraussichtlich sehr schwierig.

h) M. Toro, 2328 m. Mehrgipfliges Felsmassiv. Unerstiegen. A. Krammer machte mehrere erfolglose Versuche von der Forcella della Mescola (Ic) aus.

i) Cresta del Mieron, 2382, 2341, 2373, 2290, 2215 m, und M. Mieron, 2157 m. Eine Reihe durch Couloirs getrennte Felstürme. M. Mieron vermessen. Eine Spitze, vermutlich 2290 m, bestiegen (Cronaca I. 87 nicht 97, wie Z. d. D. und Ö. A. V. 1900, S. 393). Wahrscheinlich am besten aus der Val dei Cadorini.

10. Die Monfalconegruppe.

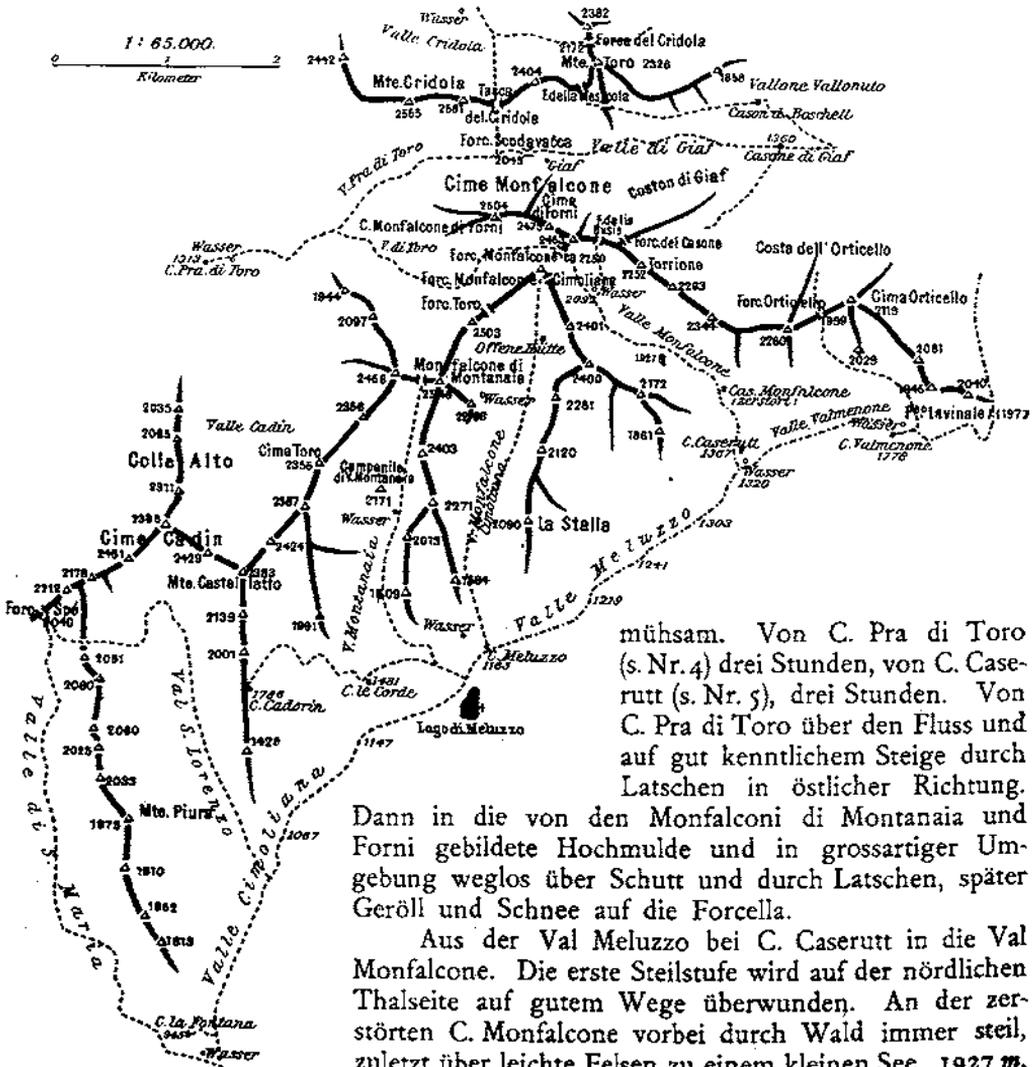
Die Monfalconegruppe ist die verwickelteste der Clautanischen Voralpen und steht infolge ihrer vielen noch unerstiegenen und jedenfalls meist schwierigen Gipfel im Vordergrund des alpinen Interesses. Die umstehende Kartenskizze erspart mir die geographische Detailbeschreibung. Als vollständig erforscht darf diese Gruppe nicht gelten; abgesehen von den noch jungfräulichen Gipfeln ist die Begehbarkeit zahlreicher Pässe touristisch noch nicht nachgewiesen. Leonida d'Agostini hat in Nr. 2 von In Alto 1901 eine ausführliche Arbeit über den nördlichen Teil der Gruppe veröffentlicht; ich werde bei Beschreibung der einzelnen Touren bemerken, wo ich mit der von ihm vorgeschlagenen Nomenklatur nicht übereinstimmen kann.

I. Pässe.

Ein ausgesprochener Pass führt über die langgestreckte Mauer der Monfalconegruppe, dagegen öffnen sich zwischen den einzelnen Gipfeln schmale, wenig unter

der Kammhöhe gelegene Scharten, die mit mehr oder minderer Schwierigkeit wohl alle überschritten werden können. Meist entsenden sie steile, mühsam zu begehende Schuttrinnen zu Thale, die auf der Nordseite bis weit in den Sommer hinein mit Schnee und Eis bedeckt sind. Die wichtigsten Pässe sind folgende:

a) Die Forcella Monfalcone, circa 2250 m (Forcella Monfalcone di Forni des Agostini), verbindet die Val di Toro und Val Monfalcone. Ohne Schwierigkeit, aber



mühsam. Von C. Pra di Toro (s. Nr. 4) drei Stunden, von C. Caserutt (s. Nr. 5), drei Stunden. Von C. Pra di Toro über den Fluss und auf gut kenntlichem Steige durch Latschen in östlicher Richtung.

Dann in die von den Monfalconi di Montanaia und Forni gebildete Hochmulde und in grossartiger Umgebung weglos über Schutt und durch Latschen, später Geröll und Schnee auf die Forcella.

Aus der Val Meluzzo bei C. Caserutt in die Val Monfalcone. Die erste Steilstufe wird auf der nördlichen Thalseite auf gutem Wege überwunden. An der zerstörten C. Monfalcone vorbei durch Wald immer steil, zuletzt über leichte Felsen zu einem kleinen See, 1927 m, und nun bequem über begrüntes Terrain, mehrere Mul-

den ausgehend, zur Forcella.

b) Forcella da lis Busis, 2245 m(?), verbindet Val Monfalcone und Val di Gias. Sehr mühsam. Von der obersten Val Monfalcone in wenigen Minuten über Gras zu erreichen. Von der Casone di Gias (s. Nr. 4) zwei Wege.

a) Weg zur Forcella Scodavacca. Etwa eine Stunde unterhalb derselben nach Süden abbiegend, erreicht man ein von den Graten der Monfalconi gebildetes Kar und über sehr steilen Schutt mühsam die Forcella (circa drei Stunden).

β) (Weniger mühsam.) Direkt südwestlich in das Thal, dessen Ostwand von

der Costa dell'Orticello gebildet wird, erst auf einem Steig durch Wald, dann weglassig zur Forcella del Casone und auf der Südseite des Monfalconegrates traversierend zur Forcella (circa drei Stunden).

c) Forcella Monfalcone Cimoliana verbindet Val Monfalcone Cimoliana und Val Monfalcone, circa 2260 m (Forcella Leone des H. Agostini). Ohne Schwierigkeit. Von der Forcella Monfalcone (s. a.) in wenigen Minuten an der Ostseite von P. 2450 traversierend zu erreichen. Von C. Meluzzo (s. Nr. 5) (circa drei Stunden) erst durch Wald auf Steig in die Val Monfalcone Cimoliana, dann steil und mühsam über Schutt auf begrüntes Terrain und bequem über Gras und Geröll auf die Forcella. (Wer in die Val Toro will, kann ohne Schwierigkeit auch die unbenannte Forcella westlich von P. 2450 überschreiten.)

d) Forcella Toro verbindet unmittelbar nördlich des P. 2503 die Val Monfalcone Cimoliana und Val Toro (Forcella Monfalcone Cimoliana des H. Agostini). Ich glaube, dass letztere Bezeichnung der unter c erwähnten Forcella zukommt, die am Ende des Thales liegt. Um nicht neue Namen einzuführen, habe ich die Forcella »d.« Forcella Toro genannt, da sie eine Verbindung mit dem gleichnamigen Thale herstellt.) Nicht leicht. Sie wurde überschritten, aber Näheres nicht veröffentlicht.

e) Forcella Montanaia verbindet die Val Toro und Montanaia. Sie liegt zwischen dem Monfalcon di Montanaia und P. 2456 und wurde meines Wissens nie überschritten. Von Norden jedenfalls sehr mühsam. Von Süden leicht. Von M. Meluzzo (s. Nr. 5) circa 3 1/2 Stunden; circa zehn Minuten auf dem Wege südlich fort, dann westlich ab und über Geröll steil empor in die Val Montanaia. Über eine Steilstufe auf schlechtem Steige östlich vom Campamile di Val Montanaia empor und über Gras, später Geröll und Schutt weniger steil zur Forcella.

f) Forcella Orticello, 1999 m, unmittelbar westlich des gleichnamigen Gipfels, verbindet die untere Val Giau mit Val Valmenone. Soll leicht sein. Steigspuren.

II. Ersteigungen.

1. Im Grate des Monfalcon di Forni.

a) Cima Orticello, 2119 m. Östlichster Gipfel der Gruppe vermessen. (Vom gleichnamigen Passe aus [s. If.] wahrscheinlich ohne Schwierigkeit.)

b) Torrione. Auf der Tav. ohne Namen. 2252 m. Ein von der Forcella Monfalcone (s. Ia) prächtig erscheinender Felsturm. Über den Südostgrat anscheinend leicht.

c—f) Die zwischen Cima Orticello und Torrione liegenden Punkte 2260 m, 2344 m, 2293 m sind touristisch unerstiegen. Versuche aus der Val Monfalcone hätten wohl Erfolg.

g) Cima Monfalcone, 2453 m (Cima Monfalcone di Forni, des H. Agostini). Nicht schwierig. Sehr schöne Aussicht. Von der Forcella Monfalcone (s. Ia) unter einem riesigen Blocke längs des Nordgrates traversierend, dann eine steile Geröllrinne durchsteigend fast bis zum Ende. Etwa 20 m unterhalb desselben rechts in eine begrünte Rinne, durch einen Kamin und leichte Felsen zum Doppelgipfel und über eine fast senkrechte Wand auf die etwas höhere Nordspitze (eine Stunde).

h) Cima di Forni, circa 2475 m. Sehr schwierig. Brüchiges Gestein. Einzige Ersteigung von L. d'Agostini 7. September 1900. (i. A. XII. 19.) Wie bei g in die Geröllrinne und, dieselbe nach links verlassend, zu einer Scharte im Grate, die eine kühne Felsäule (s. unten) vom Gipfelkörper trennt. Von hier zu einer Art Fenster und auf der Ostseite über eine fast grifflose Wand und durch einen sehr schweren Kamin zu einem Sattel und auf die höhere Nordspitze. (2 Stunden 20 Minuten.)

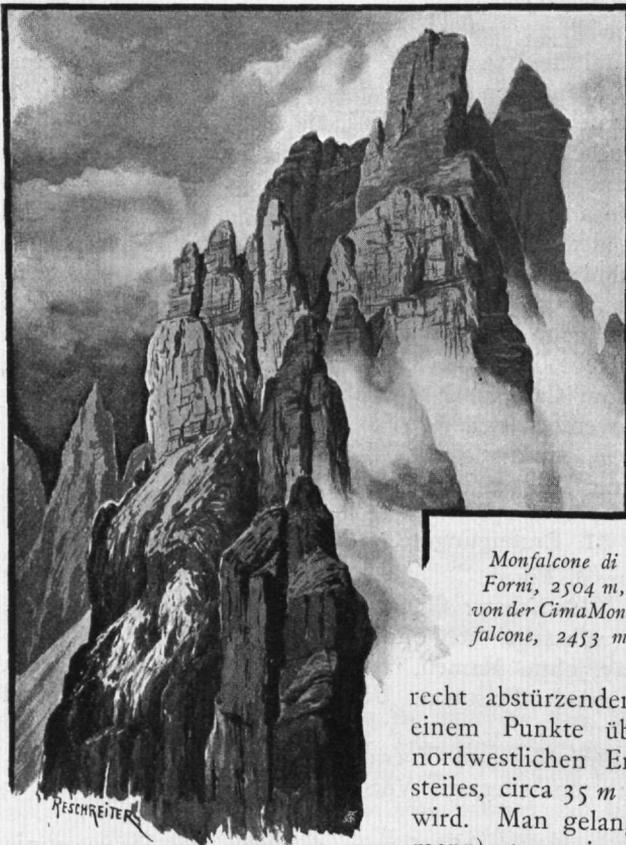
i) Cima a Sigaro, unmittelbar östlich der Cima di Forni. Unerstiegen. Von Agostini ihrer zigarrenförmigen Gestalt wegen so getauft.

k) Monfalcone di Forni, 2504 m. Von C. pra di Toro (s. Nr. 4) zur F. Scodavacca und knapp unter der Passhöhe erst südöstlich dann östlich über Geröll und Schnee zu einer Scharte zwischen 2504 und einem markanten Felszahne. Dann über einen kleinen Kopf in eine andere Scharte, östlich einige Meter in einer Schuttrinne hinab, um eine Felsecke herum und rechts von einer breiten Schneerinne in einen Geröllkessel. Nun westlich, rechts von einer schmalen Rinne, über Schrofen empor zu einer Scharte, auf einem Bande westlich auf ein weiteres Schartl, wo sich in der Nordwand eine Rinne zeigt, durch diese schwierig über einen eingeklemmten

Block auf eine Scharte und über den luftigen Grat auf den Gipfel, ca. fünf Stunden. (Dr. Schuster und Genossen.) Erste Besteigung durch Lothar Patera. Erste Besteigung des etwas höheren Ostgipfels durch Leonida d'Agostini.

2. Im Hauptkamme.

l) Monfalcone di Montanaia, 2549 m, höchster Gipfel der Gruppe. Nicht leicht. Aussicht umfassend. Interessante Besteigung. Von C. Meluzzo (s. Nr. 5) circa fünf Stunden. In der Val Monfalcone Cimoliana (s. Ic) empor, bis sich links (westlich) eine begrünte Mulde öffnet (Cadin di Monfalcone), die mühelos durchstiegen wird. Der Berg ist in seinem unteren Teil von einer senkrecht



Monfalcone di Forni, 2504 m, von der Cima Monfalcone, 2453 m.

recht abstürzenden Wand verteidigt, die nur an einem Punkte überwunden werden kann. Am nordwestlichen Ende der Mulde öffnet sich ein steiles, circa 35 m hohes Couloir, das durchklettert wird. Man gelangt auf ein kleines Plateau (Steinmann), traversiert auf breitem Bande horizontal circa 30 m nach links und setzt den Aufstieg, sich

immer etwas links haltend, über leichte Felsen, Schutt und Gras bis zum Grate fort. Nun auf die Westseite des Hauptgrates, ein paar Schritte etwas exponiert traversierend über eine sehr steile Wand auf den Gipfel zum Steinmann.

(Der Anstieg von der Forcella Montanaia (s. Ic) scheint nicht unmöglich.)

Über Besteigungen der im Hauptgrate befindlichen cotierten P. 2450, 2503, 2288, 2405, 2271, 2013 m ist nichts bekannt. Von P. 2450 zweigt ein Grat südwärts ab, der in den ebenfalls unerstiegenen P. 2401, 2400, 2261, 2120, 2090 m gipfelt. Letzterer Punkt, bei den Einheimischen unter dem Namen der Stalla bekannt, soll von Jägern unter sehr grossen Schwierigkeiten bestiegen worden sein. Vom Monfalcone di Montanaia biegt der Grat nach Westen um, zieht zum unerstiegenen P. 2456 und südlich über den gleichfalls unbetretenen P. 2356 zur

m) Cima Toro, 2355 m. Dieselbe wurde angeblich aus der Val Cadin ohne

hervorragende Schwierigkeiten erreicht, doch ist ein Irrtum nicht ausgeschlossen. Die südlich folgenden P. 2387 und 2424 sind unerstiegen. Sie stellen wie alle Gipfel dieser Gruppe schöne Felstürme dar.

n) M. Castellatto, 2383 *m*, ein mehrgipfliges, anscheinend schwer zu erreichendes Zackengewirr. Ein Versuch zu seiner Ersteigung hätte wahrscheinlich nur aus der Val S. Lorenzo Aussicht auf Erfolg. Jedenfalls nicht leicht.

o) — q) Cime Cadin, 2429, 2386, 2431 *m*. P. 2429. Der Ostgipfel ist unerstiegen. Mittelgipfel. Von C. pra di Toro (s. No. 4) durch Val Cadin auf schlechtem Steige, später Geröll gegen die Scharte zwischen P. 2386 und 2311. Kurz vor der Scharte links ab auf ein breites Grasband und in die Felsen etwa in der Mitte der Nordostwand. Ein Stück durch eine Felsrinne, später rechts, dann wieder links von ihr, kurz vor Erreichung des Grates in der Rinne schwierig auf die Kammhöhe und von Süden her schwierig auf die Spitze, vier Stunden. (Dr. Schuster und Genossen.) Der höhere Westgipfel kann von der Forcella Spè (s. Nr. 6) aus ohne besondere Schwierigkeit bestiegen werden. (1½ Stunden.) Von der Forcella horizontal unter dem nach Osten ziehenden Grat durch, dann etwas absteigend in eine begrünte Mulde, diese über Gras und Schutt ausgehend, rechts in die Westwand und über steile, aber gutgestufte Felsen auf den Gipfel. Aussicht ausserordentlich schön.

r) Campanile di Val Montanaia, 2171 *m*. Dieser unglaublich kühne Felsturm (siehe Zeitschrift 1900, S. 389) dürfte jedem Ersteigungsversuche kaum überwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Am besten scheint ein solcher von Norden ausführbar, doch ist der unterste Steilabfall jedenfalls nur mit künstlichen Hilfsmitteln zu überwinden.

11. Die Pramaggioregruppe.

Diese Gruppe stellt einen verwickelten Gebirgsstock dar, dessen Mittelpunkt der M. Pramaggiore, 2479 *m*, bildet. Von ihm lösen sich folgende Grate ab:

Der Cimacutagrät nach Norden, von circa 5½ *km* Länge. Vom Pramaggiore senkt sich der Kamm zur Tacca del Pramaggiore, circa 2250 *m* (fehlt auf der Tav.), steigt dann zu P. 2306 und zieht in Nordwestrichtung über P. 2359 zur Cima Lescion, 2409 *m*, P. 2351, fällt zum Passo del Mus, 2057 *m*, steigt über P. 2109, 2176 zur Cima Fantolina, 2284 *m*, und weiter über P. 2261, 2245 zum Pic di Mea, 2208 *m*, und über P. 2100 und P. 2100 zum M. Cimacuta, 2059 *m*. Ausser dem Passo del Mus befinden sich drei überschreitbare Scharten in diesem Grate: zwischen P. 2109 und 2176, P. 2245 und 2155, und P. 2100 und 2100 *m*.

Von P. 2245 löst sich nach Westen ein kurzer Zweigkamm ab, der zuerst zu P. 2082 sich aufschwingt, dann zur Forcella Brica (in der Tav. ohne Namen) fällt und über P. 2155 den Gipfel des Crodon di Brica, 2240 *m*, gewinnt.

Von P. 2176 zweigt nach Westen ein weiterer Kamm ab, der Bricagrät. Vom Hauptkamm durch die Forcella Inferno (in der Tav. ohne Namen) getrennt. Er schwingt sich über P. 2205 zur Cima Brica, 2362 *m*, und verläuft, sich nordwestlich wendend, über P. 2165, 2182, 2169, 2038 zum Campanile Gambet, 2023 *m*.

Der Postegaeagrät, circa 6 *km*. Vom M. Pramaggiore westlich über dessen Vorgipfel, 2426 *m* und 2446 *m*, zum Passo Pramaggiore, 2240 *m*, und südlich zur Cima Cadin, 2316 *m* und 2258 *m* (der Name steht fälschlich bei 2258 *m*), dann wieder westlich über P. 2163, 2257 zur Cima Postegae, 2355 *m*, und über den Signalgipfel, 2327 *m*, zu den Torri Postegae (in der Tav. fälschlich Cima Postegae; auf der österreichischen Karte besser Costa Postegae), 2348 *m* (höchster). Dann wendet sich der Kamm nach Norden zu P. 2001, 2109 und Cima Sboda, 1991 *m*, und fällt über Col Meluzzo steil zur Val Meluzzo ab.

Von dem Torre Postegai, 2348 *m*, senkt sich ein Zweiggrat südlich zur Forcella Ciol di Mont (in der Tav. ohne Namen), 2003 *m*, und steigt zum M. Ferrara, 2221 *m* und 2353 *m*. (Der Name steht fälschlich bei 2221 *m*.) Dem Postegaegrat ist westlich ein langer, niederer Kamm vorgelagert, der Bregolinakamm, der die wenig bedeutenden Gipfel Col dell'Agnei, 1837 *m*, Colle Ronçada, 1926 *m*, P. 1859, P. 2011, M. Bregolina, 1990 *m*, und P. 1981 *m* enthält, und durch die Forcella Ronçada, 2008 *m* (auf der Tav. nicht angegeben) vom M. Ferrara getrennt ist.

Von der Cima Cadin zweigt zuerst nach Süden, dann nach Südwesten der circa 10¹/₂ *km* lange Turlongrat ab. Über die P. 2197, 2158, 2012, 1991 der Costa Cadin senkt er sich zur Forcella Dof, 1846 *m*, und erhebt sich wieder zum M. Dof, 1976 *m*. Dann folgen Pale Candele, 2252 *m*, P. 2226. M. Turlon, 2311 *m*, P. 2046, 2223, 2270. Cima Vetri (fehlt auf der Tav.), 2300 *m*, und M. Vaccalizza, 2246 *m*. Von hier senkt sich der Kamm zum M. Barbano, 1405 *m*, und M. Piolsa, 942 *m*, der steil zur Val Settimana und Cellina abfällt.

Ein wenig ausgeprägter Grat streicht von P. 2450 des M. Pramaggiore fast direkt südlich über P. 1987 und 1749 der Filone Crocella zur Forcella Conters, 1574 *m*, und Costa Carpenà, 1660 *m*.

Ebenso hat der östlich abzweigende Ruagratt trotz seiner Länge von circa 5 *km* wenig Bedeutung. Er wendet sich von P. 2306 nach Osten, erreicht über P. 2235 den Sidon di Pramaggiore (2150 *m*, Marinelli), dann den Einschnitt, 2075 *m*, und den M. Rua, 2177 *m*, und über die P. 1815, 1883, 1891 die C. delle Sarodine, 1895 *m*, senkt sich zum Passo di Ciavalli, 1800 *m*, steigt wieder zur C. di Ciavalli, 1938 *m*, und P. 1854, und endet an der Forc. Laresei, 1752 *m*. Von der C. delle Sarodine zieht ein niederer Rücken, der im Col di Pramanz, 1370 *m*, endigt, nach Nordosten.

Von dem P. 2306 des M. Pramaggiore löst sich ein weiterer Grat in Nordrichtung ab, der circa 4 *km* lange Suolagratt. Er senkt sich erst zu dem Einschnitte des Passo di Rua, 2007 *m* (Ciglio di Rua: Marinelli), zieht über P. 2044, 2054 und 2019 zur Cima di Suola, 2078 *m*, dann über P. 1918 zum Pco. di Mezzodi, 1835 *m*, und stürzt ziemlich steil zum Tagliamento ab.

Die wichtigsten Thäler der Pramaggioregruppe sind folgende: Im Norden Val di Suola, zwischen Cimacuta- und Suolagratt, Val della Pissandola, Val Rovadia zwischen dem Suolagratt, einem Zweigkamm und dem von der C. delle Sarodine abzweigenden Grataste, Val Purone zwischen diesem und dem von der C. Laresei kommenden Grate. Sie münden in das Thal des Tagliamento. Im Osten: Val Brica zwischen dem Massiv des Crodon di Brica und Bricagratt, Val dell'Inferno zwischen Brica- und Postegaegratt, Val Vallone zwischen Postegaegratt und Bregolinakamm, Val Pezzeda zwischen Bregolinakamm und Turlongrat. Alle diese Thäler münden in die Val Cimoliana. Nach Süden in die Val Settimana führen: Val Ciorosolino zwischen Turlongrat und dem von P. 2450 den Pramaggiore südlich abzweigenden Grate, Val Depes und Val delle Marie zwischen diesem und dem Ruagratt. In die oberste Val Settimana, die Val delle Camoscie, endlich mündet Val di Lai zwischen dem Ruagratt und einem vom M. Rua ausgehenden unbedeutenden Zweigkamm. Die nach Norden ziehenden Thäler haben zahlreiche, kurze, touristisch bedeutungslose Seitenthäler.

I. Pässe.

a) Der Passo di Rua, 2007 *m*, und Sidon di Pramaggiore, 2150 *m*, verbindet Val Suola und Val Depes. Von Forni di Sopra nach Claut circa acht Stunden. Nur in Verbindung mit einer Besteigung des Pramaggiore lohnend. Ohne Schwierigkeit.

Von Forni di Sopra über den Tagliamento am linken Ufer des Tor. Suola zur C. Suola, 1586 *m* (sehr schöner Thalschluss), und steil über Gras zum Ciglio

di Rua, 2007 *m.* Auf dem Grate nach Süden zu bequem aufwärts, den nach Südosten führenden Steig benutzend und auf den Sidon di Pramaggiore. (Vier Stunden.) (Aussicht auf die Pregajanegruppe). Nun über Schutt und Weidegründe bequem absteigend zur C. Pramaggiore, 1812 *m.*, und durch Val Depes oder sich westlich haltend durch Val Ciorosolino in die Val Settimana (zwei Stunden) und wie bei Nr. 7 nach Claut.

b) Der Passo del Mus, 2057 *m.*, verbindet Val Suola und Val dell'Inferno. Von Forni di Sopra nach Cimolais circa 8½ Stunden. Mühsam, ohne Schwierigkeit. Schöne Einblicke in die Pramaggioregruppe.

Zur C. Suola, 1586 *m.*, wie bei a. Nun rechts (südwestlich) abzweigend über Geröll steil auf den Pass (3½ Stunden) (sehr beschränkte Aussicht) und erst in westlicher, dann südlicher Richtung zur C. Val dell'Inferno, 1802 *m.* (eine halbe Stunde), in sehr schöner Lage. Nun durch Wald steil ins Thal und erst am rechten, dann am linken Ufer auf gutem Wege, stets mit Blick auf die Monfalconi in die Val Meluzzo und zur gleichnamigen Casera, 1165 *m.* (1½ Stunden). Dann weiter wie bei Nr. 5 nach Cimolais.

c) Die Forcella Brica, circa 2040 *m.*, verbindet die oberste Val Valmenone mit Val Brica. Ohne Bedeutung. Vom Passo Lavinale (s. Nr. 5) direkt südlich, fast eben, über Blockwerk und Matten (herrliches Wasser) auf die unbedeutende Depression der Forcella (circa eine Stunde) und nach Osten ausweichend leicht in die Val Brica.

d) Die Forcella dell'Inferno, circa 2100 *m.*, verbindet die oberste Val Brica mit der obersten Val dell'Inferno. Ohne Bedeutung. Vom Thalschluss der Val Brica südlich über Gras auf den Grat und steil herab auf den vom Passo del Mus (s. b) kommenden Weg.

e) Der Passo Pramaggiore, 2240 *m.*, verbindet Val Ciorosolino mit Val dell'Inferno. Mühsam. Aus der Val Settimana ab circa bei der Cote 905, und durch Val Ciorosolino zur C. Larisei, 1377 *m.* Dann weiter in Nordrichtung und sich nordwestlich wendend unter den Abstürzen des M. Pramaggiore durch über Schutt sehr steil auf den Pass, circa 3½ Stunden (Aussicht beschränkt). Vom Passe über eine steile Schutthalde, dann auf gutem Wege in die Val Postegae (südlich Zweigthal der Val dell'Inferno) zur C. Postegae di Sotto, 1406 *m.*, in die Val Inferno und nach C. Meluzzo, 2½ Stunden.

f) Forcella Ciol di Mont, 2003 *m.*, verbindet Val Vallone mit Val della Stua (nördliches Seitenthal der Val Pezzeda), sehr mühsam. (Nur in Verbindung mit einer Ersteigung der C. Postegae lohnend.) Von C. Meluzzo in die sich südlich öffnende Val Vallone und auf Schutt, dann Steigspuren folgend, zuletzt eine sehr steile Geröllrinne auf die Forcella zwischen M. Ferrara und C. Postegae, circa 2½ Stunden, in grossartiger Umgebung. Nun über Geröll, Felsen und Latschen mühsam herab zur C. della Stua, 1590 *m.*, und weiter in die Val Pezzeda.

g) Forcella Ronçada, 2008 *m.*, verbindet Val Vallone mit Val della Stua. Bequem und schön wie f. Von C. Meluzzo in die Val Vallone und nach circa 1¼ Stunden rechts durch Latschen aufwärts zur Hochfläche des Colle Ronçada, 1926 *m.* (noch schöner: Abstecher zur C. Ronçada, 1782 *m.*, und Col dell'Agnei, 1837 *m.*, mit schönster Ansicht der Monfalconegruppe). Hierauf leicht zur Forcella zwischen Bregolinakamm und M. Ferrara, zur C. Bregolina Grande, 1860 *m.*, Casera della Stua und weiter wie bei f.

h) Forcella Dof, 1846 *m.*, verbindet Val Ciorosolino mit Val Pezzeda. Ohne Bedeutung. Von Cas. Larisei (s. e) südwestlich auf Steig zur Forcella zwischen M. Dof und Costa Cadin und gleich unter derselben zur C. Bregolina Piccola, 1739 *m.* Weiter zur C. Fabbro, 1712 *m.*, und in die Val Pezzeda.

f, g und h lassen sich zusammen zu einem Übergange von der Val Setti-

mana in die Val Cimoliana benützen. Dann bei h von C. Bregolina piccola zur C. della Stua und weiter wie bei f oder g.

i) Der Passo di Ciavalli, circa 1800 m. Aus dem Tagliamentothal in die Val Settimana. Variante möglich. Val Forni di Sotto nach Claut circa acht Stunden. Von Forni di Sopra circa 7 $\frac{1}{2}$ Stunden. Nicht schwer.

Von Forni di Sotto auf der Strasse aufwärts und nach circa einer halben Stunde gegenüber Val Purone auf ambulanter Brücke über den Tagliamento. Dann auf der linken (westlichen) Thalseite aufwärts zu der Stalle Pramanz, über Stalle Purone di Sotto, 1454 m, und di Sopra, 1526 m, zur Malga Ciavalli, 1726 m, und auf den doppelt eingeschnittenen Pass, circa 1800 m (circa 3 $\frac{1}{2}$ Stunden). Von da am besten zur Forcella Laresi, 1752 m, und weiter wie bei Nr. 7.

Cima Lescion, 2409 m.

Monte Pramaggiore, 2479 m.



Aussicht vom Casera Val dell'Inferno, 1802 m.

Von Forni di Sopra die Strasse flussabwärts, circa 20 Minuten, und bei Andrazza über den Tagliamento. Nun in südöstlicher Richtung, fast eben, Val della Pissandola und Val Rovadia querend, in letzterem aufwärts bis zur Einmündung des Rio di Ghirei, 1012 m. Auf der linken (südlichen) Thalseite aufwärts zur Malga Ciavalli (circa 3 $\frac{1}{2}$ Stunden), und weiter wie oben.

II. Ersteigungen.

a) Monte Pramaggiore, 2479 m, am öftesten bestiegener Berg der Clautanischen Voralpen. Mächtiger Felskamm, der nach Norden in Steilwänden abstürzt. Unschwierig. Von Forni di Sopra 5—5 $\frac{1}{2}$ Stunden, von Claut circa sechs Stunden.

Einzige, bisher benützte Ersteigungslinie über die Tacca del Pramaggiore und den Nordostgrat. Vom Passo di Rua, 2007 m (s. Ia), dem Grate folgend, dann sich dicht an den Felsen haltend, in eine von überhängenden Wänden gebildete Galerie, zum Schlusse sehr steil auf die Tacca del Pramaggiore, 2250 m, eine Stunde vom Pass. (Hierher gelangt man auch bequem aus der Val Settimana, Val Ciorosolino oder

Val Depes und C. Pramaggiore, oder aus dem Val dell'Inferno von der gleichnamigen Casera steil über Schutt.) Von der Tacca meist etwas unterhalb des Grates auf der Südseite leicht zum Gipfel.

Aussicht: Bester Übersichtspunkt der Carnischen Voralpen. Totalaussicht gering.

b) Cima Lescion, 2409 *m.* Von Casera Val dell'Inferno (s. Ib) in das Kar zwischen C. Lescion und P. 2351 ohne besondere Anstrengung, dann auf einen Felsisporn der Nordwand von links nach rechts schräge aufwärts und schwierig und exponiert von rechts nach links über Bänder und Wandeln zum Westgrat, auf diesen und nach Süden auf die Spitze (drei Stunden). (Dr. Schuster und Genossen.)

Der Weg des ersten Ersteigers Lothar Patera vom M. Pramaggiore aus scheint leichter zu sein.

c) Cima Fantolina, 2284 *m.* Vermessen. Aus der obersten Val Brica oder von C. Val dell'Inferno über Forcella Inferno, von Westen, vermutlich leicht.

d) Pic di Mea, 2208 *m.* Unschwierig. Vom Passo Lavinale (s. Nr. 5) südlich über Schutt und Weidegründe, dann östlich steil über Geröll, zuletzt eine kurze, senkrechte Wand auf den breiten, trümmerbedeckten Gipfel. Eine Stunde. Aussicht: Thalaussicht in die Carnia und Carnische Hauptkette.

e) M. Cimacuta, 2059 *m.* Leicht. Einige Minuten vor Erreichung des P. Lavinale (s. Nr. 5) durch eine Schuttrinne auf den Grat, und den Signalgipfel links lassend, auf den höchsten Punkt, 2100 *m* (drei Viertelstunden). (Eventuell auch bedeutend schwieriger durch einen der in die Val Suola herabziehenden Gräben.) Besonders schöne Thalaussicht. Tagliamentothal bis M. Amariana.

f) Crodon di Brica, 2240 *m.* Stattliches Felsgerüst. Im letzten Teile schwierig. Etwas unterhalb der Forcella Brica (s. Ic) rechts ab und über Grashänge und durch eine sehr steile Rinne (in der Mitte unter einem eingeklemmten Blocke durch) auf einen kleinen Sattel südlich des höchsten Punktes. Nun über eine brüchige Wand auf den Grat und schwierig und sehr exponiert über die luftige Schneide auf den Gipfel. (Da wir die Kletterschuhe und das Seil zurückgelassen hatten, gaben wir auf dem Grate die Besteigung auf.)

g) Cima Brica, 2362 *m.* Schön gezackte Felswand. Mässig schwierig. Vom C. Val dell'Inferno durch Wald und Latschen zu dem von der C. Brica südwestlich herabziehenden Couloir. In demselben ein Stück aufwärts und links auf einen latschenbewachsenen Grat. Von demselben nach rechts traversierend in ein grosses, nach Osten ziehendes, trümmererfülltes Couloir, und dieses durchsteigend auf die Ostwand und durch einen steilen Kamin auf den Gipfel (zwei Stunden). Aussicht ähnlich wie vom M. Pramaggiore.

h) Campanile Gambet, 2023 *m.* Gewaltiger Felssturm. Unerstiegen. Wahrscheinlich am besten aus der Val Meluzzo, südlich von P. 1241 und zuletzt von Südosten.

i) Cima Cadin (di Postegae), 2316 *m.* Unbedeutender Gipfel im Postegaeerate. Vom Passo di Pramaggiore (s. Ie) über den Grat leicht auf Schutt und erdigem Terrain, zum Schluss auf kurzem Bände zum Gipfel (1½ Stunden).

k) Cima Postegae, 2355 *m.* Höchster Gipfel in dem langen Grate. Leicht, aber mühsam. Von C. Meluzzo in die Val Inferno, dann rechts in die Val Postegai, durch Wald und Gehölz zur C. Postegae di Sotto, 1406 *m.*, und di Sopra, 1719 *m.*, dann über feinen Schutt mühsam gerade hinauf zum Grat und Gipfel (vier Stunden). Aussicht ähnlich wie vom Pramaggiore.

Von Forcella Ciol di Mont (s. If) dem nach Norden ziehenden Grate folgend, oder nach Osten ausweichend, östlich von P. 2348 auf den Grat und über denselben zum Gipfel (1½ Stunden).

l) Torri di Postegac, höchster, 2348 *m.* Imposante Felstürme. Von der Cima Postegac leicht über den Grat und steile Trümmerhalden. Schöner Blick in die wilde nähere Umgebung. Die beiden niederen, nördlichen Türme sind, jedenfalls mit erheblichen Schwierigkeiten, aus der Val Postegac zu ersteigen.

m) Monte Ferrara, 2353 *m.* Schöne Felspyramide. Nicht schwierig. Touristisch unerstiegen. Von der Forc. Ronçada, 2008 *m.* (s. Ig), über den Südgrat, eventuell schwieriger von Forc. Ciol di Mont (s. If) über den Nordgrat. (Jedenfalls sehr instruktive Aussicht.)

Die niederen Gipfel des Postegaegrates: Cima Sboada und Col Meluzzo, des Bregolinakammes, sowie der Costa Cadin haben keinerlei touristische Bedeutung.

n) Pale Candele, 2252 *m.* Nicht besonders schwierig. Von der C. Bregolina piccola, 1139 *m.* (s. Ih.), um den Vorsprung herum, der die Cote 2054 *m.* trägt, und nach Süden durch ein Thal (Val Grande, fehlt auf der Tav.) mit charakteristischen Schichtungen auf die Sella del Turlon (auf der Tav. nur cotiert als P. 2226) (eine Stunde). Nun ostwärts über Felsen, Abbrüche und Kamine nicht leicht zum Gipfel (drei Viertelstunden). Aussicht ähnlich wie vom M. Turlon.

Von Claut in die Val Settimana bis zu den Sette Fontane (s. Nr. 7), (zwei Stunden), dann links ab auf einem Schafsteige in einen Graben (Ciol della Sandissa, auf der Tav. ohne Namen, zwischen R. la Roccia und R. Stanga), und denselben beim Anfang der Felsen verlassend, westlich weiter (Wasser), dann auf besserem Wege über Wiesen zur Sella del Turlon, 2226 *m.* (drei Stunden), und weiter wie oben. (Von der Sella kann man eventuell auch zur C. Fabbro, 1712 *m.*, absteigen.)

o) Monte Turlon, 2311 *m.* Höchster Gipfel des Turlongrates. Schwierig. Steigeisen erwünscht. Von der Sella del Turlon (s. oben) über den schmalen Grat, teils auf der Cimoliana-, teils Settimanaseite, sehr exponiert zum Gipfel (1½ Stunden). Aussicht jedenfalls sehr lohnend.

p) Cima Vetri, 2300 *m.* (auf der Tav. ohne Namen). Schöner, kühner Felsgipfel. Über eine Besteigung ist nichts bekannt. Wahrscheinlich aus der Val Settimana über den Südgrat.

q) M. Vacalizza, 2246 *m.* Eckpfeiler des Turlongrats. Infolgedessen sehr dankbarer Aussichtsberg. Mässig schwierig. Von Claut (4½ Stunden) in die Val Settimana und nach einer Viertelstunde auf steilem, gutem Steige zur C. Vacalizza, 1432 *m.* Nun ca. eine Viertelstunde gegen die Scharte im Hauptkamm und rechts ab durch eine steile Grasrinne und über Latschenbänder mühsam auf einen Vorgipfel und über den Grat mit netter Kletterei auf den Hauptgipfel.

r) M. Rua, 2177 *m.* Unbedeutender Grasgipfel. Von der C. Pramaggiore ohne jede Schwierigkeit.

s) Cima delle Sarodine, 1895 *m.*, Cima di Ciavalli ohne touristische Bedeutung, jedenfalls ohne jede Schwierigkeit.

t) Cima di Suola, 2078 *m.* Kühner Felsgipfel. Vermessen. Wahrscheinlich am besten von Osten ohne besondere Schwierigkeit.

u) Pco. di Mezzodi, 1833 *m.* Vermessen. Besteigung ohne Interesse und kaum schwierig.

(Schluss folgt im Bande 1902.)



Ludwig Purtschellers Grabdenkmal zu Salzburg.

Seit dem 11. März 1900 ruht Ludwig Purtscheller auf dem Kommunal-Friedhofe zu Salzburg. In der Nähe der schönen Salzachstadt schlüft dieser Bergfreund, den im Leben seine Begeisterung für die hehre Alpenwelt, sein in idealer Bewunderung der Schönheit des Hochgebirges erglühendes Herz und sein Forschungsdrang nie zu völliger Ruhe gelangen liessen, den letzten Schlaf. Purtscheller, der unermüdliche Erforscher der Alpenwelt, war ein begeisterter Anhänger des D. u. Ö. Alpenvereins; ihm hat er mit Freude seine Dienste geweiht und für ihn hat er vielfach und segensreich gewirkt. Dafür aber bewahrt der Alpenverein auch dem schlichten Manne, dessen Verdienste um den Alpinismus und um die Erschliessung der Alpen in der alpinen Geschichte einen hervorragenden Platz einnehmen, für immer ein treues, verehrungsvolles Andenken.

Als letzte Ehrung und in dankbarer Erinnerung hat der Alpenverein seinem allzufrüh geschiedenen Freunde ein würdiges Denkmal an seiner letzten Ruhestätte errichtet. Dieses Denkmal besteht in einem aus dem Marmorwerke »Kiefer« in Oberalm bei Hallein stammenden Obelisk, den ein von Hans Bitterlich in Wien ausgeführtes Bronzemedailon mit dem Reliefporträt Purtschellers schmückt. Ausser dem Namen des Verbliebenen trägt der Gedenkstein nur noch die einfache Inschrift: »Seinem unvergesslichen Freunde der Deutsche und Österreichische Alpenverein«. Die Lage von Purtschellers letzter Ruhestätte ist, wie die des Salzburger Kommunal-Friedhofes überhaupt, eine sehr schöne. Das Schrofenhaupt des Untersberges sieht auf diesen würdigen Ort der Ruhe hoch und ernst herab, aus weiterer Ferne grüssen die meist schneegesprenkelten Felsen des Hohen Gölls und noch weiter südlich erscheint in den zarten Tönen ferner Kalkfelsen die lange Mauer des Tennengebirges. Auf der anderen Seite rahmt das breite Salzachthal der im grünen Gaisberg endigende Höhenzug ein. Sie alle, die ragenden Gipfel, haben den entschlummerten Bergfreund im Leben so oft jene ideale Freude und jene glückliche Befriedigung zu teil werden lassen, welche nur die Natur zu erwecken vermag — nun sind sie ihm im Tode treue Wächter. Mancher Bergfreund, der nach Salzburg kommt, um jene Bergriesen zu besuchen oder von diesem herrlichen Thore der Alpenwelt aus in deren Heiligtümer einzudringen — wird seine Schritte auch zu Purtschellers Grab lenken, um dem zur ewigen Ruhe eingegangenen, hervorragenden Bergsteiger, dem begeistertesten Lobredner der hehren Hochgebirgsschönheit, dem idealen Naturfreund den letzten Gruss und ein ernstes Gedenken zu weihen.

Hier aber, in dieser Zeitschrift, die dem Manne, der Pickel und Bergstock wie Feder gleich meisterhaft handhabte, so viele ihrer wertvollsten Beiträge verdankt, hier durfte auch das Bild von Purtschellers Grabdenkmal nicht fehlen.



Naturaufnahme von Würhle & Sohn.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

*Denkmal für L. Purtscheller
auf dem Kommunalfriedhofe zu Salzburg.*

Berge von S. Stefano

Papernkofel

Rothwand

Hochbrunner Schneide

Eller

Monte Giralba

Girabaijoch

Zwölfer

Gsellknoten

Dreischusterspitze

Drei Zinnen

Cadinapitzen

Schwabenspitzenkopf

Hannold

Birkenkofel

Monte Cristallo

Cresta bianca



Naturaufnahme von F. Benesch.

Blick vom Pfannhorn bei Toblach auf die Dolomiten.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.



Herausgegeben vom
Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein

o *Östliche Alpen* (siehe auch die *Alpenkarte* von *W. Meißner*)
F *Engelberg*, mit *Flussverläufen* & *Gruppen* (siehe auch die *Alpenkarte* von *W. Meißner*)
& *Flussverläufe* mit dem *Namen* & *den Höhen* & *den Namen* & *den Höhen* & *den Namen* & *den Höhen*

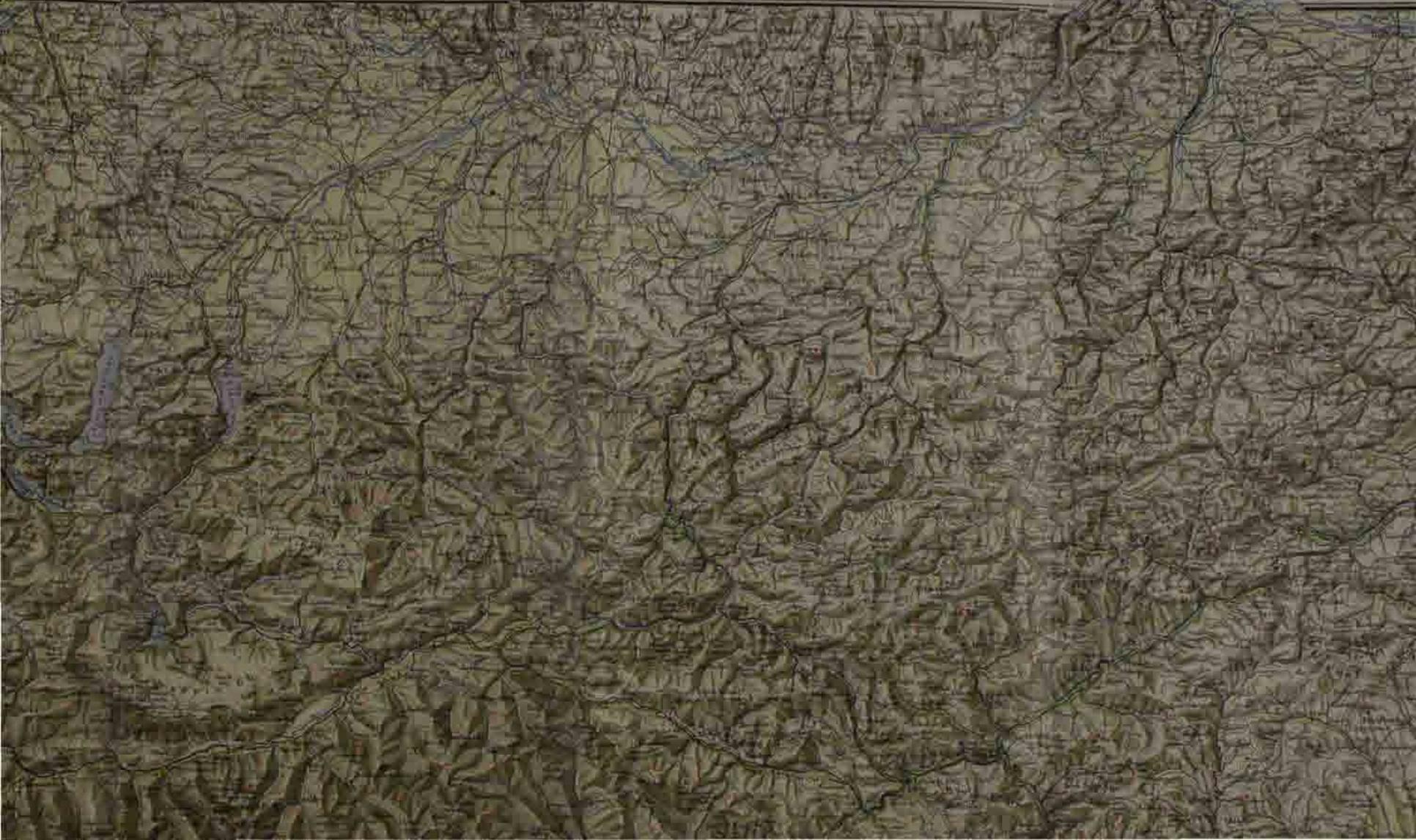
SCHUTZHÜTEN in UEBERSICHTSKARTE



Die in dieser Karte dargestellten Höhen sind nach den Höhenmessungen der österreichischen Landesvermessung und der in diesem Lande befindlichen Höhenmessungen der Kaiserlichen Geodetischen Commission bestimmt.

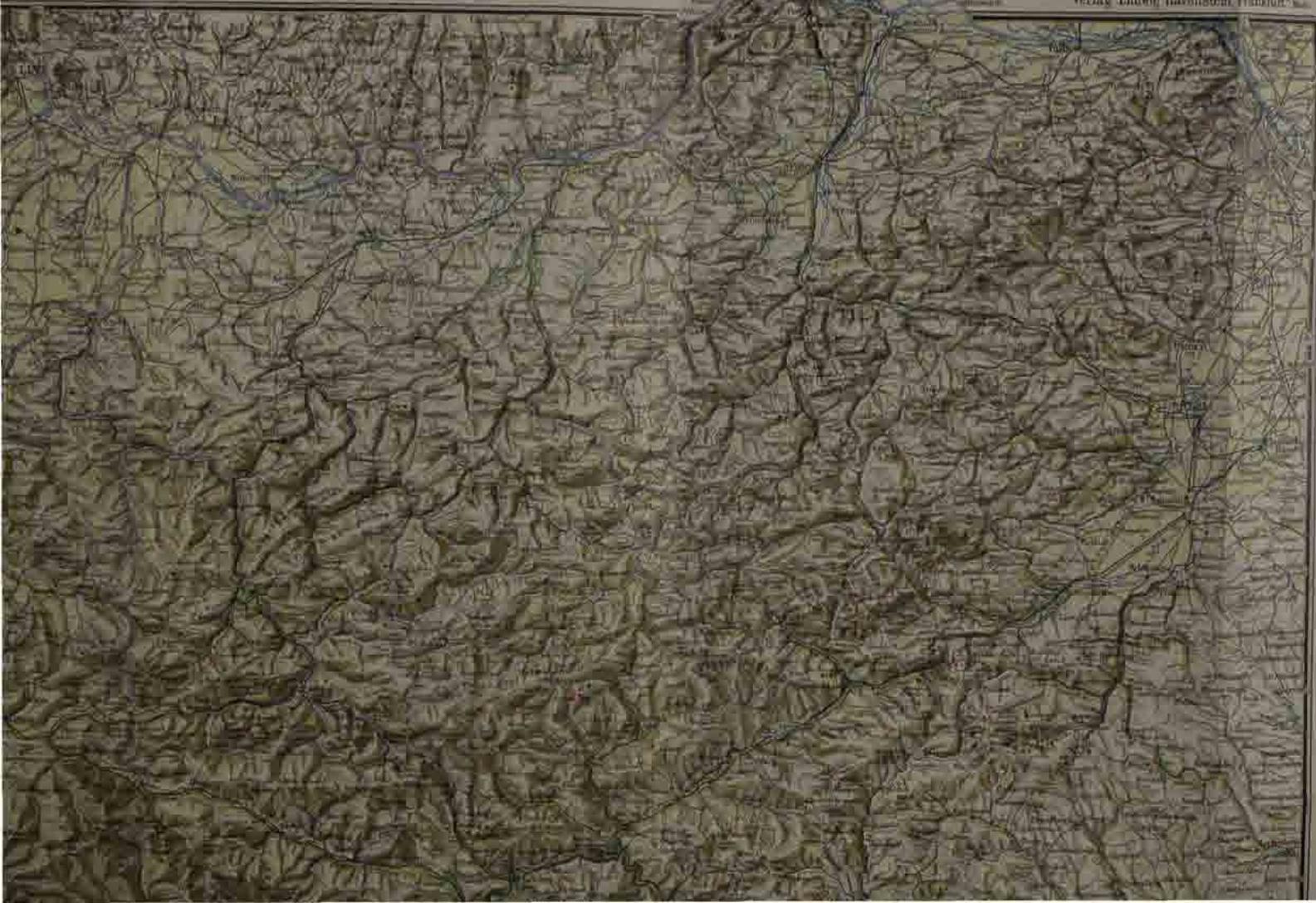
SCHUTZHÜTTEN u. UEBERSICHTS-KARTE DER OSTALPEN, ÖSTERRICHISCHES BLATT

Verlag



ÜBERSICHTSKARTE DER OSTALPEN, ÖSTLICHES BLATT.

Verlag Ludwig Neumann, Frankfurt a. M.



Wenn diese Karte in der Natur gezeichnet, Karte in nicht selbst Zustände unter Beibehaltung von je 1000 (auch Marken) an Luft









Poststationen ohne den Namen

Kilometer

Verlag v. Neumann, Neudamm bei Berlin

STADT, SIMT, Fläche nicht richtig, nicht genau, die die Grenzen der Länder, Provinzen, etc. zeigen, sind nur für den Orientierungszweck bestimmt

